Digitized by Google

H. Jehum. 9 7 5 = 1

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Digitized by Google

<36639029320014

<36639029320014

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

Digitized by Google

Fides

oder

die Religionen und Culte

der bekanntesten Völker der Erde alter und neuer Zeit.

Von

Johann Peter Gerlach,

Camerar des Capitels Zirndorf, drittem Pfarrer, Scholarch und Schulen-Inspektor der Stadt Fürth, im Königreiche Bayern.

Erster Band.

Erlangen,

bei J. J. Palm und Ernst Enke

1830.

W.
141. D.

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Religion ist ursprünglich durch Gott in die Menschen gekommen, war Vätersage, bis Schrift nöthig ward, und wird in gewissen Zeiten der Verdunkelung durch Männer Gottes und Begebenheiten erneuert.

Joh. v. Müller.

Digitized by Google

Vorrede.

Herr Meiners sagt in der Vorrede zu seinem trefflichen Buche: Kritische Geschichte aller Religionen ꝛc. Hannover bei Hahn, 1806.: "Wer die bekannten Religionen, es sey nun nach der Ordnung der Zeiten, oder nach der Ordnung der Länder, in welchen sie blüheten, schildern wollte, der müßte nothwendig das, was allen oder vielen Religionen gemein ist, unzählige Mahl wiederholen und durch diese Wiederholung derselben oder ähnlicher Dinge einen beinahe unüberwindlichen Ekel erwecken." Man überzeugt sich leicht, daß diese Worte etwas Wahres und etwas Unwahres sagen. Das Wahre ist, daß sich in allen Religionen der Erde dieselben ersten und vornehmsten Ideen finden, was ganz natürlich erscheint, da man annehmen muß, daß sie alle aus einer Quelle hergeflossen sind, wie das Menschengeschlecht in allen seinen Verschiedenheiten immer dieselben Grundeigenschaften zeigt, weil es von einem einzigen Paare abstammt.

Digitized by Google

Aber es kann — und das ist das Unrichtige der Behauptung — dem denkenden Menschen ganz und gar keinen Ekel machen, es hat mir keinen verursacht, in den Darstellungen des Bramaismus die mir früher bekannt gewordenen Ideen des Mosaismus wieder zu finden und diesen überall, bei den Völkern des Nordens von Europa und des Südens von Amerika zu begegnen; vielmehr hat es mich mit einer reinen und innigen Freude erfüllt und mit Bewunderung der unendlichen Weisheit und Liebe, die überall in aller Welt den Menschen so nahe ist, und sich keinem unbezeugt gelassen, die, was alle nöthig haben, was Alle wahrhaft glücklich macht, nicht tief versteckt, nur leicht begraben hat, die das Mannichfaltige aus dem Einfachen hervorzubringen, oder das Einfache in tausend Verschiedenheiten zu gestalten wußte, die dabei den menschlichen Geist so ausgerüstet hat, daß er überall die Hülle zu beseitigen vermag, um bis auf den Kern durchzudringen und das Wahre von dem Falschen, das Wesentliche von dem Zufälligen zu scheiden.

Allerdings überschauet man das Wesen der Religionen bequemer in der Form, welche Herr Meiners gewählt hat, doch ist dabei nicht zu übersehen, daß eben diese Form nur dem eigentlich wissenschaftlichen Forscher willkommen ist; den Liebhaber, der bei seiner Lektüre nicht blos belehrt sondern auch angenehm unterhalten seyn will, stößt das Systematische, das Gelehrte, öfters zurück, ermüdet ihn wenigstens. So wie nun der Beschauer einer Gallerie von Familiengemählden von der immer wiederkehrenden Aehnlichkeit in den einzelnen Bildern keineswegs zurückgestoßen, vielmehr auf eine angenehme Weise angezogen, und durch die Mannichfaltigkeit, in welcher sie erscheint, so wie durch die Verschiedenheit des zufälligen Aeussern ergriffen und unterhalten wird; so mag auch wohl der Liebhaber durch eine Gallerie der Religionen der Erde mit Vergnügen und Befriedigung hindurchgehen, wenn

Digitized by Google

er nur in jedem der einzelnen Bilder das ihm Eigenthümliche und Besondere nicht vergeblich sucht.

Das ungefähr waren die Gedanken, die mich leiteten, als ich den Plan zu dem vorliegenden Buche faßte. Entstanden ist es aus Sammlungen, die seit einer Reihe von Jahren angelegt sind. Ein Freund der religiösen Wahrheit und des Forschens nach derselben habe ich seit Jahren die meisten meiner Mußestunden auf das Lesen und, wo es nöthig war, auf das Studium solcher Schriften verwendet, die von Religion überhaupt und von den Formen der Religion handeln, die unter den Menschen gefunden werden. Zwar hatte ich anfänglich dabei weiter keine Absicht, als mich zu belehren und über das Wesen der Religion und ihre Erscheinungen möglichst klare Ansichten zu erwerben; allein es konnte mir nicht entgehen, daß so viele um und neben mir dasselbe Bedürfniß, wenn auch unerkannt, haben. Viele um ihrer übrigen Bildung willen höchst achtungwerthe Personen haben von den Religionen der Erde wenig oder gar keine Kenntniß. Wie sollten sie auch dazu kommen? In den Religionstunden spricht man ihnen wohl zuweilen von den vier Hauptreligionen, der christlichen, der jüdischen, der muhamedanischen (nicht selten "türkischen") und der heidnischen; aber die Lehrer denken nicht einmahl immer daran, ihren Schülern die Hauptunterschiede derselben anzugeben, geschweige daß sie solche tiefer in die Lehren und Vorschriften derselben einführen sollten. Sie können das auch nicht. Für die Volksschulen sind die Religionen der Erde kein Lehrgegenstand, und der Confirmanden-Unterricht durch die Geistlichen kann noch weniger sich damit befassen — (Würde doch nur der Unterschied der Confessionen durch die Darlegung ihrer eigenthümlichen Principe den Schülern bekannt gemacht!), weil er seiner Natur nach nicht eigentlich belehrend oder unterrichtend, sondern vielmehr erbauend und für

die heilige Sache gewinnend seyn soll. In höhern Schulen wird zwar in dem Lehrgegenstande der Mythologie etwas dergleichen gegeben, aber es ist in mehrfacher Hinsicht unbefriedigend; denn einmahl stellt man in der Regel die mythologischen Sagen auf und lehrt: "Minerva ist aus dem Haupte Jupiters geboren, Venus aus dem Schaume des Meers hervorgegangen, Merkur ist der Gott der Diebe, Vulkan, der Gott des Feuers, ist lahm" u. s. f. aber man denkt nicht daran, zu sagen, was es eigentlich heiße "Minerva ist aus dem Haupte, Venus aus dem Schaum geboren", wie es kam, daß das Alterthum einen "Gott der Diebe" verehre, und was denn gerade den "Feuergott zum Krüppel" machen mußte. Dabei hält man sich ferner fast ausschließlich an die sogenannte classische Mythologie, oder die der Griechen und Römer, die untereinander gemengt hingestellt werden, ohne daß das Eigenthümliche und Besondere der Einen und der Andern ausgeschieden wird, nimmt höchstens Etwas aus der ägyptischen Fabellehre auf und wirft auf das ganze weite Feld des orientalischen Religionwesens, worauf doch die eben genannten so unfehlbar gegründet sind, keinen Blick. Endlich wird auch der Cultus der Völker nicht beachtet, und doch ist er als der Körper des Religionsystems von so großer Bedeutung, und es bewährt sich dem forschenden Auge sehr leicht, daß so Manches in demselben für neu gilt, was uralt, daß Manches, was für christlich gehalten wird, echt heidnisch, und schon Jahrtausende vor der christlichen Aere vorhanden gewesen ist.

Aus diesen Rücksichten hielt ich es für kein überflüssiges Werk, die vorzüglichsten Religionformen der Erde in einem Buche von höchstens zwei Bänden zusammenzustellen, das als Handbuch dem Lehrer beim Unterrichte dienen, und als Lesebuch dem denkenden Liebhaber befriedigende Auskunft geben könnte. Zwar fehlt es nicht eben

Digitized by Google

an solchen Schriften, doch sind sie nicht häufig und noch weniger alle befriedigend, da sie entweder frühern Zeiten angehören, also von den neuern, so wichtigen Entdeckungen auf dem Felde der Religionen noch nichts enthalten können, oder zu compendiös sind, als daß sie der Wißbegierde Genugthuung und dem Denkvermögen Richtung und Leitung geben könnten.

Doch, es liegen noch andere Absichten meinem Buche zum Grunde. Seit fünfzig Jahren hat man des alten Indiens Religion und Cult genauer erforscht und aus den vorhandenen Denkmählern kennen gelernt. Und geblendet von den überraschenden Entdeckungen einer nie geahneten Weisheit hat so Mancher das Wesen derselben überschätzt und die Lehren und Vorschriften des Bramaismus ohne weiters über die der Offenbarung hinaufgesetzt. Zuerst waren es nur Gelehrte, welche behaupteten, "die Nachforschungen im Orient wären eben den Wahrheiten des Christenthums nicht günstig;" aber jetzt schon werden Uebersetzungen altindischer, auf Religion sich beziehender Schriften und Abhandlungen darüber, in wissenschaftlicher und populärer Form, auch unter den Ungelehrten gelesen und haben hie und da, besonders in jugendlichen Köpfen, Schaden angerichtet. Ohne der indischen Weisheit, ob ihres hohen Alterthums schon so ehrwürdig und wegen ihres Einflusses auf die Cultur der Menschheit so unendlich wichtig, im geringsten zu nahe treten zu wollen, ist es die Sache eines jeden, dem die Wahrheit am Herzen liegt, das Seinige dazu beizutragen, daß der Ueberschätzung der indischen Weisheit Einhalt gethan, daß der Wahrheit ihr Recht, über allen Systemen zu stehen, erhalten werde. Man wird daher in den vorliegenden Abhandlungen den hohen Werth und den unmittelbaren und mittelbaren Zusammenhang des alten indischen mit allen andern Religionsystemen wenigstens angedeutet finden; aber die Darstellung der indischen Religion selber

verbirgt ihre Mängel und Gebrechen nicht und vermag daher wohl Etwas dazu beizutragen, daß einseitige Auffassung und unbegründete Ueberschätzung verhindert, richtige Ansichten dagegen gefaßt und befördert werden.

Ferner: Es gibt Christen — ihre Zahl ist bedeutend größer, als man es glauben sollte, — die ihre Religion nur unvollkommen kennen, weil sie in der Jugend einen nur unvollkommenen Unterricht darin erhalten und später nichts mehr darum sich bekümmert haben; es gibt andere, die, auf eine verkehrte Weise im Christenthume unterwiesen, oder später durch Umgang oder Lektüre misgeleitet, eine Abneigung nicht blos gegen das Kirchliche desselben, sondern gegen Alles und Jedes aufgenommen haben, was den Namen "christlich" trägt. Diese glauben dabei, der Religion überhaupt nicht zu bedürfen und finden ihre Rechtfertigung vor Gott und der Welt in ihrem Bewußtseyn, das sie von groben Sünden freispricht. Eine Verblendung, die so beklagenswerth ist, wie jene Unwissenheit, weil sie, wie jene, dem Fortschreiten auf der Bahn der sittlichen Vervollkommnung durchaus im Wege stehet; denn nur der wahrhaft christliche Sinn erkennt die Unwürdigkeit des Menschen vor Gott, erkennt seine Unfähigkeit, durch sich selber und von sich selber allein Würdigkeit vor ihm zu erlangen, erkennt also die Nothwendigkeit, sich der Hand der Religion anzuvertrauen, um auf der Bahn einer unausgesetzt fortgehenden Besserung und Veredlung des Denkens, des Empfindens, des Wollens, des Handelns zu bleiben. Es ist umsonst, diese Christen auf den Grund und Quell des christlichen Glaubens hinzuweisen, die Einen verstehen die Bibel nicht, die andern sind voll Vorurtheile gegen sie, sind auf eine Weise gebildet, daß ihnen der Ton, die Darstellung des Buchs durchaus nicht zusagen. Ebenso ist es umsonst, sie durch eigene zur Vertheidigung, zur Rechtfertigung, zur Empfehlung des Christenthums geschriebene Bücher auf einen an-

dern Weg führen zu wollen. Sie mögen diese Bücher so wenig lesen, als die Bibel, theils aus Abneigung gegen die Sache selber, theils aus Ungeneigtheit, sich einem Buche hinzugeben, das darauf ausgehet, sie zu zwingen, ihre Meinungen aufzugeben, ihre Ueberzeugungen fahren zu lassen. Wer würde auch, wenn er diese Absicht erkennt, oder nur voraussetzen muß, dadurch nicht gereizt, seine Ansichten nur desto fester zu halten, desto hartnäckiger zu vertheidigen? Was auf diesem Wege nicht gelingt, wird vielleicht auf einem andern erreicht. Aus der Betrachtung der Religionen der Erde entwickelt sich die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit der Religion für die Menschheit, nie für den Einzelnen; aus der Vergleichung der verschiedenen Formen der Religion gehet von selber die Erkenntniß der allein wahren, allein beseligenden hervor, und diese ist keine andere als die Religion Jesu Christi, entkleidet von Allem, was Menschen früher oder später dazu gethan haben. Es ist für den Verf. dieses ein unbeschreiblich erfreulicher Gedanke, "dem Einen oder dem Andern den Weg gebahnt zu haben, auf welchem man nur allein zur wahren Ruhe der Seele, zur unerschütterlichen Ueberzeugung und zur unwandelbaren Richtung des Willens gelangen kann, ohne welche keine Seligkeit gedenkbar ist."

Ich habe noch einen Grund, meine Sammlungen dem Druck zu übergeben: In Zeiten allgemeiner Noth oder Gefahr ist jeder verpflichtet, das Mehr oder Weniger der Kräfte, die ihm anvertraut sind zur Steuer oder Abwehr anzuwenden. Jedermann kennt die Erscheinung in der deutschen protestantischen Welt, die von vielen für eine Geisteskrankheit erklärt, von den durch sie Ergriffenen selber aber für die höchste Gesundheit gehalten wird, die bei den religiösen Politikern für eine Wirkung gewisser geheimer Umtriebe gilt, im Grunde aber eine ganz natür-

liche Geburt der Zeit ist; denn natürlich war's, daß, als durch Gottes Finger das frivole Volk aus Deutschland hinausgewiesen war, welches am Ende des vorigen und dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts Irreligiosität und Immoralität über ganz Deutschland (und viel weiter noch) verbreitete, aus der allgemeinen Ueberzeugung einer unmittelbaren Einwirkung Gottes und der schuldigen Dankesempfindung für die erlangte Erlösung ein frömmerer Sinn hervorging; aber eben so natürlich, daß, nach alter Gewohnheit der Menschen, von einem Äussersten auf das andere überzuspringen, diese Frömmigkeit bei Manchen die Schranken überstieg und nun unter dem Namen des Mysticismus in der protestantischen Christenwelt hauset; aber in den seltensten Fällen Mystik ist, sondern mehr Dogmatismus, Orthodoxie, Pietisterei und leider in vielen Fällen Simulation.

Es ist zu viel gesagt, wenn ein Tagsschriftsteller behauptet, "es habe in dieser Hinsicht unsere Zeit eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Anfange der römischen Kaiserperiode, in welcher auch, nach langen, Irreligiosität und Demoralisation bewirkenden, Kriegen und Unruhen die Religion wieder in Aufnahme kam; es sey indessen nur Aberglauben und Ceremonienkram gewesen, aus deren versumpftem und unwirthbarem Boden ein noch größeres Verderben des Volkes emporgewachsen sey." Aber die Aehnlichkeit könnte entstehen, wenn das Streben derer, die mit Unverstand eifern, gelänge, nemlich der Vernunft die ihr nach Gottes heiligem Willen gebührenden und von ihr mit Jahrtausende langem heißen Kampfe errungenen Rechte zu entreißen und einen willkührlichen Autoritätglauben an ihre Stelle zu setzen; denn was könnte daraus anders hervorgehen, als eine Verschlimmerung des Menschengeschlechts, das überall, wo es in geistiger Knechtschaft lebet, viel verdorbener ist, als wo es die Kräfte seines Geistes ungehindert entwickeln und entfalten, und in harmonischer

Anwendung derselben seinem Ziele, der Vervollkommnung, zuschreiten kann? Was von dem bekanntesten unter allen Erdenvölkern gesagt wird, daß diejenige Sekte desselben, die sich von dem Joche der Hierarchie losgerissen hat, viel höher stehe und in intellektueller und sittlicher Hinsicht ganz andere Menschen enthalte, als die Orthodoxen sind; das gilt von allen Religionbekennern aller Zonen und aller Zeiten. Darum habe ich es für meine Pflicht gehalten, was ich bisher auf dem Predigt- und Kinder-Lehr-Stuhl zu thun berufen und nach meinen Kräften beflissen war, auch auf diesem Wege zu versuchen "der Vernunft ihre Rechte in Sachen des Glaubens und des Gewissens, oder der Religion, wahren zu helfen," gestützt auf das Wort meines Meisters, (Mark. 12, 34.) welches die Vernunft zum Kennzeichen der Würdigkeit des Eintritts in das Reich Gottes macht; und in Uebereinstimmung mit seinen ersten Schülern, dem Apostel Paulus, der (Röm. 12, 1.) einen "vernünftigen Gottesdienst" verlangt und dem Kirchenvater Clemens von Alexandrien, welcher sagt: "Alle Menschen, welche der Vernunft gemäs gelebt haben, oder ihr gemäs leben, sind wahrhaft Christen und brauchen sich nicht zu fürchten." (Strom. VI.) Es bedarf aber wohl keines Beweises, daß man die Menschen nicht besser vor Geistesknechtschaft und dem daraus hervorgehenden Verderben sichern könne, als durch eine möglichst klare Ansicht von dem Wesentlichen und Ausserwesentlichen in der Religion. Und dazu muß jeder kommen, der mit unbefangenem Sinne das Menschengeschlecht von seiner ersten Entstehung (so weit wir solches vermögen) an verfolgen und die Entwickelung des ihm von dem Ewigen gegebenen religiösen Gefühls ins Auge fassen will; es muß ihm klar werden, daß, wie es das mosaische Schöpfunggemählde sagt, Gott selber es war, der sich den ersten Menschen offenbarte, und sie seitdem, trotz ihrer kleinern und grö-

ßern Verirrungen, trotz ihres Saümens und Rückfallens, trotz ihres Eigensinnes und ihrer Herzenshärtigkeit, niemahls verlassen, sondern vielmehr von einer Stufe der religiösen Bildung zur andern fortgeführt hat, bis er ihnen zuletzt das helle Licht des Geistes in der Religion seines Sohnes aufgehen ließ, durch welches nun allmählig die Nacht des Aberglaubens und der Vorurtheile erhellt und in einen herrlichen, erfreulichen Tag verwandelt wird.

Aber wird denn nicht durch eine solche Bildung des Menschen alles Positive in der Religion gänzlich vertilgt? Es ist nicht zu laügnen, was die Menschen je und je als solches aufgestellt haben, das fällt dahin, dagegen erhält das Ewigpositive, das, was die Gottheit selber als solches vor die Augen ihrer Welt hingestellt hat, neue festere Stützen in dem Geiste und Herzen der Menschen, und ein reinerer Glaube, und eine festere Hoffnung, und eine fruchtbarere Liebe, diese heilige Drei des Christenthums, entstehen und gestalten sich, wo man ohne vorgefaßte Meinung, ohne Befangenheit, ohne Vorurtheile das dreiblätterige Buch der Offenbarungen Gottes (Natur, Geschichte und heilige Schrift) aufschlägt und durchliest. Verstehen wir den erhabenen Stifter der christlichen Religion recht, so deutet er uns das selber an, wenn er spricht: "Es kommt die Zeit, und sie ist schon da, wo die wahren Anbeter den Vater im Geiste und so seiner würdig anbeten werden, denn solche Anbeter will der Vater haben." Er selber, ob fromme Befangenheit den Kopf schüttelte, ob hierarchische Eifersucht die Faust ballte, ob stürmischer Sektengeist um ihn aufbraußte, er ließ sich durch nichts hemmen in seinem Fortschreiten auf der Bahn, die ihm sein himmlischer Vater vorgezeichnet hatte; er vertrieb die Finsterniß des Geistes durch das Licht seiner Lehre bei Allen, die sie aufnahmen, und setzte in die Freiheit, was sich seiner Leitung anvertraute. Ist er — was

dem ganz und gar nicht widerspricht — von seinen ersten Schülern nicht in allen Stücken völlig richtig verstanden worden, so wird er noch heut zu Tage von Vielen verkannt, die sich seine Nachfolger nennen, und zum Abgotte erniedrigt, statt daß sie ihn als das sichtbare Bild des unsichtbaren Gottes ansehen und nach ihm lehren sollten, wie die Menschen selber, nach Gottes Bild geschaffen, dieses Bild in sich darstellen und ihm immer näher kommen können. Glauben soll man an ihn, so wollen sie, ohne daß sie je sagen, was unter dem Glauben verstanden werde, ohne zu bedenken, daß die Idee der Verpflichtung, Etwas zu glauben, den Stempel der Verwerflichkeit von vorn herein an sich trage, da es nur Pflicht seyn kann, nach richtiger Erkenntniß zu streben und alle vernunftgemäßen Mittel anzuwenden, um dazu zu gelangen, und darum sagen wir wohl mit Recht: "Nicht in dem Glauben an Christum (den Autoritätglauben), sondern in der Erkenntniß Christi wird einst sein Wort in Erfüllung gehen: "Es wird Eine Heerde und Ein Hirte werden."

Es war eine Zeit, wo große Männer im Lehramte des protestantischen Christenthums behaupteten, "der christliche Religionlehrer müsse seine Ansicht vom Christenthume für sich behalten, als Lehrer müsse er die öffentliche Religion vortragen." Gewiß ist das eine Meinung, die sich mit dem Geiste weder des Protestantismus, noch des Christenthums selber verträgt. Dieses unterscheidet sich eben dadurch von andern Religionen, daß es keine Mysterien hat, daß es nicht, wie sie, esoterische und exoterische Lehren aufstellt. Die Beweise, daß Christus seine Lehre zu einem Gemeingute bestimmt habe, liegen zahlreich genug vor und ein Gemeingut darf Niemanden vorenthalten werden. Es ist daher nichts Anderes, als Anmassung, verwerflicher Priestergeist, der die Welt ver-

dirbt, wenn ein protestantischer Religionlehrer sagt: "Die Laien müssen glauben, was wir sagen." "Nein," sagen diese mit Hartmuth von Cronberg (in seiner Ermahnung an die vier Bettelorden), "nein, wir glauben euch und D. Luthern nicht weiter, denn so viel wir im heiligen Evangelium gegründet finden. Was damit nicht stimmt, das verwerfen wir als Menschen-Wahn oder Menschen-Wort." Müssen wir das als dem Geiste des Protestantismus völlig entsprechend erkennen, und nicht bloß ein Milton behauptet (d. doctr. christ. duo libri posth.), daß die Auslegung der Schrift frei bleiben müsse und keine Obrigkeit oder Kirche ihre Auslegungweise den Christen als Gesetz aufdringen dürfe; Luther selber (Br. an den Pabst Leo 1520) sagt: "Dazu mag ich nicht leiden Regel oder Maß, die Schrift auszulegen, dieweil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehrt, nicht soll noch muß gefangen seyn:" so wird man in der unbefangenen und unumwundenen Darlegung des Christenthums und der mannichfaltigen und höchst verschiedenen Ansichten desselben, sowie der Religion und deren Formen überhaupt, weder eine Gefahr noch eine Uebertretung der Pflicht erblicken können. —

In dieser Darstellung der Entstehung und der Absichten dieses Buches liegt auch gewissermassen schon die Antwort auf die Frage, die etwa aufgeworfen werden könnte, "für welche Leser es geschrieben sey?" In eigentlichen Worten ausgedrückt, heißt sie aber: "Nicht für Kinder, weder für unmündige, noch für erwachsene, sondern für Leute, welchen es Freude macht, das Wesen der Religion denkend aufzufassen, ohne Unterschied des Standes, des Alters, oder eines sonstigen Verhältnisses." Diese werden, wenn hie und da Etwas vorkommen sollte in der Sprache, oder in der Darstellung, oder in der Sache selber, das

ihnen nicht auf den ersten Blick klar wäre, sich nicht abschrecken, sich nicht die Mühe verdrießen lassen, den nöthigen Aufschluß zu suchen, den zu finden ihnen ohnehin nicht schwer fallen kann.

Noch einmahl also: Es ist mein Wunsch und meine Absicht, Etwas, sey es auch nur Weniges, zur endlichen Entscheidung der Frage über die wichtigste und heiligste Angelegenheit der Menschheit beizutragen. Dieß bitte ich, bei dem Urtheil über mein Buch ins Auge zu fassen! Ueber das Andere wird sodann der Ausspruch nicht schwer zu fällen seyn. Der Vorwurf, daß aus zehn Büchern das eilfte gemacht sey, kann das Vorliegende nicht treffen, da sein Verfasser nicht weiß, ob ein- oder fünfhundert den Stoff dazu geliefert haben. Und wer hie und da wörtliche Auszüge aus andern Schriften finden sollte, der wolle, wie gesagt ist, bedenken, daß das Buch aus Sammlungen entstand, die der Verfasser an den Faden seines Planes angereihet und wenigstens dafür zu sorgen sich beflissen hat, daß von seinem Frucht- und Blumenstücke Unschönes und Ungenießbares fern blieben.

Prüfet, rufe ich denn meinen Lesern, wie meinen allenfallsigen Richtern zu, prüfet Alles und das Gute behaltet!

D. Verf.

Inhalt des Ersten Bandes.

	Seite
Einleitung: Religion und Cultus überhaupt.	1 — 17.
Religionen und Gottesdienste der einzelnen Völker:	
Religion und Cultus der alten Parsen (Perser)	17 — 37.
" " der Syrer, Babylonier u. Phönikier	37 — 55.
" " der Indier	55 — 143.
" " der alten Aegypter . .	143 — 188.
" " der Griechen . . .	188 — 440.
" " der Römer . . .	440 — 514.
Der Buddhaismus u. Lamaismus . . .	514 — 580.

Ein-

Einleitung.

Es ist die höchste Wahrscheinlichkeit, grenzt also nahe an die Gewißheit, daß das Menschengeschlecht von einem einzigen Paare abstamme. Die Beweise dafür liegen in dem Gesetze der Sparsamkeit, welches überall in der Natur angetroffen wird, in der, bei allen äußern Verschiedenheiten dennoch bestehenden gleichförmigen geistigen Beschaffenheit der Menschen, und den übereinstimmenden Zeugnissen der Geschichte und der Sagen der Völker.

Wir ziehen alsbald eine wichtige Folgerung für unsern Zweck daraus: Wenn nemlich der Schöpfer des Menschengeschlechts, der dieses mit allen Mitteln zur Erreichung seiner Bestimmung auf der Erde reichlich ausgestattet, es auch für seine ewige Bestimmung nicht vernachlässiget haben kann, wenn er ihm die Mittel, sie zu erreichen, mitgetheilt haben muß; so mag das erste Menschenpaar, wie man mit den heiligen Urkunden der Offenbarung insgemein anzunehmen pflegt, in vollkommener Heiligkeit geschaffen worden, oder wie Andere wollen, in einem rohen und nur der allmähligen Entwickelung und Annäherung an jene fähigen, Zustand aus den Händen des Schöpfers hervorgegangen seyn; das, was dieser ihm von Religion — man nenne es nun Erkenntniß Gottes, oder religiöses Gefühl, oder wie man wolle — mitgetheilt hatte, mußte von ihm auf seine nächsten und von diesen auf seine entferntern und entferntesten Abkömmlinge übergehen. Daher können wir sagen, daß es, wie in Beziehung auf das Wesen derselben, so auch in historischer Rücksicht nur eine Religion, oder eine Grundlage aller, wenn auch noch so verschieden erscheinenden, Reli-

gionsysteme ursprünglich gegeben habe. Das ist es ja aber auch, was uns die Bücher der Offenbarung lehren, das ist es, was die uralten Schriften der Indier, Perser, Aegypter und Hellenen übereinstimmend sagen. Diese letztern sagen: Der Mensch, dem in der Vernunft die Idee des Göttlichen geoffenbart war, hatte durch dieselbe ein unüberwindliches Bedürfniß, Etwas zu glauben und zu verehren, das über ihn war. Bald nach seiner Entstehung hat er daher angefangen, sich über die sichtbare Welt zu erheben und das Daseyn einer übersinnlichen zu begreifen. Er betrachtete sich selbst und fand, daß in ihm ein Etwas sey, verschieden von dem Leibe, aber auf das Genaueste mit ihm verbunden; das Daseyn dieses Etwas war ihm leicht entschieden, da seine Wirkungen so augenfällig sind, wenn auch sein Wesen ihm verborgen blieb — und wohl auf immer verborgen bleibt. Auf der andern Seite betrachtete er die Welt um sich her; er bemerkte ihre Schönheit, Ordnung, Regelmäßigkeit und sehr natürlich drang sich ihm die Frage auf: Wer bewirkt das Alles? Das Nachdenken über diese Frage aber führte ihn auf den Begriff eines Wesens, das in der Welt enthalten ist, wie das in ihm lebende in seinem Körper, und alle jene Wirkungen in demselben hervorbrachte. Folgerichtig schrieb er aber auch dem nemlichen Wesen die Entstehung oder Hervorbringung der Welt zu; denn wie sollte es in einer Welt, wo Alles als Wirkung einer vorhergegangenen Ursache erscheint, anders seyn können, als daß zuletzt Alles aus einer ersten Ursache hervorgegangen ist? Wie sollte es in einer Welt, wo sich unaufhörlich Alles auflöst und zerstört, und doch Alles in derselben Ordnung wiederkehrt, anders seyn, als daß jene erste Ursache immer Alles bestimmt und regelt?

Wie aber der Mensch bei dem Blicke auf das in ihm wohnende, ihm unbegreifliche Wesen von einer gewissen, unwillkührlichen Scheu sich ergriffen fühlte, so wurde er bei dem Gedanken an das in der Welt sich enthaltende We-

sen von eben so unwillkührlicher Ehrfurcht durchdrungen, und da er bei fortgesetztem Nachdenken gar Manches entdeckte, was ihn in genaue Verbindung mit diesem Wesen setzte, so fühlte er sich auch aufgefordert, ihm diese Ehrfurcht zu beweisen. Die unendliche Macht und Weisheit dessen, der die Welt erschaffen konnte, der sie erhält und regiert, wie sollten sie nicht Erstaunen und Vertrauen in der Seele des Menschen hervorbringen? Die unendliche Güte, die Alles, was lebet und am meisten den Menschen, zum Glücke bestimmt haben mußte, wie sollte sie ihn nicht zur Dankbarkeit entflammen? Und wie wäre es denkbar gewesen, daß der Mensch diese Empfindungen nicht hätte in Handlungen übergehen lassen sollen?

Auf diesem Wege kam die Menschheit nach und nach dazu, daß sie einen Gott glaubte und ihn verehrte, kam zur Religion, deren Keim der Ewige selber aus unendlicher Weisheit in ihr Wesen gelegt hat, als das einzige Mittel, sie ihrer ewigen Bestimmung zuzuführen. Mit diesem Glauben an einen Gott, dem Monotheismus, den man als den ursprünglichen des Menschengeschlechts anzusehen hat *), ist aber wohl zugleich entstanden der Polytheismus, der Glaube an mehre,

*) Die Bibel stellet uns das, in den Büchern Mose's, dem Hiob u. a. klar vor Augen, andere alte Religionurkunden behaupten dasselbe, und das eigene Bewußtseyn sagt uns, daß der Mensch durch Entwickelung des ihm angestammten, tief im Gemüthe liegenden Gefühls der Andacht und Heiligkeit zu Gott und seiner Verehrung geführt worden sey. Aber freilich war dieser Monotheismus nicht der der Offenbarung, namentlich der christlichen Offenbarung, nicht die reine Idee von einem ausser der Welt befindlichen, über die Welt erhabenen, höchsten Wesen, sondern nur das Ganze der Welt, oder höchstens die Weltseele; es war Pantheismus, der so nahe mit Polytheismus verwandt ist und deßhalb auch fast überall in diesen überging.

an viele Götter, der unstreitig aus verfehltem Nachdenken hervorging. Menschen von weniger freiem Geiste beobachteten die Erscheinungen in der Natur, sie wurden nicht selten von solchen überrascht, erschreckt und auf mancherlei Weise ergriffen; sie fanden keinen natürlichen Zusammenhang und geriethen auf eine übernatürliche Ursache, sie machten zuerst diese und am Ende sogar ihre Wirkung, die Erscheinung der Natur selber, zum Gott. Die wohlthätige Macht der Wärme, der Wirkung des Feuers, empfindend, beseelte der weise Parse das sichtbare Feuer mit dem unsichtbaren Mithras, aber das gemeine Volk fiel im Misverstande vor dem glänzenden, wohlthätigen Körper nieder, ihn als Gott anbetend. Anderwärts stellten Weltweise und Dichter die Lebensverhältnisse und Naturkräfte unter Bildern dar, die der große Haufe für die Sache selber hielt und das Symbol für den Gott nahm: so in Aegypten den Apis, den die Weisen als das Symbol des Ackerbaues und der schaffenden Kraft der Natur aufstellten, so in dem übrigen Afrika und später auch in andern Erdtheilen, die Schlange, welche als das Symbol der Gesundheit und Lebenskraft dastand. Ueberall aber sah man einzelne Menschen von großer Auszeichnung, die auf eine wohlthätige Weise in das Geschick anderer eingrifen, oder gewaltig und gewaltsam über das Loos einzelner oder ganzer Gesellschaften verfügten, und die leichtglaubige und aberglaubige Schwäche war nur allzugeneigt, sie über die gewöhnliche Menschheit zu erheben. Die Zeit that dabei das Ihrige, nach Verlauf einer längern oder kürzern Reihe von Jahren war das Menschliche an dem Geachteten oder Gefürchteten ganz verschwunden, er stand da in der Einbildungskraft der Nachkommen als ein Heros, ein Halbgott, ja selber ein Gott. So waren der indische Brama, der ägyptische Osiris, der griechische Herakles u. v. a. ohne Zweifel Personen, deren große Kriegsthaten, oder wohlthätige für das bürgerliche und sittliche Leben ersprießliche Leistungen dem be-

schränkten Zeitgeiste als Wunder erschienen und ihren Urhebern den Rang und die Würde von Halbgöttern und Göttern erwarben, wenn schon nicht übersehen werden darf, daß mit der Vorstellung derselben sich früher bestandene und meistentheils morgenländische Gottheit-Ideen verbunden haben. So zählt die nordische Sage drei Odine, die nach und nach von Asien herüber in den Norden von Europa einwanderten. In dem letztern vereinigten sich am Ende alle Sagen, und lassen ihn dem geistesschwachen aber körperstarken Volke in dem Glanze seiner herrlichen Thaten als den obersten Gott erscheinen.

Auf diese einfache und doch dabei mannichfaltige Weise entstanden nach und nach in der menschlichen Welt eine Menge von Göttern und Göttinnen, von bösen und guten, von höhern und niedern; aber es ist merkwürdig, daß überall die Meinung etwas noch Höheres über die Götter walten ließ, dem diese selber unterworfen waren; ein klarer Beweis, daß die Idee eines Gottes, eines höchsten allwaltenden Gottes, die ursprüngliche im Grunde des Menschengeistes selber liegende sey. Wie das in der griechischen Anangke, dem römischen Fatum, deutlich hervortrit, so wird es in der nordischen Mythologie unter dem gewaltigen Wolfe Fenris vorgestellt, der am Ende der Zeit alle Götter, auch den mächtigen Odin nicht ausgenommen, verschlingt; so hat es, und zwar am entschiedensten, der Bramaismus, dessen Dreifaltigkeit, Brama, Wischnu und Schiwa, aus dem Urwesen, Bram hervorgegangen ist.

Die Götter und höhern Wesen alle, die aus diesem verfehlten Nachdenken hervorgingen, mußten sich nach Klima und Lebensart, nach Verfassung und andern Verhältnissen der Menschen gestalten. Der alte Germane, in rauhen Wäldern erzogen, und der Hindu, in einem blühenden üppigen Garten aufwachsend, hatten ganz entgegesetzte Bedürfnisse und Wünsche, Genüsse und Hoffnungen, und genau entsprechend ihrer Denkung- und Empfin-

dungart waren auch ihre Götter. Daher ist das Heidenthum in allen seinen Aesten und Zweigen ein buntes Gemische von wahren und falschen, von bewundernswürdigen und wunderlichen Vorstellungen und Begriffen, und von würdigen und lächerlichen, von erhebenden und oft gräßlichschauderhaften Gebräuchen, die zur Verehrung der vermeinten Götter dienen sollten.

Durchaus sinnlicher Art gebieten die sämtlichen heidnischen Religionen, neben dem Gebete zu den Göttern, auch Opfer, durch welche diese versöhnt oder gewonnen werden, durch welche man sie verherrlichen oder ihnen schuldigen Dank abstatten soll. Zu diesen Opfern diente nun von jeher Alles, was der Mensch oder die Natur hervorbrachte, auch sogar Menschen wurden geopfert, oft unter den furchtbarsten, empörendsten Umständen. Wenn das friedliche Landvolk aller ackerbauenden Nationen die harmlosen Erzeugnisse seines Fleißes, die milden Gaben der Götter diesen selbst darbrachte, so mußten sie doch fast überall auch, zur Versöhnung der Götter, oder zum Danke gegen sie, das Blut ihrer Hausthiere fliessen lassen; so weiheten die rohen Canaaniter ihre eigenen Söhne und Töchter dem Moloch im Feuer, so rissen die kriegerischgrausamen Mexikaner ihren Kriegsgefangenen tausendweise das Herz aus dem Leibe, um es ihrem Kriegsgotte Huizilopochtli zu weihen.

Man sieht aus dem Allen, daß die natürliche Religion (die durch Nachdenken über die Natur und die Erzeugnisse und Erscheinungen derselben gefundene und durch äußere Verhältnisse ausgebildete Religion) nur selten ohne große Verirrungen des Geistes und des Herzens der Menschen geblieben ist; es kann uns daher nicht befremden, daß wir überall und unter allen Völkern den Wunsch, den sehnsuchtvollen Wunsch, nach unmittelbarem Umgang mit Gott selber, daß wir überall den Glauben an bereits erfolgte Erscheinungen der Gottheit bei den Völkern der Erde vorfinden. Auch diese Theophanieen (Göttererscheinun-

gen) stehen mit dem Grade und der Art der Bildung der Völker in vollkommenem Einklange. Bei den nachdenklichen thatenscheuen Aegyptern wird Osiris, nach einem harten und langen Kampfe mit seinem Gegner Typhon, die Beute eines martervollen Todes, um heilbringend für die Menschheit wieder auferweckt zu werden; bei den sinnlichen Griechen erscheint Zeus am häufigsten den Frauen und Mädchen, gewöhnlich sinnlichen Umgang mit ihnen pflegend, und sein Beispiel wirkt auf die Erhaltung und Belebung der grobsinnlichen Lebenslust des Volkes; bei den kampflustigen Normannen dagegen trit Odin in völliger Rüstung auf und kämpft mit dem betagten Helden, den er, nachdem er ihn ehrenvoll besiegt, in die Gemeinschaft der Helden nach Walhalla einführt, und höher schlägt jedem Normann das Heldenherz bei diesem Gedanken, und Kriegslust und Thatendurst erhalten neue, kräftige Nahrung.

Wie wir aber überall die Götter den Menschen in Person erscheinen und Umgang mit ihnen pflegen sehen, so sehen wir auch eine andere Sehnsucht der Menschen gestillt und bei der Unzulänglichkeit der natürlichen Religion ihnen unmittelbare Belehrungen aus dem Munde der Gottheit, über ihren Willen an die Menschen und über die Mittel, diesen ihren Willen zu befolgen, gegeben. Waren diese Belehrungen ausführlich und von den Göttern selber, zum Heil der Menschen veranstaltet, so hießen sie Offenbarungen; Orakel nannte man sie dagegen, wenn von Menschen (Priestern) besondere Anstalten getroffen waren, wo man die Götter fragen und Antworten von ihnen erhalten konnte. Diese letztern waren gewöhnlich sehr kurz und sehr dunkel und die Gottheit behauptete auch in ihnen das ihr allein zuständige Recht, dunkel und unbegreiflich zu seyn. Wenn demnach in dem jungen Rom die Nymphe Egeria dem Könige Numa Pompilius erscheint und ihm die religiöse und bürgerliche Verfassung für sein Volk und seinen Staat eingiebt; wenn Manko Kapak, als der Gesandte der Sonne unter den

Peruanern auftrit und ihnen im Namen derselben, als der obersten und alleinigen Gottheit, Gesetze giebt und Verfassung; so erscheint, auch nach der Bibel, der Herr dem Abraham und macht einen Bund mit ihm, nach welchem er ihm verspricht, sein Gott zu seyn und ihn zu einem großen Volke zu machen, in welchem alle Völker der Erde gesegnet seyn sollen, wenn er ihm mit seinem Hause dienen würde. Alle diese Mythen enthalten die unumstößliche Wahrheit, daß der Ewige die Menschheit nicht sich selber überlassen, sondern von Zeit zu Zeit eigener ausdrücklicher Offenbarungen gewürdiget habe. Von ihm nemlich mit besonderer Weisheit und Geistesgröße ausgestattet, traten von Zeit zu Zeit Männer auf, welche ihre unwissenden, rohen Zeitgenossen über die richtigsten Aufgaben des Lebens belehrten und zur Erfüllung dessen, was zur Erreichung ihres Zieles nothwendig war, erweckten: den Inbegriff der religiösen Lehren und Wahrheiten aber, welche den Menschen auf diesem Wege zugekommen sind, nennt man gewöhnlich "Geoffenbarte Religion."

Zwar, da sich alle Religionen der Erde unmittelbarer Belehrungen von Gott rühmen, machen sie auch alle Anspruch auf den Namen: Geoffenbarte Religion; allein Offenbarungen, welche diesen Namen mit Recht führen wollen, dürfen der Vernunft nicht widersprechen, wenn sie schon über die Fassungkraft derselben hinausgehen und müssen Wahrheit und Tugend fördern, denn nur auf diesen beruhet das höchste Ziel des Menschenthums, die Sittlichkeit und die daraus hervorgehende Seligkeit. Diese Kennzeichen aber finden wir nicht überall. In den heidnischen Religionen sind vielmehr die vorgegebenen Offenbarungen im beßten Falle "Selbsttäuschungen," in den meisten Fällen aber vorsätzliche und ausgedachte Täuschungen der Priester, welche durch dieselben ihr Ansehen unter dem Volke hoben und befestigten, und ihre Absichten mit demselben desto leichter durchsetzten. Wenn in der ägyptischen und griechischen Vorwelt

die Orakel aus Höhlen und geheiligten Hainen die Aussprüche der Götter bekannt machten, so fand sich nur ein Alexander, der die Priesterinn mit Gewalt zu dem Dreifuß führte und ihr den Ausspruch, den er von dem Gott erwartete, ins Ohr sagte; schweigend und zitternd horchte die Menge der Stimme der Gottheit, die so oft von dem Erfolge Lügen gestraft wurde, ohne daß man ihr einen Vorwurf deßhalb machen konnte, da sie ihre Sprüche in eine dunkle, vielseitige Sprache hüllte, die ihr auch, das Entgegengesetzte verkündigt zu haben, zu behaupten erlaubte. Wenn in dem spätern Rom die Vogelpriester aus dem Fluge der Vögel die Ergebnisse der Zukunft bestimmten, so mogten wohl nur wenige so hell sehen, wie Cicero, der zu sagen wagte: Wenn zwei Auguren sich begegnen, so können sie nicht anders, als mit einander lachen; das Volk fand es ganz in der Ordnung, daß die Schlacht gewonnen wurde, weil vorher ein Adler rechts, oder verloren, weil ein Rabe links aufgeflogen war. Dieselben Erscheinungen gewähren uns heut zu Tage noch die Priester in den cultivirten Gauen Europa's und die auf den Salzsteppen Asiens; sie verkündigen ihre Erfindungen als den heiligen Willen Gottes und in schweigender Ehrfurcht und Unterwürfigkeit empfängt sie das geblendete Volk, die schimpflichen Fesseln nicht fühlend, die man seinem Geiste anleget. Es ist ganz dasselbe, wenn dort die Priester des Fo den Glaubigen gebieten, das Gebetrad zu schwingen, um entsündiget zu werden, und hier, um vollkommenen Ablaß zu erlangen, den Rosenkranz so oder so oftmahl abzubeten befehlen. Es ist dasselbe, wenn in Indien der Gott Jagarnaut von unsinnigschreiendem Pöbel auf einem hohen Gerüste umhergezogen wird und die Glaubigen auf beiden Seiten anbetend niederfallen, ja sich von den Rädern des Wagens fromm zermalmen lassen, und wenn anderwärts der Priester den neu geschaffenen Gott in die Höhe hebet, vor welchem das Volk stumpfsinnig niederfällt, und willig und

freudig den Triumphwagen der hierarchischen Schlauheit über seinen Nacken dahin rollen lässet. Auch der Aberglaube hat seine Familien-Aehnlichkeit, wenn schon seine Physiognomie hie und da Abwechselungen und Veränderungen darbietet.

Zu läugnen ist nicht, daß auch in der heidnischen Welt hie und da Menschen gefunden werden, die nicht nur die Absicht gefaßt, ihre Landsleute oder Zeitgenossen zur Frömmigkeit und Tugend zu führen, sondern auch von sich selber überzeugt sind, daß sie von der Gottheit den ausdrücklichen Beruf dazu erhalten haben. Daß Solon und Lykurgos, wenn sie bei ihren Gesetzgebungen auch die Verehrung der Götter berücksichtigten, solches in aufrichtiger Gesinnung und redlicher Absicht gethan haben, ist man ihrem Andenken schuldig zu glauben. Daß Sokrates es ernstlich und redlich gemeint habe, wenn er zur Ausübung der Tugend ermahnte, als dem einzigen Mittel, das Wohlgefallen der Götter zu erlangen, das gehet aus seinem ganzen Wesen, wie aus seiner Geschichte, hervor. Aber es ist nicht entschieden, ob nicht auch Muhamed, der Stifter der von ihm bekannten Religion, die mehr Bekenner auf der Erde zählt, als selbst die christliche, in diese Klasse gehöre; jedoch ist wahrscheinlicher, daß er ein Religionschwärmer, als ein kalter, vorsätzlicher Betrüger gewesen sey. Auf jeden Fall ist, was er für göttliche Eingebungen aufstellt, obgleich die erhabensten, würdigsten Ideen darunter sind, zum Theil der menschlichen Vernunft so widersprechend, und die Menschen in ihrer Bestimmung so ganz eigentlich irre führend, daß wir ihm unmöglich einen göttlichen Ursprung zuschreiben können.

Wenn nun die religiöse Offenbarung nothwendig den Stempel der Vernunftmäßigkeit an sich tragen muß, so ist doch deßwegen nicht zu verlangen, daß die Vernunft den Inhalt aller einzelnen Aussprüche und Lehren derselben sich und andern völlig klar zu machen im Stande sey. In allen menschlichen Wissenschaften, die nicht blos formal und

das Werk der aus sich selber schöpfenden Vernunft sind, sondern die wirklich vorhandene Natur der Dinge betreffen, sind Unbegreiflichkeiten aller Art enthalten. Ja, die gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur und des Menschenlebens entziehen sich oft aller Erklärung, und wenn wir auch weiter vorgeschritten sind auf der Bahn der Erkenntniß, als Nikodemus, und allenfalls sagen können, von wannen der Wind kommt und wohin er fähret, so werden wir doch noch immer in Ansehung der ersten Ursachen natürlicher Erscheinungen bekennen müssen, daß unser Wissen Stückwerk sey. Seyen wir daher um so mehr bescheiden, wenn wir das Gebiet der übersinnlichen Welt betreten, und nehmen, in demüthiger Anerkennung unsrer Beschränktheit, die Aussprüche der Gottheit aus dem Munde ihrer Gesandten an, wie wir uns denn als die Zöglinge des unendlichen Erziehers auf die natürlichste Weise dazu verpflichtet fühlen müssen! Es war von jeher das Unglück der Menschheit, daß man das nicht überall bedachte, nicht überall beobachtete. Vermeintliche Weltweisheit stellte Betrachtungen an über das Wesen Gottes, seine Weltregierung, seine Absichten mit den Menschen, und weil sie darüber nicht ins Klare kommen konnte, verwarf sie Alles zugleich und erzeugte Religionverächter, Religionspötter, die immerhin von der vernünftigen Welt als Thoren und gewöhnlich auch als Bösewichter verabscheut werden mußten. Ja, wie in der Vorwelt Sagen Zeus in Gesellschaft seines Hermes zur Erde herabkam, um die Verächter der Götter in einem gerechten Strafgerichte zu vernichten, dem nur die frommen Philemon und Baucis entgingen; so nimmt es noch immer mit diesen Freigeistern ein schlimmes Ende, da sie, von Gott sich losreissend, nur ihrer Sinnlichkeit leben und durch diese zu Thorheiten und Lastern, oft zu Verbrechen und Abscheulichkeiten verleitet, an Leib und Seele zu Grunde gehen, so daß sich der Ausspruch des frommen Dichters bewahrheitet:

Der Mensch, der Gott verläßt, erniedrigt sein Geschick,
Wer von der Tugend weicht, der weicht von seinem Glück.

Die unfreie Weise, die Offenbarungen Gottes anzunehmen, führte aber die Menschen noch auf einen andern, auf den entgegengesetzten Abweg, verleitete sie zur Schwärmerei, zum Fanatismus, der nicht nur sie selber über ihre Bestimmung irre führte und zu den sinnlosesten Selbstpeinigungen bewog, sondern, was noch verderblicher war, zur Unduldsamkeit, zum Religionhasse, zur Verfolgung Andersdenkender aufreizte. Die wenigsten Beispiele davon kommen in dem Heidenthume vor, und was auf diesem Gebiete von Religionstreitigkeiten gefunden wird, ist in der Regel Priestergezänk, oder Volkswahn, über welche doch meistens eine friedliche Entscheidung statt fand. So stritten sich, einer alten Sage nach, im grauen Alterthume die Chaldäer, die das Feuer anbeteten, mit den Aegyptern, deren Gott das Wasser war, um den Vorrang ihrer Gottheiten. Um zur Entscheidung zu gelangen, stellten sie ein Wassergefäß an ein Feuer. Aber die Wasserpriester hatten klüglich kleine Löcher in das Gefäß gebohrt und mit Wachs zugeklebt. Dieses schmolz in der Hitze, das Wasser strömte hervor und vertilgte seinen Nebenbuhler, die Gebern überzeugten sich zu ihrer Beschämung, daß ihr Gott seinem Gegner weichen müsse.

Nicht selten hatten religiöse Vorstellungen einen gewissen Hochmuth zur Folge, der aber auch keine Beleidigungen weiter erzeugte, sondern sich damit begnügte, sich auszusprechen. Als die Ebräer nach Aegypten einwanderten, waren sie dem Volke daselbst ein Greuel, weil sie Viehzucht trieben, eine Beschäftigung, welche nach ägyptischreligiösen Begriffen den Menschen verunreinigt; aber die Bedrückungen, welche sich später die Regierung gegen die Ansiedler erlaubte, flossen nicht aus religiöser Quelle.

Einen schärfern Charakter nahm die Religion-Abneigung nachmahls bei den Israeliten selber an, welche, als sie durch ihre Offenbarungen zum auserwählten Volke Gottes geworden waren, alle heidnischen Völker tief verachteten und sie gewöhnlich nur Hunde nannten.

Noch viel weiter gingen die Muhamedaner, welche, dem Gebote ihres Propheten gemäs, ihre Religion mit Feuer und Schwert ausbreiteten, und Alles zu Allah's Ehren vertilgten, oder wenigstens zum Sklaven machten, was den dargebotenen Koran nicht annehmen wollte.

Aber das größte Aergerniß in dieser Hinsicht stellet die Geschichte des Christenthums auf, als in welcher Religion- und Sektenhaß in der furchtbarsten Größe und Schändlichkeit zum Vorschein kommen. Bei ihrem Ursprunge von den Juden als Abtrünnige gehaßt, von den Römern als eine unduldsame und empörungsüchtige Sekte verachtet, waren die Christen kaum durch Constantin zur herrschenden Religion geworden, als sie auch anfingen, ihren Drängern mit übervollem Maße zu vergelten. Sodann, an dem Buchstaben der Offenbarung klebend, oder den Sinn derselben willkührlich und spitzfindig deutend, fingen sie an, sich zu streiten und im Streiten immer mehr zu erhitzen, bis endlich Trennungen und blutige Verfolgungen, öffentliche Kriege und heimliche Inquisitionen entstanden, welche sämmtlich die Absicht aussprachen, "Gottes Ehre zu fördern und seinen durch Christum bekannt gemachten Willen geltend zu machen," in der That aber keine andere hatten, als die Herrschaft der Priester, mitunter auch der weltlichen Fürsten, auszubreiten, oder zu befestigen. Die zehn ersten Christenverfolgungen unter den römischen Kaisern in den drei ersten Jahrhunderten, sammt den spätern Grausamkeiten, welche die heidnischen Völker, namentlich die germanischheidnischen Völker, gegen das eindringende Christenthum sich erlaubten, werden tausendfach überboten durch die Greuel, welche die sogenannten Christen aus Fanatismus begingen, von den ersten Ge-

waltthätigkeiten gegen die römischen Tempel und Priester an, bis auf die blutigen Mishandlungen der Protestanten im südlichen Frankreich vor wenig Jahren, und den aberwitzigen Glaubensreinigungen in Spanien, die noch jetzt fortgesetzt werden: so daß die ganze Geschichte der christlichen Religion als ein schauderhafter Commentar der Worte ihres Stifters dastehet: Denket nicht, daß ich aufgetreten sey, den Menschen Frieden zu bringen; nein, nicht um Frieden zu bringen, bin ich aufgetreten, sondern ein Schwert warf ich hin.

Doch die Weisheit des ewigen Vaters der Welt konnte nicht den Unsinn seiner Geschöpfe hemmen, seine Güte nicht ihr Undank von sich wenden. Ueber dem schreckenden, schauderhaften Gewirre, welches in religiöser Hinsicht die Weltgeschichte darbietet, schwebte sein Geist, der Geist der Wahrheit und leitete Die in alle Wahrheit, welche sich seiner Leitung hingaben, der Geist der Liebe, der alle diejenigen beseligte, welche ihm ihr Herz öffneten. Von Abraham an, den uns die Geschichte als den ersten nennet, der nach dem allgemeinen Versinken des menschlichen Geistes in Abgötterei, den Glauben an Einen Gott, verbunden mit einer frommen Verehrung desselben, verkündigt, hat sich die Fürsorge Gottes für das Heil der Menschen, nach dem Maße der steigenden Bildung des Geschlechts, fortschreitend gezeigt, bis endlich, als die Zeit erfüllet war, der Gesandte der Gottheit auftrat, der alle Offenbarungen derselben vollendete. Was Jesus Christus von Gott und seiner Verehrung lehrte, was er den Menschen als ihre Pflicht vorhielt, was er ihnen als ihre Hoffnung verkündigte, das ist von der Art, daß der unbefangene Denker aus allen Religionen einstimmen muß in das Bekenntniß eines seiner rechten Schüler: "Er und kein anderer ist der Heiland; es giebt keinen andern, er mag heißen, wie er will, durch den uns Heil widerfahren könnte."

Religionen und Gottesdienste der einzelnen Völker.

Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, ist auch die Wiege der Religion, und es ist nicht zu verkennen, daß alle, in Asien oder Morgenland *) vorkommenden Religionformen Spuren der religiösen Vorstellungen der Urvölker an sich tragen. Dieser Religionformen sind im Allgemeinen drei, nemlich: der Parsismus, der Naturalismus (Sabäismus) und der Jehovismus.

Zwar wollen neuere Forschungen die Entstehung des Menschengeschlechts und der ersten und ältesten Religion nach Aethiopien versetzen. Dieses Land, sagen sie, sey unter allen am geeignetsten gewesen, den Sinn für das Ewige, die Religion, der in allen Menschen liegt, zu entwickeln und auszubilden, durch die Ordnung und Regelmäßigkeit und insbesondere durch die Großartigkeit, mit welcher dort alle Erscheinungen der Natur erfolgten. Dort, um die Quellen des Nils, habe das Urvolk der Erde gelebt, die Pelasger, ein schwarzes, oder doch sehr dunkelfarbiges Geschlecht, und von diesem sey die ganze übrige Erde nach und nach bevölkert worden, indem das wachsende Menschengeschlecht dem Lauf des Stroms sich nachgezogen und erst später nach andern Richtungen hin ausge-

*) Dem Morgenlande muß man hier auch Aegypten beizählen.

breitet habe. Ihre Religion sey die Anbetung der hervorbringenden, d. i. zeugenden und gebährenden Kraft der Natur gewesen; diese hätten sie sich unter den Bildern der Geschlechtstheile gedacht und so sey später die Verehrung des Phallos oder Joni-Lingam in alle Religionen der Erde übergegangen.

Unverkennbar ist nun freilich, daß in allen Formen der Naturreligion Spuren dieser Verehrung angetroffen werden; doch scheint der Parsismus schon frei davon zu seyn, und in dem Jehovismus ist sicher keine Spur davon, wenn schon hie und da Anhänger dieser Religionformen Joni-Lingam-Verehrer gewesen sind, als was sie durch ihren Umgang mit solchen leicht werden konnten, oft ohne es deutlich zu wissen.

Bei den Völkern, so fahren diese Nachrichten fort, die um den Nil wohnen blieben, wurde dieser selber, wegen seiner befruchtenden Ueberschwemmungen, der Joni-Lingam, und da das Wasser des Nils in seinem ruhigen Zustande hell war, so wurde er auch das Bild des Lichts, des Urlichts, das, wie der Nil drei Quellen hat, in drei besondere Strahlen gebrochen gedacht wurde. Und dieß soll die älteste Spur der durch alle Religionsysteme gehenden Trias (Triton) seyn. Der Lauf des Nils gab Veranlassung, ihn als die große Weltschlange darzustellen, die sich in den großen Strömen um die ganze Welt windet, und Götter und Menschen trägt. Da nun in der Folge eine Menge von Göttern gedacht wurden, so erscheint der Nil auch als der Vater der Götter.

So wurde, wie diese Forschungen weiter sagen, im Naturalismus der Joni-Lingam der Grund der Physik, der Geographie, der Astronomie und aller entstehenden Künste und Wissenschaften. Ursprünglich also lag in Verehrung des Joni-Lingam, oder des Phallos, nichts Unsittliches; aber späterhin, als das menschliche Geschlecht in einzelnen Theilen in moralisches Verderben sank, oder die

Reli-

Religion zu ganz rohen, bloß sinnlichen Menschen kam, artete sie selber aus und nicht nur bildliche Darstellungen, sondern auch religiöse Handlungen wurden schändlich und verabscheuungwürdig. Und schändliche Handlungen zur Verehrung dieser und jener Gottheit erhielten sich später auch unter Völkern, welchen man den Vorwurf der Rohheit und Unsittlichkeit keineswegs machen darf.

Wie wenig oder viel Wahres diese Darstellung enthalten mag, wir lassen sie sogleich wieder, als noch zu wenig begründet, und halten uns daran, was uns sichrere Nachrichten als zuverlässig verbürgen.

Religion und Cultus der alten Parsen (Perser).

Ein Theil von Persien und Oberindien war in den allerältesten Zeiten unter dem Namen Iran*) bekannt. Dort war der Sitz des Urvolks der Erde, dort die erste Erkenntniß des göttlichen Wesens. Es erkannten aber die Einwohner dieses Landes, die Parsen, einen einigen und allmächtigen Herrn der Natur, der alles Vorhandene erschaffen habe, und erst später wurde dieser Unermeßliche von einer verfehlten Spekulation in viele Ermeßliche vertheilt.

Die Hauptquelle dieser Religion, des Parsismus, wie man sie zu nennen pflegt, ist in den Schriften Zoroasters, (Zerduscht, Zeretoschtro, Goldstern) enthalten, denen griechische Schriftsteller höhere Glaubwürdigkeit geben. Das Zeitalter dieses Weisen wird von den ältesten Schriften der Parsen auf 5000 Jahre vor dem

---

*) Iran, ein Land des Friedens und des Glücks, ein ebenes, freundliches Land; ihm entgegengesetzt war Turan, ein bergiges, rauhes Land, ein Land des Kampfes und des Leides.

trojanischen Kriege angegeben, insgemein aber setzt man ihn ungefähr auf 600 Jahre vor Christus; und dieser auffallende Unterschied mag wohl allein daher rühren, daß Zoroaster nicht der Erfinder seiner Lehre, sondern nur der Wiederhersteller und Erneuerer derselben war, daß folglich das genannte höhere Alterthum sich auf den ersten Ursprung der parsischen Lehren bezieht. Diese Lehren sind in den Schriften Zoroasters enthalten, welche den Namen Zend-Aveſta (das lebendige Wort) führen, es sind fünf Bücher, in einer eigenen Sprache, der Zendſprache, geschrieben. Ihr Inhalt, so weit uns derselbe zu unserer Absicht nothwendig seyn mögte, ist folgender:

Der Urgrund aller Dinge ist Zeruane akherene (die Zeit ohne Grenzen), das ewige, vollkommenste, in sich selbst verschlungene Urwesen, von dessen Thron einst ausging Honover, das Alles wirkende, heilige Wort. Aus diesem entsprang das erhabene, glänzende Urlicht, Anıron, das mit ihm zugleich wirksame Feuer und das süße, erhabene, hilfreiche Urwaſſer, Ardviſur, in welchen sämtlich die Samen aller Dinge enthalten waren. Licht, Feuer und Wasser sind demnach die Elemente, Honover der Geist des Ewigen, der in ihnen belebend waltet. Daraus ging später hervor Ormuzd, der große König, der in Lichtherrlichkeit glänzende, der allvollkommenste, allvortrefflichste, allreine, allweise, der Körper aller Körper, der über Alles heilige, der Quell aller Freuden, der allnährende, unaussprechliche, der König aller Könige, der Himmlische aller Himmlischen, Grund und Mitte aller Wesen, der eine Grundkeim, der höchste Verstand, der Allwissende, der Geber aller Wissenschaft, die Fülle der Seligkeit, das erhabenste Urfeuer. So und noch mit andern ihn über Alles hinaufhebenden Namen nennen die Parsen den Ormuzd, den sie indessen doch unter die Herrschaft der Zeruane akherene setzen und ihm ein anderes, entgegengesetztes Wesen an die Seite stellen. Sie

nennen dieſes Arihman, der in Mitten der Finſterniß wohnet, wie Ormuzd in Mitten des Lichts, und die Quelle alles Uebels, der einzig Böſe, unrein und verwünſcht, ein Nichts des Guten, das Laſter ſelber iſt. Er iſt der Dew — ſo heißen die böſen Geiſter der Parſen-Religion — der die Welt quält, der Lügner, der Arge, der Todſchwangere, der finſtere König der Darvands (der Böſen). Aber auch er lebt durch Gottes Macht, ihn hat die ewige Zeit gegeben, wie ſie Ormuzd gegeben, Licht und Finſterniß gegeben hat. Er iſt jedoch mehr böſe durch ſeinen Willen, als durch ſein Weſen, und am Ende der Dinge, wenn ihn die Metallſtröme ausgebrannt haben, wird auch er heilig werden und himmliſch und die Gottheit lobpreiſen; denn das große Weltjahr, von 12000 Jahren, iſt ſo eingetheilt, daß Ormuzd im erſten Drittheil allein, im zweiten kämpfend mit Arihman, im letzten dieſer allein regieren ſoll. Aber dann ſoll ſich auch das Reich des Böſen aufreiben, die allgemeine Auferſtehung erfolgen und Alles im reinen Lichte leben.

Ormuzd begann alſo zuerſt die Schöpfung und ſprach das lebendige Wort, Honover, das er ſelbſt iſt, das ſeine Zunge unaufhörlich ſpricht und Arihman ſank, betäubt von dem heiligen Worte, in die Finſterniß zurück. Aus ſeinem Himmel ſchuf er den ihn umgebenden Himmel und Licht zwiſchen Himmel und Erde, und Sterne, welche in ihren Bahnen laufen; in der Mitte der Welt, unter Ormuzds Wohnung, ſtehet die Sonne. Dieſe lauft aus von dem Albordi, dem Urgebirge, der Grundlage oder Wurzel und Grundfeſte der Erde und fährt mit vier Roſſen aufs ſchnellſte, ſie ſelber aber iſt ein ſtark laufendes Roß, das Auge des Ormuzd, nimmer ſterbend. Darauf wurde der Mond geſchaffen, der auch vom Albordi ausgeht, und Grüne, Wärme, Geiſt und Frieden giebt. Unter dieſem iſt der Fixſternhimmel geordnet, nach den zwölf Zeichen des Thierkreiſes, die alle im Kampfe gegen Arih-

mans Dews stehen und vier Sterne zu Wächtern haben, nach den vier Himmelsgegenden. Die ganze Schöpfung des Himmels vollendete Ormuzd in 45 Tagen. Darauf schuf er sechs Amschaspands, unsterbliche Geister — er selbst ist der siebente und höchste — die in Beziehung auf irdische Naturen stehen und deren Regenten sind. Sie umgeben Ormuzds Thron und heißen: Bahman, der Vorsteher aller lebendigen Geschöpfe ausser dem Menschen, Ardisheschț, der Vorsteher des Feuers, Schahriver, der Metalle, Sapandomad, der Erde, Khordad, des Wassers, Amerdad, der Pflanzenwelt. Ausser diesen schuf Ormuzd eine zweite Ordnung guter Geister, die Izeds, welche allen einzelnen Wesen vorstehen und ihre Schutzgeister sind. Eine andere Art der Geister sind die Ferver, die ersten Abdrücke der Wesen durch den Gedanken des Schöpfers, oder die Uridеen, welche sich die Gottheit von den einzelnen Wesen dachte. Auch Ormuzd selber hat seinen Ferver, und so wie er ein Ding denkt, das er erschaffen will, so entsteht der Ferver desselben. Die Zahl dieser reinen Lichtwesen ist daher unendlich und sie sind in ihren Arten und Stufen so verschieden, wie die Wesen selber, deren Urbilder sie sind; aber alle sind sie unsterblich, denn sie stammen aus dem unzerstörbaren Lichte; sie sind ganz Leben, weil ihr Urheber ganz Lebenskraft ist; sie sind stets wirkend durch ihre schaffende Licht- und Feuerkraft; Alles in der Natur lebt und bewegt sich durch sie; sie sind die Kämpfer des Himmels gegen Arihman; sie schützen die Seele, sie reinigen sie bei der Auferstehung von allem Bösen; sie bringen die Gebete der Sterblichen vor Ormuzd. Auf diese Art treten sie ganz in die Classe der Schutzgeister und Genien, welche den Menschen vom Bösen abhalten und zum Guten führen.

Als nun der Himmel geschaffen war, feierte Ormuzd das erste Schöpfungsfest, Gahandar. Zwar versuchte Arihman einen Angriff auf die neue Schöpfung, allein

der Glanz derselben stürzte ihn in die Finsterniß zurück; er versuchte daher, dem Reiche Ormuzds auf einem andern Wege Abbruch zu thun und erschuf eine Menge Dews und Daruds, böse Geschöpfe, um damit die Lichtwelt anzugreifen. Zuerst setzte er den sechs Amschaspands eben so viel Erzdews entgegen, dann brachte er so viele geringere Dews hervor, als Ormuzd Izeds erschaffen hatte; sie greifen die Seelen der Menschen auf verschiedene Weise an und halten sie vom Guten ab und verleiten sie zum Bösen. Am Ende der Dinge aber werden sie sämtlich, zugleich mit Arihman unterworfen und werden Ormuzd preisen.

Ormuzd fuhr fort zu schaffen. Er brachte das Wasser hervor, die heilige Quelle Ardvisur, den Palast der Bäche, die in hunderttausend Kanälen vom Albordi des Himmels ausströmen. Das Wasser fiel nun als Regen auf die Erde und der Wind Behram vertheilte es. Aber Arihman ließ durch seine Dews das Wasser vergiften und salzig machen, doch konnte er nicht alles unbrauchbar machen und es wurden noch mehr Flüsse gebildet. Die Schöpfung des Wassers ward in 60 Tagen vollendet. Ormuzd setzte ihm zum Hüter den Ized Khordad, dem Arihman den Dew Tarik entgegensetzte.

Nach dem Wasser schuff Ormuzd den Erdboden, dessen Grund Albordi ist; dieser hob sich mit 244 andern Bergen. Die Erde aber theilte sich in sieben Keschvars, worunter Kunnerets, das Vaterland der Keans (Helden) der schönste und beßte ist. Zu ihrem Schutze stehet der Ized Schariver; aber Sawel, der Fürst der Finsterniß, ist von Arihman dagegen aufgestellt. Auf die Schöpfung des Erdbodens folgte die der Pflanzenwelt in dreißig Tagen. Amerdad war ihr Hüter. Dieser setzte den Ized Hom, den Keim aller Pflanzen, den König der Bäume, an die Quelle Ardvisur, und aus ihm entstanden alle Gewächse, besonders die heilenden. Aber auch

hier sandte Arihmann einen beständigen Feind, den Dew Zaretsch, der von Norden her alles mit Gift und Dornen durchdrang.

Nun kam die Schöpfung der Thiere und Menschen, die erstere in 24, die letztere in 65 Tagen. Ormuzd schuff zuerst den Urstier, Abudad, in den er die Keime aller Thiere legte. Doch kaum gewahrte ihn Arihman, als er Scorpionen, Kröten und andere giftige Thiere gegen ihn aussandte. Ihr Gift traff ihn, er ward krank und starb seufzend; doch seine letzten Worte, mit himmelwärts gerichtetem Blicke gesprochen, verkündigten den endlichen Sieg des Guten. Im Augenblicke des Sterbens ging aus seiner rechten Vorderhüfte Kaiomorts, der Urmensch, hervor und aus seiner linken Goschurun, die Seele desselben; Ormuzd versprach der klagenden Seele, daß der neugeschaffene Mensch für eine Zeit aufgehoben seyn solle, in welcher Arihman nicht mehr Macht haben werde. Freudig stieg nun Goschurun zu den Himmeln der Firsterne, der Sonne und des Mondes auf und als ihm Ormuzd den Ferver Zoroasters zeigte, so sprach er: "Gern will ich für die Geschöpfe deiner Welt sorgen." Aus den Theilen des Stiers, dessen Samen dem Monde und der Erde anvertraut wurde, entstanden nun neue Geschöpfe aller Art. Aus dem gereinigten Samen des Urstiers aber entstanden zwei neue, ein männlicher und ein weiblicher und aus diesen alle übrigen Säugethiere, Vögel und Fische. Zur Beschützerinn derselben verordnete Ormuzd seine Tochter, Sapandomad, welcher Widersacher war Naonghes, der Herr alles Ungeziefers und schädlichen Geschmeisses.

Aus dem Samen Kaiomorts ging ferner der Baum Reivas hervor, an Gestalt zweien Menschen ähnlich und daraus entstanden Meschiah und Meschianeh, Mann und Weib, die Stammeltern des menschlichen Geschlechts. Der Ort ihres Aufenthalts war Heden, auch Hedenesch,

d. i. ein Ort der Ruhe und des Glücks. Ein Fluß tränkte diese reizende Gegend, wo alle Annehmlichkeiten mit Ueberfluß jeder Art sich vereinigten, wo der Lebensbaum Hom stand, dessen Saft unsterblich machte und Alles heilte. Sie ist schöner als die ganze Welt und die Perser dachten sich darunter die Landschaft Iran, womit im engern Sinne die Gegend zwischen den Flüssen Kur und Araxes in Armenien bezeichnet wird, die noch immer zu den anmuthigsten und fruchtbarsten Landschaften des mittlern Asiens gehört. Diese Stammeltern des Menschengeschlechts lebten anfänglich rein und unschuldig. Der Himmel war ihnen versprochen, wenn sie rein blieben in Gedanken und Thaten und demüthig in ihren Herzen und allein Ormuzd und keine Dews verehrten. Aber sie lebten in dem Zeitalter, wo schon Arihman seine Gewalt auszuüben anfing. Dieser bemächtigte sich ihrer Gedanken und Begierden und gab ihnen Früchte zu essen, deren Genuß sie ihrer Glückseligkeit beraubte. Zuerst verführte er das Weib, Meschiane, und darauf auch den Mann, Meschia. Die nachfolgenden Menschen vergaßen Ormuzds und seine Wohlthaten und ließen sich von Arihman verführen, ihn anzubeten und mit Opfern zu verehren. Als sie nun endlich völlig in das Böse versunken waren, erbarmte sich Ormuzd ihrer und sandte Zoroaster auf die Erde, um die Menschen von der Herrschaft desselben zu befreien.

Ormuzd hatte nach jeder Schöpfung, die er vollendete, ein Fest gefeiert, die Gahandars, Schöpfungfeste, deren sechs waren. Das erste ist noch heut zu Tage bei den Persern der erste Tag des neuen Jahrs.

Wie nun durch Streit und Kampf Alles geworden ist, so soll auch der Mensch beständig kämpfen, kämpfen gegen die Dews und auf der Seite der Jzeds stehen und durch Befolgung des Gesetzes, durch edle Thaten, Opfer und Gebet die Dews verfluchten. Stirbt er, so wird seine Seele von Ormuzd und Bahman gerichtet. Die Seelen der

Guten werden von den Izeds in das Land der Freuden geführt, die Bösen aber den Dews übergeben. Wenn aber das große Weltjahr abgelaufen ist, so erfolgt die allgemeine Auferstehung aller Wesen, die Guten gehen in Gorotman, den höchsten Himmel, den Ormuzd selber bewohnt, die Bösen in Duzakh zu Arihman. Hier werden sie durch Strafen gereinigt, glühende Metallströme werden sie und Arihman selber reinigen und den Duzakh selber zu einem fruchtbaren Lande machen. Dann wird von Guten und Bösen dem Ormuzd ein großes Opfer gebracht und es beginnt die allgemeine, endlose Seligkeit. Ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen, alle Finsterniß verschwindet und es herrscht ein ewiges Licht.

Abweichend davon lassen einige heilige Schriften der Parsen die Seligkeit eintreten, ohne daß Arihman bekehrt wird, er wird vielmehr mit seinem Anhange gänzlich vernichtet.

Neben Ormuzd und Arihman ist noch der oberste Ized, der der Sonne, zu bemerken. Er heißt Mithras, Mithra, Midrasch, und steht gleichsam als Mittler zwischen beiden, bildet aber zugleich mit ihnen eine heilige Drei, eine Trias.

Dieser Mythos läßt nun eine mehrfache Erklärung zu, man kann ihn chronologisch, astronomisch, philosophisch deuten; aber keine von diesen Deutungen allein erschöpft ihn ganz, sie müssen sämmtlich angewendet werden, um eine vollständige Erklärung zu geben. Astronomisch genommen ist Ormuzd die Welt, Mithra die Sonne, Abudad der Aequinoktialstier, auf welchem Mithras reitet, wenn der Frühling beginnt (Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers); die Amschaspands sind die Planeten, die Izeds die Fixsterne, Albordi der Thierkreis, Meschiah und Meschianeh die Zwillinge; die ersten 6000 Jahre sind die ersten sechs Zeichen von dem Widder bis zur Wage, mit diesen der Eintrit Arihmans in die Welt, mit dem Scorpion Hervortreten des Bösen, der Winterszeit, mit dem

Schützen Kampf des Guten gegen dieses, mit dem folgenden Zeichen Sieg des Bösen; aber mit dem Widder die völlige Vernichtung Arihmans und Anfang eines neuen Jahrskreises.

Auch in der chronologischen Erklärung ist ein Theil der Wahrheit, denn in dem persischen Kalender wurden die Monate und Wochentage nach den Amschaspands und den vornehmsten Izeds benannt.

In philosophischer Hinsicht erscheint Zeruane akherene als das Urwesen, Ormuzd als die dasselbe durchdringende höchste Intelligenz, Arihman als die rohe Urmaterie, welche aber dadurch, daß sie die Wirkungen des Geistigen hemmet, die Quelle aller Unvollkommenheit wird. Aber diese erhabenen Ideen tragen bei allem dem die deutlichen Kennzeichen des Kindesalters des parsischen Volkes an sich; denn sie enthalten im Grunde nichts anderes, als die Vorstellungen von den Erscheinungen am Himmel und auf der Erde, wie sich solche dem gemeinen Sinne darbieten. Das höchste und erhabenste war ihnen die Sonne, das wohlthätige, Alles belebende und erfreuende Gestirn; tiefer stand der Mond, der jedoch durch sein mildes Licht und seinen erquickenden Thau sich empfahl, noch tiefer standen die wenigen sich auszeichnenden Fixsterne. Die Erde, nemlich das Land, in welchem sie wohnten, war nach der heiligen Zahl sieben eingetheilt. Aber Alles ward zugleich auf eine gewisse Einheit bezogen; denn Kaiomorts ist die Einheit des Menschengeschlechts, Abudad die aller Thiere, Hom aller Pflanzen, Albordi aller Berge, Ardvisur aller Wasser, die Sonne aller Sterne, Ormuzd aller guten, so wie Arihman aller bösen Dinge, und für beide endlich umschließend die grenzenlose Zeit. Wahrscheinlich liegt dieser Vorstellungsart auch die alte orientalische Staatsverfassung zum Grunde, nach welcher der König die oberste Einheit des ganzen Reichs, und seine Satrapen für jede Provinz besondere Einheiten bildeten.

So scheint es also klar zu seyn, daß in dem Systeme Zoroasters die kindliche Weltansicht, verbunden mit einigen höhern philosophischen Ideen der ältesten Welt, mit astronomischen Wahrnehmungen und chronologischen Berechnungen, sich vereinigen. Eben das ist der Fall in andern Parsenschriften, wie in denen der Jezdianen, des ältesten Zendvolkes. Dort heißt es: Die menschliche Vernunft ist zu schwach, die erhabene, heilige Natur Gottes zu begreifen; das Daseyn und die Vernunft sind allein von ihm; sie werden bloß durch seinen heiligen Willen thätig, so daß gute Werke die nothwendige Wirkung seines erhabenen Wesens und gesegnete Attribute von ihm sind. Unmittelbar auf diese des Christenthums würdige Stelle, heißt es dann weiter: Alle Wesen sind Strahlen des Lichts alles Lichtes. Das Universum hat von jeher dieselbe Aehnlichkeit mit dem Schöpfer, wie das Sonnenlicht mit der Sonne. Alles Erschaffene in dieser vergänglichen Welt ist dem Einflusse der Gestirne unterworfen. Jeder Fixstern regiert eine Reihe von mehren tausend Jahren, und wenn sie alle regiert haben, beginnt eine neue Weltperiode. Bei dieser Umwälzung bleibt nur Ein Mensch übrig, der zugleich Vater und Mutter ist, und von diesem gehet das neue Menschengeschlecht aus. Der erste Mensch der gegenwärtigen Periode war Mahabad, dessen Nachkommen roh und mit keiner Annehmlichkeit des Lebens bekannt waren, bis sie durch die Verordnungen Mahabads nach und nach gebildet wurden. Er lehrte Garten- und Feldbau, er bildete aus dem Eisen Werkzeuge und Waffen, er holte die Perlen aus der Tiefe des Meers hervor, er bauete Städte und Festungen, er lehrte Handel und Künste. Das Volk theilte er in vier Kasten, Priester, Helden, Geschäfts- und Dienstleute. Jede Kaste hatte ihre eigene Mundart, aber ausserdem gab Mahabad eine heilige Sprache, den Sanscrit, aus welcher die persische, die hindusche, die griechische und andere Sprachen hervorgegangen sind. Auf Mahabad (den großen Abad) folgten vierzehn Propheten und Könige unter

dem Namen Abad. Zur Zeit des letzten, Abad-Azu, war die Welt im blühendsten Zustande und die Menschen lebten in vollkommener Glückseligkeit. Allein Abad-Azu verließ den Thron, um ein Eremit zu werden, und alsbald wurde sein Reich eine Raub- und Mordbühne, auf welcher so viel Blut vergossen wurde, daß sogar Mühlen von den Strömen desselben getrieben wurden; alle Glückseligkeit verschwand, die Menschen versanken in Rohheit und Elend. Da befahl das ewige Wesen dem Sohne Abad-Azus, der als ein vollkommener Heiliger in der Einsamkeit lebte, die Welt wieder in Ordnung zu bringen, und es geschah durch ihn. Auch er stiftete nun eine neue Dynastie, auf welche mehrere andere folgten.

Aus der Dynastie Gilschah, oder Kaiumer, war Dschemschid, der berühmteste unter allen Perser-Heroen, der Herakles derselben und, wie dieser, die personifizirte Gottes- und Sonnenkraft. Sein Name selbst deutet darauf, der Schid ist Sonne. Unter seiner Regierung war das goldene Zeitalter. Die Thiere starben nicht; alles war im Ueberflusse vorhanden, bei seiner Lichtkraft war nicht Frost, nicht Hitze, nicht Alter, nicht Tod, nicht Leidenschaft, lauter Wirkungen der Dews. Ormuzd, der ihm selbst sein Gesetz offenbarte, ihm befahl, sein Volk damit zu beglücken und die Dews zu vertreiben, verlieh ihm auch einen Dolch, ganz von Gold. Mit diesem spaltete er die Erde und das Land füllte sich mit Bäumen, und Thieren, und Pflanzen, und Menschen, die überall nur Ormuzd zu Ehren Opfer brachten. Zwar trat der Winter ein und verwüstete wieder Alles; aber die Wärme kehrte wieder und mit ihr neues Grün und neues Glück. Dschemschid bauete darauf den großen Ort Ver und brachte dahin alle Keime von Thieren und Menschen und Pflanzen. Alles gedieh daselbst auf das edelste und schönste, denn kein Dew durfte sich dem Lande nähern; die Felder trugen die köstlichsten Früchte, die Jugend war voll Bescheidenheit, Scham

und Ehrfurcht, stark und kräftig; kein Tyrann kam auf, es gab keinen Bettler, keinen Betrüger, keinen Diener der Dews, kein Feind lauschte im Finstern, kein Quäler der Menschen. So bildete Dschemschid auf Ormuzds Befehl, das Land Ver und beschützte es mit seinen reinen Armen. Ormuzd selber gab ihm hundert Strahlen des Lichts und Dschemschid theilte sein Volk in Krieger, Ackerleute und Künstler, legte Vorrathshäuser an, lehrte den Gebrauch des Weins und machte eine Menge Erfindungen des Bedürfnisses und der Bequemlichkeit. Darnach bauete er mehrere Städte und eine steinerne Brücke über den Tigris; aber das herrlichste Denkmahl seiner Regierung war die Stadt Istakhar (Persepolis). Als man den Grund zu derselben legte, fand man in der Erde einen goldenen Becher; man nannte ihn Dschemschid (das Gefäß der Sonne) und sein Entdecker bekam von ihm den Namen. In seiner Hand ward es ein Becher der Weisheit, ein Spiegel der Welt, in dessen Glanz er die Natur und alle verborgene vergangene und zukünftige Dinge schauet. Als diese große Stadt vollendet war, hielt Dschemschid seinen Einzug in dieselbe und machte sie zu seiner Residenz. Weil dieß in dem Augenblicke geschah, wo die Sonne in das Zeichen des Widders trat, so machte ihn Dschemschid zum Anfange des Jahrs. Dschemschid vereinigte darauf mit seinem Reiche sieben große Provinzen des obern Asiens und regierte sie im Frieden 700 Jahre. Aber zuletzt unterlag er, der Große und Herrliche, dem Uebermuthe, er ließ sich verleiten zu glauben, er sey unsterblich und verdiene göttliche Ehre; deßhalb sandte er Bildsäulen von seiner eigenen Person in alle Provinzen seines Reichs und befahl, sie anzubeten. Da erweckte ihm der Allmächtige einen Feind in seinem Neffen, dem König Schedad von Arabien, der ihn überfiel und aus dem Reiche jagte. Verschieden sind nun die Angaben über sein Schicksal, einige lassen ihn in der Gefangenschaft getödtet werden, nach andern reiste er hundert Jahre lang in der Welt umher, nach

andere lassen ihn sogar in die Hölle; den Daruckh, verstoßen werden.

Der ganze Mythos ist symbolisch und bedeutet den Umlauf der Sonne um die Erde und dessen wohlthätige Wirkungen auf diese. Der Golddolch ist der durchdringende Strahl der Sonne, auch der befruchtende Regen, der ja ebenfalls von der Sonne erzeugt wird. Dieser Dolch und der Becher Dschemschids spielen in fast allen Sagen der alten Völker ihre Rolle. Dschemschid verbreitet, wie Herakles, überall Segen, wohin er kommt, er kämpft mit den bösen Genien, gegen alle Arten von Uebeln, Bosheit und Uebermuth. Aber wie Herakles, wird auch er eine Zeitlang von der Macht des Bösen unterworfen; doch lebt er, wie jener, in den Sagen der Nachwelt fort, genießt der Ehre der Anbetung der durch ihn beglückten Völker, und ist der Stammvater großer Helden- und Königsgeschlechter.

Dem mehr astrologischen als astronomischen Religionssysteme der Parsen, wie wir es namentlich aus den Schriften der Jezdianen kennen, entsprach auch der Cultus dieser Völker. Sie hatten Tempel, welche den sieben Planeten geweihet waren und worin diese durch Talismane, Bilder und allegorische Embleme von Metall oder Stein vorgestellt wurden. Sie hießen Feikeristan (Bildertempel) und Schiidistan (Lichtgebäude oder Feuertempel). Der Tempel der Sonne und das Bild derselben waren überall am größten. Der Tempel hatte eine Kuppel von goldenen Ziegeln, mit Edelsteinen besetzt. Das Bild war von Gold und stellte einen Mann mit zwei Köpfen vor, der auf einem starken Pferde saß, zwei siebenfach zugespitzte, kostbare Kronen trug und in einem Drachenschweif ausging. In der rechten Hand hielt er eine dünne goldene Ruthe und um seinen Nacken eine Kette von Juwelen. Die Diener dieses Tempels waren in Goldstück gekleidet und reich geschmückt. Der Weihrauch bestand aus Aloeholz und

das Opfer aus scharfen Kräutern. Prinzen und andere vornehme Leute, auch Reiche und Gelehrte wohnten zunächst um diesen Tempel.

Der Tempel des Mondes bestand aus grünem Stein. Das Bild war ein Mann, auf einer Kuh reitend, auf seinem Haupte eine dreifache Krone. Er hatte Armbänder und ein Halsband, in der rechten Hand ein Amulet von Rubinen, in der linken einen Zweig von Basilikum. Die Diener waren weiß und grün gekleidet und mit Silber geschmückt. Der Rauch war von arabischem Gummi, das Opfer gesalzene Kräuter. Boten, Fuhrleute, gemeines Volk wohnten um diese Tempel.

So hatte denn jeder Tempel und jedes Planetenbild seine eigene Farbe, seine eigenen auf seine Wirkungen sich beziehenden Attribute, seine besondere Bedienung und selbst seine besondern Anwohner. In dem Speisesaal (Khoorsar) eines jeden Tempels war die Tafel stets gedeckt und man wurde mit verschiedenen Arten von Speisen und Getränken bedient. Auch stand bei jedem ein Hospital, wo Aerzte die Kranken heilten, die unter dem besondern Schutze eines Planeten standen; und besondere Wohnungen waren für die Reisenden gebaut, welche bei ihrer Ankunft den Tempel ihres Schutzplaneten aufsuchten. Der König des Landes, der aus der Kriegerkaste war, war verpflichtet, sehr häufig in den Tempeln zu erscheinen, und an gewissen Tagen sogar Gericht darin zu halten. Immer kam er dann mit einem großen Gefolge. Solcher Tempel fand man nun von Syrien und Arabien an bis nach Hinter-Indien in ungeheurer Anzahl.

Die Jezdiener schreiben Alles ihrem Mahabad zu. Dieser ist daher auch der Stifter, wie vieler Städte, der Stadt Mecca (Mahgah) und des daselbst befindlichen schwarzen Steins, einer Bildsäule des Planeten Saturn. Muhamed verschonte dieses Denkmahl und daraus schließen

sie, daß er selber die Planeten verehrt habe; so wie Abraham, nach ihrer Meinung, alle andere Götzen zerstört hat, welche nicht Planeten vorstellten, wie dieses seine Ehrfurcht vor dem schwarzen Stein beweiset.

Diesen Nachrichten entgegen berichtet Herodot, die Perser hätten gar keine Tempel gehabt — dieß gilt nun wahrscheinlich von andern Gegenden des weitläufigen Landes, oder von andern Zeiten —; denn sie sagen: Die Gottheit ist nicht Menschen ähnlich, sie kann nicht in Mauern eingeschlossen werden. Sie opferten daher auf Bergen, auch baueten sie keine Altäre zu ihren Opfern und verbrannten sie nicht. Man führte das Opferthier an einen reinen Ort, betete, das Haupt mit Myrthen bekränzt, zu der Gottheit, nicht bloß für sich, sondern für das ganze Volk; dann wurde das Opfer geschlachtet, zertheilt, gekocht und auf das Gras gelegt; die Magier sangen ein heiliges Lied zu Ehren der Götter und nun wurde das Fleisch nach Belieben verbraucht, weil die Götter nichts, als die Seele des Thiers zum Opfer verlangen. Mit diesen Nachrichten stimmen andere fast überein. Nach diesen sind Feuer und Wasser die Gegenstände der höchsten Verehrung bei den Parsen gewesen. Diese hatten mit Mauern umgebene Plätze, oft von beträchtlichem Umfange, in deren Mitte sich ein Altar befand, auf welchem das ewige Feuer brannte. Und welcher Gottheit sie auch opferten, immer begannen sie mit der Anrufung des Feuers. Es ist ersichtlich, daß hier nur von Feueranbetern, Gebern, Gauern, wie sie später genannt wurden, die Rede ist; denn die eigentliche Weisheit der alten Parsen blieb später nur ein Eigenthum der Priester; das gemeine Volk fiel zuletzt vor der Sonne und dem Symbol derselben, dem heiligen Feuer, nieder, beide als den höchsten Gott anbetend. Die alten Parsen verehrten insbesondere den Mithras, den wir als den obersten Ized und als den Mittler zwischen Ormuzd und Arihman kennen lernten. Er giebt der Erde die Sonne, zeichnet dem Was-

ſor den Weg, verleihet den Menſchen was ſie bedürfen, wacht über die Geſetze des Ormuzd, kämpft unaufhörlich gegen Arihman und ſeine Dews und geht immer als Sieger aus dem Streite hervor, er ſchützt die Seelen der Verſtorbenen vor den Angriffen unreiner Geiſter und ertheilt den Gerechten die ewige Seligkeit. Mithras iſt ein uraltes perſiſches Wort, welches das Urfeuer und das Urlicht bezeichnet. Das Feuer aber iſt, nach dem Zend-Aveſta, als das allwirkende Organ der Gottheit, theils männlich, theils weiblich, weßhalb auch vom Mithras, dem männlichen, und von Mithra, dem weiblichen Feuer, die Rede iſt. Auch die Aethiopier, welche anerkannt Sonnendiener waren, nennen die Sonne Mithras, und der erſte König von Heliopolis in Aegypten heißt Mithrat, Mizraim ſelber aber wird Sonneland überſetzt; woraus hervorgehet, daß Mithras nicht nur eine ſehr alte, ſondern auch ſehr weit verbreitete Benennung für Sonne und Feuer iſt. Iſt das Sonnenjahr das Bild der Schöpfung — und dafür wurde es häufig genommen — ſo iſt alſo Mithras der Regent derſelben, der Schöpfer und, inſofern er zwiſchen Ormuzd und Arihman, dem Feuer und Leben und der Nacht und dem Tod ſtehet, iſt er der Mittler derſelben. Aber, indem er Alles erzeugt und aus ſich hervorbringt, erhebt er ſich über Ormuzd und Arihman ſelber, als welche nemlich in dieſer Hinſicht für Zeugungen von ihm angeſehen werden.

Beſonders merkwürdig ſind nun die Mithrasmonumente mit dem Stieropfer, wovon wir noch mehre Abbildungen haben. Vor einer Höhle kniet Mithras, mit fliegendem Mantel und phrygiſcher Mütze, auf einem niedergeworfenen Stier, deſſen Schweif in drei Aehren auslauft. Mit der Linken hält er ihm die Nüſtern zu, mit der Rechten ſtößt er ihm einen Dolch in den Hals. Ein Hund ſpringt von vorn an den Stier in die Höhe, eine Schlange beißt ihn in den Vorderfus, ein Scorpion kneipt

ihn

ihn in die Hoden. Dabei stehet ein Jüngling mit einer aufgerichteten, ein Greis mit einer gesenkten Fackel in der Hand; vorwärts ein Baum mit sprossenden Blättern, darunter ein Stierkopf mit aufgerichteter Fackel, rückwärts ein anderer mit Früchten, dem Scorpion und der umgekehrten Fackel; oben über der Höhle sieben Feueraltäre, an der einen Seite die Sonne mit einem Viergespann nach den vier Weltgegenden gerichtet, an der entgegengesetzten der Mond mit zwei Pferden. In einigen Darstellungen dieses Bildes fehlen manche dieser Symbole, in andern sind sie noch gehäufter; überall aber ist es weiter nichts als eine Anschauung der Natur, die uralt ist, wenn auch die Darstellung derselben aus späterer Zeit ist. Die Deutung ist übrigens, wie bei allen Mythen, auch hier eine verschiedene, ein physikalische oder astronomische. Nach der erstern ist Mithras der Demiurg, und der Stier die Erde, weiblich gedacht, welche jener eröffnet, (mit dem Golddolche) daß sie alle ihre Schätze von sich giebt. Alles Uebrige erklärt sich von selbst. Nimmt man die Darstellung astronomisch, so ist Mithras die Sonne, getragen von dem Aequinoktialstier. Wenn die Sonne in das Stierzeichen tritt, dann strömt sein warmer Lebensthau als befeuchtender Samen zur Erde nieder und der Frühling mit seiner Fülle kommt hervor. Tritt die Sonne in den Scorpion, so versiegt das Leben der Natur, von schädlichen Thieren angenagt. Der Hund ist sodann der Taschter, der Sirius, mit dessen Wiedererscheinen das Weltjahr aufs neue beginnt und der hier dem sterbenden Stier tröstend den kommenden Frühling vorausverkündigt. Daraus entwickelt sich ein noch höherer Sinn des Ganzen, das uns den Urstier, Abudad, darstellt, wie er, von den Dews Arihmans erwürgt, mit brechenden Augen gen Himmel blickend, den Untergang des Nachtreichs, den Sieg des Guten weissagt. Nun ist der Hund der tröstende Stern, der auf jenen Zeitpunkt hinweist, wo aller Jammer der Welt endet und das Lichtreich in seiner ganzen Fülle alle Wesen bese-

ligen wird. So erhält das Bild auch eine philosophische Beziehung auf die Lehren des Alterthums von der Rückkehr der Seele zu ihrer himmlischen Heimath. Die Höhle selber ist nicht ohne tiefe Bedeutung, sie ist der Tempel, wo das Opfer gebracht wird und, da Höhlen und Grotten im Alterthume von religiösem Gebrauche waren, der Tempel der Natur, des Weltalls selber.

In Höhlen, nur auf eine eigene Weise dazu eingerichtet, feierte man später, vielleicht auch früher schon, nur wohl einfacher, die Mithrasmysterien. Das Ritual der Einweihung in dieselben war ein Symbol des Kampfs, welchen der Mithrasverehrer gegen Arihman und die Dews zu bestehen hatte; daher eine Stufenfolge von Prüfungen, die immer härter wurden und endlich bis zur Lebensgefährdung stiegen. Es gab sieben Grade, nach der Anzahl der Planeten. Im ersten standen die Kämpfer (gegen Arihman). Im letzten hießen die Eingeweiheten Väter und Mütter (denn auch Frauen wurden aufgenommen), in der Ordenssprache Adler und Habichte. Eines von den geheimsten Symbolen war eine gewisse Stufenbahn mit acht Thüren von verschiedenem Metall, mit Bezug auf Sonne, Mond und Planeten und auf den Gang der Seele durch dieselbigen. In spätern Zeiten hatten diese Mysterien einen ganz andern Charakter, als in den frühern; denn wenn hier festliche Lust und lautes Wohlleben herrschte, wenn der König des Landes am Mithrasfeste öffentlich tanzen und sich berauschen durfte, so herrschten in der spätern Zeit Strenge und Kasteiungen. Uebrigens waren diese Mysterien über Armenien, Kappadokien, Pontos, Kleinasien und selbst über Syrien und Palästina verbreitet. In Rom feierte man sie im Frühlingsäquinoktium und Mithras, Sol invictus, spielte im römischen Reiche, besonders von der Zeit Heliogabals an, eine große Rolle. Julianus begünstigte ihn sehr, daher sich alle, die sich dem Kaiser empfehlen wollten, in die Mithrasmysterien aufneh-

men ließen. Alte Denkmahle, die erst aufgefunden wurden, sollen beweisen, daß man auch in Gallien und Südgermanien, kurz in allen Provinzen des römischen Reichs, die Mithrasmysterien gefeiert habe, wie man behauptet, daß die Christen im Anfang des 4. Jahrhunderts von dem Feste des Sol invictus im Dezember, einige Tage nach dem Wintersolstitium, — Veranlassung genommen hätten, das Geburtsfest ihres Erlösers zu feiern, als welcher eine neue, eine geistige Sonne war. Sind diese Behauptungen gegründet, so sind es wohl auch ein Paar schon ältere, die nemlich, daß die heiligen Feuer der germanischen und slavischen Nationen des alten heidnischen Europas nichts anders gewesen seyen, als parsischer Feuerdienst, der aus Asia herübergekommen, daß folglich die noch üblichen Oster- und Johannisfeuer und die ewigen Lichter in den christlichen Kirchen auch nichts anderes, als Ueberbleibsel des ältesten Heidenthums sind; ferner die, daß die Taufe, wie sie im Christenthume erscheint, in den Mithrasmysterien selber vorkam, und aus demselben in andere Culte überging.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß diese Religion der alten Parsen, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, einen eigenen Einfluß auf die Gesinnung und auf die Sitten haben mußte. Reinlichkeit und Fleiß waren die Hauptgrundzüge des Charakters dieses Volkes, beide von der Sonne, dem Feuer, abgeleitet, denn dieses läutert Alles und ist unausgesetzt thätig und wirksam. Daher ihre Scheu, ein Element zu besudeln, daher noch heut zu Tage ihre Gewohnheit, die Todten nicht zu bestatten, sondern sie auf hohen Gebäuden in der Luft verwesen zu lassen. Daher eine unermüdliche Thätigkeit in allem, was die Sonne beschien, insbesondere in dem Weinbau, dem eigentlichen Kinde der Sonne. Dabei waren die Hauptsitten geboten: Nicht zu lügen, keine Schulden zu machen, nicht undankbar zu seyn, keine Unwahrheit zu sagen, keine Untreue zu begehen, auch im Aeussern der sorgfältigsten Reinlichkeit sich zu befleißi-

gen. Etwas Weibliches und Weichliches war in dieser Religion, welches wohl einen nachtheiligen Einfluß auf das Volk hätte haben können; allein man trug Waffen im Krieg und im geselligen Leben und übte sich sehr fleißig im Gebrauche derselben, und da Alles, was Männlich war, von dem Könige zum Krieg aufgeboten werden konnte, so fehlte es nicht an kriegerisch-männlichem Geiste. Anfänglich hatte man nur wenige Feuer, aber allmählig entstanden mehr und mehr, weil die Priester, die Mager, oder Magier, ihren Vortheil dabei fanden. Auch wurden diese so mächtig, daß sie gar oft den Königen und der Regierung sich furchtbar machten. Alexander von Makedonien brach ihre Gewalt, aber er konnte ihren Geist nicht dämpfen, sie widerstrebten noch lange allen Regenten, welche ihren Grundsätzen nicht huldigen wollten.

Die Religion der Parsen, obgleich diese durch Muhameds Revolution größtentheils entweder aufgerieben, oder vertrieben wurden, hat sich doch noch in ihrer frühesten Reinheit, selbst in kümmerlichen Winkeln, erhalten; und es ist durchaus nicht zu verkennen, daß man ihr von allen Seiten viel verdankt, indem sie ihre Weisheitlehren und daraus abgeleiteten Tugendvorschriften überall hin verbreitet hat, obschon nicht zu läugnen ist, daß sie auch die ersten Anlässe zu den Verirrungen gab, in welche der spekulirende Geist und die spielende Phantasie gerathen sind. So ist der Dualismus der Prinzipien von dem Parsismus aus in alle andere Religionformen des Orients und des spätern Occidents übergegangen. So wie Mithras Mann und Weib zugleich ist und geschieden als männliches und weibliches Wesen gedacht und vorgestellt wird, so erscheinen in Indien, in Westasien, in Aegypten, in Griechenland und Rom und, wohin sich in der Welt der Sabäismus verbreitete, überall Götter und Göttinnen neben einander, und häufig solche, welche Mann und Weib zugleich sind.

In sofern also der Parsismus es mit der Verehrung der Himmelskörper und der Elemente zu thun hat, kann man ihn, wie es auch wirklich geschieht, zu dem Sabäismus*) rechnen, zu der Religionform, in welcher Sternendienst, Sonnendienst und Feuerdienst herrschen, und die Lehre von einem gedoppelten Grundwesen, einem guten und einem bösen, samt den Glauben an den Zusammenhang der Gestirne mit den Schicksalen der Welt und der Menschen scharf ausgeprägt sind.

Den Sabäismus finden wir im Oriente weit verbreitet; aber da er bei den übrigen Völkern nicht mehr rein, sondern namentlich mit der Phallosverehrung verbunden, oder vielmehr vermischt ist, so unterscheiden wir billig den parsischen Sabäismus von dem der übrigen Völker und nennen diesen den Naturalismus, als diejenige Form der Religion, in welcher die Natur, sowohl im Ganzen, als in ihren einzelnen Erscheinungen, als zeugend und gebärend, vergöttert wird. Die Grundlage dieses Naturalismus finden wir in dem Fetischismus, der uralten Sitte roher Völker, natürliche oder künstliche Körper als Götter aufzustellen und anzubeten. Noch sind der Fetisch-Anbeter sehr viele, namentlich in Afrika und Amerika.

Religion und Cultus der Syrer, Babylonier und Phönikier.

Viel anders als in Persien gestaltete sich der Sabäismus in den Ländern am Euphrat und Tigris und in Phönikien; denn in diesen Gegenden wurde der orgiastische

---

*) Sabäismus von Saba (Zaba), dem semitischen Worte für Heer, Himmelsheer, woher auch Jehovah Zebaoth, Herr der Heerscharen.

Dienst des Indischen Schiwa oder Ischwara der herrschende. Diese Gottheit, die schon in Indien, als Bild der zeugenden und gebärenden Naturkraft in doppelter Gestalt, als Mannweib, mit den Symbolen des Phallos oder Joni-Lingam und mit einem dieser Vorstellungsart angemessenen, wilden und ausschweifenden Cultus erscheint, ging nach Westen über und fand dort bei den noch roheren Völkern eine bereitwillige Aufnahme. Aber eben ihre Rohheit vermogte sie, die geistigen Begriffe, die mit jenen Symbolen verbunden waren, zu übersehen, und sich ganz an den äußern Ritus und an die Tempelbilder, als wären sie das Wesentliche, zu halten, wenn schon in den geheimen Lehren der Priester die richtigern Ideen aufbewahrt blieben. Schiwa, oder Eswara, das Urfeuer, bezeichnete schon in Indien Sonne und Mond, als sichtbare Zeichen jener schöpferischen Naturkraft; aber sein Wesen wurde in Westasien in eine männliche und weibliche Gottheit getheilt, von welchen, unter mancherlei Namen, die eine die Sonne, die andere den Mond bezeichnete. Damit wurden auch die übrigen Gestirne in Verbindung gebracht und so entwickelte sich der ganze Cultus der himmlischen Lichter, zugleich mit astrologischen Nebenbegriffen, wie, wenigstens zum Theil, schon im Parsismus. Dabei trit nicht selten an die Stelle der Sonne der Himmel, als der Urvater der Himmelskörper, oder als die oberste Gottheit, an die des Mondes dagegen die Erde, welche in der ephesischen Diana als die allernährende Mutter mit tausend Brüsten abgebildet, als Ceres insbesondere als die Mutter des Getraides gedacht wird, womit später die Idee einer Stifterinn des Ackerbaues und des dadurch herbeigeführten civilisirtern Zustandes der Völker sich verbindet, welche dann folgerichtig auch als Gesetzgeberinn und Urheberinn aller religiösen und bürgerlichen Bildung angesehen wurde. Die Sonne, die das vorzüglichste Gewächs, die Traube, zur Reife bringt, ward sodann zum Bakchos (Jakchos); so wie die Urnacht, aus welcher alle Dinge erzeugt wurden, verbunden mit dem

Monde, unter mancherlei Namen und mit mancherlei Attributen, in den Tempeldienst eintrat. Dieser Sabäismus ist die Hauptgrundlage des spätern hellenischen Polytheismus, in welchem die Götter noch viel mehr entgeistiget wurden, indem sie auf der andern Seite, den Gesetzen des reinern Geschmacks folgend, zu den höchsten Idealen des Schönen und Erhabenen sich emporhoben.

Ursprüngliche Quellen des Sabäismus der semitischen Völker haben mir nicht mehr. Wir können hier nur aus den Griechen schöpfen, die uns ihre Beobachtungen und Erfahrungen nach der Ansicht mittheilen, die sie der Natur der Sache gemäß hatten und haben konnten. Im Grunde sind es also nicht viel mehr, als Bruchstücke, die wir hier finden und wiedergeben können.

Der älteste Schriftsteller nun, von dem uns noch Nachrichten übrig sind, ist Sanchuniathon; sein Zeitalter wird dem des Mose gleichgeschätzt, wiewohl er nach Andern, noch älter seyn soll. Vielleicht war er auch nicht eine Person, sondern ein Collektivname für eine Priesterschule, was die Bedeutung seines Namens, Freund der Weisheit, gar nicht hindert anzunehmen. Sein Werk hat er, nach seiner eigenen Angabe, in der Stadt Berytos, wo er von dem Priester Zerembalos unterrichtet wurde, geschrieben. Die Quelle aber, woraus er schöpfte, war der Gesetzgeber und Geschichtschreiber Taaut, den die Aegypter Thot, die Griechen Hermes nannten. Dieser, der Rathgeber und Geheimschreiber des Gottes Kronos, hatte von den Kabiren, den sieben Kindern Sydyks, das Gesetz auf heilige Tafeln schreiben lassen. Zuerst von den Göttern selber, zuletzt aber von menschlichen Geschichtschreibern, Mochos, Theodotos und Hypsichrates bearbeitet, kam es in die Hände Sanchuniathons. Ihn übersetzte der Grieche Philo, aber die Uebersetzung, wie die Urschrift, ist verloren gegangen; was wir noch davon haben, ist vom Kirchenvater Eusebios, man weiß

nicht aus welcher Quelle geschöpft. Dieser sagt uns, Sanchuniathon berichte: Im Anfang war Nacht (Chaos) und ein geistiger Hauch, beide unendlich und unbegrenzt. Da entbrannte der Geist in Liebe zu sich selbst, es erfolgte eine Einigung und Durchdringung und dieß war Eros (die Liebe), das Prinzip der ganzen Schöpfung. Aus der Umarmung des Eros und des Chaos bildete sich zuerst Moth, das Urwasser, und aus diesem entwickelten sich alle Dinge, zuerst vernunftlose Thiere, dann geistige, welche Zophasenim hießen (Beschauer des Himmels). Moth, ein Ei, strahlte Sonne, Mond und Gestirne aus. Aus dem Geiste Kolpiah und seiner Gattinn Bagu wurde der Erstgeborne, der Aion (die Zeit); von diesem entstanden Geneas und Genea (Geschlecht und Gattung), welche das Land bewohnten, und Licht, Feuer und Flamme (eine Trias!) erzeugten. Als aber aus Luft und Meer Licht und Feuer aufglüheten, entstanden auch Wind und Wolken und große Wassergüsse strömten vom Himmel. Als aber Alles geschieden war und, von der Sonnenglut getrieben, im Luftraume wieder auf einander stieß, da brachen furchtbare Donner und Blitze aus und, von dem gewaltigen Krachen geweckt, sprangen die schlafenden Thiere aus dem Moth hervor, und es regte sich im Meer und auf der Erde, jedes in seiner Art, männlich und weiblich.

So weit gehet, nach Eusebios, die Kosmogonie des Sanchuniathon. Aber ein anderer, der Neuplatoniker Damascius, berichtet, als altphönikisch: Im Anfange waren Chronos (Zeit), Verlangen und Nebel, aus deren Vereinigung, der Aether (der Geist) und die Aura (animalisches Leben) hervorgingen. Aus diesen beiden ging Don, ein Ei, hervor. Chusoros (der Eröffner) spaltete das Ei und es gingen daraus Himmel und Erde hervor.

Beiden Sagen zufolge hatten die Phönikier zwei Grundprinzipien angenommen, das eine: Geisterhauch, Chro-

nos, das andere: Nächtliches Chaos, Nebel; beide wurden vereint durch Verlangen, Liebe — die Maja der Indier. Der Chusoros entspricht dem persischen Mithras.

Zwar wird uns noch mehr von Sanchuniathon erzählt; aber sicher so verdorben, daß man es nicht mehr als sein Eigenthum ansehen darf. Die Kinder des Protogonos, des Aion, Licht, Feuer und Flamme, zeugten Söhne von ungeheurer Größe, die den Bergen, welche sie beherrschten, die Namen gaben. Sie zeugten aber Memrumos (Wasserhöhe) und Hypsuranios (Himmelshöhe). Berge also erhoben sich nach dem Kampf der Elemente, das Wasser schied sich vom Lande und die Gipfel der Berge traten am Himmel hervor. Hypsuranios ist der Erbauer von Tyrus, sein Bruder, Usoas, aber erfand die Bekleidung mit Fellen, wagte sich zuerst in einem Baumstamme aufs Meer und brachte dem Feuer und dem Geiste Gebete und Opfer und setzte ihnen Denkmahle. Aus dem Geschlechte beider entstanden Jäger, Fischer, Metallarbeiter; Chrysor ward Erfinder der Sprache, der Beschwörunggesänge, der Weissagung und Schiffkunst und wurde selber als Gott verehrt, unter dem Namen Diamichios. Andere erfanden das Bereiten der Ziegelsteine, das Häuserbauen, das Umzäunen der Felder, dahin gehört Agros, Agrueros, der höchste Gott der Byblier. Auch die Landleute und Hirten, Aleten und Titanen genannt, daraus Amynos und Magos, die Heerden und Dörfer erfanden, stammen von ihnen, so wie Misor und Sydyk und von Misor der Schrifterfinder Taaut, von Sydyk aber die Kabiren oder Korybanten, welche die Heilkunst erfanden. Titanen und Kabiren sind vielleicht Planetengötter; gelten aber auch als die ersten Bewohner des Landes, auf welche die Eintheilung der Stände folgt: Amynos, der Nähr- und Wehrstand, Magos, der Lehr- oder Priesterstand. Sydyk, der Gerechte, ist demnach bürgerliche Ordnung

oder Gerechtigkeit. Später kam Eliun (Eiche), auch Hypsistos (der Höchste) genannt, der mit seiner Gattinn, Beruth (Tanne), den Uranos (Himmel) zeugte und die Gäa (Erde). Uranos, mit Gäa vermählt, zeugte Ilos oder Kronos, Bätylos, Dagon und Atlas, hatte aber auch mit andern Frauen Kinder, weßhalb Gäa sich von ihm trennte. Als aber Uranos, um sich zu rächen, ihre Kinder tödten wollte, vertheidigte sich Gäa, welcher Taaut (Hermes Trismegistos) half. Uranos ward nun gestürzt und sein Sohn Kronos regierte nach ihm. Kronos Verbündete hießen, von seinem Namen Ilos, Elohim, woraus ersichtlich ist, daß Ilos und das Ebräische El (Gott) einerlei sind. Kronos war grausam in seiner Regierung, daher versuchte sein Vater Uranos noch einmahl, ihm dieselbe zu entziehen. Seine Töchter, Astarte, Rhea und Dione wollten ihm helfen; allein Kronos fing diese, nahm sie zu Frauen und zeugte Söhne und Töchter mit ihnen. Astarte gebar den Pothos und den Eros, (Sehnsucht und Liebe). Aus diesem Geschlechte sind auch Asklepios, Zeus Belos, Apollon, Pontos, Typhon, Nereus, Poseidon, und Melkarthos oder Herakles. Nach langem Streit tödtete Kronos seinen Vater Uranos, indem er ihm die Zeugungtheile abschnitt.

Astarte, die große, setzte auf ihr Haupt den Stierkopf, als königliches Zeichen; sie zog auf der Erde umher, fand einen Stern und weihete ihn auf der heiligen Insel von Tyros. Kronos auch umwandelte die Erde und setzte seine Tochter Athene über Attika. Bei einer einbrechenden Pest beschnitt Kronos, seinem Vater Uranos zur Weihe, seinen Sohn und zwang seine Gehilfen, auch so zu thun. Einen andern Sohn, Muth, der gestorben war, weihte er der Rhea, darum nennen die Phönikier den Tod "Muth." Seiner Gemahlinn Dione, oder Baaltis, gab er die Stadt Byblos; er selbst aber empfing von Taaut vier Augen und sechs Flügel, während die andern Götter nur

zwei solcher erhielten. Dafür gab Kronos, als er in das Mittagsland kam, dem Taaut ganz Aegyptenland zu beherrschen, weil ihn darum die sieben Kabiren und der achte Sohn Sydyks, Asklepios, gebeten hatten.

Diese verwirrten Nachrichten genüglich zu erklären vermag man nicht, man muß zufrieden seyn, wenn Einiges klar wird. Nun weisen uns die Forscher bei Eliun auf das Ebräische El (Gott) auf das Griechische Helios (Sonnengott) hin und sagen, Eliun sey mit Ilos, Uranos, Melkarthos u. s. w. immer einerlei, nur unter andern Beziehungen gedacht, sey überhaupt aber der Lichtgott, Sonnengott, der persische Mithras, der ägyptische Amun, Phthas. Der Kampf, den er zu bestehen hat mit den Titanen, sey nichts anders als der Kampf der Finsterniß mit dem Lichte im Jahreskreise und mit allen darin vorkommenden Naturerscheinungen, die das Licht oder Feuer und seine Wirkungen hindern und hemmen wollen. Als Uranos und Kronos verzehrt er seine Kinder, die Jahre und Tage, und darum opfern ihm die Phönikier, als dem Moloch (Melkarthos), ihre Kinder. Der Winter entmanne die Sommersonne und stoße sie vom Throne, aber mit der Zeit siege sie wieder über alle ihre Feinde. Wenn zuletzt die Gattinn des Uranos erobert und mit Dagon vermählt werde, so sey Gäa, die Erde weiblich gedacht und Dagon männlich, nemlich was die Griechen Demeter nennten, die fruchtbare Erde; das endliche Ergebniß des Kampfes sey also die daraus hervorgehende Fruchtbarkeit der Erde.

Dieselbe Idee finden wir denn in den übrigen Formen der Natur-Religion. Ueberall erscheint nach der Verdrängung eines alten Gottes ein junger, überall das Bild der Erneuung, der Wiederherstellung der Alles hervorbringenden Natur, oder im höhern Sinne der Weisen, der Urkraft, des ewigen Gottes.

Vorzüglich wichtig erscheint bei Sanchuniathon Taaut, der ägyptische Thot, der griechische Hermes, der als Stammvater der Aegypter genannt wird, als Rathgeber und Gehilfe des Kronos, Erfinder der Schrift, die er nach den ewigen Bildern des Himmels, den Gestirnen, kopirt, also als Erfinder der Zeitrechnung, der Hieroglyphen und der symbolischen Göttergestalten. Dann werden Herakles, Athene, Dione, Titaniden und Artemiden genannt, lauter griechische Namen, die bei Sanchuniathon nur anders genannt, aber in Hinsicht ihrer Wirksamkeit und ihres Wesens dieselben sind, wie bei den Griechen.

Nur wenig verschieden von dieser phönikischen Kosmogonie ist die der Babylonier. Ueber diese hat der Belspriester Berosus zuerst geschrieben, aber seine Person und sein Zeitalter sind so unbekannt, wie die des Sanchuniathon, und was wir noch von ihm haben, sind Fragmente. In diesen heißt es: Es ging der sichtbaren Welt eine Zeit voran, wo Alles nur Finsterniß und Wasser war, in denen Ungeheuer von mancherlei Art und Form lebten, deren Bilder man im Tempel des Bel sehen könne; Menschen mit zwei Köpfen, mit Flügeln, mit Hörnern und Ziegenfüßen, halb Thiere u. dgl. Vielleicht Göttersymbole, dergleichen überall vorkommen. Ueber alle diese Wesen herrschte eine Frau, Omorka (Meer, auch Mond, also Urwasser, Urnacht, das weibliche gebährende Prinzip).

Dieses Weib theilte Bel (Urlicht) in zwei Theile, daraus wurden Himmel und Erde. Jetzt starben jene Ungeheuer, die Ausgeburten des wüsten Chaos. Weil aber nun die Welt leer von Geschöpfen war, so ließ Bel sich von einem andern Gott den Kopf abschlagen und das rinnende Blut mit Erde mischen, daraus entstanden denn Thiere und Menschen. Um die Zahl derselben aber noch zu vermehren, zwang er einen andern Gott zu thun, wie

er gethan hatte. Darauf formte er Sonne, Mond, Sterne und die fünf Planeten. Die Menschen lebten anfangs wild, aber es kam bald ein Ungeheuer aus dem Meere, Dannes, ein Fisch, aus dessen Schwanz zwei Menschenfüße hervorgingen, und unterrichtete sie. Jeden Morgen tauchte er aus dem Meere auf, kam nach Babylon und lehrte Gewerbe, Künste, Astronomie und alle übrigen Wissenschaften. Alles, was die Menschen wissen, erfuhren sie durch ihn. Einige Nachrichten sprechen von vier Dannes, welche nach und nach erschienen seyen, der letzte davon, Odakon (Dagon) habe noch vor der Fluth gelebt.

Auch hier ist das Weltei in der Omorka, und in den Dannes die Fischgottheiten der Phönikier, die Symbole der Naturfruchtbarkeit und Urheber aller Cultur. In Bel erscheint das Urlicht, das Urfeuer, die befruchtende Urkraft der Natur, wie in Phönikien Melkarth, im Parsismus Mithras; also sind Bel und Omorka auch die Sonne und der Mond und diese wieder die Erde.

Bel, Baal, Balus, auch Pol, Pul, Pil bedeutet in den orientalischen Sprachen Herr, König, wie Pharao in Aegypten; daher heißen die Stammkönige meistentheils so, daher Zusammensetzungen mit demselben Wort von mancherlei Art, wie Bel-sazer, Hanni-bal u. s. w. Oefters steht der Ort der Verehrung des Gottes dabei, als Baal-Berith. Dem Bel schreiben nun die Babylonier Alles zu, was die Phönikier dem Taaut. Seinen Wohnsitz hatte er in Babel (Bab-Bel, Thor, Hauptstadt des Bel), wo auch sein Grabmahl ist. Bei Bel hat man zu denken an den indischen Riesen Beli, Bali, der das Element des Feuers bezeichnet, daher ist Bel auch der Sönnengott, die Sonne selber. Sein heiligster Tempel war ein hoher Thurm in Babel, den Semiramis bauete; das oberste Stockwerk war das Allerheiligste. Hier war nichts als eine goldene Tafel und ein

prächtiges Ruhebett für den Gott. Eine von den Priestern erwählte Jungfrau wachte hier. Weiter unten war eine Kapelle mit einer goldenen Bildsäule des Gottes, auf einem goldenen Throne. Nach einer andern Nachricht findet man neben der Bildsäule des gehenden Bel die der sitzenden Rhea (offenbar wandelnde Sonne und ruhende Erde). Ueber den Cultus des Bel hat man nur wenig Nachrichten; er ertheilte Orakel, man stellte ihm zu Ehren festliche Tänze an, die Priester küßten sein Bild und schlugen und verwundeten sich bei seinen Festen mit ihren Schwertern.

Ausser diesen kommen in dem Cultus dieser westasiatischen Völker mehre Götterwesen vor, die hauptsächlich nur ein und dasselbe gewesen zu seyn scheinen, nemlich die fruchtempfangende und gebärende Kraft der Natur, der Mond, die Erde. Dahin gehören: Astarte, zu Sidon, Derketo, zu Joppe, Anaitis in Armenien, die große Göttinn zu Hierapolis, Venus Urania, zu Askalon; auch Mithra, die übrigens hier mehr ein Symbol der Mysterien gewesen seyn dürfte. Die Urania zu Askalon, sagt Herodot, war bei den Assyrern Militta, bei den Arabern Alitta, Alilat, bei den Persern Mithra genannt. Demnach war Mithra die Venus, Aphrodite, welche in Armenien und andern Gegenden Westasiens verehrt und von den Griechen auch Artemis genannt wurde. Ihre Tempel und Priester hatten ansehnliche Einkünfte von Ländereien und in ihren Tempeln hatte die Wohllust ihren Sitz aufgeschlagen, so daß sogar die Töchter der Vornehmen sich darin Preis gaben, ohne daß sie deßhalb etwas von ihrem Werthe verloren. Artaxerxes Mnemon führte ihren Dienst in Persien ein, indem er den bisher geheimen Cultus der Mithra in einen öffentlichen verwandelte.

Astarte, welche für die Selene der Griechen, auch

für Europa, des Kadmos Schwester ausgegeben wird, ist unstreitig einerlei mit der biblischen Astharoth, der Heerden, der himmlischen Herden, oder Gestirne Göttinn, dem Monde, und, als Derketo auch Atergatis, welches Einige für dasselbige Wort erkennen, und selbst die große Göttinn Syriens, welche sonst keinen Namen hat. Ihr Tempel, erzählt Lukian, in Hierapolis, (Bambyke, Mabog) war der heiligste des Landes, reich an Kostbarkeiten, Bildsaülen, die sich bewegten, schwitzten, Orakel ertheilten. An der Seite dieses Tempels entstand nach der Fluth eine Kluft, die alles Wasser verschlang. Deukalion, sagen Einige, hat diesen Tempel erbaut, Andere: Semiramis zu Ehren ihrer Mutter Derketo, und noch Andere: der Lydier Attis, der Göttinn Rhea (Kybela) zu Ehren. Die Göttinn ist Here (Hera, Herrinn), aber sie hat auch Attribute der Minerva, der Aphrodite, der Rhea, der Selene, der Diana und selbst der Parzen. Ihre Priester waren zum Theil Galli (Verschnittene). Die Bildsäule der Göttinn ist über und über mit Goldblechen behangen, welche mit kostbaren Steinen besetzt sind. Auf dem Haupte trägt sie einen solchen, die Lampe genannt, welcher bei Tag den ganzen Tempel erleuchtet.

Im Innern des Tempels stand noch ein anderes Bild, Semeion genannt, welches jährlich einmahl in Prozession an den See getragen wurde. Die Prozession an den See, der eine Menge Fische, die von der Göttinn beschützt waren, und in der Mitte auf einer Insel einen steinernen Altar enthielt, war ein jährliches Fest; ein anderes war das Fackelfest, wobei man einen großen Scheiterhaufen im Vorhof des Tempels errichtete und Thiere und Kleider und andere Dinge darauf verbrannte, während die Göttinn um das Feuer getragen wurde; ein drittes Fest war das heilige Wasserschöpfen. Die Priester und Pilger zogen an das Meer, zwanzig Meilen

weit und füllten ein jeder eine Flasche voll Wasser, die sogleich versiegelt wurde. Bei der Wiederankunft an dem Tempel wurde das Siegel besichtigt und die unversehrt befundene Flasche durfte der Göttinn zu Ehren ausgegossen werden. Das Wasser floß zusammen in den heiligen Schlund.

Der strahlende Stein, deutet man nun, bezieht sich auf die leuchtende Königinn der Nacht. Sie nimmt die Fische in Schutz, das bezeichnet ihren Gegensatz gegen ihren Gemahl, die Sonne, die Alles austrocknet, und vertilgt. Sie führt unter andern einen Spinnrocken, zum Zeichen, daß sie die Schicksalsgöttinn ist, die dem Sterblichen seinen Antheil am Leben zumißt. Aber die vielfachen Beziehungen auf Wasser in dem Mythos der großen Göttinn beweisen hinlänglich, daß sie mit Derketo, Atergatis, eine und dieselbe sey. Man erzählt aber von dieser verschiedene Mythen. Nach Einigen wurde sie, als sie ins Wasser fiel, von einem großen Fisch gerettet; nach Andern von Fischen verzehrt; wieder Andere lassen sie, aus Scham und Reue über eine unwürdige Leidenschaft, welcher sie sich ergeben hatte, sich ins Wasser stürzen und darauf in einen Fisch verwandelt werden; lauter Sagen, die den Grund angeben sollen, warum Derketo oder Atergatis Fischgestalt habe. Der wahre Grund aber ist der, daß diese Göttinn mit den übrigen babylonischen Göttern so genau verwandt, und eigentlich dieselbe ist. Dagon wenigstens, so sagen die Forscher, oder Odakon ist unstreitig männlich und weiblich gedacht worden und die Hauptsylbe desselben, Dag, oder umgedreht, Gad, ist auch die Hauptsylbe von Derketo und Atergatis. Ob diese Angabe vollkommen begründet sey, können wir ruhig dahin gestellt seyn lassen, ohne uns deßhalb gezwungen zu sehen, die Ueberzeugung aufzugeben, daß alle diese Götter-Wesen in Westasia, mehr oder weniger in Fischgestalt dargestellt, die weibliche Naturkraft bezeichnen, die Alles gebärt und hervorbringt, und eben in der ausserordentlichen

Frucht-

Fruchtbarkeit der Fische, ein Symbol ihrer selbst findet. Aber diese weibliche Naturkraft ist auch reizend für das männliche Prinzip, daher die Göttinn der Liebe und der Schönheit. Sie ist, wie bei so vielen Völkern, die befruchtete und Alles hervorbringende Erde und der befruchtete und wieder befruchtende Mond. Allmählig und weiter von der See verlor sich die Fischgestalt und später kommen Götterformen vor, die gar nichts mehr von derselben an sich haben.

Doch die syrischen Göttermythen haben es nicht bloß mit Fischen zu thun, auch die Tauben, ein anderes fruchtbares Thiergeschlecht, spielen eine große Rolle in denselben. Man erzählt: Einst fiel ein Ei vom Himmel herab in den Euphrat, dieses wurde von Fischen an das Ufer getragen und von Tauben ausgebrütet. Ein Kind kam daraus zum Vorschein, ein Mädchen, eine Tochter der Derketo, welches von einem Hirten, Namens Simma, erzogen und Simmarama, Semiramis, Bergtaube, genannt wurde. Der Gemahl dieser Semiramis ward in der Folge Ninus, dessen Namen man von Nuno (Fische am Himmel) ableitet. Zwar gestaltet sich der Mythos von Semiramis und Ninus hie und da etwas anders, aber überall ist sie die Taube, und steht in Verbindung mit Fischen. Daher wird ihr Mythus astronomisch erklärt und auf das Thierzeichen der Fische und auf das Sternbild der Peleiaden, Plejaden (wilde Tauben) gedeutet. Dannes ist dann der südliche Fisch, der deßhalb aus dem Meere aufstieg und dem Sommer- und Wintersolstitium voranging. Aber auch physikalisch kann der Taubenmythos gedeutet werden; denn die Tauben sind durch ihre öftern Zeugungen und ihre Fruchtbarkeit das natürliche Bild jener assyrischen Urania, der Alles hervorbringenden Natur; daher auch ein weibliches Götterbild im Tempel zu Hierapolis, mit einer Taube auf der Schulter, für die Semiramis gehalten wurde.

Den assyrischen, syrischen und phönikischen Fischgottheiten lagen also, wie sich das aus ihrer nähern Betrachtung ergiebt, historische Sätze und eine Jahresphysik zu Grunde, wie die Verkörperungen Wischnus in Indien — der auch als Fisch erscheint — physische Perioden bedeuten, an welche sich die historischen Mythen anschliessen. Vielleicht ist diese Symbolik noch weiter ausgebreitet. Wenigstens hat schon im 17. Jahrhundert ein Forscher den Simma, den Pflegevater der Semiramis, für Sem, den Sohn Noah's erklärt. Die Taube der Semiramis und die des Noah treten demnach in genaue Verbindung, der syrische Deukalion ist Noah selber und die heilige Wasserkluft bezeichnet das Ende der Fluth und die vergangene Periode der Vorwelt. Die Erde erhebt sich aus den Wassern, die Taubengöttin findet Raum und mit ihr beginnt wieder eine Geschichte der Menschen und der Beherrscher derselben. Aber neben den Bedeutungen der großen Weltperioden sind in diesen Dingen Beziehungen auf das Jahr und seine Erscheinungen, auf Regenzeit, Brutzeit u. dgl.

Neben den Fisch- und Taubengottheiten fand man auch noch in Assyrien den Phallosdienst. In den Vorhöfen des Tempels zu Hierapolis standen Phallen von ungeheurer Größe und der orgiastische Dienst war hier eben so üppig und wild enthusiastisch, wie in Babylon und in Komana. Backchos hatte, nach der Volkssage, auf seinem Zuge nach Osten, diesen Phallosdienst gestiftet, wir begegnen also hier der indischen Sage, die den feurigen wilden Schiwadienst nach dem Euphrat ziehen lässet und zwar unter Formen, die den assyrischen und syrischen ganz ähnlich sind, wie dann der Phallosdienst und die Taubenverehrung hier in enge Verbindung treten. Schiwa, wie wir schon gelesen haben, als Taube (Kapot-Eswara) und seine Gemahlinn, als Täubinn (Kapot-Esi), sind die Stifter der neuen Religion. Schiwa, als Lileswara, vermählt sich mit der Semirama, als Lileswari, zu Askala-

stan (Askalon), und so wie, nach der griechisch-syrischen Sage, Deukalion in Syrien aus der Arche steigt und den ältesten Tempel zu Hierapolis gründet, wo Semiramis ihre Bildsäule hat; so steigt auch Schiwa als Taubengott aus der Arche, im indischen Mythos, um sich mit der Taubengöttinn zu vermählen. Das Bild der Semiramis, als Taubengöttinn, finden wir öfters in alten Tempeln und auf Münzen. Auf einer solchen erscheint sie, den halben Mond auf dem Kopfe, die kriegerische Lanze in der linken Hand, die Taube auf der Rechten, auf der Derketo stehend, die ein Horn des Ueberflusses heraufreicht. Sehr treffend! Die Taubengöttinn stehet auf dem Fischleib der versunkenen Mutter — nach der Fluth waltet die weise und kriegerische Semiramis mit ihrem neuen, üppigen Gottesdienst über die neuverjüngte Erde.

Noch ein berühmter Gottesdienst in Syrien war endlich der des Adonis, der, wie so viele andere, von den Griechen weiter ausgebildet worden ist. Nach der Sage waren ein König Theias und dessen Tochter, Smyrna oder Myrrha, die Eltern des Adonis. Myrrha, als sie im blühenden Alter stand, hielt sich für schöner, als Aphrodite. Die Göttinn, dadurch beleidigt, rächte sich, indem sie der verwegenen Nebenbuhlerinn eine strafbare Leidenschaft zu ihrem eigenen Vater einflößte. Vergebens versuchte die Unglückliche ihre unnatürlichen Empfindungen zu ersticken, vergebens entstellte der Gram ihr sonst blühendes Antlitz, die zürnende Göttinn senkte den zerreissenden Stachel immer tiefer in ihre Brust. Das Leben ward ihr eine unerträgliche Last und sie beschloß, sich mit einem freiwilligen Tod den Frieden zu geben. Schon kehrte sie das tödtliche Eisen gegen ihre bebende Brust, als ihre Amme, lang aufmerksam auf ihre Leiden, ihr das Geständniß derselben entriß und Linderung derselben und Befriedigung ihrer Wünsche versprach. Sie hielt Wort

und verschaffte ihr, unerkannt, nächtliche Zusammenkünfte mit ihrem Vater. Erst bei der zwölften Umarmung entdeckte Theias, daß es seine eigene Tochter sey, die ihn so heiß beschworen hatte, niemahls nachzuforschen, wer ihm das Entzücken der Liebe gewähre. Mit Recht erzürnt, zog er sein Schwert und wollte die Verbrecherinn tödten; aber diese entfloh und er verfolgte sie neun Monate lang, bis in das Innere von Arabien. Hier erhörten die barmherzigen Götter ihr Flehen und erretteten sie, indem sie sie in eine Myrrhenstaude verwandelten. Der unglückliche Theias, der die Rachegöttinn nicht befriedigen konnte, stieß sich sein Schwert in die Brust, aber aus der Myrrhe ging ein wunderschöner Knabe hervor, und das war Adonis, der Liebling der Schönheitgöttinn. Ihn erzogen die Nymphen, die im Gefolge derselben waren. Adonis erwuchs und ward ein leidenschaftlicher Jäger, der sich täglich großen Gefahren in Bekämpfung wilder Thiere aussetzte; öfters entsagte Aphrodite ihrer natürlichen Sanftheit und folgte ihm auf seinen Zügen, noch öfter aber beschwur sie ihn mit den Thränen der Liebe, sich zu schonen und nicht so kühn den Kampf mit dem Wilde zu bestehen. Doch die Warnung ward von ihm nicht geachtet. Einst verfehlte sein Jagdspieß einen grimmigen Eber und das wütende Thier verwundete ihn tödtlich, indem es ihm die männlichen Theile zerriß. Einige sagen, Mars selber, aus Eifersucht, habe die Gestalt des Ebers angenommen und den Adonis getödtet. Aengstlich suchte die Göttinn den länger als gewöhnlich Ausbleibenden und fand ihn endlich entseelt auf kalter Erde liegen. Jeder Versuch, ihn ins Leben zurückzubringen, war vergeblich; endlich verwandelte die Göttinn den Leichnam in eine Anemone. Während ihres ängstlichen Umherstreifens hatte sie sich selber an einem Rosenstrauche verwundet, ihr göttliches Blut floß auf die Blumen und die weißen Rosen verwandelten sich in rothe. Adonis blieb nicht in der Gewalt des Orkus, denn Aphrodite stritt seinetwegen mit der furchtbaren Per-

sephone und Zeus that endlich den Ausspruch, daß Adonis sechs Monate in der Unterwelt, die andern sechs aber bei seiner Geliebten und unter den seligen Göttern verleben sollte. Er hatte mit der Göttinn drei Kinder erzeugt, die er nachließ, nemlich den Golgos, den Erbauer der Stadt gleiches Namens in Kyprus, die Berve, nachher die Gemahlinn des Bakchos, und endlich den Priapos.

Der Adonisdienst war sehr weit verbreitet. Er hatte Tempel gemeinschaftlich mit Aphrodite, aber auch allein. Ihm zu Ehren wurde jährlich ein Fest gefeiert, die Adonien, ein Trauer- und Freudenfest, Trauer um den getödteten und Freude über den wiedererstandenen Adonis. In Byblos, erzählt Lukian, sah ich den Tempel der Venus, wo die Mysterien des Adonis begangen werden. Hier nemlich soll Adonis den Tod durch den Eber gefunden haben. Hier zeigt man einen Fluß, dessen Wasser zu gewissen Zeiten röthlich gefärbt ist. Die Sage schreibt diese Erscheinung dem Blute des Adonis zu. Man feiert das Fest durch eine allgemeine Landestrauer und lautes Wehklagen. Wenn der Busen genug zerschlagen, genug geheult ist, bringt man dem Adonis ein Todtenopfer; aber am folgenden Tage herrscht Freude, weil sie sagen, Adonis sey wieder lebendig geworden. Sie scheren sich die Haare ab, wie die Aegypter, wenn der Apis gestorben ist; die Frauenzimmer aber, denen ihre Haare zu lieb sind, müssen sich dafür in den Tempel der Venus den ganzen Tag über den Fremden für Geld Preis geben. Von dem Erlös wird der Venus ein Opfer gebracht.

Auf diese Weise wurde das Adonisfest in ganz Westasia und in Griechenland, später auch in Aegypten und besonders in Alexandria gefeiert. Auch in der Bibel soll seiner gedacht seyn da, wo vom Thamuth die Rede ist *).

*) Ezech. 8, 17.

In Athen wurde dieses Fest ähnlich so gefeiert. Am ersten Tage trug man Bildnisse des Adonis und der Aphrodite in Leichenprozessionen umher, am folgenden herrschte Freude und allgemeines Wohlleben. Etwas Eigenes aber hatten die Athener an den Adonisgärtchen. In besondern Gefäßen hatten sie schnellwachsende Kräuter gesäet, und die aufgeschossenen wurden am Adonisfeste herumgetragen, auch Geschenke damit gemacht. Am feierlichsten beging das Adonisfest die Königinn Arsinoe, Schwester und Gemahlinn des Königs Ptolemäus Philadelphus, wie es Theokrit umständlich erzählt. Wahrscheinlich wurde der Adonisdienst damals in Alexandrien, wo so viel neue Culte aufkamen, eingeführt, und die Königinn wollte ihn durch ihre besondere Theilnahme daran besonders empfehlen.

Was zur Erklärung dieses Mythos gesagt werden kann, ist Folgendes: Adonis ist ohne Zweifel aus dem Oriente nach Griechenland gekommen und wenn der König Kinyras von Kypros, welcher Paphos und den Venustempel erbaute, sein Vater genannt wird, so heißt das, wie in ähnlichen Fällen, nichts anders, als daß er den Adoniscultus aus Assyrien nach Griechenland gebracht hat. Adonis wird als ein orientalischer Name angenommen, als Adon, oder im Ebräischen: Adonai, der Herr, und, da er auch Kiris und Ao genannt wird, welches beide Lichtgott bedeutet, so schließt man, Adonis sey die Sonne, die Hauptgottheit der Orientalen und eins gewesen mit dem ägyptischen Osiris, dessen Feier eben so, wie die des Adonis, begangen wurde. Es giebt daher auch von diesem Mythus eine astronomische und eine physische Deutung. In astronomischer Beziehung ist Aphrodite die obere, Persephone die untere Hämisphäre, in denen beiden die Sonne wandelt; in physischer Hinsicht ist der Eber der Winter, der die erzeugende Kraft der Sonne hinwegnimmt, bis diese im Frühlinge aufs neue wieder kräftig wird (Adonis wird von der Myrrhe geboren; die

Myrrhe keimt früh im Frühlinge, daher ist sie die Mutter des Sonnengottes; daher die Anspielungen der Adonisgärtchen in Athen). Die zwölf Nächte, die Theias mit seiner Tochter zubringt, deuten auf die zwölf Monate des Jahreskreises. Der Eber, als feindliches Prinzip, erscheint auch in andern Religionformen; selbst in Scandinavien wird Othin durch einen Eber verwundet.

Adonis erscheint also in seinem Mythos als Sonnengott, aber zugleich auch als Heros des Landbaues, als Symbol des Sterbens und Wiederauflebens des Samenkorns. Er zeigt sich nicht nur als thätiger, sondern auch als leidender Gott, weßhalb ihm in mehrern Stellen beide Geschlechter zugeschrieben werden. Daher kam es auch, daß die Feier des männlichen Gottes in weiblichem Charakter gehalten wurde; man wählte meistens Pflanzensymbole und die Weiber klagten zu weichen Flötentönen. Im Oriente war dabei die Trauer vorherrschend, dem tiefern Sinne des Morgenländers gemäs, in Griechenland liebte man mehr das Heitere und es sind sehr bedeutende Anzeigen da, daß eben deßhalb der Adoniscult bei den Griechen zuerst nicht ohne Mühe angenommen und durch den Volkscharakter bedeutend verändert worden ist.

Religion und Cultus der Indier.

Nahe verwandt mit dem Parsismus und wo nicht aus ihm, doch unstreitig aus einer Quelle mit ihm entsprungen ist die Religion der Indier, der Hindu, welche von Einigen, mit Ueberschätzung, als das reinste und vollkommenste Religionsystem gepriesen wird. Wahr ist es, daß in den heiligen Schriften der Hindu sehr herrliche und reinvernünftige Ansichten über religiöse Gegenstände ausgesprochen sind, aber es ist dagegen eben so wenig zu läugnen, daß die Verirrungen des Geistes in Beziehung auf

Religion und die von ihr ausgehende Sittlichkeit kaum bei irgend einem Volke so weit gegangen sind, als bei diesem.

Nach den Schriften der Hindu giebt es ein ewiges Urwesen, welches als Schöpfer und Erhalter der Welt zu verehren ist. Es heißt Bram, Brama, Brimha, Bruma, auch Parabrama, d. h. die Selbstständigkeit, das große Eine, das Allweiseste, und wird genannt: der Unbeschreibliche, der durch sich selbst Seyende, der Anfanglose, der Unendliche, der sich selbst Gleiche und mit vielen andern, das Ewige bezeichnenden, Namen, sein Symbol aber ist die nach allen Seiten in sich selbst geschlossene Sphäre; er beherrscht die Welt und regiert sie nach ewig vorausbestimmten, unwandelbaren Gesetzen. Dabei stellten ihre Weisen den Grundsatz auf: Forsche nicht nach über das Wesen und die Natur des Ewigen, noch über die Gesetze, nach welchen er regiert; beides ist eitel und strafbar. Es ist genug, daß du jeden Tag und jede Nacht seine Weisheit, Macht und Güte in seinen Werken schauest! Das sey dir Heil! Glücklich, wenn das Volk diese Belehrungen hätte fassen und befolgen können; aber dazu war die Zeit nicht reif. Weise und Unweise, Gelehrte und Ungelehrte forschten und dachten und phantasirten über Gott und die Welt, über die Entstehung, die Regierung, die Vollendung der letztern; und Gescheites und Ungescheites, Achtungwürdiges und Albernes, Höchstscharfsinniges und Sinnloses kam nach und nach zum Vorschein.

Wir beginnen mit den Philosophemen über die Schöpfung, von welchen das vorzüglichste ungefähr folgenden Inhalt hat: Der Ewige, im Anschauen seines eigenen Seyns versunken, entschloß sich in der Fülle der Zeit, seine Herrlichkeit andern Wesen mitzutheilen, die der Theilnahme an seiner Seligkeit und des Dienstes seiner Herrlichkeit fähig wären. Er bildete nun diese Wesen zum

Theil aus seiner eigenen Natur, fähig der Vollkommenheit, aber mit Kräften der Unvollkommenheit, beides abhängig von ihrer freien Wahl. Zuerst schuf er Brama *), Wischnu und Schiwa, dann Moisasur und die Schaaren himmlischer Geister. Brama war der oberste Regent aller Erschaffenen, Wischnu und Schiwa seine Gehilfen. Die übrigen Geister theilte er in Ordnungen und gab jeder ihr Oberhaupt. Moisasur war das Haupt der ersten Ordnung und der Führer des himmlischen Gesangs zum Preise des Schöpfers und seines Erstgeschaffenen, Brama. Aber nach tausend und abermahl tausend Ewigkeiten, in Freude und Friede zugebracht, erfüllte Neid und Eifersucht das Herz Moisasurs und andere Oberhäupter der Geister. Sie vergaßen der erhaltenen Wohlthaten und ihrer Pflichten, versagten dem Ewigen den Gehorsam und Brama, Wischnu und Schiwa die Unterwerfung, und wollten selbst herrschen, und indem sie ihre bösen Gedanken unter den himmlischen Heerschaaren verbreiteten, verführten sie Tausende derselben zum Abfall. Da ergriffen Schmerz und Bekümmerniß die getreu gebliebenen Geister und zum ersten Mahle ward Jammer im Himmel. Der Ewige, der Alles vorher weiß, nur nicht die Handlungen der von ihm freigeschaffenen Wesen, sah mit Kummer und Zorn den Abfall der Geister, doch, noch im Zorn voll Erbarmen, befahl er Brama und Wischnu, sie durch Ueberredung zu ihrer Pflicht zurückzuführen; aber sie verharrten in ihrem Ungehorsam. Nun befahl er Schiwa, gegen sie auszuziehen, sie aus dem Himmel zu verjagen und in die Tiefe der Finsterniß (Onderah) hinabzustürzen, wo sie zu unaufhörlichem Jammer verurtheilt seyn sollten. Während sie nun eine Ewigkeit seufzten, hörten die Himmlischen nicht auf, für sie zu dem Ewigen zu fle-

*) Brama, als Emanation des Bram, ist männlichen Geschlechts, während dieses selber ein Neutrum ist.

hen. Endlich ließ sich dieser erweichen und in Hoffnung, daß sie Buße thun würden, sie aus der Onderah befreien und in einen Zustand der Buße versetzen, in welchem sie fähig seyn sollten, ihre Rettung und Wiederbeseligung zu bewirken. Dabei übergab er die Regierung des Himmels an Brama, zog sich in sich selbst zurück und wurde allen himmlischen Schaaren unsichtbar auf 5000 Jahre. Am Ende derselben erschien er wieder auf dem Thron seiner Herrlichkeit und frohe Lobgesänge erfüllten den Himmel. Als Alles schwieg, sprach der Ewige: Es werde das Universum der fünfzehn Regionen der Strafe, Läuterung und Reinigung, zur Wohnung für die ungehorsamen Götter! Und es geschah also. — So entstand die Körperwelt. Nun, fährt der Mythos fort, zu schildern, wie der Ewige den Wischnu befohlen habe, die Gefallenen aus der Onderah zu befreien und sie in die unterste der 15 Regionen der Strafe zu versetzen; wie er Körper gebildet habe, in welche die Geister, als in Kerker, eingeschlossen und der natürlichen Uebeln, diese Körper selber aber der Veränderung, dem Verfall, dem Tod und der Erneuerung unterworfen seyn sollten. In diesen verschiedenen Körpern sollten sie 89 Wanderungen vollbringen, dann in den geheiligten Körper der Ghoy (der Kuh) und aus diesem in den menschlichen Körper übergehen. In diesem sollten sie die Freiheit des Geistes haben, welche sie bei ihrer ersten Schöpfung erhalten hatten, und die höchste Stufe der Prüfung und Bewährung erreichen. Die Kuh soll für heilig gehalten werden, weil sie den gefallenen Geistern eine neue liebliche Nahrung geben und einen Theil ihrer Arbeiten erleichtern würde. Sie solle nicht geschlachtet, nicht gegessen werden, wie überhaupt kein Fleisch irgend eines sterblichen Körpers, die Wohnung eines unsterblichen Geistes. Die Nahrung bestehe in der Milch der Kuh und in den Früchten der Erde: denn die sterblichen Körper seyen das Werk der Hand des Ewigen, darum soll man sie nicht zerstören, sondern ihrem natürli-

chen Verfalle überlassen. Wer von den gefallenen Geistern sie vorsätzlich zerstöre, dessen widerspenstige Seele soll Schiwa in die Onderah hinabstürzen, um die 89 Wanderungen von vorn zu beginnen. Wer es jedoch wagen würde, sich von dem sterblichen Körper selber zu befreien, den soll Schiwa auf immer in die Onderah stürzen und die Wohlthat der Läuterung soll ihm nie wieder zu Theil werden. Wenn aber die Geister in den Körpern der Menschen durch Reue und gute Werke die Gnade des Ewigen erwürben, soll sie Wischnu an seinen Busen nehmen und sie in die zweite Region der Läuterung, von dieser in dritte, bis zur achten bringen. Dann sollen die Strafen aufhören und die Geister in die neunte Region, als die erste der Reinigung gelangen. Würde aber der ungehorsame Geist im Menschenkörper die Gnade des Ewigen nicht benützen, so soll Schiwa ihn wieder in die Onderah bringen und darauf die acht Regionen der Läuterung wieder beginnen lassen.

Eben diesem Mythos zufolge hat der Ewige seine Gnade gegen die widerspenstigen Geister auf einen gewissen Zeitraum festgesetzt, den er in 4 Weltperioden (Jug) eintheilte. In der ersten soll die Zeit der Prüfung im Körper des Menschen 100000 Jahre dauern, in der zweiten 10000 Jahre, in der dritten 1000 und in der vierten 100 Jahre. Wenn einer der gefallenen Geister am Ende dieses Zeitraumes nicht in die erste Region der Reinigung gelangt ist, so stürzt ihn Schiwa in die Onderah auf ewig; die acht Regionen der Läuterung aber hören auf. Wischnu erhält noch einige Zeit die sieben Regionen der Reinigung, bis die Geister, die sich die Gnade Brama's erworben haben, von ihrer Sünde gereinigt sind, dann vertilgt Schiwa auch die sieben Regionen der Reinigung. Auch Moisasur und die andern Oberhäupter der gefallenen Geister sind nicht von der Gnade des Ewigen ausgeschlossen, aber weil sie nach Macht gedürstet haben, so sind ihre Kräfte des

Bösen erweitert und es stehet ihnen frei, die acht Regionen der Läuterung zu durchwandern und die gefallenen Geister sollen denselben Versuchungen ausgesetzt seyn, welche sie zuerst zur Empörung reizten. Die erweiterte Macht zum Bösen ist für diese Geister eine Quelle desto größerer Verschuldung und Strafe und der Widerstand derer, die versucht werden, die Probe der Aufrichtigkeit ihrer Reue. Doch hat der Allerbarmende auf das Flehen der treuen himmlischen Geister genehmigt, daß diese gelegenheitlich in die acht Regionen hinabsteigen und in Menschengestalt durch Rath, Beispiel und Warnung die Geister gegen die fernern Versuchungen Moisasurs und seiner Genossen schützen. Brama, dem die Vollziehung dieses Beschlusses des Ewigen übertragen war, berichtete, nachdem er vollendet hatte, daß die gefallenen Geister, indem sie einzogen in die sterblichen Körper, über das Erbarmen des Ewigen frohlockten und ihre Reue an den Tag legten.

Allerdings hat diese Darstellung bei ihrer offenbaren Naivität etwas Erhabenes, welches uns um so mehr ergreifen muß, wenn wir annehmen, — was allerdings begründet zu seyn scheint, — daß sie eines der ältesten Denkmahle des Menschengeistes ist. Besonders ansprechend ist die darin versuchte Erklärung von der Entstehung des Uebels in der Welt, welche würdiger ist, als die im Parsismus enthaltene, nach welcher das Böse einem Urheber zugeschrieben wird, der eben so mächtig ist, wie der des Guten. Daß übrigens der Mythos ein offenbares Erzeugniß der ersten kindlichen Weltansicht sey, geht daraus hervor, daß sich der Urheber derselben die Erde als eine unermeßliche Scheibe denkt, die achte von unten herauf, über derselben sind noch sieben, von da aber geht es in Brama's Sitz, in den Himmel; wiewohl ihn andere so erklären, daß sie sagen, die untern sieben Regionen sind die verschiedenen Gestalten der leblosen, halb- und ganzlebenden Geschöpfe, durch welche die gefallenen Geister hinaufsteigen

müssen, bis in die Kuh und von da zum Menschen. Dann sind die sieben obern Regionen, die Planeten, in welchen die Geister schon über den Rückfall zur Sünde erhaben sind. Wegen der Aehnlichkeit dieses Mythos mit der auch in das Christenthum aufgenommenen Vorstellung von dem Abfalle eines Theils der Engel und von den Versuchungen, welchen der Mensch durch die auf Erden umherschweifenden bösen Geister ausgesetzt ist, hat man früher behaupten wollen, die Religion der Indier sey ein verdorbenes Christenthum; allein neuere und genauere Forschungen bestätigen vielmehr, daß das Christenthum mit indischen und andern morgenländischen Religionphilosophemen und Phantasieen vermischt worden ist. So ist namentlich die traurige Vorstellung, die eine Zeit lang im Christenthum sich geltend machte, "daß der Körper nur der Kerker der Seele sey, den sie zu ihrer Strafe bewohnen müsse," offenbar ein Kind dieses alten Philosophems, das, wie ersichtlich ist, auch die Grundidee der so weit verbreiteten Lehre von der Seelenwanderung enthält.

Die Idee des ewigen Gottes, wie sie in dem Mythus ausgesprochen ist, läßt keine Abbildung zu, nirgends findet man daher in Indien ein Bild des ewigen Gottes, daher auch keinen Altar, oder Tempel desselben. Man hielt sich an die dreifache überall im Universum bemerkte Kraftäusserung desselben, der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung und personifizirte diese als Brama, Wischnu und Schiwa. Diese Trimurti (Dreieinigkeit) stellte dem Volke den Unendlichen im Zustande seiner Offenbarung und Wirksamkeit dar, wie er sinnlichen Menschen erkennbar ist. Spätere Zeiten brachten mit sich, daß man unter jedem dieser drei Namen die höchste Gottheit selber sich dachte und daß sich Sekten bildeten, von welchen eine die andere zu verdrängen suchte und wirklich verdrängte. Daher ist die Rede in Indien von Brama-, Wischnu- und Schiwa-Verehrern; aber Brama hat längst we-

der Tempel noch Priester mehr, die beiden andern Sekten haben diese unterdrückt. "Das einzige höchste Wesen," sagt in einem alten heiligen Buche offenbar ein Wischnuist, "zeigt sich durch Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung, aber es ist nur Eins. Sich zu einer dieser Formen wenden, ist so viel, als sich zu allen wenden, d. i. zum höchsten Gott. Die Menschen sollen wissen, daß es unter den Göttern Wischnu, Brama und Schiwa keinen wirklichen Unterschied giebt; was ihnen so scheint, ist nur Täuschung. Wischnu ist Schöpfer unter dem Namen Brama, Erhalter unter dem Namen Wischnu, Zerstörer unter dem Namen Schiwa. Er ist die Grundquelle von Allem. Er ist Eins mit dem Universum, welches nichts anderes ist, als die Form, unter welcher er erscheint. Er nimmt unendlich vielerlei Gestalten an und bleibt doch immer derselbe. Alles ist von ihm und durch ihn und kehrt wieder zu ihm zurück. Er befahl dem Brama, die Welt zu schaffen, ohne alle andere Absicht, als sein Wohlgefallen u. s. f."

Viel sinnlicher stellen andere Schriften der Hindu die Schöpfung der Welt dar. Die Eine sagt: Der Ewige erschuf zuerst ein weibliches Wesen, Bhavani, die Alleshervorbringende. Sie ist der Wille Gottes, der in weiblicher Gestalt von ihm ausfloß, verwandelt sich in tausenderlei Formen und erscheint bald als Mann, bald als Weib. Sie ist das Weib des höchsten Gottes, Suraya (der Sonne). Diesem gebar sie drei Söhne, Brama, Wischnu, Schiwa, verwandelte sich sodann nach und nach in drei Mädchen und heirathete ihre Söhne. Diese sind die Symbole der drei Elemente: Erde, Wasser und Feuer, denn die Erde bringt alle Dinge hervor, das Wasser befördert ihren Wachsthum und erhält, das Feuer zerstört sie. Brama hat vier Gesichter, aus verschiedenen Rücksichten, und reitet auf einem Schwan, weil die Erde auf dem Wasser schwimmt; Wischnu liegt auf einem Lotusblatte (dem Symbol des

Wassers), Schiwa trägt der Blitzstrahl. Die Aehnlichkeit dieser Vorstellung mit dem Parsismus springt in die Augen, daher man billig fragt, ob nicht diese die frühere gewesen sey, aus welcher sich später die reiner philosophische entwickelte?

Im Gesetzbuche des Menu findet sich folgende Kosmogonie: Die Welt lag in der göttlichen Vorstellung ursprünglich in Dunkel gehüllt, wie schlummernd, bis der Ewige das Dunkel verscheuchte und eine Welt mit fünf Elementen dachte. Da ging er, der Unsichtbare und Unbegreifliche, glänzend in eigener Person hervor. Sein erster Gedanke schuf die Wasser, in welche er einen Keim der Fruchtbarkeit legte. Dieser Keim entwickelte sich zu einem Ei, glänzend wie Gold, und gleich der Sonne in tausend Strahlen flammend. In diesem Ei wurde er selbst, der von Ewigkeit ist, geboren in der Gestalt Brama's, des Urvaters aller Geister. Die Wasser heißen Nara wie der Geist Gottes, der sie hervorbrachte, und da sie seine erste Bewegungart waren, Ayana, so heißt er davon Narayana, der auf dem Wasser sich bewegende. Nach einem Götterjahre öffnete Brama durch die Kraft seiner Gedanken das Ei und bildete aus beiden Hälften Himmel und Erde und in der Mitte den freien Aether, die acht Himmelsgegenden und den bleibenden Wasserbehälter (die Atmosphäre).

In einem andern Werke, Bedany-Schaster, heißt es: Brama ist als Schöpfer der Welt nur ein Werkzeug des großen Willens und ein Theil seines Wesens, den das erhabene Urwesen hervorbrachte, um seine ewigen Absichten zu vollziehen. Von Ewigkeit her wohnte bei Gott Maja (die Liebe). Diese war dreifach, die schaffende, erhaltende, verderbende (Brama, Wischnu, Schiwa). Die Maja brachte hervor die Allmacht und diese, in Verbindung mit der Zeit und dem Schicksale, umarmte die Güte und zeugte mit ihr die Mohat (die Materie). Auf diese

wirkten jene drei Kräfte, schufen so die Selbstbewegung der Materie und hieraus bildeten sich die Elemente: Aether, Luft, Wasser, Feuer, Erde.

Wieder anders erzählen die Vedas (heil. Religionbücher) die Hervorbringung der Welt. Zuerst, heißt es da, war das Allgemeine (das Prinzip aller Dinge). Es wollte sich selbst offenbaren, und es erschien ein Ei. Dieses wurde nach Verlauf eines Jahres zerspalten, die eine Hälfte der Schale war Gold, die andere Silber (Himmel und Erde). Aus dem Theile des Eies, worin das Junge enthalten war, wurden die Berge, aus dem dünnen Häutchen, das jenes umschloß, die Wolken und der Blitz, aus den Adern die Meere, aus der Feuchtigkeit der Ozean, das Junge aber selber, das hervorkam, ist die Sonne. Diese verbreitete Wärme über die Erde, durch welche sich alle vegetabilischen und animalischen Geschöpfe entwickelten.

Noch verdient eine Darstellung der Schöpfung einige Aufmerksamkeit, welche man in dem Bagavadam findet. In dieser erscheint Wischnu als das höchste Wesen, woher man schließen kann, daß sie aus einer Zeit oder aus einem Volke ist, wo die Sekte des Wischnu die des Brama bereits überboten hatte. In der Fülle der Zeit, so beginnt diese Dichtung, lag das Weltall noch im Schooße des Wischnu, der auf der Weltschlange Adisseschen, Ananden (ohne Ende?), im Milchmeer ruhete. Nach tausend göttlichen Jahren entschloß er sich zu schaffen und aus seinen Willen ward das Verhängniß, das Prinzip der Erschaffung, Erhaltung und Zerstörung. Durch dasselbe wuchs aus dem Nabel des Wischnu eine Lotospflanze, in deren Blume, als sie sich durch Wischnu's Strahlen erschloß, Brama mit vier Gesichtern erschaffen wurde. Dieser wünschte das Geheimniß seines Ursprungs zu erforschen und wandelte lang in dem hohlen Stengel der Blume umher, aber vergeblich. Da betete er zu dem Schöpfer

und

und hörte darauf eine Stimme, welche ihm Büßung anbefahl; diese verrichtete er tausend göttliche Jahre lang. Als nun dadurch seine Weisheit und Kraft vermehrt worden war, trank er die Wasser des Meeres, in welchem die Welt versammelt lag, und sah diese nun aus dem Wasser hervorsteigen. So schuf er Berge, Baüme, Pflanzen, Götter, Menschen, Riesen und Thiere. Während dieser Beschäftigung empfand er Bewegungen einer unordentlichen Leidenschaft, wodurch sündige Wesen entstanden. Aber sogleich betete er reuevoll zu Gott und schuf vier tugendhafte Wesen, denen er befahl, die Menschen hervorzubringen, aber sie thaten das nicht, sondern überliessen sich dem beschaulichen Leben. Hierüber erzürnt ließ Brama aus seiner Stirne den Ruthra hervorgehen und befahl ihm, in Sonne, Mond, Wind, Feuer, Raum, Erde, Wasser, im Leben, in der Buße im Herzen und in den Sinnen zu wohnen. Sogleich erschien er unter eilf Gestalten, welche eine Menge Geschöpfe ins Daseyn riefen, die jedoch bald lasterhaft wurden, bis sie, von Brama erinnert, Buße thaten. Nun schuf Brama Wesen, die alle Tugenden hatten, zuerst die neun Bramen, dann die Tugend, das Laster, die Liebe, den Zorn, den Geiz, die Wissenschaft u. s. w. In diese letztere, die Saraswati, verliebte er sich und umarmte sie; darüber tadelten ihn die neun Bramen und er verließ den Körper, der ihn dazu verleitet hatte. Endlich schuf er zur Bevölkerung der Erde Mann und Weib. Nachher wechselte er noch oft den Körper, und brachte in jedem derselben neue Schöpfungen hervor. Aber die Geschöpfe entsprachen nicht alle seinen Erwartungen und Absichten, und im Zorn darüber zitterten einige seiner Haare, wodurch die Bewegung der Zeiten hervorgebracht wurde. Dieß erfüllte ihn mit Freude und diese Freude war wieder schaffend.

Wenn auch alle diese Mythen verschieden sind, so haben sie doch alle wieder mehre Punkte, in welchen sie zu-

sammenstimmen. Der ewige Gott mit dem schöpferischen "Werde," der göttliche Geist, der auf dem Wasser schwebt, das Wasser, als die Mutter aller Dinge, das Weltei, die verschiedenen Himmel, der göttliche, reine Aether, die frühgeborne Sonne, die Wasser oben und unten, sind Vorstellungen, welche über das ganze Alterthum sich verbreiten und nur nach Sitten und Gewohnheiten der Völker und Lage und Clima der Länder modifizirt erscheinen.

Die heiligen Schriften der Hindu, aus welchen diese Nachrichten genommen sind, heißen im Allgemeinen Sastra's. Es ist jedoch ein bedeutender Unterschied in Hinsicht des Werths unter ihnen. Der höchste Rang wird zugeschrieben

dem Veda,

oder, in der Mehrzahl ausgedrückt, den Vedas. Dieses Wort bezeichnet im Allgemeinen und im weitern Sinne "Göttliche Lehre, Gesetz, Norm und Anordnung," im engern aber eine solche Sammlung, die durch Brama selber verfaßt oder wenigstens offenbart ist. Der Veda besteht aus vier Theilen, aus vier Vedas, wovon jedoch nur drei dem Brama zugeschrieben werden können, da der vierte, Atharveda genannt, offenbar ein Erzeugniß des Schiwaismus ist. Jeder Veda enthält eine Anzahl einzelner Stücke und Abschnitte, welche nach ihrem Inhalte entweder Sanhita's oder Bramana's heißen. Die Sanhita's sind Hymnen, Gebete, Anrufungen und heilige Ausspruche, oder Mantra's, und diese sind dem Brama, den Königen, den Weisen und Heiligen der Vorzeit (Rischi's, d. Rischveda), den Seelen der Verstorbenen geweihet. Einige werden gesungen, andere gelesen. Die Bramana's enthalten theils Vorschriften religiöser und moralischer Pflichten, theils Abhandlungen von der göttlichen Wissenschaft des Wesens der Wesen. Diese letztern führen den Namen Upanischadas. Sie enthalten nicht

nur Resultate des Nachdenkens über Gott und die Welt, sondern zeigen auch das theils nothwendige, theils freie Verfahren des menschlichen Geistes dabei. Sie sind öfters mit Sanhita's verbunden, oder gehen am Ende in solche über, weßhalb man nicht immer im Stande ist, die einzelnen Stücke der Vedas genau von einander abzusondern. Nach den Gesetzen des Menu sind die Vedas den heiligen Weisen der Vorzeit, den Gottheiten und dem menschlichen Geschlechte ein Auge, welches immer Licht giebt, welches nicht durch menschliche Kraft hervorgebracht wurde und deßwegen auch von der menschlichen Vernunft nicht gewürdigt werden kann. Nur durch die Vedas wird die wahre Kenntniß von dem einzigen höchsten Wesen gegeben, durch die man die Unsterblichkeit erlangt. Darum erheben auch die Verordnungen des Menu das Studium derselben zu einem großen Sakramente, und zwar zu dem ersten und wichtigsten.

Aber nicht nur die Vedas, sondern auch die andern Sastras sollen durch Offenbarung der Gottheit gegeben seyn; zunächst

die Angas, oder Vedangas.

Diese enthalten Auseinandersetzungen der gottesdienstlichen Uebungen und Handlungen, aber auch Sprachlehre und Prosodie, heilige Aussprüche zu Zauberformeln, Astronomie und Zeitrechnung, und Erklärung dunkler Worte und Ausdrücke der Vedas. Die Verfasser derselben waren Muni's, oder durch Eingebung begeisterte Heilige.

Die Werke der Nyaya- und Mimansaphilosophie,

die sehr alt sind und sich auf die Vedas beziehen. Die Bücher der Nyaya-Philosophie beschäftigen sich hauptsächlich damit, den Sinn der einzelnen Stücke des Veda, den Unterschied zwischen Recht und Unrecht u. dgl. zu zeigen; die der Mimansa-Philosophie aber, zu zeigen, durch wel-

che Mittel sich die Seele zu ihrem ersten Princip erheben kann, welche Handlungen rein und unrein sind, welche Gegenstände man verlangen oder vermeiden soll, und welche Begriffe man sich von der Natur des Wesens der Wesen zu machen habe. Der Urheber dieser Schriften heißt Vyaha, oder Sammler; es ist jedoch wahrscheinlich, daß es nicht eine einzelne Person war, welche die Mimansaschriften sammelte, sondern daß diese Sammlung eine ganze Epoche der Samskritliteratur umfaßt, und zwar die, in welcher die heiligen Schriften des Wischnuismus abgefaßt und gesammelt sind. Wir begnügen uns, eine einzige Stelle aus der Nyaya hier anzuführen, um ihren Inhalt mit dem zu vergleichen, was oben aus dem Veda angeführt ist: Die vier gröbern Elemente der Substanz: Erde, Wasser, Feuer und Luft kommen unter den unmittelbaren Begriff unsrer körperlichen Sinne; Akasch aber, Zeit, Raum, Seele und Geist unter die abstrakte Kenntniß. Die fünf letztern müssen nothwendig von Ewigkeit her vorhanden seyn. Der Geist, welchem der Verstand der Thiere entspricht, muß ein von ihnen gänzlich verschiedenes Prinzip seyn; denn die Erfahrung zeigt, daß der Verstand nicht von der Organisation und Lebensbewegung allein herrühren kann. Sein Urquell ist die große Seele, Bram-Atma, welche ist unkörperlich, einzig, unsichtbar, ewig und untheilbar, und im Besitze der Allwissenheit, der Ruhe, des Willens, und der Macht. Die Seele, oder Lebensseele, Dschiw-Atma, ist ein feines, alle Dinge durchdringendes Element, welches folgende Eigenschaften besitzt: Die Zahl, das Maß, die Bewegung, die Ausdehnung, die Zusammenziehung, die Theilbarkeit, die Empfindung, das Vergnügen, den Schmerz, das Begehren, das Verabscheuen, den Zufall und die Kraft. Die große Seele muß von der Lebensseele verschieden seyn, weil sie unmöglich den Neigungen und Leidenschaften des menschlichen Gemüths unterworfen seyn, noch eine Neigung zum Bösen haben kann. Diese, wie jene, kommen allein von

der Lebensseele her, denn diese ist ein eigennütziges und begehrendes, niemahls zu befriedigendes Prinzip, die große Seele dagegen begehrt nur Güte und bleibt in ewiger Ruhe. Auch Zeit und Raum sind unendlich, weil sie nothwendig da gewesen seyn müssen, so lange etwas vorhanden ist. Akasch endlich ist ein feines und reines den leeren Raum erfüllendes Element, bestehend aus Größen, oder Purman's, welche unendlich klein und untheilbar aber beständig sind, weil die große Seele, obgleich sie gänzlich ihrem Wohlgefallen unterworfen sind, sie doch wegen der Liebe, die sie zu ihnen hat, und wegen der Nothwendigkeit ihres Daseyns, weder hervorbringen, noch vernichten kann. Wie viel Richtiges, der reinsten Vernunft Entsprechendes enthalten diese Sätze!

Eben so schön ist folgendes Fragment aus der Mimansa: Nicht Brama ist eigentlich der Schöpfer der Welt; denn er ist nicht unabhängig von dem göttlichen Beweger, welcher ist das große ursprüngliche Wesen und der wahre Schöpfer aller Dinge. Brama ist nur ein Werkzeug des großen Willens, und ein Theil seines Wesens, den er hervorrief, um seine ewigen Absichten auszuführen. Das große, ursprüngliche Wesen ist über alle Vorstellung erhaben; denn es ist ohne Materie und Gestalt und also unsichtbar; aber aus seinen sichtbaren Werken kann man den Schluß machen, daß es ist ewig, allmächtig, allwissend und allgegenwärtig.

Dieser Stelle sehr ähnlich, nur sinnlicher dargestellt, ist eine andere: Atri, einer von den Altvätern, begab sich in die Einsamkeit und übte strenge Büßung, indem er sich einzig von Wind nährte und Tag und Nacht der Witterung ausgesetzt war. Eines Tages betete er sehr eifrig, daß sich Gott ihm offenbaren mögte. Da loderte eine Flamme aus seinem Scheitel auf und alle Götter erschraken darüber und flohen. Brama aber, Wischnu und

Schiwa erschienen ihm. Er warf sich nun vor ihnen nieder und sagte: "Wisset, ich erkenne nur einen Gott; gebet mir also zu erkennen, welcher von euch der wahre Gott sey, daß ich ihn allein anbete." Die Götter antworteten ihm: "Lerne, Büßer, daß es zwischen uns keine Verschiedenheit giebt; was dir als solche erscheint, ist nur Täuschung. Das ewige Wesen zeigt sich durch Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung unter dreierlei Formen; allein es ist Eins. Sich zu einer dieser Formen wenden, ist so viel, als sich zu allen wenden, das ist, zum einzigen höchsten Gott. Wer dieß Geheimniß weiß und seine Pflichten erfüllt, dessen Gebete werden erhöret werden. Atri, du wirst Kinder haben, die Theile unsers Wesens sind." In der That gebar die Gattinn des Atri drei Söhne, von denen der eine aus dem Wesen Brama's, der zweite aus dem Schiwa's und der dritte aus Wischnu's entstanden war. Von Atri stammen auch andere berühmte Geschlechter himmlischer Genien und anderer wunderbarer Wesen.

Die Verordnungen des Menu

oder der Inbegriff der religiösen und bürgerlichen Pflichten wurden, wie sie selber sagen, abgefaßt von dem ersten Menu, genannt Suayambhuwa, und aus dem Munde desselben bekannt gemacht von Brigu, einem der zehn Altväter und heiligen Weisen. Unter Menu verstehet man indessen wieder nicht eine Person, sondern ein Zeitalter. Man findet in diesen Büchern ausführlich dargestellt: Die Erschaffung dieses Ganzen; Unterricht, Erziehung und Pflichten eines Schülers der Gotteskunde; die Gesetze der Ehe und die hochzeitlichen Gebräuche; die Verordnungen für die großen Sacramente; die verschiedene Weise, Lebensunterhalt zu erwerben und die Pflichten der Familienväter; die Vorschriften wegen erlaubter und verbotener

Nahrungmittel, auch wegen der Reinigung der Personen und Gefäße; die Gesetze, welche die Weiber betreffen; die Andachtsübungen der Eremiten, welche auf endliche Seligkeit bedacht sind; die sämtlichen Pflichten eines Königs; die Gesetze, welche sich auf rechtliche Beilegung der Streitigkeiten, Zeugen und Verhör, Mann und Weib und die Erbschaften beziehen; die Verbote des Spiels und die Strafen der Verbrecher; die verschiedenen, aus dreierlei Vergehungen entspringenden Seelenwanderungen in diesem Weltall, und endlich die Wonne, welche guten Handlungen folgt.

Dieses Gesetzbuch, von welchem die Hindu nur mit der heiligsten Verehrung reden, ist nach dem Urtheile eines neuern Forschers von allen indischen Werken das älteste, echteste und sicherste. "Es ist," sagt er, "ein Gesetzbuch, aber, nach Art des Alterthums, das ganze Leben umfassend, also zugleich ein vollständiges Sittenbuch und Sittengemählde, dichterische Lehre von Gott und den Geistern, der Entstehung der Welt und des Menschen. Wie bei den Griechen in der ältesten Zeit, ehe noch die Prosa entstanden war, Erzählungen, Sprüche, Gesetze und was sonst aufbewahrt werden sollte, oft mit geringem, oder gar ohne allen dichterischen Schmuck, in Versen abgefaßt wurden, so ist auch dieses indische Gesetzbuch in dem ältesten, dort üblichen, sehr einfachen Versmaß und Distichen abgefaßt. Manche Sprüche sind sinnreich, andere Stellen dichterischschön und erhaben.

Der Name Menu stehet übrigens auch noch mit der mystischen Zeitrechnung der Indier in enger Verbindung, indem die Menschwerdungen (Awatars) der Gottheit nach den vier Zeitaltern abnehmen, so daß deren vier in das erste, drei in das zweite, zwei in das dritte und eine, die erst noch kommen soll, in das vierte fallen. Diese vier Zeitalter fassen die ungeheure Summe von 432000 Jahren in sich. Multiplizirt man diese Summe mit 72, so hat

man die Regierungzeit eines Menu, deren 14 nur Einen Tag des Brama ausmachen. Seit Erschaffung der Welt sind fünfzig solcher Tage bereits verflossen. Hierin liegt wohl nichts anders, als das fruchtlose Streben, Zeit und Ewigkeit in eine Gleichung zu bringen, wiewohl auch dabei sehr wahrscheinlich ist, daß der ganzen Berechnung astronomische Verhältnisse zum Grunde liegen, über welche wir indessen keine Aufklärung haben. Der siebente Menu, der Gesetzgeber Indiens, sagen die Braminen, war ein Waywaswata (ein Sonnensohn), und zu seiner Zeit ereignete sich die große Ueberschwemmung, welche in dem Bhagawat ausführlich geschildert wird. Dabei soll die Hauptperson Ruh (Noah?) geheißen haben. Einige behaupten auch, Menu sey der Name des Noah, Me der bestimmte Artikel und Nu der Name. Menu hatte drei Söhne: Sherma, Charma und Jyapeti, welches die biblischen Namen Sem, Ham und Japhet seyn sollen.

Die Puranas,

welche, wörtlich übersetzt, Geschichten bedeuten, sind Lehrbücher, welche zum Unterricht in den Braminenschulen bestimmt, in historischem Zusammenhange kurze Darstellungen des in den übrigen heiligen Schriften ausgesprochenen und begründeten Glaubens und Wissens enthalten, untermischt und belegt mit Auszügen und Bruchstücken derselben. Andere Forscher nehmen sie für mythologische Gedichte, welches nicht so begründet erscheint. Die Geschichten der Götter, die Lehren und Gebräuche der Religion, die Vorstellungen von Entstehung und Untergang der Welt, die Weltalter, die Welt- und Erdbeschreibung, die Genealogie und Geschichte der Könige, die religiöse und bürgerliche Verfassung, Künste und Wissenschaften werden darin abgehandelt. Die Form ist größtentheils dialogisch. Die Wischnuisten besitzen achtzehn solche Puranas, jedoch vier derselben scheinen im Bramaismus entstanden zu seyn. Das erste führt den Namen Bhagawat.

Alle diese Schriften sind in der Sanscrit- (Samscrit) Sprache geschrieben, welche zwar nicht die älteste — denn selbst in Indien finden sich Inschriften in einer noch ältern, ganz unbekannten — aber doch eine der ältesten in der Welt, und nach dem Zeugnisse sachkundiger Gelehrten eine der wohlklingendsten, reichsten und gebildetsten Sprachen ist. Ueber das Zeitalter der darin geschriebenen Schriften läßt sich nichts mit Gewißheit bestimmen; doch will man behaupten, die Vedas und die Gesetze Menus seyen einige Tausend Jahre älter, als der Anfang unsrer gewöhnlichen Zeitrechnung, welches allerdings die höchste Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn man sie mit den übrigen alten Denkmahlen Indostans zusammenstellt; denn diese, namentlich die Baudenkmahle, gehen auf das allerbestimmteste weit über unsere Zeitrechnung hinaus.

Was nun diese Schriften von den einzelnen Göttern, Halbgöttern und Geistern der Hindu, vordersamst nach dem Bramaismus, uns erzählen, soll unserm Zwecke gemäß, jetzt mitgetheilt werden. Doch ist zuvor noch einmahl darauf hinzuweisen, daß, eben nach diesen heiligen Schriften, die Götter nicht von Ewigkeit her da gewesen, sondern erschaffen worden, unmittelbar oder mittelbar aus dem Wesen der Wesen hervorgegangen sind. Und dieß ist der wichtige Unterschied zwischen dem hinduischen Göttersysteme und dem übrigen heidnischen Polytheismus. Hier, wie dort werden die Götter geboren, aber nirgends gehen sie, wie hier, aus einem unsichtbaren, allmächtigen, allweisen, aus dem Wesen der Wesen hervor, überall sind sie Söhne und Töchter ihres Gleichen, oder der personifizirten Kräfte der Natur. Der hinduischen Götter sollen dreitausend, dreihundert und sechs gewesen seyn; nach einer andern Angabe zählt man 33000000000, welches nicht mehr und nicht weniger sagt. Rang und Verehrung theilen mit ihnen die großen Menus, die heiligen Weisen und Alt-

väter und die großen Erzeuger, wahrscheinlich vergötterte Menschen. Gesellschafter, Diener und Untergebene der Götter sind die Halbgötter und Geister. Die Menge der letztern ist unzählbar.

Von allen Göttern der erste und höchste ist

Brama.

In der Samscritsprache heißt dieser Name "die Wissenschaft der Gesetze" und der erste Gott führt ihn, weil er die ganze Schöpfung nach den Gesetzen der Natur ordnet. Er führt ausserdem noch eine Menge Namen, nach den Eigenschaften, die man ihm beilegt, nach den Wirkungen, die man von ihm aussagt. Zuerst wird er angesehen, als der Schöpfer, oder die Personification der schaffenden Wirksamkeit, des ewigen Gottes. Dann ist er der Gott des Schicksals, der Leben und Tod verfügt und die Menschen nach dem Tode richtet. Zu seinem Dienste sind ihm unzählige Genien, Emaduka, zugeordnet, die in acht Regionen des Himmels vertheilt, welche auch Welten heißen, von besondern Oberhäuptern, Vasu's, regiert werden.

Ferner ist es Brama, dem der ewige Gott die unsterblichen Veda's geoffenbart und aufgetragen hat, sie den Erdbewohnern mitzutheilen. Brama empfing die Vedas und schrieb sie zuerst in Debtah-Nagur (Dewa-Nagari), Sprache der Genien, und später, als er auf die Erde herabstieg, um Hindustan zu regieren, in Samscrit, die damahls in diesem Lande allgemein herrschend war.

Als Brama einmahl am Schlusse eines göttlichen Zeitalters sich zur Ruhe begeben hatte, raubte ein Dämon oder Riese, Hajagriva, die Vedas aus der Verwahrung desselben und verschlang sie. Darüber verdarb das Menschengeschlecht, weil es die Gesetze Gottes nicht mehr hatte, und Wischnu beschloß, das lasterhafte durch eine Fluth zu vertilgen. Die Schleußen des Himmels eröffneten sich, die Wolken goßen unendlichen Regen, das Meer trat aus sei-

nen Ufern und überschwemmte die ganze Erde. Als die Fluth zu Ende war, erwachte Brama und fing sogleich wieder an die Erde zu bevölkern; Wischnu aber, in Gestalt eines gehörnten Fisches, riß dem Riesen Hajagriva den Bauch auf, nahm die Vedas heraus und gab sie Brama zurück.

Brama hat viertens jene merkwürdige Einrichtung gemacht, nach welcher das Hindu-Volk in mehre Stämme oder Klassen getheilt ist, deren Glieder erblich zu dem Berufe, oder der Lebensart des Vaters verpflichtet sind. Diese Stämme werden von den Hindu Giadi, von den Europäern, nach einem portugiesischen Worte, Kasten genannt. Ihrer sind mehre; die vier vornehmsten aber kommen von Brama; denn er ließ vier Menschen, Bramin, Eschatriya, Vaisya und Sudra von Schrift, Schutz, Reichthum und Arbeit so genannt, aus seinem Munde, seinen Armen, seinen Hüften und seinen Füßen hervorgehen. Die Sudra haben mehre Abtheilungen. Eine der verachtetsten dieser heißen Tschandala, auf Malabar Paria, die nur die niedrigsten Geschäfte verrichten und nicht einmahl Jogis werden können.

Unter den alten Fabeln, welche auf Brama Bezug haben, ist folgende besonders bemerkenswerth: Brama, weil er die Macht zu erschaffen hat, bildete sich ein, er sey eben so viel, wie Schwiwa und wollte sogar den Rang vor Wischnu behaupten. Er beleidigte diesen und, da sich Wischnu rächen wollte, so entstand ein fürchterlicher Kampf zwischen ihnen. Die Gestirne fielen vom Himmel, die Andoni (Sonnensysteme) zersprangen, die Erde zitterte; die Dewetas schlossen ihre Augen und flohen in ihrer Angst zu Dewandren, der sie nach Caylasa, den Himmel, zu Schiwa führte. Sie fleheten um Unterstützung und Gott, der in alle Seelen ausgegossen ist, wie das Oel im Körnchen von Gengeli, stellte sich in Gestalt einer Feuersäule, die weder Anfang noch Ende hatte, vor die Streitenden.

Der Anblick derselben hemmte ihre Kampfwuth; um aber ihren Streit zu entscheiden, kamen sie überein, daß derjenige den Rang haben sollte, der sich ausweisen könnte, den Fuß oder den Gipfel der Feuersäule ausfindig gemacht zu haben. Wischnu nahm sogleich die Gestalt eines Ebers an und wühlte mit seinen Hauzähnen in die Erde, jeden Augenblick tausend Kadons (drei Stunden lange Zeiträume) und suchte auf diese Art tausend Jahre, ohne den Fuß der Feuersäule entdecken zu können. Endlich ließ er, ermüdet, von seinem Vorsatze ab, und nur mit vieler Mühe konnte er wieder an den Platz kommen, von welchem er ausgegangen war. Er erkannte nun die Macht Schiwa's und betete ihn an. Brama dagegen wollte die Spitze der Säule aufsuchen, war aber nicht glücklicher. Er nahm die Gestalt des Annon oder Hamsa (Schwans) an, und erhob sich jeden Augenblick tausend Kadons in die Lüfte; aber er flog hunderttausend Jahre vergeblich, bis seine Kräfte erschöpft waren. Nun sah er seine Thorheit ein und erkannte den Herrn. Aber ihn zu prüfen, ließ Schiwa eine Blüthe von dem Baum Kaldeir herabfallen. Brama fing sie auf und die Blüthe, welche die Gabe zu reden hatte, bat ihn, ihr die Freiheit zu schenken. Brama versprach sie ihr, unter der Bedingung, daß sie ihn zu Wischnu begleiten und aussagen wollte, er habe die Spitze der Saüle gesehen. Sie gingen hierauf zu Wischnu hin und die Blüthe bezeugte dem Brama wirklich, was er verlangt hatte. Doch sie hatte das Wort noch nicht geendet, als die Saüle von einander borst, die acht Elephanten, welche die Welt unterstützen, Blut spieen und die Wolken vom Feuer verzehrt wurden. Schiwa erschien in der Mitte der Saüle und lachte und Wischnu warf sich vor ihm nieder und lobte den Herrn. Wegen seiner Reue verzieh ihm Schiwa und erwies ihm verschiedene Gnadenbezeugungen. Brama aber, der ganz erschrocken dastand, ward von ihm verwünscht und bedeutet, daß er zur Strafe für die gesprochene Unwahrheit niemahls mehr, weder Tempel

noch heilige Ceremonieen (Putsche) auf Erden haben sollte. Auch die Blüthe des Kaldeir wurde aus dem Tempel Schiwa's für immer verbannt. Brama, nachdem er sich erholt hatte, bezeigte ernstliche Reue, warf sich zu Schiwa's Füßen und bat um Verzeihung. Die Güte Gottes gewährte sie ihm, doch mit dem Zusatze: Dein Stolz hat verursacht, daß du das Putsche verloren hast, aber zum Lohn deiner Reue sollen alle Ceremonieen der Bramanen für dich seyn. Mit diesen Worten verschwand er.

Man hält diese Fabel mit vieler Wahrscheinlichkeit für eine Andeutung der Streitigkeiten zwischen den drei Sekten der Brama- Wischnu- und Schiwa-Verehrer, welche sich mit gänzlicher Unterdrückung der ersten und der Vereinigung der beiden andern geendet haben. Daher betet man auch in einigen Tempeln zu Sangara-Narainen, welches Schiwa und Wischnu heißen soll und pflegt die Bildsaüle des Gottes blau und weiß anzustreichen, welches die Farben dieser beiden Götter sind.

Eine Veränderung dieser Sage ist die, daß Schiwa dem Brama über seine Unwahrheit eines von seinen fünf Häuptern abschlägt. Aus dem Blute entstand ein Riese mit 500 Köpfen und 1000 Händen. Der Tag, an welchem dieß geschah, ist, als ein unheilbringender, aus dem Kalender gethan worden. Noch anders aber gestaltet sich die Sage, die den Brama wegen seiner fünf Köpfe und der ihm verliehenen Macht stolz werden und sich gegen Schiwa auflehnen lässet. Dieser, darüber erzürnt, brachte einen mächtigen Dämon, Beirewa, hervor, der dem Brama mit seinen Nägeln den mittelsten Kopf abriß. Brama, um seinen Fehler wieder gut zu machen, sang Lobgedichte auf Schiwa, an welchen dieser ein solches Wohlgefallen hatte, daß er ihm versprach, er solle künftig mit seinen vier noch übrigen Häuptern in allen Ansehen und Ehren leben. Das abgeschlagene nahm Schiwa und setzte es sich selber auf.

Es ist eine sinnreiche Deutung dieses Mythos, die darin die Entstehung des Mondes aus seinem Hauptplaneten, der Erde, deren Personification Brama ist, und dessen Aufsteigung in die Region des Feuers, des Himmels, des Schiwa, sehen will. Demnach wären die Hindu älter, als der Mond, weß sich auch andere Völker, nemlich die Arkadier und Phrygier, rühmen.

Man sagt, Brama sterbe nach gewissen Perioden und werde dann wieder lebendig, nach Einigen geschieht das alle Jahr. Vielleicht deutet das auf das astronomische Jahr selber, vielleicht auf Winter und Sommer der Erde. Seine Welt und Wohnung, wohin auch die kommen, welche sich seinem Dienste besonders weihen, heißt Bramaloga und ist dem höchsten Himmel am nächsten. Unter den Thieren ist ihm der Schwan gewidmet. Dieser ist der Thron und Wagen des Gottes, und als Symbol des Wassers, des reinen und guten und klaren Wassers, deutet er an, daß die Erde auf dem Wasser schwimmt und von ihm befeuchtet und befruchtet wird. Der Schwan ist daher den Indiern heilig, wird jedoch nicht von ihnen verehrt.

Brama hatte zwei Gemahlinnen, Saraswadi und Quiatri; aber nach der wahrscheinlich frühern Idee, die ihn als Mannweib denkt, heißt seine weibliche Hälfte Brami (Wissenschaft) oder Brama, weiblich genommen, welchen Namen selbst Saraswadi *) führt. Man verehrt sie als die Göttinn der Weisheit, Wissenschaft, Geschichte, Sprachen, der Harmonie oder des Wohllauts und Ebenmaßes. Sie war auch die Tochter Bramas und die Mutter zweier Götter, nemlich des Naord, des Genius der Musik, und des Daksha, eines der neun Bramen.

---

*) Saraswati ist auch der Name eines Stromes, der mit dem Ganga (Ganges) und dem Yumna zusammenfließt.

Man hat mancherlei Abbildungen von Brama. In den ältern Zeiten stellte man ihn in Bildsaülen vor, die halb männlich halb weiblich waren; später bloß als Mann, mit vier Köpfen, entweder die Sinnbilder der vier Vedas, oder der vier Erdgegenden, und vier Armen. In einer Hand hat er gewöhnlich einen Ring, das Zeichen der Unsterblichkeit, in der andern eine Flamme, das Zeichen der Stärke; mit der dritten und vierten schreibt er auf Palmblätter (Olles), welches seine gesetzgebende Macht anzeigt. Häufig sitzt er auf einer Lotosblume *), welche seine Füße verhüllt, oder reitet auf dem Schwan, Hamsa, einem Symbol des Wassers, auf welchem Brama (die Erde) schwimmend oder liegend gedacht wurde. Einen andern Sinn giebt sein Bild, wenn seine vier Gesichter lange Bärte haben, wenn er in der einen Hand ein Buch von Palmblättern, mit einer Schnur umwunden, hält, in der zweiten den Ring, in der dritten den Rosenkranz (Rudrackscham), welcher seine Anbetung Schiwas bedeutet, und in der vierten ein Wassergefäß, das

---

*) Es giebt in Indien zwei Blumenarten aus der Gattung der Wasserlilien, Nymphäa Lotos und Nymphäa Nelumbo. Jenes ist die in Aegypten den Göttern geheiligte Blume; die indische soll die letztere seyn. Beide Arten sind indessen von ausnehmender Schönheit und ihre Blumen glühen mit mancherlei Farbenschattirungen. Sie ist in viele Mythen verwebt, denn Brama sitzt in der Lotosblume, Wischnu wird lotosaügig genannt, auf einem Lotos segelt Lakschmi, die Göttinn des Ueberflusses, die Tochter des Okeans und der Nacht. Daher steht sie nicht nur in hoher Achtung, sondern genießt, besonders bei dem gemeinen Volke eigentlicher Anbetung. Sie hat mehre Namen und ist die Blume der Nacht, "die kühlende Blume, welche sich ängstiget, wenn der Tag erscheint, die sich fürchtet von den Sternen, die nur dem Monde sich öffnet, ihm allein duftet und ihr Haupt herabsenkt vor dem Strahl der Sonne."

Kennzeichen büßender Braminen. Da er nirgends mehr Tempel oder Altäre hat, so erhält die oben angegebene Deutung seines Kampfes mit Wischnu und Schiwa damit eine Bestätigung. Nur die Braminen verrichten ihm zu Ehren täglich eine Ceremonie, die Sandiwana. Jeden Morgen schöpfen sie Wasser in die hohle Hand und schütten es bald vor, bald neben, bald hinter sich. Dabei singen sie Loblieder auf ihn. Dann spritzen sie Wasser gegen die Sonne und reinigen sich selber durch ein Bad. Zuweilen bringen sie ihm auch ein Opfer, Bramajagan, welches aus Blättern, Blüthen, Früchten und allerlei kostbaren Gewächsen und Holzarten bestehet. Ein Indier drückt sich darüber, daß Brama nicht besonders verehrt wird, folgendermassen aus: "Brama hat unter uns keine Verehrung noch Dienst in den Pagoden. Statt seiner verehren wir die Braminen, in welchen er wohnet. Wer die Braminen ehret, der ehret Brama selber; denn Alles, was man den Braminen thut, nimmt Brama an, als wäre es ihm selbst gethan."

Liest man den Mythos von Brama mit Aufmerksamkeit, so findet man leicht, daß er einer völligen Erklärung dadurch fähig wird, daß man seine Personifikation als Schöpfer und Erdgeist unterscheidet von einer Verkörperung und wirklichen Erscheinung desselben, in welcher er, als erster Gesetzgeber der Hindu, sie von der wilden Lebensart der Natur entwöhnte und ihnen Künste und Wissenschaften, so wie den Ackerbau lehrte.

Jama.

Eine weitere Ausführung der Idee des Brama in der Eigenschaft eines Gottes des Schicksals, der nicht allein das Leben, sondern auch den Tod giebt, die Schicksale der Menschen bestimmt und sie nach ihrem Tode nach ihren Werken richtet, heißt bei den Indiern Jama.

Sie

Sie glauben, daß die abgeschiedenen Seelen nach Jamapur, den Wohnsitze des Jama, gelangen, um von ihm, als Richter, ein gerechtes Urtheil zu empfangen, das sie entweder nach Swerga, der Wohnung des Dewandren und der guten Geister, oder hinab in den Narak, den Abgrund und Aufenthalt der Schlangen, hinführt, um nach einer bestimmten Zeit ihre Wanderung durch Pflanzen und Thiere bis zum Menschen wieder von neuem anzutreten.

Jenseits und tiefer als alle obere und untere Welten liegt die Hölle; Flüsse von Feuer, wilde Thiere, allerlei schneidende Waffen, die schmutzigsten Unreinigkeiten, endlich alles Böse sind daselbst in überschwenglichem Maße. Die Menschen, welche die Vorschriften der Religion verachteten, werden so viel Jahr gestraft, als Haare auf ihrem Leibe sind, oder auf Haufen spitziger Waffen und Werkzeuge geworfen; Verächter ehrwürdiger Personen, besonders der Braminen, werden in Stücken zerhauen; Ehebrecher müssen Bilder von glühendem Eisen umarmen; wer seinem Nächsten Böses zufügte, oder Thiere tödtet, wird in ein stinkendes Gefängniß geworfen; wer Greise und Kinder mishandelt, wird in eisernen Pfannen gebraten; wer kein Mitleid mit Armen und Elenden hatte, wird mit Feuerbränden gesengt; wer falsches Zeugniß geredet, wird von einem Felsen heruntergestürzt u. s. f. Das Aergste bei diesen Strafen aber wird seyn, daß die Leiber der Verdammten, die aus einer feinen Materie gebildet sind, durch die Marter in Stücke zerrissen, wie Quecksilber wieder zusammenfliessen und daß diese Elenden niemahls sterben. Haben sie eine Reihe von Jahrtausenden so gelitten, dann kommen sie wieder zu einem neuen Leben in dieser Welt und wandern von den geringsten Geschöpfen aufwärts in höhere, so daß also wenigstens keine ewige Verdammniß vorhanden, sondern vielmehr die Möglichkeit, selig zu werden, auch dem abscheulichsten Verbrecher gegeben ist.

Die Hindu bestimmen sehr genau, in welche Geschöpfe die verschiedenen Verbrecher zur Strafe übergehen werden: Derjenige, der Fleisch isset, wird als Katze (oder sonst ein Raubthier) geboren; wer verbotene Sachen kostet, oder nascht, als Fliege oder Made; wer ungedroschenes Getraide stiehlt, als Made; wer Obst stiehlt, als Affe; wer Frauen stiehlt, als Bär u. s. w. als woraus zum wenigsten die Consequenz in ihren Phantasieen hervorgehet. Wie sie aber Alles zu vervielfältigen pflegen, so zertheilen sie auch den Narak *) in ein und zwanzig, andere gar in achtzig Höllen, welche sie den verschiedenen Arten von Verbrechern anweisen, oder auch eine nach der andern von ihnen besuchen lassen.

Ist ein Hindu dem Tode nahe, so erscheinen ihm zwei Jama-Douta, Diener des Jama, in so schrecklicher Gestalt, daß er in die größte Angst und Schrecken versetzt wird. War er jedoch ein treuer Verehrer Gottes, so erscheint zugleich mit jenen ein Wischnu-Douta, der seine Seele auf einem schönen Wagen hinwegführt; war er aber nicht fromm, so bringen ihn jene beiden in Jamaloga oder Jamapur, wo dann auf der Stelle Gericht über ihn gehalten wird. Ehe indessen die Exekution an ihm vollzogen wird, muß er noch zehn Tage als Dämon auf der Erde umherziehen, und während dieser Zeit Hunger und Durst leiden, weil er nichts hat, als was die Frömmigkeit ihm darbietet. Glücklicher Weise ist aber diese so allgemein, daß es den armen Teufeln niemahls fehlt, denn die Hindu stellen zehn Tage nach dem Tode eines Verwandten von allem, was sie genießen, für die bunten Krähen hin, in welchen die Seelen der Verstorbenen herumschweifen. Oft aber kommen solche Seelen in menschlicher Gestalt zu den Glaubi-

*) Im Sanscrit heißt der Narak auch Gehannum.

gen und bitten Almosen von ihnen. Jama hat mehre Geister oder Genien zu Gehilfen und Dienern bei seinem Todtengerichte und bedient sich eines Spiegels, in welchem er die guten und bösen Handlungen der Menschen erblickt und prüft, um ein richtiges Urtheil über sie zu fällen. Dieses ist immer vollkommen gerecht, denn es gilt vor ihm kein Ansehen der Person. Seine Gehilfen wägen die Thaten der zu Richtenden auf einer Wage, oder sie zählen mit weißen und schwarzen Kugeln und erstatten dann ihrem Gebieter Nachricht von dem Befunde ihrer Untersuchungen. Der erste Gehilfe Jama's ist sein Schreiber, der alle Handlungen der Menschen in sein Buch einschreibet, welches dann bei seinem Tode aufgethan und nachgesehen wird.

Auf Abbildungen erscheint Jama schrecklich von Angesicht und Gestalt, reitend auf einem schwarzen Büffel, in der Hand einen Stock oder Scepter haltend.

Die acht Vasu's,

oder Behüter der Weltgegenden, und der darin wohnenden Menschen, werden auch Beschus oder Wischnus genannt und sind nächst Brama, die vorzüglichsten unter den Göttern, die Regenten und Vorsteher des Ganzen. Einige setzen ihnen Göttinnen an die Seite. Der erste darunter ist

Indra, oder Dewandren, der Gott des sichtbaren Himmels, der viele Namen führt und Geschäfte hat *). Als Sorgaragia, Wolken-König, ist er Richter aller Halbgötter und Geister; er schlichtet ihre Streitigkeiten, stößt die Verbrecher aus dem Himmel und zwingt sie, Men-

---

*) Als Herr des Luftkreises nennt man ihn auch Diwespiter, welches man für das lateinische Diespiter, Jupiter (obere Luft) erklärt.

schen oder Thiere zu beseelen. Den Guten reicht er den Unsterblichkeittrank, Amrita, erquickt die Erde mit dem himmlischen Ganges (Thau) und entfernt von ihr den brennenden, austrocknenden Wind. In den heiligen Schriften des Samscrit werden Blitze und Donner, Wolken und farbige Bogen des Himmels sein Eigenthum genannt. Als Beherrscher der Wolken sendet er den Regen herab und ordnet die Regenzeit an. Er ist Herr des hundertfältigen Opfers, dreier Welten Herr und weiß Alles.

Dewandren ist ein Sohn des Kasyapa, des grenzen- und gestaltlosen Himmels und unendlichen Raumes, und der Aditi, des ursprüglichen Tags, und ein Urenkel des Brama. Seine Gemahlinn heißt Indrani, Satschi; sein Sohn Dschayanta, seine Tochter Dewanei. Sein Himmel auf dem Berge Meru, d. i. im Norden, oder am Nordpol, den sich die Indier als einen Berg von Gold und Edelsteinen denken, heißt Indraloga, Suargga, Swerga. Er befindet sich in der Luft und ist unter den fünf vornehmsten Orten, wo die guten Werke belohnt werden, der niedrigste. Alle diejenigen, welche sich auf Erden dem Dienste einer Gottheit gewidmet hatten, werden dort aufgenommen. Er reitet auf einem Elephanten, Iravat, der bei Bereitung des Amrita aus dem Meer aufstieg.

Dewandren ist in einen großen Theil der Mythen verwebt, deren die heiligen Schriften gedenken und spielt darin oft bedeutende Rollen. Als Oberhaupt der Deweta's, der guten Genien, lebt er in stetem Kampfe mit den Asur's, den Riesen, bösen Geistern und Dämonen, und mehr als einmahl mußte er ihnen unterliegen und vor ihnen aus seiner himmlischen Wohnung fliehen.

Dewandren gehört zu den Gottheiten, welchen ein Bramin auf dem Feuer seines Heerdes täglich ein Opfer bringen muß. Er wird abgebildet mit vier Armen, in deren

einer er einen Haken hält, sitzend auf einem weißen Elephanten. Auch hat er zuweilen eine Lotosblume in der Hand, weil der Aether oder die Luft Antheil an der Erzeugung hat.

Jama, der zweite der Vasu's, entspricht den Forschern zufolge, dem dunkeln Akasch, dem Nachthimmel, oder der Nacht, und ist Vorsteher der Todten und der Unterwelt, Gott der Strafe nach dem Tode, Richter der abgeschiedenen Seelen, wie wir schon ausführlicher gesehen haben.

Als Dherma, oder Gott und König der Tugend, der Gerechtigkeit und Strafe, wurde er im Anfang der Zeit von Brama zu seinem Gebrauche gebildet, mit einem Körper aus reinem Lichte, als sein eigener Sohn, als der Urquell der Gerechtigkeit und Beschützer aller erschaffenen Dinge. Er bestraft zur bestimmten Zeit Freunde und Feinde, Verehrer und Verächter und hat zehn Töchter des Altvaters Daksch a zu Gemahlinnen.

Surya, der dritte Vasu, der Gott der Sonne, das große Gestirn, der Herr der Sterne, das ersterschaffene Wesen, Urheber der Wärme, zieht acht Monate lang durch heftige Strahlen das Wasser hinauf. Die Sonne ist ein Theil vom Licht des Schöpfers, die Sterne ihr Figur, Erde und Himmel ihr eröffneter Mund. Sie ist alles verzehrend, bringt aber auch mit jedem Aufgange die Welt aufs neue hervor. Darauf beziehen sich ihre Namen: Nahrungbringend, wasserziehend, grünmachend, verstandgebend. Surya fährt auf einem Wagen. Sein Führer heißt Arun, der zerstreut durch die Kraft des Gottes die Finsterniß. (Von einer Aurora kann in Indien, wo die Dämmerung nur wenige Minuten dauert, nicht die Rede seyn.) Es fehlt nicht an Gelehrten, welche behaupten, Surya sey der erste Gott der Indier gewesen und seine drei Emanationen: Brama, Wischnu und Schiwa nichts weiter, als die an der Sonne bemerkten: Wärme, Licht und Flamme.

Soma, auch Chandra, Tschiandra, der vierte Vasu, ist Beherrscher des Mondes, in welchem hervorgebracht wird das Lebenswasser und aus demselben Feuchtigkeit, Regen und Fruchtbarkeit, auch König der Pflanzen, insbesondere der Heilpflanzen. Die fünfzehn Tage seines Wachsthums sind eine Nacht der Seelen; denn während der Lichtzunahme hat er sein Angesicht in der Körperwelt, in den fünfzehn Tagen der Lichtabnahme aber hat er es in der Welt der Geister. Daher in diesen Tagen die Todtenopfer gewöhnlich sind. Sieben und zwanzig Töchter des Altvaters Dakscha sind seine Gemahlinnen.

Pavana oder Wayu, der fünfte Vasu, bezeichnet den Gebieter der Winde; heißt auch Maruta, der Flüchtige, durchdringet alle Geschöpfe, wenn er sich bewegt; ist der Allverbreitete, bringt Gerüche, belebt die Welt.

Agni, Aghni, der sechste Vasu, der Gott des Feuers. Er heißt auch Pavaka, Reiniger. Man bildet ihn ab, auf einem Widder reitend, mit vier Armen, der Kopf ist mit Flammen umgeben, in zwei Händen hält er Dolche. Seine Gemahlinn heißt Aghnay, auch Svaha. Ihm muß von den Braminen täglich zuerst geopfert werden. Dieses Opfer heißt Homam und wird auch das göttliche, Devayagna, genannt. Keine heilige Handlung wird begangen, deren Anfang nicht dieses Opfer wäre. Die Braminen, die es bringen, müssen sich zuvor baden und sodann ganz weiß kleiden. Darauf setzen sie sich bei der Feuerstelle oder dem Opferherde nieder und beten oder singen einige heilige Strophen. Vor ihnen steht eine Handglocke, eine brennende Fackel und ein Gefäß mit Butter oder Cocosöl. Rings umher liegen auf Banyanen-Blättern die Materialien des Opfers: Kostbare Holzarten, Samen, Gras, Körner, Zuckerrohr, Früchte, Blüthen und Blumen. Zuerst schlichtet nun der Bramine die Holzarten auf dem Feuerherde, gießt auf ein mit der Glocke gegebe-

nes Zeichen die Butter, oder das Oel darüber, entzündet das Holz mit der Fackel und legt dann die übrigen Materialien in die Flamme. Dabei sagt er leise einige Gebete her, welche den Namen Mandram führen. Sie beginnen alle mit "Hom" und endigen mit "Om" *).

Varuna, der siebente Vasu, heißt auch Pratscheda, und ist der Gott des Wassers und Herr der Gewässer, befördert die Reife der Früchte und ist ein Gott der Strafe, welcher die Schuldigen unausbleiblich mit ewigen Banden fesselt und namentlich falsche Zeugen unter dem Wasser dermassen mit Schlangenbanden zusammenschnürt, daß sie hundert Seelenwanderungen hindurch aller Kraft beraubt werden, seinen Banden zu entfliehen.

Cuwera endlich, oder Pulastya, der letzte unter den Vasus, ist der Gott der Schätze und Reichthümer, ein Freund der Unterirdischen, Gebieter der die Schätze bewachenden Geister, Herr der Bergklüfte und König der Könige. Als Pulastya ist er einer der zehn Erzväter, oder Herren erschaffener Wesen und das Haupt zweier Gattungen von guten und bösen Wesen, Yakhshas und Rakhshas. Er lebt in seiner Wohnung Cuveralaga, auch Alaca, oder fährt auf seinem prächtigen Wagen, Puschpaca, durch die Luft. Man bildet ihn ab, reitend auf einem weißen, mit Federn geschmückten, Pferde.

Nach den acht Vasu's sind aufzuzählen

die eilf Rudra's,

als diejenigen Gottheiten, in welche Rudra, einer und derselbe mit Pram, dem belebenden Hauch oder Athem,

---

*) Die Gelehrten behaupten, aus dem "Om" sey das griechische "Amen" entstanden.

sich verwandelte, um den verschiedenen Gliedern des Körpers lebendige Bewegung und Thätigkeit mitzutheilen.

Auf diese folgen

die zwölf Aditya's,

oder zuerst erschaffene Wesen, die zwölf Gottheiten und Regenten der Sonne in den zwölf Monaten des Jahrs, also Personificationen des Sonnengottes in demselben. Einige von denselben findet man in den bekannt gewordenen Bruchstücken des Veda und in den Verordnungen des Menu namentlich angeführt.

Von den größern Schutzgöttern werden mehre insbesondere auch als **Pavacas**, oder Gottheiten der Reinigung verehrt; aber ausserdem sind viele, sowohl Götter als Göttinnen, welche namentlich erwähnt und aufgezählt werden. Dahin gehören die Götter der Jahreszeiten, die Vorsteher der Planeten, die der Morgen- und Abendämmerung, Gottheiten der Mächtigen und der Unbemerkten u. v. a. mehr.

Nach den Göttern stehen in der Reihe der heiligen Wesen bei den Hindu: Die Menu's, die Altväter und die großen Erzeuger. Der Menu's sind sieben, welche die sieben großen genannt werden; auf diese werden noch andere sieben folgen, welche eben so gut schon benannt sind, wie jene. Man glaubt unter den Menu's die Entwickelungperioden der Weltschöpfung und die Erscheinungepochen Brama's verstehen zu dürfen. Der Altväter sind zehn, gleichfalls alle benannt. Sie heißen in den h. Schriften auch die großen Bramen, oder Braminen. Man denkt solche als dem Brama untergeordnete Weltschöpfer und Weltordner, die durch ihre vorzügliche Heiligkeit und Andachtstärke Geister, Menschen und Thiere verschiedener Art

hervorgebracht haben. Im Grunde sind es wahrscheinlich vergötterte Menschen, darum vergöttert, weil sie die ersten Ordner der menschlichen Gesellschaft, die Urheber der religiösen und bürgerlichen Verfassung waren. Als ihre Söhne werden die großen Erzeuger genannt, welche die Waffen niedergelegt haben und im Monde wohnen. Nach einigen stammen von ihnen die vier Haupt-Kasten, oder Giadi's ab. Auch kommen 50 Töchter eines Altvaters, Dakscha, vor, welche Erwähnung verdienen. Weil ihr Vater keine Söhne hatte, so befahl er ihnen, Söhne zu erzeugen und so sein Geschlecht zu erhalten; er vermählte daher auch 10 davon dem Derma, dem Gott der Gerechtigkeit, dreyzehn dem Kasyapa, dem Sohn des Maritschi, und sieben und zwanzig dem Soma, oder Gott des Mondes; letzteres ist eine Hindeutung auf die 27 Constellationen des Mondes.

Die Halbgötter im Bramaismus heißen Sadhya's, und stammen von dem ersten Menu ab. Der Geister, sowohl der guten, als der bösen, ist ein zahlloses Heer. Die guten führen insbesondere den Namen Deweta's, die bösen den der Asor's. Als Oberhaupter dieser letztern erscheinen Proudsen und Bratr, welchen Indra mit seiner Blitzeswaffe in den Gebirgen schlug, als sie sich gegen ihn auflehnten. Sie haben nemlich eine große Macht und große Kühnheit und stören nicht nur die frommen Einsiedler und Bramen beim Gebet und Opfer, sondern greifen auch die Götter selber an und hatten Indra eine Zeitlang aus seinem Reiche vertrieben, bis er ihrer wieder mächtig ward. Dieß nicht ohne Beihilfe eines Sterblichen, des Duschmanta. — Diti, die Nacht, ist ihre Mutter. Aditi, das Tageslicht, oder die gebärende Kraft (Gemahlinn) des Himmels, hat die zwölf Adityas geboren, von welchen die guten Genien abstammen. Diese heißen auch Gandharwas und wohnen auf dem Gebirge Hemakuta, wo Kasya-

pa und Aditi auch wohnen und zu den guten Genien gezählt werden. Die Heirath Gandharva bezieht sich auf das paradiesische Unschuldleben, welches diese guten Geister, die Urahnen der Indier, auf der Erde führten. Im Grunde sind alle indischen Götter, ausser der Trias, nur Gandharvas, oder Dewetas, und diese sind über die ganze Natur verbreitet, denn wenn eine alte Urkunde sagt: "Ihr Bäume, in denen die Waldgöttinnen wohnen," so lehrt uns das, daß die Indier die Pflanzenwelt mit göttlichen Wesen beseelt und erlaubt uns den Schluß zu machen, daß auch andere Naturgegenstände die Wohnsitze göttlicher Genien gewesen seyn mögen.

Einer der vorzüglichsten dieser Genien ist der Liebesgott, Kama, Kamadewa, der auf einem Papagei reitet, Pfeile mit gewürzhaften Blüthen zugespitzt, einen Bogen von Zuckerrohr mit der Bogensehne von Bienen und einen Fisch in einem rothen Panier hat. Seine Gattinn heißt Retti (Zärtlichkeit) und sein Freund und Waffenträger Wassant (Frühling). Dieser liefert ihm die Pfeile. Sein Aufenthalt ist die Gegend um Agra, besonders die Ebene Matra. Durch Schiwa's Feuer verbrannte er zu Asche, aber die Götter träufelten Amrita darauf und der Liebesgott stieg wieder lebendig empor.

Brama's Fürsorge für das Menschengeschlecht erstreckte sich auch auf die bürgerliche Gesellschaft, in Beziehung auf welche er die Menschen in gewisse Classen, oder Kasten, hinduisch Giadi oder Varna genannt, eingetheilt hat. Kinder, deren Eltern aus verschiedenen Giadi's sind, bilden eine Anzahl vermischte Giadi, welche verschieden und entweder ähnliche, oder erniedrigte, oder gar verworfene genannt werden. Den ursprünglichen Giadi's, auch löbliche und reine genannt, sind gewisse Pflichten und Beschäftigungen angewiesen: Die Braminen

sollen die heiligen Schriften lesen und sie lehren, sie sollen opfern und andern beim Opfern beistehen, sie sollen Almosen geben und Geschenke annehmen; die Ketri's sollen das Volk vertheidigen, Geschenke geben, opfern, die h. Schriften lesen; die Vaisya's sollen Viehheerden halten, Geschenke geben, opfern, die h. Schriften lesen, Handel treiben, auf Zinsen leihen und das Land bauen; die Sudra sollen den drei andern Giadi dienen. Im Nothfall, wenn ein Giadi sich durch die ihm angewiesenen Geschäfte nicht erhalten kann, ist ihm gestattet, in die Geschäfte des andern einzugreifen, aber es ist hier genau vorgeschrieben, in welche — die Geschäfte des Braminen verrichten zu wollen, ist unter allen Umständen verboten, — und wer ohne Noth sich mit den Beschäftigungen eines andern Giadi abgiebt, wird der Vorrechte des seinigen alsobald verlustig. Drei Beschäftigungen kommen den drei ersten Giadi gemeinschaftlich zu, nemlich: Das Lesen der h. Schriften, die Darbringung der Opfer und die Ertheilung von Geschenken. Die Ausübung derselben ist Vorbereitung auf das künftige Leben und darum eine besonders heilige Pflicht. Um dazu geschickt zu werden, ist eine durch den Gayatri geheiligte Einweihung und feierliche Ertheilung der Unterscheidungzeichen des Giadi erforderlich. Man hat diese als eine zweite, und zwar geistige Geburt zu betrachten und nennt diejenigen, welche durch Beobachtung dieses heiligen Gebrauchs die Vorrechte der drei höheren Grade erworben haben, Wiedergeborne. Bei dem Braminen muß die Ceremonie zwischen dem achten und sechzehnten, beim Ketri zwischen dem eilften und zwei und zwanzigsten, beim Vaisya zwischen dem zwölften und vier und zwanzigsten Jahr unerläßlich geschehen, sonst heißen die Jünglinge Vratyas, Ausgestoßene, und werden von den Tugendhaften verachtet. Die Unterscheidungzeichen der drei Giadi bestehen in Gürteln, oder Binden und Stäben. Jene werden um den Hals, oder über die rechte oder linke Schulter herabhängend getragen, und bestehen bei dem Braminen

in einer dreifachen Schnur, bei dem Ketri in einer Bogensehne, bei dem Vaisya in einem dreifachen Faden, aus gewissen vorgezeichneten Pflanzen genommen. Die Stöcke müssen von verschiedenem Holze seyn, der des Braminen muß bis an sein Haar, der eines Ketri bis an seine Stirn, und der eines Vaisya bis an seine Nase reichen. Die Stäbe müssen schön gerade, nicht zerknickt, ganz mit Rinde bedeckt, nicht vom Feuer beschädigt und so beschaffen seyn, daß sie keinen Schrecken einjagen. Der Gayatri nun ist ein Spruch aus drei Versen des Veda zusammengesetzt, vor diesen stehen drei geheimnißvolle Worte, Vyahritis, und vor diesen das heilige, einsilbige Pranu. Alle diese drei hat der unbegreiflich erhabene Herr der Schöpfung nach und nach aus den drei Veda's geweckt und sie sind als der Mund, oder der vorzüglichste Theil des Veda anzusehen. Die drei geheimnißvollen Worte sind Bhur (Erde), Bhurah (Luft), Swer (Atmosphäre); das vorstehende heilige einsilbige aber heißt Om *), welches

---

*) Es giebt neue Gelehrte, welche den "Ausdruck" des Johannes, "das Wort," (den Logos, im Griechischen) mit diesem Om zusammenstellen. Sie sagen: Der Begriff einer Emanation, durch welche der Ewige sich auſſer sich selbst setzte und durch welche alle folgenden Offenbarungen, d. h. die ganze Schöpfung vermittelt worden, ist uralt und ging von Indien aus durch Aegypten, Persien nach Griechenland über, wie er sich auch in den heiligen Schriften der Ebräer findet. Der Indier bezeichnet diesen Begriff mit Om, (Oum, Aum) der Perser mit Hom und häufiger Honover (aus Ehonèhé veriehé, reiner Ausfluß zusammengesetzt), der Aegypter mit Kneph, Amun, Thoth; bei den Griechen aber sind Hermes, Apollon, Pallas, Demeter-Persephone die Hauptstrahlen dieses ersten göttlichen Urlichts. In den eleusinischen Mysterien kommt das Wort Om selber vor. Was demnach der Ebräer mit: "Gott sprach: Es werde!" ausdrückt, das ist bei den Indiern das Om, und bei den Platonikern der Logos, das schöpferische Ur-

das erste war, das der Schöpfer gesprochen hat. Die Wiederholung dieses heiligen Namens ist zehnmahl besser, als das Opfer; hundertmahl, wenn Niemand dabei zuhört und tausendmahl, wenn sie bloß in Gedanken geschieht. Diejenigen Wiedergebornen, welche in der Morgendämmerung stehend ihn wiederholen bis die Sonne aufgeht, und in der Abenddämmerung, bis die Sterne erscheinen, werden dadurch von jeder unbekannten nächtlichen und von jeder unwillkührlich begangenen Sünde des Tags gereinigt. — Ehrwürdiges Alter der Lehre vom Ablaß!

Jeder Wiedergeborne, der auf Vollkommenheit Anspruch machen will, kann in vier Perioden seines Lebens vier verschiedene Stände durchlaufen. Er muß dann in der ersten ein Schüler der Gotteskunde (Bramatschari) werden, und sich besonders im Veda unterrichten lassen; in der zweiten in der Ehe als Hausvater leben; in der dritten seine religiösen Handlungen als Eremit in einem Walde vollziehen; in der vierten als Einsiedler gegen alle sinnlichen Eindrücke sich abhärten und gänzlich in dem höchsten Geiste ruhen. Die Lebensweise in diesen vier Perioden ist genau vorgeschrieben; sie erscheint als ein ununterbrochener Religiondienst, am meisten bei den Braminen, welche auch die Hauptwiedergebornen genannt werden.

Von den Braminen sagen die heiligen Schriften: Unter den erschaffenen Dingen haben den Vorzug die belebten; unter den belebten die vernünftigen, unter den vernünftigen das Menschengeschlecht, unter den Menschen die

---

wort, und Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht und ohne dasselbe ist nichts gemacht, was gemacht ist.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, ob dieses Phantaseen des Neuerthums oder Thatsachen aus dem Alterthume sind. Ganz grundlos scheint die Sache nicht zu seyn.

Braminen. Diese sind bestimmt, die Schatzkammer religiöser und bürgerlicher Pflichten zu bewachen, Gerechtigkeit und endliche Glückseligkeit zu befördern. Sie sind eine beständige Verkörperung des Gottes der Gerechtigkeit, und werden schon erhaben über die Welt geboren. Alles, was sich darin befindet, ist in der That, obgleich nicht dem Anscheine nach, ihr Reichthum. Die Nahrung und Kleidung, welche sie geschenkt erhalten, gehört ihnen von Rechtswegen, denn durch das Wohlwollen der Braminen genießen eigentlich die übrigen Sterblichen ihres Lebens. Auch bei den Göttern selber ist ein Bramine schon von seiner Geburt an ein Gegenstand der Verehrung, denn sie selbst, die Götter, sind es, welche sich in denselben dem Menschengeschlechte darstellen. Auf der Erde giebt es kein größeres Verbrechen, als einen Braminen, namentlich einen Priester, zu tödten, ein solches darf sich nicht einmahl ein König in den Sinn kommen lassen, höchstens darf er einen solchen, und wenn er aller möglichen Verbrechen überführt wäre, aus seinem Lande verbannen. Der König darf nie eine Abgabe von einem Priester nehmen, und nie einen Braminen Hunger leiden lassen, sonst ist er und sein Reich in der größten Gefahr, in kurzem Hungers zu sterben. Ein Ketri, der einen Braminen vorsätzlich umgebracht hat, muß sich selber tödten, hat er es aber unvorsätzlich gethan, so muß er von den Braminen mit Pfeilen auf sich schießen lassen oder sich dreimahl Kopfüber in ein helles Feuer stürzen. Daher kommt es, daß noch heut zu Tag der Segen eines Braminen über Alles geachtet, sein Fluch über Alles gefürchtet wird, weil er den Menschen, oder die Familie, die er trifft, in unvermeidliches Verderben stürzt. Und die heiligen Männer sind eben nicht sparsam mit ihren Flüchen. Eine kleine Beleidigung, auch unvorsätzlich ihnen angethan, kann sie schon so aufbringen, daß sie dem Urheber derselben fluchen; und wehe ihm dann!

Man begreift, daß die Vorschrift dieser ungemeinen Verehrung der Braminen nicht der Beschluß des ganzen Volkes, auch nicht das Werk eines augenblicklichen Befehls, sondern einer längern Gewöhnung von Seiten derer, die mit Brama's Macht ausgerüstet waren, gewesen seyn müsse; daß daher die Priester der Hindu so schlau und so herrschbegierig waren, wie die Priester aller Zeiten und aller Völker.

Aus den Braminen allein können Priester genommen werden. Hat ein Braminenknabe die Wiedergebut erlangt, so wird er Schüler bei einem andern ältern und erfahrnen, dem er vollkommenen Gehorsam leisten und in allen Dingen nachahmen muß. Auch sein Studiren hängt von diesem ab, denn was er ohne Erlaubniß aus den h. Schriften lernt, das stiehlt er dem Brama, was nicht ungestraft bleibt. Ein Lehrer des Veda darf diesen nicht lehren, wenn er nicht überzeugt ist, daß sein Schüler rein ist und seine Leidenschaften bezwungen hat; denn nur der, dessen Rede und Herz rein sind, erntet die reifen Früchte eines vollständigen Studiums des Veda, er wird ein großer Mann. (Eine sehr schöne Stelle dieser h. Schriften!) Ein Schüler darf auch sein ganzes Leben bei einem Lehrer bleiben. Thut er das mit völliger Pflichtmäßigkeit, so wird er nach seinem Tode unmittelbar in die ewige Wohnung Gottes versetzt und nie wieder in dieser Welt geboren. Ueberlebt er seinen Lehrer, so muß er der Wittwe derselben, auch seinem Sohn, dieselbe Aufmerksamkeit widmen; darf aber auch die Stelle seines Lehrers einnehmen und die Opferfeuer beständig unterhalten, welche jener gepflegt hat, als wodurch er seine Seele auf den Himmel vorbereitet.

Hat ein Jüngling seine Lehrzeit ruhmvoll bestanden, so wird er nach Hause entlassen und darf heirathen. Seine Erwählte muß eine Jungfrau seyn, deren Gestalt keinen Fehler, deren Gang voll Anstand ist, deren Haar

und Zähne an Stärke und Größe das Mittel halten, die einen vorzüglich weichen Körper und einen angenehmen Namen hat. Sie muß aus seinem Giadi seyn; aber wenn er zum zweiten- zum dritten Mahl heirathet, muß er seine Frauen aus den folgenden Giadi's nehmen. Heirathet ein Bramine zum ersten Mahle aus den Sudra, so versinkt er nach seinem Tode in die Qual, und zeugt er ein Kind mit seiner Frau, so verliert er seinen Rang als Priester und seine Verbrechen werden unversöhnbar. Es giebt vier Arten der Heirath bei den Braminen, die erlaubt oder gesetzmäßig sind, die andern sind verboten; die Nachkommenschaft ist gut oder böse, je nachdem die Heirath beschaffen war, gesetzgemäs oder gesetzwidrig. In diesem zweiten Stande muß der Bramin sich mit täglichem Lesen des Veda und der Feier der fünf großen Sacramente beschäftigen; denn dadurch wird die ganze Pflanzen- und Thierwelt unterhalten. Dabei muß er auf dem Feuer, das er zu Ehren der Götter beständig unterhält, täglich ein Opfer bringen für die Götter, für die Menschen, für die Thiere, für die ganze Welt. Ein Bramin, welcher auf diese Art täglich alle Götter und Wesen ehrt, wird geraden Weges mit verklärter Gestalt in den höchsten Himmel emporsteigen.

Es giebt auch vier gesetzmäßige Lebensarten, durch welche sich der Bramin, was er bedarf, erwerben kann, nemlich: Aufleſen und Einſammeln von Körnern und Aehren, Annehmen unerbetener Geschenke, Almoſenbitten und Ackerbau. Nach Reichthum darf er nicht trachten, weil er dadurch verhindert würde, nach Weisheit und Heiligkeit zu streben. Hat er nun einen Sohn erzogen, dem er sein Hauswesen übergeben kann, so darf er sich schon in einem einsamen Orte seines Hauses dem beschaulichen Leben überlassen. Sieht er aber das Kind seines Kindes, dann ist es Zeit für ihn, in den Wald zu fliehen, und dort als Einsiedler leben. Nur sein geweihetes Feuer darf er mitnehmen; alles Uebrige aber muß er

zu Hause zurücklassen. In seinem neuen Aufenthalte soll er nun die fünf Sacramente, mit allerlei reinen Nahrungmitteln, grünen Kraütern, Wurzeln und Früchten feiern. Sein Kleid muß seyn eine Antilopenhaut oder von Rinde gemacht. Jeden Morgen und Abend muß er sich baden und Haare, Bart und Nägel stets wachsen lassen. Von aller Nahrung, die er zu sich nimt, muß er Spenden austheilen und Almosen geben, die Fremden aber muß er mit Geschenken von Wasser, Wurzeln und Früchten ehren. Dabei muß er eine vollkommene Herrschaft über sich ausüben, stets den Veda lesen, und sich geduldig in allen Widerwärtigkeiten benehmen. Eine noch höhere Vollkommenheit kann ein Bramin in der vierten Periode, in dem Stande eines Sanyassi, eines völligen Einsiedlers, erwerben. In der Regel kann man in diesen Stand nur eintreten, wenn man seine Schuld an die Weisen, durch gesetzmäßiges Lesen des Veda, an die abgeschiedenen Seelen durch die Erzeugung eines Sohnes, und an die Götter durch Vollbringung der schuldigen Opfer völlig abgetragen hat; doch geben Umstände das Recht, auch aus dem zweiten und ersten Stand in diesen vierten einzutreten. Mit dem Eintrite in diesen aber muß der Bramin Alles und Jedes aufgeben, bis auf seinen Wassertopf und seinen Stab. Nicht einmahl Feuer darf er haben. Er muß kein Wort reden und immer völlig allein bleiben, um sich ganz mit seinen Gedanken in Gott zu versenken und nichts mehr außer ihm zu begehren.

Unter dieser Classe, wie unter der vorhergehenden, giebt es eine andere Art von Einsiedlern, welche aber auch aus der andern zwei obersten Giadi's seyn können, dieß sind die Jogis, oder Büßenden, und Sanyassis, der Welt Abgestorbenen. In den heiligen Schriften wird auf leibliche Büßungen kein hoher Werth gesetzt; aber trotz dem, ist hier der Punkt, wo die Religionübung der Hindu in das Sonderbare, in das Grasse, ja in völligen Unsinn

übergeht. Man findet nemlich nicht nur solche, die in der heissen Jahrszeit fünf Feuern sich aussetzen, nemlich vieren, die sie um sich her unterhalten und der Sonne, die sie mit bloßem Kopf und Körper ertragen, und in der Regenzeit unbedeckt Tag und Nacht unter freiem Himmel stehen; sondern auch solche, welche die ausstudirtesten Selbstpeinigungen gleichsam gefühllos aushalten. Da sieht man einen, der unausgesetzt auf einem Fuße steht und den andern, nebst der Armen beständig ausstreckt; dort einen, der auf allen Vieren steht; hier einen, der auf lauter spitzen Nägeln sitzet und sich oft hin und her bewegt; dort einen, der an den Füßen aufgehenkt, sich über eine Grube, worin Feuer brennt, unermüdet hin und wieder schwenket: doch es würde vergeblich seyn, die aberwitzigen und abentheuerlichen Erfindungen der Selbstpeinigung alle aufzählen zu wollen, die da vorkommen. Je ruhiger und gleichgültiger eine solche Lage ertragen wird, desto größer ist das heilige Ansehen des Menschen, der oft ein verabscheuungwürdiger Verbrecher war und nun von dem blinden Volke, als ein Heiliger, fast göttlich verehrt wird. Von diesen Büßern scheinen die Saülen- und Ketten-Heiligen der spätern christlichen Welt Muster und Beispiel genommen zu haben.

Diese Verfassung und Einrichtung der Braminenkaste hat sich, wenige unbedeutende Veränderungen abgerechnet, mehre tausend Jahre bis auf unsere Zeiten erhalten; denn noch jetzt ist den Braminen Alles, was die Religion und die Auslegung der heiligen Gesetze betrifft, ausschließend eigen, und die andern Kasten sind ihnen Gehorsam und Verehrung zu bezeigen und reichliche Geschenke zu geben verpflichtet. Sie sind die gebornen Räthe der Könige und dürfen, auch um der gröbsten Verbrechen willen, nicht anders, als mit Landesverweisung gestraft werden. Noch haben sie ihre vier Lebensstufen, nur unter andern Namen und festern Bestimmungen; so wird der junge Bra-

min mit acht Jahren Schüler; mit zwölf lehr- und ehefähig und als Priester entweder an einer Pagode oder bei einer Privatperson angestellt; im vierzigsten Jahre trit der Stand eines Eremiten und mit dem zurückgelegten zwei und siebenzigsten der eines Einsiedlers ein. Natürlich erleben die wenigsten diese letzte Stufe, aber auch auf der dritten haben sie es schon bequemer, indem sie in Gesellschaften leben und ihre Familien bei sich haben. Sie haben eine zweifache Ordensregel, eine äußere, Jama genannt und eine innere, Nijama. Jene besteht in den fünf Vorschriften: Immer die Wahrheit zu reden, kein lebendiges Geschöpf zu tödten, nichts zu veruntreuen, die strengste Keuschheit zu beobachten und nach dem Tode ihrer Gattinn nicht wieder zu heirathen. Diese verordnet: Eine gewisse innere Reinigkeit, das Streben nach innerm Frieden, eine unausgesetzt fortgehende Buße, steter Gebrauch des bramaischen Gesetzes und unabläßiges Denken an Ischwara (den Herrn) und Vergegenwärtigen desselben.

Wenn nun einer bei pflichtmäßiger Erfüllung aller dieser Pflichten das Alter zum Sanyassi, auch Bikschu, erreicht hat, so stehet es ihm frei zu den Seinigen wieder zurück zu kehren, wo er dann hochverehrt wird, oder er trit wirklich in den vierten Stand ein. In diesem Falle entsagt er vor dem Guru, Oberpriester, allem Irdischen und begiebt sich in die Einsamkeit. Seine Familie, wenn er kein Vermögen hat, wird auf gemeine Kosten versorgt. Ein solcher Sanyassi, mit einem Tigerfelle um die Schulter, kann auch beim Eingang einer Pagode stehen, aber er steht stumm und reckt nur die Hand aus zum Empfang der freiwilligen Almosen. Alles wirft sich vor ihm nieder; er selbst aber betet nicht mehr, opfert nicht mehr, er bedarf dieser äußern Mittel der Frömmigkeit nicht mehr, er badet sich nur dreimahl des Tags und bestreicht sich jedes-

mahl darnach Brust und Stirn mit Asche von Kuhmist. Stirbt er, so begräbt man ihn sitzend, aber seinen Kopf zerschlägt man mit einer Cocosnuß und theilt kleine Stückchen Gehirns als Reliquien an die Andächtigen aus.

Die Macht, welche diese Menschen über die Gemüther der glaübigen Hindu ausüben, übersteigt alle Begriffe. Die zärtlichsten natürlichen Gefühle müssen dem fanatischen Glauben weichen, den sie durch ihr Ansehen zu erhalten wissen. Wenn Eltern ihr neugebornes Kind alsbald in den heiligen Fluß werfen, so hat oft die gebietende Noth so viel Antheil an dieser Abscheulichkeit, als die Religion; aber es ist rein die Wirkung des blindesten Fanatismus, wenn eine Mutter ihr zwei- oder dreijähriges Kind in den Fluß führt, und, während es in unbefangener Freude der Mutter in das Bad folgt, solches in einen Wirbel oder Strudel stößt, oder den Krokodilen vorwirft und mit verstockter Frömmigkeit verschlingen siehet. Noch sieht man nicht selten Beispiele von Fanatikern, die ihr Leben irgend einer Gottheit zum Opfer bringen. Ein solcher besteigt unter gewissen Ceremonieen und Opfern einen Felsen und stürzt sich herunter oder er tödtet sich auf eine andere Weise. Noch ist den Europäern nicht gelungen, den gräßlichen Gebrauch abzustellen, daß eine Gattinn sich mit ihrem verstorbenen Gatten lebendig verbrennen oder begraben lässet, weil die Braminen den Wahn unterhalten, den ihre Schriften aufstellen, daß eine solche ihren Gatten aus dem Elende der künftigen Welt erlöse, 14 Geschlechter seiner und ihrer Familie mit in den Himmel nehme und in Ewigkeit der himmlischen Freude genieße. Hat eine Wittwe die Erklärung von sich gegeben, daß sie ihrem Gatten in den Tod folgen wolle, so wird sie von der ganzen Familie mit Liebkosungen überhäuft. Sie setzt sich dann neben die Leiche ihres Gatten, mit einem Zweige in der Hand, mit welchem sie die Insekten verscheucht. Man mahlt ihr das Gesicht roth, und ihr ältester Sohn berei-

tet den Scheiterhaufen für sie und den Vater. Er gräbt eine Grube, über welche er Dornbüschel, Hanfstengel und andere leichtbrennende Dinge legt und diese noch mit Butter und Pech bedecket. Nun führen die Priester die Wittwe herbei. Sie beten mit ihr, dann vertheilt sie ihren Schmuck unter ihre Freundinnen, bindet ein Stück rothen Zeug um ihre Handgelenke, setzt einen neuen Kamm in die Haare, bemahlt ihre Stirne und nimt etwas geröste-ten Reis in den Schoos ihres Kleides. Unterdessen wird der Leichnam mit Butter gesalbt, eingesegnet, in ein neues Gewand gehüllt und auf den Scheiterhaufen gelegt. Sie-benmahl geht die Wittwe um denselben, den Reis aus ih-rem Schoos verstreuend, der begierig aufgelesen wird, weil er gegen allerlei Uebel hilft. Dann besteigt sie den Schei-terhaufen, wird festgebunden und mit Büscheln bedeckt, worauf ihr Sohn mit abgewendetem Gesichte nahet und ihn mit einer Fackel in Brand stecket. Trommeln und Klap-perbleche und das jauchzende Geschrei des Volkes übertö-nen das Schmerzgeschrei der Brennenden. An einem an-dern Orte stürzt sich die Wittwe in den schon brennenden Scheiterhaufen, welches für noch verdienstlicher angesehen wird. Läßt sie sich mit begraben, so wird sie neben den Leichnam gesetzt und zuerst die Füße, zuletzt der Kopf mit Erde überschüttet und festgestampft. Und das thun in der Regel die Söhne dieser Unglücklichen.

Man fühlt sich von der allerinnigsten Wehmuth er-griffen, wenn man bedenkt, daß ein sanftes, gemüthliches Volk den Unsinn und die grausamste Härte gegen sich selbst und gegen seines Gleichen, gegen Menschen, die ihm durch die heiligsten Bande der Natur verbunden sind, so weit treiben kann, während es Empfindsamkeit in einem sol-chen Grade beweist, daß man überall Thierspitäler findet, in welchen nicht nur abgelebte Hausthiere dankbar verpflegt, sondern auch unnütze und schädliche Thiere, die verächtlichsten Insekten, unterhalten werden. Das Alles

aber ist nur allein die Wirkung der schlauesten Priesterherrschaft der Braminen, die, wie schon gesagt, in solchem Ansehen stehen, daß sich ihnen das ganze Volk unbedingt hingibt und im Leiblichen, wie im Geistlichen, Alles sich gefallen lässet, was diese Pharisäer ihm ansinnen; denn noch immer kann ein Bramine einen jeden aus der dienenden Kaste, er mag gekauft oder frei seyn, zu sklavenmässigen Verrichtungen zwingen, weil ein solcher Mensch von Brama zum Dienen bestimmt ist, im Nothfalle darf er ihm sogar sein Vermögen nehmen, weil ein Sklave nichts Eigenthümliches besitzen darf.

Die heutigen Braminen, wie überhaupt die Hindu, können in Hinsicht der Religionsekten eingetheilt werden in Wischnuiten, Schiwaniten, Smartaisten, Paschandisten, Schaktaisten und Sarvagnia. Die Wischnuiten, die das Prinzip des Wassers verehren, theilen sich selber wieder in zwei Sekten, wovon die erstere sich Tatwawadi, oder Wahrheitliebhaber, oder Rechtglaubige nennt. Die andere bestehet aus unverheirathet lebenden Männern, deren aüßeres Zeichen der weibliche Joni ist. Die Schiwaniten verehren besonders die Sonne oder das Feuer. Auch hier kommt unter andern Emblemen der Joni-Lingam zum Vorschein. Die Smartaisten halten Wischnu und Schiwa für ein und dasselbe Wesen. Die Paschandisten gelten für Gotteslaügner, weil sie Alles widersprechen, was andere Sekten für wahr und heilig halten. Die Schaktisten verehren die Göttinn Schackti, die Natur, oder jene wirksame Urkraft, durch welche Erde, Wasser und Feuer (Brama, Wischnu, Schiwa) zur Wirklichkeit gekommen sind. Die Sarvagnia wollen zu keiner Sekte gehören. Sie behaupten das Daseyn eines höchsten göttlichen Wesens, laügnen aber die Vorsehung, indem die Welt durch die ihr von Gott mitgetheilte Kraft bestehe und sich selbst regiere.

Was hier zunächst von den Braminen erzählt wurde, gilt, mit einigen Veränderungen, auch von den beiden folgenden Gradi's, denn der Stand der Sudra kommt in fast gar keine Berücksichtigung. Die Lebensweise der Hindu erscheint hienach als ganz religiös und ihr Gottesdienst ist ein zweifacher, ein geistiger, oder innerlicher und ein sinnlicher, oder äußerlicher. Die Gebräuche des äußerlichen Cultus bestehen vorzüglich in Reinhaltung des Körpers, durch häufige Bäder und Vermeidung alles Verkehrs mit unreinen Menschen, Thieren und Sachen, in Enthaltung von verbotenen Speisen und Getränken, in Fasten, Almosen, Spenden, Opfern, Gebeten, Hersagen heiliger Sprüche und Lesen des Veda, endlich insbesondere in den fünf großen Sacramenten.

Die göttlichen Weisen, die Götter selber, die Geister, die Gäste und die abgeschiedenen Seelen flehen Segen und Wohlstand auf die Menschen herab. Darum müssen Hausväter sie durch die Beobachtung

der fünf großen Sacramente

verehren: Die göttlichen Weisen durch Studium des Veda, Ahuta; die Götter durch Spenden ins Feuer, Huta; die Geister durch Geschenke an alle belebte Geschöpfe, Prahuta; die Gäste durch Lebensmittel, Bramyahuta; und die abgeschiedenen Seelen durch Todtenfeiern, Prasita. Den Veda darf man nicht lesen, wie man will, sondern muß es nach bestimmten Vorschriften thun; so z. B. die Vedas in den hellen, die Vedangas in den dunkeln Nächten des Monats; niemahls leise, sondern stets laut und mit scharfer Betonung und Anstrengung aller Kräfte des Leibes und des Geistes. Ein Wiedergeborner, der, ohne den Veda gehörig gelesen zu haben, seine Aufmerksamkeit auf eine weltliche Wissenschaft wendet, geräth schon bei Lebzeiten in den Zustand eines Sudra; dagegen erwerben Familien, die den Veda fleißig und eifrig lesen,

wenn sie auch wenig irdische Güter haben, unsterblichen Ruhm.

Das Sacrament für die Götter, durch welches die ganze Thier- und Pflanzen-Welt erhalten wird, besteht in einer gehörig in die Flammen des heiligen Feuers gegossenen Spende gereinigter Butter (Ghih). Das Feuer zu diesem Opfer (Vaiswadewa) muß beständig unterhalten werden. Daran ist sogleich in unmittelbarer Folge anzuknüpfen das Sacrament für die Geister und abgeschiedenen Seelen. Vor dem Opfer soll man etwas Reis an die Thüre schütten mit den Worten: Ich grüsse die Götter des Windes, etwas in's Wasser, mit den Worten: Ich grüsse die Götter des Wassers. Das Opfer für die sämtlichen Geister muß in die Luft geworfen werden, bei Tag für die Geister des Lichts, bei Nacht für die der Finsterniß. Den abgeschiedenen Seelen kann man auch durch tägliche Darbringung von Milch, Wurzeln und Früchten und durch Einladung und Bewirthung eines Braminen huldigen. Ein Gast, welcher von selber kommt, soll aber mit den gebräuchlichen Begrüßungformeln empfangen, zum Niedersitzen eingeladen und mit Wasser und einem Mahle versehen werden, so gut man es zu bereiten vermag. Gras und Erde, sich zu setzen, Wasser, um die Füße zu waschen, und freundliche Worte fehlen niemahls in den Wohnungen der Guten, wenn sie auch noch so arm wären. Einen Gast, der des Abends erscheint, darf der Hausvater nicht wieder fortgehen lassen, denn er ward von der untergehenden Sonne gesendet; er muß ihn behalten und bewirthen, und wenn er noch so ungelegen käme. Die Zufriedenheit eines Gastes verschafft einem Hausvater Reichthum, Ehre, langes Leben und einen Platz im Himmel. In den Häusern der Braminen heißen nur wieder Braminen Gäste; Ketri's, Vaisya's und Sudra's werden jedoch auch freundlich aufgenommen und behandelt. Was die Gäste übrig lassen, darf von den Hausgenossen verzehrt werden. Eine solche Mahlzeit heißt ein Schmauß

der Tugendhaften und, wer lauter solche hält, wird von allen Vergehungen gereinigt; wer aber seine Mahlzeit für sich allein zubereiten lässet, isset nichts als Sünde. Um indessen dem Mißbrauche der Gastfreundlichkeit zu steuern, gilt das Wort: Der Bramin, der sich zu einer Mahlzeit aufbringt, ist ein Vandasi, ein sich schändlich nährender Dämon; ein Hausvater aber, der solches thut, sinkt nach seinem Tode in den Zustand des Viehes seines Wohlthäters herab.

Ausser dem täglichen Opfer giebt es auch welche, die zu andern bestimmten Jahreszeiten und Monatstagen dargebracht werden müssen. Für die Götter und Geister am Ende jeder 14 Tage mit Ghih; zu der Zeit, wenn das alte Getraide meist verbraucht ist, mit neuem Getraide, um eine reichliche Ernte zu erhalten; zur Zeit der Sonnen-Wenden mit Thierfleisch; am Ende des Jahrs mit dem Saft der Mondpflanze. Für die Seelen der Vorfahren muß auch jeden Monat zwischen dem zehnten und dreizehnten Tage der finstern Periode ein Opfer dargebracht werden. Dieses, Sraddha genannt, muß mit dem Opfer für die Götter begonnen und beschlossen werden, und die Gebraüche derselben sind mit der aüßersten Sorgfalt zu verrichten; denn die Sraddha belohnt den, der sie darbringt, mit immerwährender Frucht. Es werden dazu Braminen, oder andere brave Leute eingeladen und feierlichst bewirthet. Ist ein Hausvater nicht im Stande, alle Monate eine Sraddha zu geben, so ist es genug, wenn er sie alle Jahre dreimahl veranstaltet.

Nur bei solchen feierlichen Opfern ist es erlaubt, Thiere, sogar Rindvieh, zu tödten und ihr Fleisch zu genießen. Brama schuf zur Erhaltung des Lebensgeistes und dieser Geist verschlingt Alles, was beweglich, oder unbe-

weglich ist. Ein Wiedergeborner, der, nach den Grundsätzen des Veda, nur bei erlaubten Veranlassungen Thiere tödtet, bringt sich und diese Thiere auf den Gipfel der Glückseligkeit; allein ohne diese Veranlassung darf er, auch in dringender Noth, kein Thier verletzen. Wer bloß sein eigenes Fleisch mit dem Fleische anderer Thiere ausdehnen will, der wird nach seinem Tode als Thier eben so und so oft umkommen, als das getödtete Thier Haare auf der Haut hatte.

Ein sehr wichtiges Thieropfer ist das Aswamedha, oder Pferdeopfer. Nach dem Menu ist es ein Sühnopfer, welches ein König für einen unvorsätzlichen Mord eines Braminen bringen kann; man findet jedoch auch, daß es von Königen nach siegreichvollendeten Kriegen vollzogen worden ist. Es besteht darin, daß man einem Pferde die Freiheit giebt und, wenn dasselbe zu seinem Stalle zurückkehrt, es tödtet und das Fleisch auf das Opferfeuer wirft. Die Hauptsache dabei ist aber die dem Opfer beigelegte geheimnißvolle Bedeutung, vermöge welcher der Opferer sich selber in dem Pferde sieht und die Erfüllung aller seiner Religionpflichten in der Opferung desselben.

Von ähnlicher Wichtigkeit ist das Jagam oder Jaga, ein jährliches der Sonne und dem Monde am Anfang des Aprilmonats gebrachtes Opfer, das die Erschaffung der Welt und den Beginn einer neuen Zeitrechnung bezeichnet und darin besteht, daß die Braminen, unter vielen Ceremonieen und Gebeten, einen geheiligten Widder erdrosseln. Es erfordert Zubereitung und erhält solche durch hundert Braminen, die dazu auserlesen werden. Sie suchen einen schönen eben Platz aus, reinigen und weihen ihn mit den besonders dazu vorgeschriebenen Gebräuchen und begrenzen ihn sorgfältig auf den vier Seiten. Dann errichten sie in der Mitte ein Zelt oder eine Hütte, so groß, daß sie zum wenigsten hundert Braminen faßt. Die übrigen, manchmahl

mehre Tausend, stehen um die Hütte her. In dieser ist die heilige Feuerstätte, Kunda, aus deren Mitte sich eine hölzerne Saüle erhebt, welche ein Bild der Stärke, der Festigkeit des Gesetzes seyn soll. Zwei davon herabhängende Seile bedeuten die beiden Theile des Gesetzes (Vedrangam und Vedasaram). Bei der Feuerstelle werden neunerlei Arten Holzes zusammengetragen und das Opferfeuer durch Reiben zweier Hölzer hervorgebraucht. Das brennende Holz wird mit Butter stark begossen. Nun wird ein Bock oder Widder, der ohne Fehl seyn muß, in den Opferkreis gebracht; es werden viele Gebete über ihn gesprochen und am Ende derselben der Hals desselben mit den Händen zusammengedrückt. Ist er todt, so wird die Leber herausgenommen, mit Butter bestrichen und geröstet, dann auf die Seite gelegt, bis der Widder, der in das Feuer gebracht wird, ganz zu Asche verbrannt ist, während dem viele Gebete gesprochen werden. Nun wird die gebratene Leber nebst Brot unter die anwesenden Braminen vertheilt und verzehrt; von dem Opferfeuer aber muß der oberste der Priester etwas mit nach Hause nehmen und sorgfältig wachen, daß es nicht wieder erlösche.

Priester, welche dieses Opfer nur einmahl mit gemacht haben, werden sehr hoch geachtet und wenn sie sterben, wird ihr Scheiterhaufen mit diesem heiligen Feuer angezündet, wodurch sie unmittelbar zu der Herrlichkeit Bramas erhohen werden.

Es soll mit unter die Privilegien gehören, die der Vedam den Braminen ertheilt, daß sie das Opferfest Jagam halten dürfen. Viele aber enthalten sich desselben, theils weil ihnen der Genuß auch eines einzigen Bissens Fleisches von Natur zuwider ist, theils auch weil sie glauben, sich dadurch zu versündigen, und um die Seligkeit zu bringen.

Bei besondern häuslichen Ereignissen sind folgende religiöse Gebräuche vorgeschrieben:

Während der Schwangerschaft einer Frau sollen Spenden in's Feuer gemacht werden. Bei der Geburt eines Knaben giebt man ihm, unter Hersagung gewisser Vedasprüche, Honig und Butter zu kosten; nach zehn Tagen wird das Fest der Namengebung angestellt. Die Namen, die man dem Neugebornen giebt, sollen Beziehung auf die Kaste haben, der er angehört; Mädchen-Namen aber sollen Sanftmuth, Gefälligkeit und andere weibliche Tugenden ausdrücken. Im vierten Monate soll man die Kinder zuerst aus dem Hause tragen; nach den Zahnen aber in den drei ersten Giadi die Ceremonie des Haarabscherens vollziehen.

Verheirathen kann man sich auf acht verschiedene Weise. Giebt ein Vater seine Tochter einem Vedagelehrten aus freiem Antriebe, so heißt der Gebrauch Brama; giebt er sie, stattlich geschmückt, einem Braminen, so heißt es Daiva; Artha heißt es, wenn der Braütigam die Braut mit einem oder mehren Paar Kühen erkauft; Pradischapatya wird genannt, wenn der Vater seine Tochter mit geziemender Ehrbarkeit übergiebt und dabei spricht: "Möget ihr Beide zusammen eure bürgerlichen und religiösen Pflichten erfüllen;" verbinden sich Jüngling und Jungfrau aus gegenseitiger Neigung, so heißt die Verbindung Gandharva; ist eine Jungfrau drei Jahre nach erlangter Mannbarkeit nicht verheirathet worden, so darf sie sich selber einen Braütigam von gleichem Stande suchen; Racshasa nennt man es, wenn eine Jungfrau im Kriege mit Gewalt aus ihrem Hause gerissen und zur Ehe genommen wird; Asura, wenn der Braütigam der Braut und ihren Verwandten soviel Geschenke giebt, als er kann; Paisacha, wenn die Geliebte verstohlens umarmt wird, während sie schläft, oder sonst ihrer Sinne nicht mächtig ist. Einige von diesen sind rechtmäßig und von guten Folgen,

andere nicht; Racſhaſa und Paiſacha ſollen niemahls vorkommen, weil ſie ruchlos ſind. Bei allen dieſen Vermählungarten ſind noch beſondere Ceremonieen vorgeſchrieben.

Stirbt ein Kind unter zwei Jahren, ſo ſoll es, mit Blumen geſchmückt, in reinem Erdboden begraben, die Leichname älterer und erwachſener Perſonen aber mit heiligem Feuer verbrannt werden. Die Verſtorbenen werden von ihren Verwandten, Lehrern von ihren Schülern hinausgetragen. Ein Sudra muß durch das mittägliche Thor hinausgetragen werden, die Todten aus dem andern drei Giadis durch die andern Thore. Bei dem Begräbniſſe oder der Verbrennung des Leichnams ſelber opfert man dem Aritſchander, einem uralten tugendhaften Könige, der ſich den Göttern geweihet und als Sklave hatte brauchen laſſen, den Schodeleth, Begräbnißplatz zu hüten. Nach ſeinem Tode ward er nun der Schutzgott der Begräbnißorte. Man ſetzt die Leichen daſelbſt vor ſeinem Bilde nieder, betet und gräbt einige Kupfermünzen, ein Stück neue Leinwand und eine Hand voll Reis vor ihm in die Erde. Darauf geht ein Sudra, der unterdeſſen das Feuer unterhalten hat, zu dem Bilde des Arithſchander und ſagt ihm, daß er nun, nachdem er ſeine Gebühren erhalten habe, den Leichnam nicht mehr aufhalten möge. Worauf dann die Verbrennung (oder Beerdigung) vor ſich gehet.

Die Verwandten eines Verſtorbenen ſind durch ſeinen Tod unrein, auf längere oder kürzere Zeit, je nach dem Grade der Verwandtſchaft und den Geſetzen des Giadi. Nach Verrichtung der Todtenfeuer wird ein Bramine wieder rein durch Berührung des Waſſers, ein Ketri, wenn er ſein Pferd, ſeinen Elephanten, oder ſeine Waffen, ein Vaiſya, wenn er den Treibſtachel oder den Halfter ſeines Stiers, ein Sudra, wenn er ſeinen Stab berührt. Die Geburt eines Kindes verunreiniget ſeine Eltern, die ſich

durch Baden reinigen müssen. Eben so wird man durch Baden rein, wenn man einem Menschen aus dem Stamme Chandala, dem verworfensten der unreinen, eine Frau in ihrer Monatszeit, ein neugebornes Kind, einen todten Körper, oder einen Menschen der an einen solchen umgekommen, angerührt hat.

Eine vorzügliche Heiligkeit hatte von jeher bei den Hindu die Gastfreundschaft, zu welcher man sich durch eine besondere Ceremonie, das Opfer der Fremden genannt, verpflichtete. Das Bild einer dem Wirthe sowohl als dem Gaste gleich verehrlichen Gottheit ward dabei in der Vorhalle des Hauses aufgestellt und unter besondern Gebeten mit Blumen bekränzt. Hierauf wurden dem Gaste die Füße mit lauem Wasser gewaschen und zur Bewirthung desselben die nöthigen Anstalten gemacht.

Vergehungen und Sünden können durch Bußen getilgt und wieder gut gemacht werden, nicht allein die unvorsätzlichen, sondern auch die vorsätzlichen und absichtlichen. Wiedergeborne insbesondere sind verpflichtet, ihre Vergehungen abzubüßen, sonst werden sie nicht nur in diesem Daseyn, sondern bei ihrer nächsten Geburt gestraft, indem sie blind, oder taub, oder sonst krüppelhaft zur Welt kommen. Die Bußen sind vorgeschrieben und bestimmt nicht allein für jeden Giadi, sondern auch für jede Art von Sünde und Verbrechen. Ein Wiedergeborner, der Reisbrantwein oder anderes starkes Getränk bis zur Berauschung getrunken hat, muß von demselben oder von einem andern so viel siedendheiß trinken, bis er daran stirbt. Ein Bramine, der einen andern unvorsätzlich getödtet, muß zwölf Jahre einsam in einem Walde von Almosen leben. Einige Bußen haben besondere Namen und genau vorgeschriebene Gebräuche. Darunter ist die Pavaka die wichtigste, den sie versöhnt alle und jede Verbrechen; aber man

muß dabei zwölf Tage gänzlich fasten *), über seine Glieder wachen und seine Gedanken nicht herumstreifen lassen.

Man wird indessen durch alle diese Büßungen von den Flecken heimlicher und offenbarer Sünden nur dadurch rein, wenn man sie wirklich bereuet und den ernstlichen Vorsaß faßt, sie nicht wieder zu begehen. Fühlt man sich durch dieselben nicht völlig beruhigt, so wiederholt man sie, bis die Beruhigung eintrit. Alle Wonne der Gottheiten und der Menschen entspringt aus Andacht, wächst in der Andacht und erreicht ihre Vollkommenheit in der Andacht; Andacht hat größern Werth, als die Erfüllung aller Pflichten; Alles, was schwer zu durchdringen, schwer zu erreichen, schwer zu vollbringen ist, das kann durch wahre Andacht bewirkt werden; durch die Kraft der Andacht erlangen Seelen, welche in Gewächsen und Thieren leben, den Himmel. Selbst Brama, der Herr der Geschöpfe, verkündigte alle seine Gesetze durch Andacht, und durch Andacht erwarben sich die Weisen Kenntniß des Veda. Demnach haben selbst die Götter, überzeugt von der unvergleichlichen Kraft der Andacht in diesem Weltall, laut bekannt gemacht, daß die Vorzüge einer frommen Andachtstrenge alle Begriffe übersteigen **).

Auſſer der sorgfältigen Beobachtung der heiligen Gebräuche gehört es auch zur Frömmigkeit, den Göttern hei-

---

*) Die Möglichkeit, zwölf Tage gänzlich zu fasten, kann bei dem nüchternsten Volke der Erde wohl gedacht werden.

**) Wie Schade ist es doch, daß durch diese übertriebene Schätzung der Andacht die Kraft des vorherstehenden Satzes von der Reue und ernstlichen Besserung, der so rein vernünftig und wahrhaft christlich ist, gleichsam wieder vernichtet wird.

lige Teiche oder Gärten zu weihen, und denjenigen Braminen, welche als tugendhafte Bettler auftreten, Geschenke zu geben. Es ist aber ein Bramine ein tugendhafter Bettler in neun Fällen, nemlich wenn er heirathet, um Kinder zu erzeugen; wenn er opfern will; wenn er sich auf der Reise befindet; wenn er sein ganzes Vermögen der Vollziehung einer heiligen Handlung hingegeben hat; wenn er seinen Lehrer, seine Eltern zu unterhalten wünscht; wenn er Unterhalt für sich selber braucht, in dem er zum ersten Mahl den Veda liest; endlich wenn er krank ist. Die Hauptsache aber bei Vollziehung dieser, wie der übrigen andächtigen Gebraüche und Handlungen ist die dabei obwaltende Gesinnung. Einer, der auf seine Andachtübungen stolz wäre, oder die ausgetheilten Geschenke kund machen wollte, würde die Frucht derselben selbst vernichten. Dagegen kann man sich durch einen nach und nach gesammelten Vorrath tugendhafter Handlungen einen Freund für das künftige Leben bereiten, eben so, wie die weise Ameise nach und nach ihr Nest erbauet. Nur die Tugend ist auf der Reise zu demselben ein unzertrennlicher Gefährte der Seele; Vater und Mutter, Weib und Kind bleiben hier zurück; denn als ein einzelnes Wesen wird der Mensch geboren, als ein einzelnes stirbt er, als ein einzelnes empfängt er die Belohnung für seine guten und die Strafe für seine bösen Thaten.

Auffallend ist, daß in den heiligen Vorschriften für die Ausübung der dargestellten religiösen Gebraüche der Gottesdienst in den Tempeln und die Verehrung der Götterbilder fast gar nicht erwähnt wird. In alten heiligen Schriften erscheinen die Braminen als Einsiedler, die in geheiligten Hainen leben und daselbst ihre Opfer auf einem

nem kunstlosen Altarherde bringen, ohne daß irgendwo von dem Prunke des spätern indischen Götterdienstes die Rede wäre. Diese Einsiedler rühmen sich ihrer weltlichen Armuth und ihres Reichthums an geistlichen Gütern, auch wohl daneben ihrer Weltkenntniß. Zwar heißt es irgendwo einmahl, die Braminen sollten, wenn sie sich in einem Tempel befänden, den rechten Arm unbedeckt ausstrecken und ein anderes Mahl, sie mögten an gewissen Tagen des Monats, namentlich an den finstern, die Bildsaülen der Götter besuchen, ohne Zweifel in den Tempeln. Auch wird zuweilen von den heiligen Feuern in den Tempeln gesprochen. Der Gottesdienst in den Tempeln scheint demnach im Bramaismus eine Nebensache gewesen zu seyn, weil man so viel möglich nur die heiligen Gebraüche der frühesten Zeiten des Menschengeschlechts übte, welche zuerst noch keine Tempel hatten und kannten. Auch scheinen die Tempel zwar zahlreich, aber wahrscheinlich weder kostbar noch von bedeutendem Umfange gewesen zu seyn, denn die Verordnungen des Menu wollen, daß man bei gemeinschaftlichen Grenzen der Weichbilde verschiedener Orte, zur Bezeichnung derselben, Tempel errichten solle. Ebendieselben schreiben vor, daß diejenigen, welche den Tempel einer Gottheit erbrochen haben, ohne weiters mit dem Tode bestraft werden sollen. Zeugen-Aussagen müssen in Gegenwart von Götterbildern und Braminen abgenommen werden. Falsches Zeugniß ist eines der größten Verbrechen. Auch die Eidesleistung muß auf diese Weise vorgenommen werden. In unwichtigern Fällen mag wohl ein Bramine bei seiner Wahrhaftigkeit, ein Ketri bei seinem Pferde, seinen Waffen, ein Vaisya bei seinen Kühen, seinem Getraide oder Gelde schwören: aber bei wichtigern Dingen muß der Schwörende Feuer halten, unter das Wasser tauchen, oder die Haüpter seiner Gattinn und Kinder der Reihe nach berühren. Wen die Flamme nicht brennt, wen das Wasser nicht sogleich wieder heraufstößt, wessen Berührung kein

plötzliches Unglück zuzieht, dessen Schwur ist für wahrhaftig zu halten.

Die höchste Aufgabe des Lebens für einen tugendhaften Wiedergebornen, besonders für einen wiedergebornen Braminen, ist aber und bleibt jederzeit diejenige, während der gewissenhaften Erfüllung der vorgeschriebenen Pflichten des äußerlichen Gottesdienstes seine Gedanken hauptsächlich auf das Wesen der Wesen zu richten, und nach der wahren und lebendigen, durch das Studium des Veda zu erreichenden Erkenntniß desselben zu streben. Nur durch diese Erkenntniß vermag er zu dem Mittelpunkte aller Ruhe zu kommen, zu der Wissenschaft, daß Bram selbst die Wissenschaft aller Wissenschaften ist. Durch diese Wissenschaft wird er Alles besitzen, was er wünscht: Sie wird ihn kennen lehren den Himmel nnd die Erde, den Wind und die Luft, das Wasser und das Feuer, die Geister, Menschen und Thiere, das Gute und Böse, Wahrheit und Lüge, Tugend und Laster, dieses und das zukünftige Leben. Im Besitz derselben wird er das Wesen der Wesen in allen Wesen, und alle Wesen in dieser höchsten Seele bemerken. Es wird ihm klar werden, daß alle Götter und Welten im Bram sind, daß Bram es ist, welcher in den fünf Gestalten der Elemente alle Wesen durchdringt, und sie, wie die Räder eines Wagens, auf der Stufenleiter der Geburt, des Wachsthums und der Auflösung, sich in dieser Welt herumschwingen lässet, bis sie die Seligkeit verdienen. Er wird zu der Erkenntniß gelangen, daß das Wesen eines Geistes darin besteht, daß sein Wesen in sich selbst zurückkehrt, und daß das Seyn desselben, als Aeüsseres, zugleich ein Wissen, als Inneres, ist, daß also auch die Vorstellung, oder das äußere Bild der lebendigen Erkenntniß, das innere Vorgestellte selber seyn muß.

Wer auf diese Weise das Wesen und die Wissenschaft des allbelebenden Geistes erkannt und ergriffen hat; wer

da weiß, was dieser Ewige ist; wer ihn kennt, mit dem er Eins geworden ist, der ist groß im Wissen, wie dieser Ewige groß im Seyn; der hat alle Welten besiegt und, erfüllt von dem Ewigen, theilt er mit ihm seine Herrlichkeit und Seligkeit; der ist glücklich und zufrieden, so lange er lebt; der bleibt auch noch Sieger, wenn er stirbt, und wird ein König der Könige über zahllose Wesen.

Nach dieser ausführlichern Darstellung des Bramaismus können wir kürzer über die übrigen drei Religionsysteme der Indier weggehen. Diese sind der Wischnuismus, der Schiwaismus und der Buddhaismus *).

Schiwa.

Der dritte Sohn der Bhavani, oder die dritte Emanation des ewigen Brams, ward aus Begierde, unter den Menschen zu leben, ein Geistlicher. Darauf vermählte er sich mit der Tochter eines Königs, Parvadi, mit welcher er tausend Jahre im ununterbrochenen Genusse der Wohllust lebte. Endlich trennten ihn Brama und Wischnu, unterstützt von allen andern Göttern, von seiner Gemahlinn, welche dieß so übel empfand, daß sie ihnen allen fluchte. Schiwa selber wanderte im Wahnsinn des Zorns über die ihm widerfahrne Beleidigung durch die ganze Welt und erzeugte einen Sohn, der sechs Häupter hatte, und in ganz Indien in großem Ansehen stand. Parvadi, welche vor Verdruß gestorben war, ward noch einmahl als die Tochter eines Königs geboren und von Schiwa zur Ehe genommen. Als sie aber einst im Bade saß und sich nach einem Sohne sehnte, entstand aus dem Schweiße in ihrer Hand ein Knabe, der auf der Stelle

---

*) Von diesem, der in Indien vertilgt ist, wird später geredet werden.

zu einem zwanzigjährigen Jüngling aufwuchs. Sie nannte ihn Vinayaguien. Die Eifersucht Schiwas, als er nach Hause kam und den schönen Jüngling bei seiner Gemahlinn fand, ward durch die Erzählung der Thatsache beschwichtigt und verwandelte sich nun in väterliche Liebe. Auch der Großvater des Jünglings erfreute sich sehr über ihn und stellte ihm zu Ehren ein Fest an, wozu er alle Götter einlud, bis auf — seinen Schwiegersohn. Dieser ward darüber so aufgebracht, daß er einen Riesen schuf, der die Versammlung überfiel, die Götter mishandelte und die Sterblichen tödtete. Auch Vinayaguien verlor den Kopf unter seinen Streichen. Schiwa, der dadurch tief gekränkt wurde, wollte ihm denselben wieder aufsetzen, allein er war so zerfetzt, daß er ihn nicht mehr brauchen konnte, er hieb daher geschwind einem Elephanten den Kopf ab und setzte ihn auf den Rumpf seines Sohnes, der so wieder ins Leben kam. Er sandte ihn darauf in die Welt um sich eine Gemahlinn zu suchen, die so schön wäre, wie seine Mutter; allein vergeblich durchreist er in dieser Absicht alle Länder der Erde.

Schiwa selber, nach seinem Streit mit Brama, in welchem der letztere sein fünftes Haupt verlor, mußte büßend in die Welt ziehen. Nachdem er lange Zeit in schmerzlichen Bußübungen zugebracht hatte, beschloß er, wieder ein freudenvolleres Leben aufzusuchen und kam zufällig in einen heiligen Hain, in welchem viele Braminen wohnten, welche ein heiliges Leben führten und alle überaus schöne Frauen hatten. Schiwa, der sich in seiner ganzen Natürlichkeit zeigte, verführte sie alle und bewog sie, Ehre und Pflicht in seiner Umarmung zu vergessen; doch nicht ungestraft, denn die frommen Braminen versammelten sich und legten den Fluch auf das Glied Schiwas, mit welchem er sich am meisten an ihnen versündigte. Er litt nun unbeschreibliche Schmerzen, und um diese einigermassen zu lindern, verhieß er denen die Seligkeit, welche diese Theile

seines Leibes während ihres Erdenlebens mit besonderer Andacht verehren würden.

Wir übergehen, was sonst noch von Schiwa unter diesem und unter andern Namen erzählt wird, indem aus dieser Darstellung schon lebendig genug hervorgehet, daß das Wesen desselben nichts Anderes war, als die Idee der ewigen Zeugungkraft der Welt und die damit so genau verbundene Zerstörung- oder Auflösungkraft. Die roh sinnlichen Bilder, unter denen er erscheint, sind nur von dem unwissenden und ungebildeten Volke eigentlich genommen worden; die Gelehrten und Gebildeten dachten sich darunter den Inbegriff der ewigen Kräfte der Natur, durch welche Alles besteht, Alles erhalten, das Aufgelöste ersetzt und in einer andern Gestalt wieder hergestellt wird, oder auch, in gewisser Hinsicht, das Fatum. Die Gottheit, sagten sie, wird den Menschen in acht Gestalten sichtbar, im Wasser, im Feuer, im Opfer, in Sonne und Mond, im Aether, in der Erde und in der Luft, und erkannten damit, eben so philosophisch, als natürlich, die Urkraft des All in den Elementen und da, wo sie am wirksamsten erscheint, in den großen Weltkörpern an.

Der Schiwaismus war ohne Zweifel mit dem Bramaismus zugleich vorhanden und wahrscheinlich in den Gegenden Indiens, wo jener nicht in seiner völligen Reinheit aufgefaßt wurde, d. h. in den meisten, die Volksreligion. Er war ein eigentlicher Pantheismus, der zum Materialismus und Fatalismus sich hinneigte, und in welchem die Vergötterung und Verehrung der erzeugenden und wieder zerstörenden Naturkraft, der Gestirndienst, die Astrologie, im weitesten Sinne, und alle Künste der Beschwörung mit ihr ausgebildet wurden. Uebrigens fehlt es noch an Nachrichten über das eigentliche System desselben, weil wir keine Kenntniß von den Religionschriften des Schiwaismus haben. Er war einmahl über alle Theile In-

diens herrschend, doch vielleicht mit Ausnahme des Hauptsitzes des Bramaismus; und noch jetzt behauptet er seine Herrschaft an der Westseite der Halbinsel.

Schiwa kommt unter verschiedenen Gestalten vor, theils zu Fuße, theils auf seinem heiligen Stiere, Mundi, reitend. Merkwürdig ist eine Abbildung in der Pagode zu Tirunamala in Carnate, wo er und seine Gemahlinn Parvadi eine Figur ausmachen, die Mann und Weib zugleich ist. Parvadi ist also nur ein Theil von ihm selbst, oder eigentlich nur er allein, der beide Geschlechter in sich vereinigt, weil er von keinem ist.

Diese Parvadi oder Bhavani ist auch die mythische Personifikation des heiligen Ganges-Stromes, die Göttinn Gaengadewi, oder Ganga, die Wassergöttinn, von welcher man sagt, Schiwa führe sie allezeit unter seinen Haarlocken mit sich. Von ihr sind die heiligen Ströme entstanden, deren man sieben, nach Andern zehn, zu zählen pflegt. Sie bedeckte nemlich einst die Augen des Schiwa mit ihren Händen und sogleich war die ganze Natur in Finsterniß gehüllt, weil Alles nur von den Augen Schiwa's Licht und Glanz erhält. Die Verfinsterung dauerte zwar nur einen Augenblick, aber sie machte für alle erschaffene Wesen einige Weltalter aus, daher setzte sich Schiwa noch ein drittes Auge auf die Stirne und sogleich erhielten Sonne und Mond ihren vorigen Glanz wieder. Parvadi, als sie die Zerrüttung sah, die sie angerichtet, zog sogleich ihre Hände zurück, aber sie waren von himmlischen Thau benetzt und von jedem Finger floß ein heiliger Ganga herab, größer als das Meer. Brama, Wischnu und die Dewetas sämtlich, welche eine allgemeine Ueberschwemmung der Welt besorgten, fleheten zu Schiwa, sich dieser zu erbarmen, und Schiwa versammelte die Gewässer alle auf sein Haupt und theilte, auf

ihr Bitten, einem jeden etwas davon mit. Aus dem, was Brama erhielt, entstand der heilige Ganges.

Nach einer Mythe aus dem Wischnuismus ist der Ganges entstanden, indem Wischnu den Riesen Bely in den Abgrund stürzte und dabei der Erde einen Riß verursachte, aus welchem das Wasser hervordrang. Brama wusch mit einem Theil desselben dem Wischnu die Füße, der Rest aber floß als ein Strom nach Suerga, dem Wohnsitze und Paradies des Dewandra.

Noch andere erzählen, Ganga sey, als Wischnu einmahl den Brama mit Opfern verehrte und Wasser auf die Füße goß, als eine große Fluth auf die Erde gestürzt. Die Göttinn der Erde, bestürzt darüber, flehete zu Schiwa, der sich ihrer annahm, die Ganga sammelte und auf sein Haupt setzte. Daher sagt man, er habe sie geheirathet.

Man bildet die Ganga ab als ein blühendes Weib, auf dem Wasser wandelnd, oder auch schwimmend, halb Weib und halb Fisch, mit gefalteten Händen, als Betende. Ihr Bildniß stehet aber in keinem Tempel, wird auch nicht, wie Parvadi verehrt; zu ihrer Verehrung ist genug, daß man sich in Flüssen und Teichen bade, und ihren Gemahl, den Schiwa dabei anrufe. Viele Tage und ganze Monate sind der Ganga geheiligt, wo man immer Wasserreinigungen, als den Haupdienst derselben vornimmt.

Dem Gangesflusse, als der sichtbaren Ganga, bezeugen die Indier, bei jeder Gelegenheit, die höchste Verehrung, weil sie glauben, er entspringe aus den Füßen des Brama und habe daher große Wunderkräfte. Wer an seinem Gestade stirbt und vor dem Tode von seinem heiligen Wasser trinkt, geht unmittelbar zu den Göttern ein. Daher, sobald ein Kranker von den Aerzten aufgegeben ist, eilt man mit ihm zum Ganges und taucht ihn unter, oder flößt ihm von dem heiligen Wasser ein. Entfernter woh-

nende haben immer eine Flasche davon vorräthig, um in der eintretenden Todesstunde versehen zu seyn. Ja, die sich auch dieses nicht verschaffen können, haben den Glauben, daß auch anderes Wasser die Kraft habe, von Sünden zu reinigen, wenn man nur dabei an den Ganges denkt und spricht: Ganga sjanam! Der Ganges wasche mich!

Die Gemahlinn Schiwas führt auch den Namen Bhadrakali und ist als solche zugleich seine Tochter, die unter diesem Namen und unter dem Namen Mariatale einen ausgebreiteten Cultus hat. Ihr Mythos ist folgender: Schiwa ward einst von einem Riesen beläſtigt, dessen er sich nicht erwehren konnte, weil ihm, so oft er ihm auch denselben herunter hieb, der Kopf immer wieder wuchs. Wischnu, den er deßhalb um Hilfe bat, ließ seine Gottheit in den Schiwa übergehen, diese drang durch das Feuerauge an seiner Stirn heraus und fiel auf die Erde, worauf alsbald Bhadrakali daraus hervorging, welche Schiwa für seine Tochter erkannte. Sie hatte acht Gesichter und sechzehn Hände, war schwarz wie eine Kohle und mit Zähnen versehen, wie ein Eber. Statt der Ohrengehenke trug sie zwei Elephanten, und statt der Kleider war sie mit Schlangen umwunden. Dieses liebenswürdige Wesen ließ dem Riesen einen Talisman, den er von Brama erhalten hatte, abliſten und überwand ihn sodann ohne Mühe. Als sie nun zu Schiwa kam und dieser sie nicht nach ihrer Erwartung belohnte, obgleich er sich einen Finger abschnitt und ihr solchen in einer Schüssel voll von seinem Blute überreichte, ward sie zornig und warf ihm ihre Halskette ins Gesicht, davon bekam er die — Kinderpocken. Bestürzt rief er: "Masuri!" (Du Zornweib!) und seitdem heißen die Pocken Masuri und "das Schwert der Bhadrakali." Schiwa besänftigte endlich die Erzürnte durch angenehme Geschenke und sandte sie auf die Erde herab, wo sie sich an den Sohn des Königs von Kuleta

verheirathete, ohne daß sie aufhörte, Jungfrau zu bleiben. Ihr Gatte wurde darauf durch Verrätherei getödtet und sie rief ihn ins Leben zurück und verordnete ihm zu Bellapenata Opfer und Verehrung.

Ihre vornehmste Wohnung ist die Pagode zu Krangonor, die die Pagode der Pilgrime heißt; hier steht ihr Bild, wie wir es vorhin gezeichnet haben, neben ihr das eines Mannes, wahrscheinlich ihres Gatten. Man feiert ihr ein jährliches Fest; an den meisten Orten, wenn man will, nur die Einwohner von Kolenur bei Pondicheri begehen es regelmäßig im April. Das Fest heißt Quedil und die Göttinn führt den Namen Mariatale. Diejenigen, welche von ihr große Wohlthaten erhalten haben, oder solche erwarten, geloben ihr, sich in der Luft aufhängen zu lassen und erfüllen dieses Gelübde an diesem Feste. Die Ceremonie wird folgendermassen verrichtet: Man hängt den Frommen durch zwei eiserne Hacken, die in seine Rückenhaut eingreifen, an einen langen Hebebaum, der auf einer zwanzig Fuß hohen Saüle schwebend ruht; darauf wird er in die Höhe gezogen und so oft herumgeschwenkt, als er selber vorher bestimmt hat. Dabei macht er, mit Säbel und Schild bewaffnet, Bewegungen, als ob er mit einem Feinde kämpfe. Er muß dabei völlig heiter und munter seyn, der geringste Beweis einer schmerzhaften Empfindung würde ihm die Verstoßung aus seinem Stamme zuziehen. Gemeiniglich betaüben sich diese Fanatiker durch berauschende Getränke, wodurch sie gefühllos werden. Die Braminen verachten diese Ceremonie und finden sich niemahls dabei ein. Ueberhaupt ist Mariatale nur die Göttinn des niedern Volkes, der Sudra, die sie über alles erheben. Die meisten aus diesem verachteten Stamme widmen sich ihrem Dienste. Sie stellen Tänze an ihr zu Ehren, bei welchen sie mehre Wasserkrüge, einen über den andern, auf dem Kopfe tragen. Diese Krüge sind mit Morgosien-Laub eingefaßt. Zweige dieses Baums, der

ihr geweihet ist, legt man auch ins Bett und in die Häuser, wo Blatterkranke sind. Man hat mehr Furcht vor ihr, als Verehrung für sie. In allen Flecken hat sie Tempel; aber man stellt blos ihr Haupt in das Heiligthum und die höhern Stände beten zu ihm, den Leib stellt man an die Thüre des Tempels, wo er von den Parias angebetet wird.

In Bengalen verehrt man die Bhavani unter dem Namen Duaga, wie sie denn überhaupt mehr als fünfzig Namen und Beinamen führt, nach den Gesichtspunkten, aus welchen man sie ansieht, und den Geschäften, die man ihr beilegt. Ursprünglich dachte man sich unter ihr die weibliche Kraft, oder den weiblichen Theil von der dritten Personifikation des höchsten Wesens. Wir haben weiter oben schon gesehen, daß sie mit Schiwa in einer Person ist vorgestellt worden; gesondert von ihr ist sie der Mond, wie er die Sonne; sie ist die Natur, die Erzeugerinn aller Dinge, wie sie auch wirklich genannt wird. Ihr Symbol ist die Joni, wie das des Schiwa der Lingam. Indem sie nun, wie er, zugleich Zerstörerinn und Hervorbringerinn ist, und dem gemäß einmahl als schön, lieblich und freundlich, ein andermahl schwarz, finster und furchtbar dargestellt wird, hat man sie selber in zwei Gestalten personifizirt und dem Schiwa in ihr zwei Gemahlinnen gegeben, die Ganga, die wohlthätige, liebliche Göttinn, die er in seinen Haarlocken trägt, und die Kali, die furchtbare, die alle Götterjahre stirbt und wieder lebendig wird. So oft sie starb, hat Schiwa eins ihrer Gebeine an seinen Hals gebunden, gemeiniglich besteht diese seine Kette aus ein und zwanzig Knochen. Als Zerstörerinn wird sie auch Richterinn und Rächerinn des Bösen, gilt für die Urheberinn vieler Uebel und Krankheiten, und läßt sich nur mit blutigen Opfern versöhnen. In den alten Zeiten opferte man ihr Menschen, jetzt gewöhnlich Hähne, selten Stiere. Als Erzeugerinn ist sie auch die

große Herrscherinn der Natur, die Lenkerinn des Thaues und der Feuchtigkeit, insofern aus dieser das Lebendige hervorgehet, daher das allgemeine Vergnügen und die allgemeine Glückseligkeit. Aber in der ersten Beziehung ist ihr Cultus viel ausgebreiteter, als in der letztern.

Auf die Idee, daß Bhavani die unabläßig hervorbringende Natur bezeichnet, gründen sich viele indische Sagen und Erzählungen und finden in derselben zugleich ihre Erklärung: So die oben schon angeführte, daß Schiwa tausend Jahre in der engsten Vereinigung mit ihr gestanden habe; so die, daß sie im ersten Augenblicke mit ihrem schon vor ihr dageweſenen Gemahl in einem Gespräche begriffen gewesen sey. Dieß letztere heißt entweder: Ischwara redet seine Macht und Kraft an und erhält von ihr eine Folge leistende Antwort; oder: Er spricht als Schöpfer zur Natur, als der Hervorbringerinn aller Dinge, worauf ihm diese ein gehorsames "Om" (Amen, dem sey also) erwidert.

Der Bhavani zu Ehren werden viele Feste begangen, bei welchen der Zulauf des Volkes sehr groß ist. Gewöhnlich bringen die Andächtigen viele Hähne herbei und übergeben sie den Braminen, welche solche vor dem Tempel der Göttinn schlachten und mit dem Blute derselben die Erde besprengen. An einem solchen Feste, welches Egaschi heißt, müssen alle Hochschwangere und Jüngstentbundene, alle Unfruchtbare, ferner alle von Blattern Genesene, alle Ackerleute und Fischer ein strenges Fasten beobachten. Sie begeben sich dabei an ein Wasser und baden sich, lassen sich sodann das Zeichen des Halbmondes von den Braminen auf die Stirne malen und gehen in den Tempel der Göttinn, wo sie ihr Kokosnüsse, Reis, Milch, Butter, Pfeffer, Blumen u. dgl. m. zum Opfer darbringen, indem sie Alles vor der Tempelthüre niederlegen und dabei die Göttinn mit aufgehobenen Händen an-

beten. Erst nach Sonnenuntergang dürfen sie sodann Nahrung zu sich nehmen.

Wir haben noch eine Verwandlung der Bhavani zu bemerken, sie erscheint nemlich einmahl als Durga oder Druga und zwar bei folgender Veranlassung: Als der Ewige den Indra und seine Nachkommen zu unumschränkten Regenten der Welt bestellt hatte, wurde Moisasur darüber sehr aufgebracht. Er zog daher seine Anhänger zusammen und bekriegte den Indra und seine Nachkommen so lang und so gewaltig, daß diese im dritten Weltalter sich genöthigt sahen zu fliehen und die Regierung der Welt dem Moisasur zu überlassen. Dieß wurde die Quelle von Raub, Mord und allgemeiner Zerrüttung. Indra war auf einen sehr kleinen Theil der Welt eingeschränkt. Aus Mitleid mit den Menschen rief er nun in Frömmigkeit und Demuth die drei erstgeschaffenen Wesen an, welche den Ewigen anflehen mögten, dem aus der Gewalt Moisasurs entsprungenen Unheile ein Ziel zu setzen. Die drei ersten Wesen verwandten sich dafür bei dem Ewigen und erhielten die Zusage, daß Bhavani auf die Erde herabsteigen und den Moisasur und seine Anhänger vertilgen sollte. Sie kam auch wirklich als Druga, d. h. Tugend, herab und wird zuletzt den Moisasur vertilgen und die Regiernng der Welt dem Indra (Güte) und seinen Nachkommen wieder überantworten.

Druga gilt deßwegen für die erste unter allen Göttinnen an Rang und Würde und für die thätigste von allen und zwei religiöse Feste sind ihr besonders gewidmet, sie heißen Druga Pujah und Drugatsava und man ruft während derselben das höchste Wesen an, den erwünschten Zeitpunkt zu beschleunigen. Das erste dieser Feste fällt auf den siebenten Tag des Neumonds im Pretaschi (September) und dauert drei Tage. Der zweite Tag wird besonders von kinderlosen Eheleuten als ein Festtag began-

gen, wiewohl es ein allgemeines Fest der Indier ist, zu welchem sie gewöhnlich die Europäer einladen, mit Früchten und Blumen der Jahrszeit bewirthen und mit Sängern und Tänzern unterhalten. Am dritten Abend wird unter dem allgemeinen Zurufe des Volks das Bild der Göttinn in den Ganges geworfen und von ihr gesagt, sie sey zu Schiwa, ihrem Gemahl zurückgekehrt. Es ist auf das strengste befohlen, an diesem Tage sich durch Baden im Ganges zu reinigen. Das zweite Drugafest fällt auf den siebenten Neumondstag im Pangumi (März) und währt auch drei Tage mit denselben Gebraüchen, doch minder allgemeiner Theilnahme. Druga sitzt in Abbildungen gewöhnlich auf einem Drachen, sie hat zehn Arme, womit ihre unwiderstehliche Macht ausgedrückt werden soll. Eine Hand ist mit einem Speer bewaffnet und mit einer Schlange umwunden, eine andere tödtet den Moisasur, ein Büffelkopf (das Symbol unbändiger Wuth) liegt zu ihren Füßen.

Druga hat von Schiwa einen Sohn, Gunnis oder Ganesa, der Gott der Opfer, denn alle Gebete und Opfer und jede Verehrung an das höchste Wesen und an die Untergottheiten werden durch seine Vermittelung dargebracht. Er sitzt auf einem weißen Altare, hat vier Arme, ist von einer Schlange umwunden und hat einen Elephantenkopf, Zeichen der Reinigkeit, der Herrschaft, der Weisheit und Stärke.

Ganesa ist zugleich der Gott der Weisheit, des Schicksals und des Gelingens und Mislingens und seine Verehrung ist so groß, wie die seines Vaters, Schiwa; denn, wo dieser einen Tempel hat, wird auch seinem liebsten Sohne geopfert. Man hat sein Bild sehr haüfig in den Haüsern und verehrt ihn da mit Opfern, Gebeten, Verbeugungen, vor Allem, was man unternehmen will, denn nichts von Allem könnte ohne ihn gelingen. Man feiert ihm zwei Feste jährlich, an welchen sein Bild herumgetra-

gen und zuletzt in einen heiligen Teich oder Brunnen versenkt wird.

Ganesa ist endlich auch der Gott der Ehe, und heißt als solcher Pollear. Sein Bild tragen die Frauen auf ihrem Taly, oder ehelichen Schmuck am Halse, denn sie sind verpflichtet, ihm eben so treu zu bleiben, wie ihren Männern.

Wischnu.

Der Wischnuismus scheint von einer aus dem Bramaismus hervorgegangenen philosophischen Sekte veranlaßt zu seyn, welche die Absicht hatte, sich der Ausbreitung des allzusinnlichen und aberglaübischen Schiwaismus entgegen zu setzen. Diese polemische Richtung gab wahrscheinlich die erste Veranlassung, daß in dem Wischnuismus die Lehre von den zwei einander widerstreitenden Prinzipien, dem Kampf des Guten und Bösen, des Lichts und der Finsterniß, d. h. der Weisheit und Reinheit mit der Unwissenheit und Befleckheit, der Erhaltung mit der Zerstörung sich besonders umbildete. Dadurch geschah dem Bramaismus selber ein gewisser Abbruch, indem die neue Lehre der in jenem Kampfe erscheinenden, wohlthätig erhaltenden Kraft den Vorrang vor der schaffenden ertheilte. Dadurch wurde der Bramaismus in Wischnuismus verwandelt und dieser trat als Religionparthei in den Kampf mit dem Schiwaismus. Doch endlich vereinigten sich die beiden Partheien wieder, als die Reformation, welche Krischna begonnen hatte, durch Buddha so weit fortgeführt wurde, daß die Braminen Alles für ihr Ansehen fürchten mußten. Wischnu, so sagt die Mythe, trat nach und nach, zum Heil der Welt, in neun Verwandlungen auf, die zehnte stehet noch bevor. Das erste Mahl verwandelte sich Wischnu in einen Fisch, um den Veda aus dem Abgrunde des Meeres herauf zu holen, wohin ihn ein böser Geist verborgen, nachdem er ihn den Dewetas geraubt hatte.

Zum andern ward Wischnu in eine Schildkröte verwandelt, um den Berg Merupa zu tragen, der die Erde in den Abgrund des Meers hinabziehen wollte.

Wiederum, als der gewaltige Riese Eruniakschen die Erde in den Patalam, oder Boden des Abgrundes warf, verwandelte sich Wischnu in einen Eber, bekämpfte und tödtete den Riesen und hob die Erde wieder aus dem Abgrunde hervor, welche darauf von Brama aufs neue bevölkert werden mußte. In dieser Gestalt heißt Wischnu Adiwarage-Perunal und hatte einen berühmten Tempel in Tirumaton.

Wischnu verwandelte sich zum vierten Mahle in ein Ungeheuer, um den Riesen Eruniakschen (den Zweiten) zu bekämpfen. Diesen hatte Brama, nachdem er lange von Wischnu gefangen gehalten worden war, endlich in Freiheit gesetzt und hoch begnadigt, indem er ihn zu einem mächtigen Monarchen machte und ihm zusagte, daß ihn kein Gott noch Mensch besiegen und weder bei Tag noch bei Nacht, weder in noch ausser dem Hause ein Leid zugefügt werden sollte. Der Riese ward nun übermüthig und wollte als der alleinige Gott verehrt seyn. Die Braminen widersetzten sich und baten Wischnu um Hülfe und dieser versprach sie. Der Riese zeugte einen Sohn, der ihn als Gott anbeten sollte; allein das Kind weigerte sich, es that vielmehr ein feierliches Glaubensbekenntniß, worin es sich für einen Wischnubekenner erklärte. Da wollte der unnatürliche Vater sein Kind mit einem Schlage tödten; allein dieses entwich hinter einen Pfeiler. Diesen traf der Riese, er spaltete sich und ein Ungeheuer, halb Löwe, halb Mensch, worein sich Wischnu verwandelt hatte, trat hervor, welches den Riesen packte und in Stücke zerriß. Dieß geschah in der Dämmerung, also weder bei Tag noch bei der Nacht, auf der Schwelle, also weder in noch ausser dem Hause, von einem Ungeheuer, also weder von einem Menschen, noch von einem Gotte.

Als Mavaly die Welt regierte, war Ueberfluß an allen Gütern. Daraus entstanden die Uebel, daß Niemand für den andern arbeiten wollte, Niemand zu den Göttern betete. Um hier zu helfen, beschloß Wischnu, den Mavaly zu entsetzen und zum Beßten der Welt Noth, Hunger, Armuth und Elend in dieselbe einzuführen. Zu dem Ende verwandelte er sich in einen Braminen und bat den König, ihm nur drei Fuß Erde zu gewähren, um seine Andacht darauf zu verrichten. Dieser wollte ihn dagegen mit allen möglichen Geschenken überhaüfen; allein der fromme Bramine schlug Alles aus und blieb bei seiner ersten Bitte. Obgleich nun die Gemahlinn des Königs Böses ahnete, und ihn warnte, so goß er doch das heilige Wasser in die Hand des Bittenden, wodurch das Versprechen unwiderruflich wird. Kaum hatte nun der Bramine das Wasser getrunken, als er seine Gottheit annahm, den einen Fuß in den Himmel setzte und mit dem andern den Mavaly in den Abgrund hinunterdrückte. Doch da dieser und seine Gemahlinn sich bitter beklagten über den ihnen gespielten Betrug, machte ihn Wischnu zum Könige des Abgrunds; unter den Menschen aber setzte er ein Fest ein zur Erinnerung an die Tage des Ueberflusses.

Die sechste Verwandlung Wischnus zeigt ihn als Kind. Ein sehr frommes braminisches Ehepaar, das durch die strengsten Bußübungen sich die Gnade des Gottes erwarb, hatte das Glück, ihn als ein solches zu sehen, wie es ihnen selbst Nachkommenschaft verhieß. Beide starben und ihre Seelen gingen in die eines Knabens und eines Mädchens über; diese, als sie erwachsen waren, heiratheten sich und erzeugten einen Sohn, der den gewaltigen Riesen Pracheram mit hundert Armen tödtete.

Wichtiger als die vorhergehenden ist die siebente Menschwerdung Wischnus. Ein Riese, Cartavirtaguren, ein Schiwahverehrer, ward durch die Gunst seines Gottes über-

übermächtig und zuletzt übermüthig, so daß er selber für einen Gott gehalten und angebetet seyn wollte. Wischnu betrat also die Erde, um ihn zu bestrafen. Dieß geschah; Rama, so hieß Wischnu in seiner Verwandlung, bekämpfte und besiegte den Riesen mit Hilfe eines Affenvolkes und seines Königs, Hanuwad genannt, welcher sodann als der Gott der Winde in der indischen Mythologie auftrit. Man hält diesen Rama für eine historische Person, für einen Eroberer, der mit Hilfe eines Bergvolkes (dieß ist der Pavian oder Affe, vielleicht um seiner Häßlichkeit willen so genannt) die Insel Zeilan eroberte, indem er von dem festen Lande eine Brücke von Felsen bis zu dieser erbauete, deren Ueberreste noch jetzt zu sehen und unter dem Namen der Rams- (Adams) Brücke bekannt sind.

Noch wichtiger ist die achte Offenbarung Wischnus, in welcher er als Krischna auftrit. Seine Eltern waren Wasudewa und Dewaki, die Schwester des mächtigen Rajah Kansa. Diesem war prophezeit worden, ein Sohn seiner Schwester würde ihn vom Throne stoßen, er ließ daher alle Söhne derselben, wie sie geboren wurden, umbringen, und verdoppelte seine Wachsamkeit, als sie zum siebenten Mahl in die Hoffnung kam. Allein der Knabe, den sie gebar, fing sogleich mit seiner Mutter zu reden an, tröstete sie und gab ihr die Ueberzeugung, daß sie einen Gott geboren habe. In der That war es Wischnu, der auf diese Weise in die Welt gekommen war. Er schaffte alsbald ein anderes Kind an seine Stelle, um den Tyrannen irre zu führen, sorgte jedoch dafür, daß auch ihm nichts zu Leid geschehen konnte und wurde selbst in die schöne Ebene von Matura, bei Agra, gebracht, wo er bei einem ehrlichen Schäfer, Namens Ananda (der Glückliche) aufgezogen wurde, dessen liebenswürdige Frau, Yasada, sich beständig mit ihren Wiesen und ihrer Milchstube beschäftigte. Zu ihrem Haushalten gehörten

viele junge Kühhirten und Milchmädchen (Gopa), die Gespielen von Krischna's Kindheit. In früher Jugend wählte er sich neun von diesen Mädchen zu seinen Günstlinginnen, mit denen er die frohen Stunden bei Tanz und Flötenspiel, in ländlichen Lustbarkeiten durchlebte. Aber die Prinzessinnen liebten ihn mit eben solcher Leidenschaft, wie die Hirtinnen, und Krischna ist noch heut zu Tage der Lieblingsgott der indischen Frauenwelt. Er war indessen nicht nur schön und liebenswürdig, sondern auch tapfer, und tödtete schon als Kind alle die Ungeheuer, welche gegen ihn ausgesandt wurden, insbesondere die furchtbare Schlange Kaliya im Abgrunde der Erde. Er ließ die Herrlichkeit seiner Gottheit öfters hervorstrahlen und erfreute die Seelen der Frommen mit vielen Wohlthaten. Die Beßten überhob er der Wanderung durch die verschiedenen Geschöpfe. Seinen besondern Schutz verlieh er dem in der indischen Geschichte berühmten Könige Judischthir und den übrigen Kindern Pandu, die von dem Tyrannen Duryodhan sehr unterdrückt worden waren. Der Krieg, den er gegen diesen Unterdrücker führte, ist der Inhalt des Gedichts Maha-Bharat. Nach seiner Beendigung kehrte Krischna in seine ewige Wohnung (Waikondha, das Paradies Wischnu's) zurück. In seinen Darstellungen erscheint er häufig auf einem Elephanten reitend, der aus jenen neun Mädchen, künstlich in einander verschlungen, zusammengesetzt ist.

In der neunten Verwandlung trat Wischnu als Buddha auf. Er heirathete eine Tochter des frommen Königs Menu, welchen Buddha in der allgemeinen Ueberschwemmung in einem Kasten rettete. Dieser Buddha aber darf nicht verwechselt werden mit jenem spätern, der als Religionverbesser in Zeilan, Siam, Tunkin, Tibet, China und Japan eine so große Rolle spielte. Er wird mit dem griechischen Hermes verglichen, wie Krischna mit dem Apollon.

Die neunte Menschwerdung Wischnus erkennen übrigens selbst die heutigen Braminen für die in der Person Buddha's, wiewohl sein Religionsystem von ihnen verworfen und er selber, oder doch seine Anhänger aus der Halbinsel vertrieben worden sind, weil die Reform in der Religion, die er vorhatte, so weit ging, daß das Ansehen der Braminen gänzlich dadurch wäre vernichtet worden. Denkmahle zu Mawalipuram, eine Statüe des Buddha von Granit auf der Ebene von Wirapatnam bei Pondichery und andere dergleichen Monumente beweisen, daß Buddha und seine Nachkommenschaft lang die Halbinsel Indiens beherrscht und daß sein Religionsystem daselbst tiefe Wurzeln geschlagen hatte. Noch im neunten Jahrhundert nach Christus ist sein Bild in Indien verehrt worden. Nach dem zwölften Jahrhundert aber verschwinden seine Anhänger auf dem festen Lande diesseit des Ganges.

Nach einigen Nachrichten lebte Buddha zu Kikat in der Provinz Bahar, um das Jahr 1000 der Zeitrechnung Kali-Jug, das wären 2101 Jahr vor Christus. Wahrscheinlicher ist eine andere Angabe, nach welcher er 1014 Jahre vor Christus als Mensch auftrat, zweihundert Jahre später als Krischna. Das Alles ist jedoch nicht von dem ersten Buddha, dem Zeitgenossen und Schwiegersohn des in der Arche geretteten Menu, sondern von dem zweiten zu verstehen.

Die zehnte Verwandlung Wischnus steht noch bevor. Ein mächtiger König wird auftreten, der den Kalighi, ein weißes, geflügeltes prächtiges Pferd, das jetzt im Himmel ist, am Zaume führt. Dieses Pferd hat den rechten Vorderfuß immer in der Luft; wenn es ihn aber dereinst niedersetzet, so wird die Erde alsbald versinken, und das menschliche Geschlecht in seiner Verdorbenheit untergehen.

Dieß ist das Ende des Kali-Jug; worauf die erste Zeit wieder anfangen wird *).

Diese mitunter höchstseltsamen Gebilde der lebhaften morgenländischen Phantasie sind nicht leer, sie enthalten zum Theil kosmogonische Ideen, Hinweisungen auf entstehende Cultur und Gesetzgebung, am meisten aber historische Fakta, sämtlich aus der Zeit, wo das religiöse System Wischnu's im Kampfe gegen die beiden andern stand, und vermöge seines geistigen Uebergewichts immer siegreich aus dem Kampfe hervorgehen muß, wenn es schon im Aüssern gedrängt und am Ende ganz verdrängt wurde, und im Ganzen Ideen, wie sie in dem Parsismus auch gefunden werden, "vom Kampf des guten Prinzips gegen das Böse, von Erlösung der Menschen aus der Gewalt desselben, von der endlichen gänzlichen Zerstörung dieser Welt und der darauf folgenden ewigen Herrschaft des Urwesens, der Gottheit." Die Aehnlichkeit dieser Ideen und Darstellungen in einzelnen Punkten mit dem spätern Christenthume ist so augenfällig, daß es uns nicht Wunder nehmen darf, wenn die christlichen Theologen, als sie zuerst im 16ten und 17ten Jahrhundert Nachricht von der Religion der Hindu bekamen, Alles für ein verdorbenes Christenthum erklärten, welches ihnen die Apostel des Herrn und ihre Gehilfen gepredigt, sie aber mit ihrem alten heidnischen Aberglauben vermischt hätten, so daß man es nur noch an einzelnen Zügen erkennen könne. Dieser Irrthum

*) Nach den neuesten Erklärungen ist hier die älteste Spur der bei den Juden insbesondere ausgebildeten Messias-Idee, der personifizirten Hoffnung auf eine geistige sowohl als leibliche Erlösung der Menschheit. Die christlichen Theologen sahen früher in der achten Menschwerdung Wischnus den in die Welt gekommenen Christus und in der zehnten den, der da kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten.

muß als leicht verzeihlich angesehen werden, sie selbst, diese Theologen hatten nur eine beschränkte Ansicht von Christenthum und vermischten die späteren Philosopheme und Traümereien der Kirchenlehrer mit den Offenbarungen Gottes durch Christum; von dem hohen Alter des Hinduismus aber wußten sie nichts, denn dieses lernte man erst in dem abgewichenen achtzehnten Jahrhundert kennen.

Abgebildet findet man Wischnu entweder auf einem Lotosblatte liegend, oder auf der Schlange Adisseschen, Ananden, auch der Schlangenkönig, Sarparagia, genannt, welche immerdar die Last dieser Erde trägt. Ursprünglich hatte sie fünf Haüpter, zwei dienten dem Gott zum Hauptkissen, einer zum Pfühl und auf den zwei übrigen ruheten seine Hände. Einst wollte die Schlange wissen, wie groß die Macht Wischnu's sey und sagte: Auf meinen fünf Haüptern ruhet er; was würde er aber thun, wenn ich noch einen Kopf hätte? was würde er darauf legen? Sie ließ sich noch einen Kopf wachsen und Wischnu schuf sich eine neue Hand und legte sie darauf. Und so viel tausend Köpfe die Schlange sich wachsen ließ, so viele neue Hände legte Wischnu auf dieselben. Weil es aber unmöglich wäre, die Schlange mit ihren unzählbaren Köpfen abzubilden, so stellt man sie nur mit fünfen vor.

Ist die Schlange das Symbol der Natur, mit den fünf Elementen (den Aether mit gerechnet), so sind die tausend Köpfe die immer regen Kraftaüßerungen derselben, welche sämtlich von der Hand der Gottheit geleitet werden.

Eine andere Abbildung von Wischnu ist die eines Kindes, sitzend auf einem Blatte des Pipal, oder indischen Feigenbaums, der seine Zweige auf die Erde herabsenkt, wo sie Wurzeln schlagen und wieder Stämme treiben, so daß aus einem solchen Baume nicht selten ein un-

durchdringlicher Wald wird. Wenn Brama, sagt die Mythe, stirbt und die Gewässer die Welt bedecken, dann setzt sich Wischnu als Kind auf ein solches Blatt und saugt an der großen Zehe seines Fußes, bis Brama abermahls aus seinem Nabel hervorgehet und die Welt hervorbringt. In dieser Gestalt heißt Wischnu Watapátraschai und wird in vielen Tempeln, ja in den meisten Haüsern verehrt.

Wischnu reitet aber auch auf dem Garudha, einem Vogel, dem Symbole der Luft, auf welcher Wischnu (das Wasser) ruhet und von ihr in die Höhe gehoben wird, damit es als Regen wieder herabfalle und die Erde durch seine Feuchtigkeit wässere und erhalte, welches das eigentliche Geschäft Wischnus ist. Ueberall stehet neben dem Tempel Wischnus eine Kapelle für den Garudha *).

Die Bereitung des Amrita.

Wischnu war es, dem die sämtlichen Götter die Unsterblichkeit verdankten, denn er gab ihnen die Anleitung, den Amrita, oder den Trank der Unsterblichkeit zu bereiten. Dieß geschah, als noch kein Menschengeschlecht die Erde bewohnte und nur Götter und Genien, große Weisen, böse Dämonen und wilde Riesen darauf hausten, sämtlich von dem Verlangen der Unsterblichkeit erfüllt. Die guten Geister versammelten sich auf dem Berge Meru und hielten Rath über die Bereitung eines Tranks, der sie unsterblich machen könnte, fruchtlos, bis endlich Wischnu auftrat und ihnen rieth, "sich scheinbar mit den Riesen auszusöhnen und sie zu Hülfe zu nehmen, um ihre Absicht durchzuführen; zuletzt könne man diese um den Trank betrügen, daß sie nicht auch unsterblich würden." Man befolgte den Rath. Gemeinschaftlich hoben nun die Götter und die Rie-

---

*) Garudha ist auch eine wirkliche Adlerart in Indien, welche häufig gezähmt und in den Wischnutempeln verpflegt werden.

sen den Berg Mandar auf und schleppten ihn an das Milchmeer; aber auf dem Wege entfiel er ihnen vor Schwere und viele wurden beschädigt. Ihre Klagen zogen Wischnu herbei und ihre Bitten rührten ihn, er setzte den Berg auf den Kopf des Vogels Ganudha, auf welchem er ritt, und trug ihn an das Gestade. Hierauf suchten die Götter die Schlange Adisseschen auf und bewogen sie gegen das Versprechen eines Antheils an dem Unsterblichkeittrank, den Berg zu umschlingen und ihren Kopf und ihren Schwanz zu Handheben zu machen, woran man ihn umdrehen könnte. Narajana, der Herr der Gewässer, nahm jetzt auch Antheil an der Sache und Koorma-Rai, der König der Schildkröten, stellte den Berg ins Milchmeer. Als man nun anfangen wollte zu drehen, entstand ein Streit zwischen den Göttern und den Riesen, jede Parthei wollte die Schlange beim Kopfe anfassen; doch Wischnu trat zuerst an den Schwanz und die Götter folgten ihm. Man fing nun an zu drehen und das Meer schaümte, aber nach einigen Göttertagen versank der Berg plötzlich ins Meer und es entstand eine große Jammerklage; doch Wischnu tröstete, er verwandelte sich in eine Schildkröte, stieg in den Abgrund und hob den Berg wieder empor, so daß man die Arbeit fortsetzen konnte. Man arbeitete nun so eifrig, daß am Ende die Schlange die ermüdende Anstrengung nicht mehr aushalten konnte, ihr Körper fing an zu zucken, aus ihren Augen brachen Feuerströme, ihre tausend Zungen schlängelten sich wütend, die Welt ertönte von ihrem Zischen und im Abgrunde des Meers, wie auf dem Berge erstarb Alles, was lebendig war, vor Schrecken und Glut, bis endlich der unsterbliche Indra eine Wolke sandte, die durch ihren Regen den Weltbrand wieder auslöschte. Da flossen nun von den Baümen und Pflanzen, welche den Berg bedeckten, Säfte in Strömen herab und vermischten sich mit den Wassern des Meeres, aus diesem Gemische aber, verbunden mit dem flüssigen Golde, entstand zuletzt der Trank der Unsterblichkeit.

Doch die Arbeiter waren selber so erschöpft, daß sie nicht mehr drehen konnten, sie beteten daher auf's neue zu Wischnu, und dieser ließ sie durch Narajana stärken. Sie begannen darauf mit neuer Kraft ihre Arbeit und das Wasser des Meers ward in Milch und zuletzt in Butter verwandelt. Plötzlich entstand der Mond, ihm folgte Sri, die Göttinn des Glücks, ferner Suradeva, die Göttinn des Weins, dann Orchisrawa, das weiße, gedankenvolle Pferd; hierauf zeigte sich der kostbare Edelstein, Kostroloh, den Narajana auf der Brust trägt, dann erschienen die fünf Baüme des Ueberflusses und Sarabhi, die Kuh, welche alle Nahrungmittel gewährt, die das Herz wünschen kann. Nicht lange nachher entstanden eine zahllose Menge Mädchen und darunter drei Göttinnen, Lakschmi, die Göttinn des Reichthums, welche Wischnu zur Gemahlinn nahm, Saraswadi, welche Brama heirathete und Mudewi, die Göttinn der Zwietracht und des Elends, welche Niemand wollte. Ihnen folgte endlich der Dämon Danawandri, in menschlicher Gestalt, mit einem weißen Gefäße voll Amrita in der Hand. Kaum erblickten ihn die Riesen, als sie sich des Unsterblichkeittranks bemächtigten, um die Götter vom Genusse desselben auszuschließen. Aber Wischnu beruhigte diese, indem er sie auf den Elephanten Iravat hinwies, welcher eben aus dem Meere aufstieg. Dieser nahm aus seiner Brust ein tödtliches Gift und es verbreitete sich in einem schrecklichem Dampfe über die ganze Welt. Alles lief verwirrt durch einander und suchte Hilfe bei Schiwa. Der Gott erhörte die Bitte, er raffte das Gift in eine Kugel zusammen und verschlang solche, gab sie jedoch durch ein Ohr wieder von sich und nun verwandelte sich das Gift in einen bösen Dämon. Der Hals und die Brust Schiwa's aber wurden von dem schrecklichen Gifte blau gefärbt.

Wischnu hatte unterdessen die Gestalt der Maja angenommen, des reizendsten unter allen Weibern und die

Begierde nach demselben bethörte alle Riesen, so daß ihnen Wischnu den Amrita unbemerkt stehlen konnte. Er vertheilte ihn hierauf an die Götter. Einer von den Riesen, Rahu, klüger als die andern, mischte sich unter die Götter, doch Sonne und Mond erkannten und verriethen ihn, während er trank. Da hieb ihm Wischnu mit seiner blitzenden Waffe Chakra den Kopf herunter, dieser sprang gen Himmel, wo er unter die Sterne versetzt wurde, weil er schon Amrita gekostet hatte, während der Leib im Hinstürzen die Erde bis in ihre Grundfesten erschütterte.

Die betrogenen Riesen begannen nun alsbald einen Krieg gegen die Götter, allein sie mußten unterliegen, weil diese unsterblich geworden waren und Nar und Narajana ihnen halfen. Jener hatte seinen himmlischen Bogen in der Hand, dieser erinnerte sich seines Soodarsan und sogleich fuhr die getreue Waffe, vom hohen Himmel gegen die Erde herab. Eine leuchtende Spur, ein eben so furchtbares als prächtiges Schauspiel, bezeichnete ihren Weg und wie eine in Wuth gerathene Flamme, die Alles zerstört, erlegte sie in ihrem reißenden Lauf unzählige Riesen. Bald fuhr sie gen Himmel, bald stürzte sie wieder auf das Schlachtfeld, wie ein Tiger, der begierig ist, seinen Blutdurst zu stillen. Die Riesen strengten zwar alle ihre Kräfte an, die Götter mit Bergen und Felsen zu zermalmen, die zahlreich gen Himmel geschleudert, zerstreueten Wolken glichen. Mit allen Bäumen, die sie trugen, stürzten sie gleich fürchterlichen Waldströmen wieder herunter, und mit schrecklichem Krachen schlugen sie an einander. Die Erde wurde aus ihren Grundfesten bewegt und die Riesen, von allen Seiten gedrängt, ergriffen die Flucht, die einen stürzten sich in das Weltmeer, die andern verkrochen sich in die Höhlen der Berge und die Götter verfolgten sie nicht weiter. Die glorreiche Waffe Soadarsan besänftigte nun ihren Zorn und kehrte nach dem Himmel zurück, von wo sie gekommen war. Die Götter aber

trugen singend den Berg Mandar an seine Stelle. Die aufgeregten Wasser zogen sich zurück und erfüllten die Himmel mit fürchterlichem Gebrülle. Indra und sein unsterbliches Gefolge nahmen den so theuer erkauften Trank des Lebens und der Unsterblichkeit und übergaben ihn dem Narajana, um ihn zu ihrem Gebrauche aufzubewahren. Man sieht sich vergeblich nach einer Erklärung dieser wunderlich klingenden Erzählung um. Vielleicht enthält sie nichts anders, als eine Symbolisirung der Schöpfung und des ersten Kampfs der Naturkräfte unter sich, wie der griechische Gigantenkampf, verbunden mit der Lehre, daß die ewige Gottheit nur dem unermüdeten Streben und dem daraus hervorgehenden Sieg die Unsterblichkeit verleihe; vielleicht enthält sie zugleich eine leise Andeutung des Kampfes zwischen dem guten und dem bösen Prinzipe, da Wischnu so besonders thätig bei der ganzen Sache erscheint.

Religiöse Gebaüde.

In Indien finden sich eine große Menge alter Baudenkmahle, welche sämtlich auf die einheimische Religion des Landes Bezug haben und zum Theil in Tempelgrotten, d. h. unterirdischen in Felsen ausgehauenen Tempeln, theils in solchen Tempeln über der Erde, theils in eigentlichen Gebaüden bestehen. Alle diese Werke sind so großartig, daß man nur mit dem höchsten Erstaunen dabei verweilen kann.

Unter die Felsentempel der ersten Art gehören zuerst die auf der kleinen Insel Elephante, unweit Bombay, wovon der größte 120 Fuß lang und eben so breit ist. Der Berg, der über der Tempelgrotte schwebt, ist mit Pfeilern gestützt, welche man von dem Felsenberge selber hat stehen lassen. An dem Eingange und in dem Tempel allenthalben sind eine Menge von Bildern, alle aus dem Felsen gehauen und von kolossaler Größe. Besonders zeichnen sich

die Figuren des Schiwa aus, der in mannichfaltigen Gestalten zum Vorschein kommt, weßhalb man auch glaubt, daß dieser Tempel aus der Zeit sey, wo der Schiwaismus in Indien die herrschende Religion war. Der Stein, woraus dieser Tempel gehauen ist, ist eine der härtesten Porphyrarten, es gehörte also eine lange Reihe von Jahren dazu, ihn mit seinen vielen hundert Figuren zu fertigen, und da manche von diesen verwittert sind, so ist auch das ein Beweis, daß er eine lange Reihe von Jahrhunderten bestanden hat. Nicht weit von Elephante südlich liegt die Insel Salsette, auf welcher eben solche Tempelgrotten, in noch größerer Anzahl und noch bedeutender als die vorgenannten, gefunden werden. Ueberall sieht man hier große und kleine Pagoden (Tempel), Bildwerke, Treppen, heilige Teiche, freie Plätze, Alles aus dem lebendigen Felsen gehauen. Der Fels ist derselbe, wie auf Elephante und die Kunst ist der dort herrschenden so ähnlich, daß beide Werke zu einer Zeit und von einem Volke verfertigt seyn müssen. Indessen findet man doch hier Inschriften in einer ganz unbekannten Sprache. Auch zu Carli, auf der Westküste dre vordern Halbinsel selber, ist eine solche Tempelgrotte, welche in Hinsicht auf die Kunst für die vollendetste gehalten wird. Man sieht hier haüfig den Buddha abgebildet und unbekannte Inschriften. Die Braminen geben sie für ein Werk der Rakschas (böser Geister) aus; deun die Buddha-Religion ist ihnen verhaßt.

Berühmter und bekannter noch sind die Grotten von Ellore in Vorderindien, an den Ghautgebirgen. Hier ist ein Felsengebirge in der Form eines Halbkreises, dessen beide Enden über eine halbe Meile von einander entfernt sind. In diesem ganzen Umkreise sind die Felsen allenthalben zu Tempeln ausgehölt, oft in zwei und drei Stockwerken über einander, welche zum Theil in Verbindung unter sich stehen, zum Theil durch Zwischenraüme getrennt sind. Die meisten Gottheiten Indiens, wo nicht alle, schei-

nen hier ihre Tempel zu haben; es ist also ein Pantheon von ganz eigener Art. Es ist schwer zu sagen, welches der Haupttempel sey, denn es sind mehre vorhanden, in welchen Alles, was die Baukunst an Größe, Pracht und Verzierungen kennt, angebracht ist, Vorhöfe, Treppen, Brücken, Kapellen, Saülen und Saülengänge, Obelisken, Kolosse und auf allen Wänden Reliefs, Götter und Göttergeschichten darstellend. Bei dem einen dieser Tempel gelangt man durch den Haupteingang auf einen freien Platz, von einem fast unermeßlichen Gewölbe überdeckt. Hier steht ein zweiter Tempel in Gestalt einer Pyramide ausgehauen, dessen Bau und Einrichtung und Verzierung alle Beschreibung hinter sich lässet. Schiwa, so sagen die Reisenden, hat hier allein über zwanzig Tempel, Wischnu eine ganze Reihe derselben. Davon wird einer als vorzüglich bewundernswerth geschildert. Hier ist ein Grabmahl des Wischnu (in einer seiner Verkörperungen) wo er selbst, mit zwei Dienern neben ihm sitzend, abgebildet ist. Zwischen seiner Kapelle und dem übrigen Tempel ist ein freier Platz und in dem Tempel selber eine Gallerie an der Wand, vierzehn Fuß hoch, welche Wischnu's Geschichte in halberhabener Arbeit enthält. Die Indier wissen von diesem Wunderwerke nichts zu sagen, als daß es vor undenklichen Zeiten von Genien verfertigt worden sey. Und in der That scheint es ein Werk höherer Geister, nemlich einer ungleich gebildetern, geistig und körperlich unendlich kräftigern Menschenwelt zu seyn, als die heutige in Indien befindliche ist. Aber wenn man sich auch die kräftigsten und lebendigsten Menschen denkt, so lehrt der Anblick dieser Wunderwerke, daß eine Reihe von Jahrhunderten dazu gehört habe, sie hervorzubringen. Die Braminen behaupten, sie seyen vor 7894 Jahren, also 1900 Jahre vor dem Anfang des gegewärtigen Weltalters begonnen worden und die umsichtigsten und redlichsten Forscher sind geneigt, ihnen aus befriedigenden Gründen, Glauben zu schenken.

Eine andere Art von alten Tempeln sind solche, die durch Bearbeitung der Aussenseite der Felsen gebildet wurden. Darunter sind vor allen die sieben Pagoden zu Mavalipuram, unweit Madras, zu bemerken. Diese alten Denkmahle scheinen die Ueberreste einer großen Stadt zu seyn, deren größter Theil vor Alters vom Meer verschlungen worden, indem man zur Zeit der Ebbe viele Spitzen von Gebaüden aus dem Meere sich erheben sieht. Uebrigens kennt man diese Ruinen noch wenig, da sie ein gefährlicher Aufenthalt von Tigern und Schlangen sind. Man sieht hier auch eigentliche Bauwerke, Mauern von Steinblöcken, die regelmäßig über einander geschichtet sind und ganze Hügel von Backsteinen. Wischnu und Schiwa scheinen hier gewaltet zu haben, besonders aber ist es der erstere in seiner Verkörperung als Krischna, auf den sich viele Inschriften beziehen. Doch giebt es auch hier dergleichen, die Niemand mehr lesen kann. Nach einer Sage der Braminen hat hier der große König Bali (wovon Mavalipuram, die Stadt des großen Königs, den Namen habe) gewaltet; später habe sie Krischna erobert und die Einwohner, Schiwahdiener, gezwungen, den Wischnukult anzunehmen. Die Stadt sey unter diesem Regenten und seinen Nachfolgern in hoher Blüthe gestanden, zuletzt aber durch ein Erdbeben vernichtet worden.

Die eigentlich erbauten Tempel der Indier haben alle die Pyramidenform, aber sie sind nicht alle gleich, vielmehr ist ein Fortschreiten der Kunst in ihnen sehr sichtbar. Die meisten sind durch den Fanatismus der in Indien eingedrungenen Muhamedaner mehr oder weniger zerstört, viele gänzlich vernichtet worden. Obgleich sie jünger sind, als die vorher beschriebenen, so verrathen doch viele ein hohes Alterthum. Der berühmteste unter ihnen ist der Tempel zu Jagarnaut (ein Beiname des Krischna, welchem er geweihet ist) am Nordende von

Koromandel, welche wegen ihrer Farbe den Namen der schwarzen Pagode führt. Diese Pagode hat die gewöhnliche Pyramidenform und ist 344 Fuß hoch. Das Materiale bestehet aus schönen Granitblöcken, von welchen noch in einer Höhe von 150 Fuß viele zu sehen sind, die 10 — 12000 Kubikfuß enthalten. Welcher Werkzeuge man sich bedient haben mag, um solche Massen so hoch hinauf zu bringen! Die Brüche, woraus diese Steine genommen sind, liegen 68 Stunden von dem Tempel entfernt, und man hat es sehr wahrscheinlich zu machen gewußt, daß an demselben drittehalbtausend Jahre gebaut worden sey Noch heut zu Tage ist die Stadt Jagarnat, bei welcher diese Pagode stehet, eine der wichtigsten in Indien, denn auf achthundert Meilen weit wird sie von Andächtigen besucht, besonders zur Zeit des großen Wagenfestes, wo der Gott auf dem großen Feierwagen herumgefahren wird. Bei diesem Heiligthume waren sonst 3000 Braminen angestellt, die ihren ganzen Unterhalt, so wie die Kosten zur Erhaltung des Tempels und des Gottesdienstes, von den Pilgrimen bezogen. Ausserdem sind hier, wie in allen Hindutempeln, eine große Anzahl Deweda-si, Tempeldienerinnen, junge Mädchen, welche von ihren Eltern den Göttern geweihet sind und von den Braminen zu ihrem Dienste gebraucht werden. Nach der Angabe der Braminen ist diese Pagode im Jahre 400 des Kali-Jug, d. h. 2700 Jahre, oder nach einer andern Berechnung, 617 Jahre vor Christus vollendet worden, woraus zum wenigsten das sich ergiebt, daß sie eine der ältesten in Indien ist. Vielleicht sind die Nebengebäude später und in verschiedener Zeit daran gebaut worden.

Verbinden wir diese Denkmahle der Bau- und Bildkunst in ihrer Größe und Pracht mit den schon oben genannten Denkmählern der Wissenschaft, so müssen wir uns überzeugt halten, daß Indien schon auf einem sehr hohen Grad von Cultur gestanden haben müsse, entweder vor

unsrer Zeitrechnung, oder wenigstens ehe Westasien und Europa nur anfingen, eine Geschichte zu bekommen.

Religion und Cultus der alten Aegypter.

Es ist kein anderes Land in der Welt, über dessen Religion man so widersprechende Nachrichten hätte, als das der Aegypter.

Das gemeine Volk war noch in den spätern Zeiten dem allergröbsten Götterdienst ergeben und betete nicht nur den Nil, als den Hauptwohlthäter des Landes an, sondern auch eine Menge von Thieren, und es machte keinen Unterschied, ob ein solches wohlthätig oder schädlich war. Aber darin herrschte ein Unterschied, daß nicht überall dieselben Thier verehrt wurden, sondern in einer Provinz, ja in einer Stadt der Ochse, in der andern der Bock, der Hund, das Crocodil u. v. a. m. Häufig trugen sodann diese Orte die Namen von den ihnen heiligen Thieren. Neben diesem Thierdienste herrschte zugleich der Sternendienst und der Menschendienst; aber die Weisen der Nation erhoben sich hoch über das Volk, und es sind sichtbare Spuren einer reinen Gotteslehre vorhanden, der Lehre von einem Wesen, das durch seine Macht und Weisheit aus freiem Willen Urheber, Erhalter und Regent der Welt sey, aber zu erhaben, als daß es von Menschen begriffen werden könnte. Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß man die Religion der alten Aegypter zu gleicher Zeit als den Inbegriff aller gotteswürdigen Weisheit hoch erhob und als den Zusammentrag alles denkbaren Aberglaubens eben so tief verachtete. Zwar haben denkende Männer zu aller Zeit nichts unterlassen, um in dieses Dunkel Licht zu bringen; aber sie haben gewöhnlich darin gefehlt, daß sie vorderſamst ein System aufstellten und die gefundenen Thatsachen diesem Systeme anbequemen wollten; wenn daher der

Eine behauptete, die ägyptische Religion sey keine andere, als die dem Mose geoffenbarte, so fand ein anderer nur einen Gegenstand aus der biblischen Geschichte darin, die Sündfluth; wenn der eine lehrte, die alten Aegypter hätten einen allmächtigen und selbstständigen Urheber der Welt geglaubt, aber die Eingeweiheten hätten sich nur zu diesem Glauben erhoben, das Volk sey der Vielgötterei hingegeben gewesen, so wollte ein anderer diese Meinung noch strenger durchführen und behauptete, die verschiedenen und mannichfaltigen Götterwesen seyen nur eben so viele Namen der Eigenschaften eines und desselben ewigen Wesens; wenn der Eine in der ägyptischen Mythologie nichts als Naturdienst und Zeitrechnung fand, so wollten andere nichts als Astronomie und Astrologie darin finden, und noch andere sahen nur Geschichte darin, erklärten alle Gottheiten für historische Personen und die ganze ägyptische Religion für Heroendienst.

Es ist nicht wenig schwierig, aus dieser Verwirrung sich herauszufinden und eine klare Anschauung der ägyptischen Religion zu erlangen; in gewisser Beziehung wird das immerhin unmöglich bleiben. An Nachrichten aus Aegypten selber fehlt es uns gänzlich und die, welche uns von Fremden überliefert sind, haben viel Mangelhaftes; denn wenn die meisten nur mit befangenem Auge das ägyptische Religionwesen angesehen und selten ohne Vorurtheil die Nachrichten, die sie erhielten, aufgefaßt haben, so ist kein einziger zu nennen, der eigentlich nur die Absicht gehabt hätte, das Religionsystem der Aegypter zu beschreiben, alle haben gelegenheitlich und beilaüfig dieß und das darüber berichtet. Glücklicher Weise kommt uns noch die Geschichte zu Hilfe, und liefert uns gewisse Thatsachen, auf welche wir uns stützen und aufklärende Untersuchungen anstellen können.

Herodot sagt, die Aegypter hätten drei Classen von Göttern gehabt, wovon die erste acht, die zweite zwölf

Göt-

Götterwesen enthalten hätte, die dritte, eine große Schaar von Göttern, wäre von der zweiten Classe erzeugt gewesen. Darüber müssen wir uns zuerst verständigen und wollen uns von einem scharfsinnigen Alterthumsforscher belehren lassen, welcher sagt: Die Religion der Aegypter war sabisch, welches nicht anders zu erwarten war von einem Volke, dessen Priester von undenklichen Zeiten her mit so vielem Eifer den Himmel beobachtet haben. Die ägyptischen Priester gingen, wie die babylonischen, von Hieroglyphen aus, auf welche die bildliche Darstellung des Himmels von selber führte; aber sie bildeten nicht bloß, wie jene, leblose Hieroglyphen ab, sondern machten auch lebendige Thiere zu hieroglyphischen Bildern und vermehrten diese in der Folge immer mehr. Schon zu Josephs Zeiten hat es in Aegypten einen eigenen Priesterorden gegeben, der die Bilderschrift auszulegen verstand, und als Mose auftrat, wurden in Aegypten heilige Thiere göttlich verehrt. Dahin deutet das Verbot *) Mosis im Namen Jehovah's, daß die Israeliten sich durchaus kein Bild von irgend einem Thiere oder sonst einem Geschöpfe machen und anbeten sollten; davon, setzen wir hinzu, überzeugt uns der Umstand, daß die Israeliten, als Mose vierzig Tage auf dem Sinai verweilte, und das Volk ihn und den von ihm angekündigten Nationalgott für verloren achtete, solches sich alsbald das Bild eines Stieres, des Apis, aufstellen ließ, um nicht ohne Schutzgott zu seyn.

Ferner sagt Herodot, die Aegypter hätten ausser vielen andern Dingen auch dieß ausgedacht, welchem Gott jeder Monat und jeder Tag eigen wäre, und darauf die Regeln des Nativitätstellens gegründet; das heißt mit andern Worten: Jeder von den sieben Wochentagen und jeder von den zwölf Monaten hatte bei den Aegyptern sei-

*) 5. Mos. 4, 16—19.

nen Namen von einem Gott. Dieß kann man, da die Römer ihren Calender von den Aegyptern gelernt hatten, noch heut zu Tage aus demselben ersehen, denn einige sind sogar in den deutschen Calender übergegangen, als Sonntag, Mondtag ꝛc. Es waren also die uralten sieben Planeten, worunter auch die Sonne gezählt war, mit der Erde, welches späterhin die Ptolemäische Weltordnung genannt wurde. Dieß sind nun die acht Götter der ersten Classe bei den Aegyptern, nach Herodot. Diodor von Sicilien zählt ihrer nur sieben und läßt die Erde weg. Die zweite Classe enthält sodann diejenigen, von welchen die zwölf Monate regiert und benant wurden, d. i. die zwölf Zeichen des himmlischen Thierkreises. Der erste darunter war Thot, d. i. der Hundsstern, von welchem das Jahr und die Hundssternperiode, die bei den Aegyptern die Einschaltungperiode war, anfing und benamt wurde; einen andern übersetzt er ins Griechische und nennt ihn Herakles *). Endlich in der dritten Classe standen Osiris, Dionysos, die Sonne, das Sonnenjahr, und Isis, der Mond, der periodische Mond, samt allen übrigen, die mit

---

*) Für die Wißbegierde setzen wir die Classikation dieser Götter des ersten und zweiten Ranges hieher.

Die acht Götter der ersten Classe sind:

1) Mendes, Pan, 2) Nempha, Phänon, Saturnus, 3) Pizeus, Phaëton, Jupiter, 4) Ektosis, Pyrois, Mars, 5) Pire, Helios, Sol, 6) Surot, Phosphoros, Venus (Latona), 7) Piermes (Anubis), Hermes, Mercurius, 8) Piioh, Selene (Jo), Luna.

Die zwölf Götter der zweiten Classe:

1) Thot, Thouth, Taaut, 2) Paoosi, Phthos, 3) Athyr, Athor, 4) Choiab, 5) Tybi, Typhon, 6) Machir, 7) Phamenoth, Harpokrates, 8) Pharmuthi, 9) Pachon, Herakles, 10) Pauni, On, Helios, 11) Epiphi, Apis, 12) Mesori, Kabiri.

ihnen in gleichsam leiblicher Verwandschaft ſtanden; und das war wieder ganz natürlich, denn aus den zwölf Monaten entſtand das Sonnen- und Mondjahr und alle andern Erſcheinungen desſelben. Urſprünglich hatten die Aegypter nur ein Mondjahr; aber durch die Beobachtung des Himmels kamen ſie auf ein Sonnenjahr von 360 Tagen; in der Folge kamen noch fünf Tage dazu, Thot ſpielte mit der Iſis in Würfeln und gewann ihr fünf Tage ab, und ſo bildete ſich noch ſpäter das Sonnenjahr aus, wie es in unſerm Julianiſchen Calender heut zu Tage ſtehet.

Auſſer dieſer Claſſifikation der ägyptiſchen Gottheiten durch Herodot giebt es andere Darſtellungen, welche mehr oder weniger mit derſelben zuſammen fallen und von ihr abweichen. Manetho nennt als Götter und Halbgötter, welche einſt über Aegypten herrſchten: Hephäſtos, Helios, und deſſen Sohn Agathodämon, Kronos, Oſiris, Iſis, Typhon, Horus, Ares, Anubis, Herakles, Apollon, Amun, Titoes, Sohus, Zeus. Diodor nennt, als erſte und ewige Götter, Oſiris und Iſis, welcher erſte ihm auch Dionyſos heißt, Sirius und Phanes. Daneben ſpricht er von fünf zur Weltſchöpfung gehörigen Theilen, nemlich Aether, oder Zeus, Feuer oder Hephäſtos, Erde oder Demeter, Waſſer (Okeane) oder Nil, endlich Luft oder Athene. Hierauf folgen Vergötterungen, gleichfalls mit griechiſchen Namen, welchen wieder ägyptiſch genannte zuſammen gehörende Weſen untergemiſcht und einzelnſtehende angereihet werden. Unter dieſen iſt Herakles, bloß als Feldherr aufgeführt. Aber es giebt noch andere ägyptiſche Gottheiten, welche von dieſen Schriftſtellern gar nicht genannt werden, wie z. B. Harpokrates, Nephthys u. a. m.

Schon in den alten Zeiten hat man ſich Mühe gegeben, das Verhältniß ausfindig zu machen, in welchem dieſe Götter zu den im Aegypter-Lande angebeteten Thieren

ſtanden. Diodor und Plutarchos ſagen: Die Götter wandelten in uralter Zeit in Geſtalt der Thiere auf der Erde umher und wurden ſodann in dieſer Geſtalt verehrt; oder: Die Aegypter, welche früher in unregelmäßigen Haufen fochten und darüber öfters geſchlagen wurden, führten in ihren Kriegen die Bilder von Thieren, auf Stangen aufgeſteckt, ein, um die zuſammengehörenden Haufen zuſammen zu halten; da ſie nun ſo öfter den Sieg davon trugen, ſo ſchrieb das Volk den Thierbildern, oder den Thieren, den Sieg zu und verehrte ſie deßhalb. Cicero ſagt: Die Aegypter haben nur diejenigen Thiere göttlich verehrt, welche ihnen wohlthätig waren; wenn ſie aber Crocodile und andere ſchädliche Thiere anbeteten, ſo geſchah es aus Furcht, die aber ſo wenig als Dankbarkeit zur Heiligkeit verhelfen konnte. Andere ſetzen hinzu, man habe die Thiere nicht als ſolche, ſondern als Sinnbilder der Götter und ihrer Eigenſchaften verehrt, manche aber auch darum, weil ſie gewiſſen Göttern Dienſte geleiſtet hätten. Auch die neuern haben dieſes Verhältniß der Götter und der Thiere auf mannichfache Weiſe zu erklären geſucht; man hat behauptet, der Thierdienſt ſey nicht eine unmittelbare, ſondern bloß eine mittelbare Verehrung der Götter geweſen, ein ſehr ſcharfſinniger Forſcher aber behauptet, die Thierzeichen wären bei den alten Aegyptern bloße Kalenderzeichen geweſen, wiewohl dieſe Meinung nicht vollſtändig genug begründet iſt.

Ob die Aegypter Heroen gehabt haben, iſt eine noch im Streit begriffene Frage. Herodot giebt ausdrücklich den Perſeus als das einzige Beiſpiel von einem ſolchen an, und behauptet mit dürren Worten, auſſer ihm hätten die Aegypter keinen Heros weiter gehabt. Nichts deſtoweniger hat es nicht an ſolchen gefehlt, welche behaupteten, die Mythologie der Aegypter ſey größtentheils aus einer Sage von ihren uralten Königen entſtanden; wenn daher auf dieſe Weiſe ihre Fabelgeſchichte zu einer Culturgeſchichte des

frühesten Menschengeschlechts wird, so hätten sie freilich wenig andern, als Heroendienst gehabt. Diodor, der eine gedoppelte Sage von den Göttern Aegyptens aufstellt, deren erstere die Hülle eines Systems von Weltschöpfung ist, giebt in der zweiten die Einleitung zu einer förmlichen Culturgeschichte. Er erzählt: In Aegypten ging die Sage von fünf uralten Göttern, die auf der Erde in Gestalt heiliger Thiere erschienen, zuweilen auch in Menschen und andere Gestalten sich verwandelnd. Von ihnen stammten Erdensöhne ab, sterblich an sich, aber durch ihre Weisheit und Verdienste zur Unsterblichkeit erhoben. Einige derselben waren Könige in Aegypten, und manche ihrer Namen sind griechisch, andere ägyptisch. Die vorzüglichsten sind Helios, auf welchen Hephästos folgte. Nach diesem regierte Kronos und zeugte mit seiner Schwester Rhea Zeus und Here. Von diesen stammen die fünf Götter, Osiris, Isis, Typhon, Apollon, (Aruenis) und Aphrodite ab. Man sieht aus den Namen schon, wie hier das Aegyptische mit dem Griechischen vermischt und dadurch seiner Eigenthümlichkeit entrückt worden ist. Kann man nun auch alle diese Namen nicht zu Heroen der Aegypter machen, kann auch Perseus nicht so eigentlich ein ägyptischer Heros genannt werden, da die Aegypter selber erzählen, daß er nur durch ihr Land hindurch gewandert sey; so ist doch unstreitig Sesostris (Xesoosis,) ein Name, der Alles in sich vereinigt, was zu einem Heros gehört.

Sesostris wird der Sohn und Nachfolger des Möris, etwa 1200 Jahre vor Chr. genannt, ein großer Krieger, nach den Vermuthungen neuerer Chronologen, der nemliche, an dessen Hof Mosis erzogen ist. Der Sage nach wurde er, nebst mehren, an demselbigen Tage mit ihm gebornen Knaben planmäßig erzogen, und zum Krieger gebildet; machte, sobald er erwachsen war, ungeheure Züge zu Wasser und zu Lande, nach Arabien, Lybien,

Asien, Indien, bis an den Ganges in Osten und den Tanais im Westen; legte in der Gegend des nachherigen Kolchis eine ägyptische Kolonie an, und nach seiner Rückkehr ordnete er das Innere des Reichs, theilte Aegypten in sechs Nomen, das Volk in Classen (Kasten), bauete Tempel, führte Dämme auf, legte Canäle an und zog eine lange Mauer von Pelusium bis nach Heliopolis, um sein Reich gegen die arabischen Nomaden zu schützen.

Hat Sesostris wirklich in Aegypten gelebt und Grosses ausgeführt (woran fast nicht zu zweifeln ist), so ist seine Geschichte, durch die vergrößernde, erdichtende Tradition, durch falsche Deutung der Hieroglyphen, durch Uebertragung der Thaten unbekannter Fürsten und Helden auf ihn, den berühmtesten, sehr fabelhaft geworden. Von ihm wird eine Reihe von Regenten abgeleitet, die sich als Erbauer der Obelisken und Pyramiden berühmt gemacht hat.

Auch Osymandias wird von Einigen unter die Heroen der Aegypter gerechnet, und für einen Sohn des Möris ausgegeben. Held und Krieger und großer Staatsmann, wie Sesostris fällt sein Mythos zum Theil mit dem dieses Mannes zusammen. Nach Diodor war in den Ruinen des Pallastes, die jetzt noch stehen, eine Halle, in welcher ein steinerner Ring aufgehangen war von 365 Ellen im Umfange. Jede Elle, so deutet man nun, stellte einen Tag vor, der Auf- und Untergang der Sonne war genau auf dem Ringe bemerkt. Osymandias war demnach, wie mehre andere, nichts weiter, als ein Kalender-Gott, und da sein Name, wie man behauptet, "redender Stein" bedeutet, so hält man ihn auch für eins mit dem berühmten Memnon, dessen kolossales Bild in der Wüste stehet und, beim ersten Strahl der Morgensonne, der auf sie fiel, einen Ton von sich gab.

Licht und Wärme von oben machen den geistigtodten Menschen zum redenden, zum lebendigen, denkenden und empfindenden. Gewiß ein schönes Bild!

Unverkennbar sind die Spuren eines Systems von Vernunftreligion bei den Aegyptern, die, wie überall, aus Spekulationen über die Entstehung der Welt hervorging. Eine solche Spekulation hat uns Diodor aufbehalten; allein sie ist dermassen mit griechischen Vorstellungen vermischt und verschlungen, daß wir sie unmöglich für ägyptisch erkennen können. Eine andere trägt dagegen weit mehr das Gepräge der ägyptischen Originalität. Die Nacht, so heißt es, war zuerst, und diese gebar das Ei des Weltalls, das unerleuchtete, ungesonderte Ganze des Himmels und der Erde. Da es nachher erleuchtet, Himmel und Erde gesondert ward, da sprang das Ei, da ward die Eierschale. Das Ei aber sprang durch das Licht. Phthas, der Scheinende (der griechische Phanes) ist der Erstgeborne, der Allordnende, der Schöpfer des Sichtbaren, der Ordner der Welt durch Hauch und Licht, und da er zwiefachen Geschlechts ist, Allerzeuger und Allgebärer zugleich; denn er ist innig vereint mit Neïtha (Athenä, die selbst dem Namen nach von ihr entstanden seyn soll), er Mann und Weib, sie Weib und Mann zugleich, er haucht und schafft, sie webt; aus Beiden ward Alles, aus Urvater und Urmutter. Nach der Nacht also Licht; nach dem Licht aber entstand die Sonne, die, obgleich die Mutter des Lichts, doch später erscheint, als dieses. Aber auch hier über den Weltschöpfer, Demiurg, herrscht wieder Uneinigkeit, einige nennen ihn Phthas, andere Kneph, noch andere lassen diese beiden vereinigt, Phtha von Kneph geboren seyn; wieder andere nennen Amun (Ammon), Neïtha, Isis, Osiris, Serapis, Eikton, Emeph als oberste, allwirkende Gottheit. Nach Plutarchs Erzählung waren die Bewohner von Thebais frei von allen Auflagen zum Unterhalt der heiligen Thiere; warum? sie

hatten keinen sichtbaren Gott, sondern verehrten Kneph, den Ungebornen und Unsterblichen.

Neue und Alte reden hier von zwey verschiedenen Gattungen von Theologie bei den Aegyptern, der einen für das Volk und einer geheimen, welche nur den Weisen in den Mysterien mitgetheilt worden sey. Nach diesen Mysterien hatten die Aegypter nicht bloß einen höchsten Gott, als Werkmeister der Welt, erkannt, sondern auch moralische Eigenschaften desselben, und auch von dieser Seite einen Einfluß auf die Menschen, welche früher mit der unerschaffenen Gottheit den Aufenthalt der höchsten Glückseligkeit bewohnten, allein um begangenen Frevels willen verstoßen und zur Strafe an den sinnlichen Leib gefesselt wurden. Durch Tugend allein kann das verstoßene Geschlecht wieder zu ihm gelangen; darum ist der Zweck des menschlichen Daseyns Seelenreinigung. Nach dem Sterben wird über die unsterbliche Seele Gericht gehalten. In Verbindung mit dem Körper steigt sie zu dem Richter der Unterwelt, Serapis (Osiris) hinab und lebt dort in dem Maße selig, in welchem sie hier tugendhaft war. Zerbricht endlich ihr Körper, vor Alter mürbe, so geht sie wieder auf die Oberwelt, in die Leiber der Thiere, welche sie, vom untersten bis zum höchsten, nach und nach belebt, bis sie, nach 3000 Jahren, wieder in einem menschlichen Körper zurückkehrt. Wer, wenn er diesen Kreislauf dreimahl durchlaufen hat, rein vor dem Todtenrichter stehet, erfreut sich der ewigen Wohnung in den Inseln der Seligen bei den Göttern. Wenn in diesen Lehren Aehnlichkeit mit den Ideen der Platoniker sich findet, und einige daraus folgern wollen, daß die Religionphilosophie der Aegypter, die uns eben durch Platoniker überliefert wurde, verfälscht worden sey; so behaupten dagegen andere mit eben demselbigen Rechte, Platon habe bei dem metaphysisch-theologischem System, welches er in spätern Zeiten bei seiner Philosophie zum Grunde und der Welt vorlegte, sich an

die Ideen der alten ägyptischen Philosophen angeschlossen. So kann man denn also die ägyptische Theologie entweder aus der Geschichte, oder aus der Natur und Beschaffenheit des Landes, oder aus dem Landbau, oder aus der Astronomie oder der Philosophie herleiten. Allein von allen daraus abgeleiteten Systemen ist keins ganz richtig, obgleich sie alle mehr oder weniger Wahres enthalten. Man würde sich aber wieder sehr täuschen, wenn man annehmen wollte, man dürfe nur das Haltbare von allen diesen Systemen herausnehmen, um die wahre Aufklärung über die ägyptische Religion zu erhalten; denn man kommt auch auf diesem Wege nicht weiter, als zu der Ueberzeugung, daß alle diese verschiedenen Systeme mit einander in einen gewissen Zusammenhange stehen, und damit müssen wir uns begnügen. Soviel ist richtig, daß alle diese Erklärungarten historische Zeugnisse für sich haben, Zeugnisse, deren Gültigkeit jedoch zuletzt auf der Glaubwürdigkeit ihrer Urheber beruhen. Herodot, der Erste, der uns Ueberlieferungen macht, hat großes Gewicht, indem er sich ernstlich angelegen seyn ließ, die Wahrheit zu erforschen, seine Nachrichten aus den ersten Quellen, den ägyptischen Priestern, selbst nahm, und in vielen Stellen als Augenzeuge spricht. Auch Diodor, sobald er aus eigenen Beobachtungen erzählt, verdient allen Glauben, doch weniger, wo er die Erzählungen anderer wieder giebt, oder aus andern Quellen schöpfte, denn diese Quellen sind nicht mehr die heiligen Schriften der Aegypter, als welche nicht mehr vorhanden waren, sondern andere Schriftsteller, welche die heiligen Bücher als ihre Quellen nennen. Ein solcher ist der gedachte Manetho, von welchem wir nur noch Bruchstücke haben; er hat unter Ptolemäus Philadelphus II. gelebt und zeigt durchaus, wie man damahls bei der Darstellung der ägyptischen Religion und Religionphilosophie in griechische Vorstellungen einging. Plutarch, so sehr auch zu seiner Zeit schon sowohl die ägyptische, als die griechische Religion unter einander gemischt und

dadurch bis zur Unkenntlichkeit zerrüttet waren, hat doch viel ursprünglich Aegyptisches, wiewohl er selber nicht im Stande war, das eigentlich Ursprüngliche von den fremden Zusätzen zu sondern. Aber ihm ist noch viel mehr zu trauen, als seinen spätern Schülern, Jamblich, Porphyr, Plotin, wenn schon ihre Zeugnisse durch die verschiedenen Kirchenväter unterstützt werden, besonders des Clemens von Alexandrien, welcher selber, als in Aegypten geboren und erzogen, für ganz glaubwürdig gehalten wird. Viel spricht man auch von den hermetischen Schriften, einer Sammlung, welche aus Hieroglyphen, von Thot oder Hermes auf Stein gegraben, in hieratische Schrift übergetragen waren. Aber die alten, eigentlichen hermetischen Schriften, sind verloren gegangen, an ihre Stelle sind andere getreten, die denselben Namen führen. Vor dem vierten Jahrhundert christl. Zeitrechnung soll keiner dieser Aufsätze vorhanden gewesen seyn. Sie enthalten aber christliche und altägyptische Ideen unter einander geworfen und in platonischer Sprache dargestellt. Dieselbe Beschaffenheit hat es mit der Schrift des sogenannten Horapollon, einer Erklärung ägyptischer Hieroglyphen; der Verfasser der Schrift soll zur Zeit des Kaisers Theodosius gelebt haben.

Dieß sind die Quellen, aus welchen die Nachrichten über die alte ägyptische Religion geschöpft werden. In ihrer Art alle glaubwürdig müssen sie nur jede nach ihrer Art besonders behandelt und beurtheilt werden. So viel gehet aus der unbefangenen Betrachtung derselben hervor, daß die ägyptische Religion bei weitem nicht so abgeschlossen war, daß sie nicht von Zeit zu Zeit fremde Ideen und Vorstellungen aufgenommen und solche in der Folge der Zeit wieder als altägyptisch dargestellt hätte. Wenigstens ist soviel als ganz entschieden gewiß anzusehen, daß die ägyptische Gotteslehre durch Umdeutung der Priester nach einander physikalisch, astronomisch, historisch, philosophisch geworden

ist, wenn auch die Frage: Was war sie denn nun in ihrer ursprünglichen Gestalt? nimmermehr mit Entschiedenheit beantwortet und nur als wahrscheinlich angenommen werden kann, daß auch die ägyptische Gotteslehre von den einfachsten Anfänger begonnen habe und vom Fetischismus zum Thierdienst, von da zum Anthropomorphismus, dann zur astronomischen und endlich zur philosophischen Theologie fortgeschritten sey.

Wir kommen nun auf die einzelnen Götter und Göttinnen der Aegypter, denn hier, wie in andern alten Religionsystemen, stehet dem männlichen Principe häufig ein weibliches zur Seite, von welchen eins für das andere gilt, weil die hervorbringende Natur eine gedoppelte Kraft äußert, die erzeugende und die gebärende.

Amun, oder Ammon.

Die Grundlage aller ägyptischen Religionphilosophie ist Amun, das ewige Lichtwesen, welches das Verborgene an das Licht gehen ließ. Er ist aber ein Erzeugniß der spätern Zeit. Seinen Hauptsitz hatte er zu Thebe, welche deßhalb auch No-Amun, Diospolis, Gottesstadt hieß. Die Priesterkaste aus Thebe stiftete, in Gemeinschaft mit der von Meroë, das Ammonium in der Lybischen Wüste, das durch Alexanders des Großen Zug dahin am meisten Berühmtheit erlangt hat. Die ägyptischen Sagen bringen den Amun mit Herakles und Dionysos in Verbindung und daraus erklären sich vielleicht am leichtesten sein Widderkopf, seine Widderhörner, seine Widderopfer. Hörner, so deutet man schon früh, bedeuten Glanz und Strahlen, aber Widderhörner haben noch keine Richtung nach aussen, sondern winden sich zurück nach ihrem eigenen Mittelpunkte; d. h. nun: Amun ist das ewige Wesen, in sich selbst versenkt und verbor-

gen — ehe er sich noch nach aussen offenbart. Er ist Parabrama der Indier, der in die Herrlichkeit seines eigenen Seyns versunken ist. Vom Dienst des Amun erzählt Diodor: Die Statue des Gottes, mit Edelsteinen geschmückt, wurde in einem goldenen Schiffe von einer Schaar Priester herumgetragen und die begleitende Menge sang ihm Hymnen. Als weibliches Princip kann ihm zur Seite gestellt werden

Athor, oder Athyr, (Aphrodite)

eine von den zwölf Gottheiten, oder Monatsnamen der Aegypter. Einige finden in ihr die Nacht, andere das Chaos. Sie ist das Symbol der Natur, aus welcher Alles hervorgehet und wohin Alles zurückkehrt. Ihre Verehrung geschah hauptsächlich zu Athribis, die von ihr den Namen hat. Daher war die Maus, das Thierchen der stillen Finsterniß, das geheiligte Symbol daselbst. Die ägyptischen Philosophen leiteten Alles, was vorhanden ist, aus der Nacht ab und stellten sie mit Aphroditen zusammen, welche gleichfalls die Erzeugerinn ist. Auf Münzen von Athribis kömmt ihre Göttinn vor als eine weibliche Figur, die in der Linken einen Spies, in der Rechten einen Vogel hält, welcher wahrscheinlich die Taube der Aphrodite seyn soll.

Kneph, Knuphi, Ichouphi, Onuphis, Eneph.

Eine wichtige, obgleich auch später entstandene Gottheit der Aegypter, welche von verschiedenen auch Agathodämon, guter Genius, Quell des Lebens, genannt, von Andern gar für den Vater der Welt, den Demiurg erklärt wird, auf dessen Geheis Phtha die Welt erschuf. Man stellt ihn unter dem Bilde einer Schlange vor, die in einen vollkommenen Kreis gerundet, das Ende ihres Schwanzes im Rachen hält. Noch jetzt gebraucht man dieses Bild als das Sinnbild des Ewigen. Zuweilen trägt die Schlange ein Ei im Rachen, das Ei der Welt, wel-

che der Gott mit Licht erfüllt, wenn er die Augen öffnet, und sie mit Dunkelheit bedeckt, wenn er sie zuschließt. Nicht selten findet man diese Schlange mit einem Sperberkopfe, der gewöhnlich dem Bilde des Osiris zukömmt, welches auf die genaue Verwandschaft beider hindeuten mag. Eine andere Abbildung der Schlange, nach welcher sie das Welt-Ei im Rachen hat, wornach eine gegenüberstehende Schlange zu schnappen scheint, weist ohne Zweifel auf die Idee eines gedoppelten Grundwesens, eines guten und eines bösen, Osiris und Typhon, hin, welche in den ältesten Religionphilosophieen überall gefunden wird.

Ursprünglich ist der Knеph wohl nichts anderes gewesen, als ein Fetisch, die Knuphschlange, die, als Höhlenbewohnerinn, fast überall der Genius der Berggegenden und durch ihre Gelehrigkeit Werkzeug der Gaukler, Zauberer und Wahrsager wurde. In einem Lande, wo man allen Thieren göttliche Ehre erwies, konnte die Schlange, wegen ihrer Eigenschaften, nicht das letzte seyn, man mußte vielmehr leichter an ihr etwas Göttliches ahnen, als an vielen andern, und so geschah es auch leicht, daß sie zum Agathodämon allegorisirt wurde. Ihr Bau selber gab zu ihrer Hieroglyphe, den Ring, den Kreis, Veranlassung, und wahrscheinlich war diese Hieroglyphe die Ursache, warum man später den Kneph zur Anfang- und Endlosen Gottheit hinaufdeutete. Diese seine höhere Bedeutung erhielt er erst durch die Verbindung, in welche er mit

Phtha, Phthas, (Aphthas, griechisch Hephästos)

gesetzt wurde, denn dieser scheint ein reinphilosophischer Gott zu seyn. Er war zu Memphis entstanden und wurde dort am meisten verehrt. Seine Abbildung war ein Mann mit einem dicken Bauche (dem Weltbauche), großem Munde, großen Ohren und Augen und den übrigen Theilen klein und ist rein symbolisch. Er kommt, wie als

Geschöpf des Kneph, so selber als sein Schöpfer vor, und ist der Urheber und Bildner der Welt. Sein Wesen war ein Hauptgegenstand der Mysterien. Man stellte oft den Kneph und den Phtha vereinigt als eine Kugel vor, welche eine Schlange umwand, oder als feurigen Kreis, durch welchen eine Schlange lauft, um die Idee auszudrücken: Der göttliche Lebensgeist durchdringt das Universum. Die Collision, in welcher Phthas mit dem Kneph zu stehen scheint, hört auf, eine solche zu seyn, wenn man sich daran erinnert, daß Kneph in Thebe wurde, was Phthas in Memphis war, und daß beide erst später mit einander in Verbindung gebracht wurden. Nun kommt es darauf an, ob man thebische oder memphitische Ansichten vor sich hat.

Neïth, Neïtha,

auch eine der jüngern Gottheiten der Aegypter, denn ihr Dienst findet sich hauptsächlich zu Sais in Unterägypten, dem zuletzt bebaueten Landstriche. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie durch eine Priester-Colonie von Memphis hieher gebracht und zwar aus dem Phtha hervorgegangen und von den Priestern nur verweiblicht worden; denn sie ist ganz dasselbe Wesen, wie Phtha, nur weiblich gebildet. Man feierte ihr ein jährliches Lampenfest, wobei alle Theilnehmenden tiefe Lampen mit Salz und Oel gefüllt, vor den Häusern anzündeten. Sie theilt als Naturgöttinn, als schaffende, wirkende Natur, als Künstlerinn, Weberinn, weise Ordnerinn, mit der Isis selber jene Vieldeutigkeit, die es kaum zuläßt, ihr ganzes Wesen auf eine einzige bestimmte Idee zurückzuführen. Es fehlt nicht an solchen, die die Neïth als die Erde, aus der Feuchtigkeit aufgestiegen, selbst als den Lingam, darstellen; während ihr andere eine astronomische Deutung geben und sie für das Jahr von 365 Tagen erklären. Ihr Name aber bedeutet ein beschließendes, bestimmendes, ordnendes Wesen, die höchste Weisheit, und an ihrem Tempel zu Saïs be-

fand sich die berühmte Inschrift: Das All bin Ich, was war, was ist, was seyn wird; kein Sterblicher enthüllte meinen Schleier.

Osiris.

Osiris, Oseiris, unstreitig der wichtigste und vornehmste Gott der Aegypter, hat einen sehr verwickelten Mythus. Schon seine Genealogie wird verschieden angegeben, denn, nach Einigen wurde er von Kronos und Rhea erzeugt und geboren, nach andern ist er ein Sohn des Zeus und der Here, und kam mit zwei Schwestern, Isis und Nephthys, und zwei Brüdern, Typhon und Horus, zugleich zur Welt. Mit seiner Schwester Isis wurde er schon im Mutterleibe versprochen und vermählte sich auch mit ihr, als sie beide erwachsen waren. Gemeinschaftlich beherrschten sie sodann Aegypten, wo damahls zuerst die Wildheit der Einwohner verschwand und die Cultur den Anfang nahm. Der Ackerbau, die Einführung der Gesetze, die Ausbildung der Rede, der schönen und bildenden Künste, die Kenntniß der Gestirne und der daraus hervorgehenden Zeitmaße, nebst vielen andern Wohlthaten, werden ihnen zugeschrieben. Doch, Osiris war nicht zufrieden damit, Aegypten beglückt zu haben, er sammelte ein Heer, und zog mit ihm aus, um seine Wohlthaten auch andern Ländern und Völkern mitzutheilen. Das gelang ihm auch ohne Waffengewalt, bloß durch die Macht der Ueberredung.

Aber daneben hatte Osiris einen langen und heftigen Kampf zu bestehen mit seinem Bruder Typhon, dem bösen Genius, der ihn zuletzt besiegte, und in einen Kasten sperrte, den er ins Meer warf. Der Kasten wurde nach einiger Zeit bei Byblos ans Land getrieben und blieb in einem Gestraüche hängen, welches sich sofort zu einem schönen, großen Baum gestaltete, der den Kasten umschlossen hielt. Der König, der diesen Baum zufällig entdeckte, ließ

ihn umhauen und eine Saüle an seinem Pallaste daraus verfertigen. Aber die umsichtige Isis entdeckte und befreite den Leichnam ihres Gatten, den sie nach Buto brachte, wo ihr Sohn Horus heimlich auferzogen wurde, und dort an einer heimlichen Stelle verbarg. Doch Typhon, bei Mondschein jagend, entdeckte ihn daselbst und zerriß ihn in vierzehn Stücke, die er überallhin im ganzen Lande zerstreute. Isis, unermüdet und treu, zog sodann überall umher, um die Theile ihres zerstückten Gatten zu suchen, sie brachte sie auch alle zusammen, bis auf die männlichen Theile, welche sie aus Wachs und Honig nachbildete. Der wiederzusammengesetzte Gott kehrte darauf in das Leben zurück und zeugte mit der Isis noch ein Kind, den Harpokrates, der bald als Knabe, bald als Mädchen, bald als Zwitter erscheint. Der ältere Sohn des Osiris, Horus (Oros), der auch sein Bruder ist, rächte die seinem Vater zugefügte Unbild an dem Oheim Typhon, den er gefangen nahm und seiner Mutter Isis gefesselt übergab; allein diese entließ in schwacher Güte den Gefangenen seiner Haft und Horus wurde darüber so aufgebracht, daß er seiner Mutter die Krone vom Haupt riß, wofür ihr indessen Hermes einen Kuhschedel aufsetzte.

Den Osiris bildet man ab als einen Mann mit einem Habichts- oder Sperberskopf, der eine Peitsche und einen kleinen Stab in den Händen hält, auf dem Haupte aber den, auf einer Kugel ruhenden gehörnten Mond trägt.

Dieser Mythos läßt verschiedene Deutungen zu, die er auch schon früh gefunden hat. Physisch genommen ist Osiris der Nil, der erste und älteste Wohlthäter des Landes, der sich durch das ganze hindurch zieht und als große Weltschlange sich selbst über alle andern Länder der Erde segenspendend verbreitet. Typhon ist sodann das Meer, das den Osiris verschlingt, Isis die Natur, das Land, das ihn beweint und sich seiner Wiederherstellung durch

durch die Natur (die Isis) und die Sonne (den Horus) erfreut. So genommen ist er zugleich die belebende und befruchtende Kraft der Natur, während seine Gemahlinn und Schwester, sein weibliches Selbst, die empfangende und gebärende Kraft darstellt. Die von der Isis aus Wachs und Honig nachgebildeten Zeugungglieder ihres Gatten deuten auf den Phallusdienst hin, der mit der Verehrung des Osiris erst später verbunden worden war.

Eben so ist Osiris die Sonne, und das Symbol des Urfeuers, des erzeugenden und belebenden Princips in der Natur. Seine Reise um die Welt ist dann der natürliche Auf- und Untergang der Sonne, der an allen Orten und Enden Leben und Segen verbreitet, oder er ist, indem die Deutung in das Gebiet der Astronomie hinüberspielt, der Umlauf der Sonne um die Erde, wie sich die damahlige Philosophie ihn dachte. Dann ist Isis der Mond, aber der Mond in seinen periodischen Erscheinungen. Diese Deutung ist aus der ersten hervorgegangen: Osiris war ursprünglich der Nil, der Genius des Nil, nachdem aber die Priester das Sonnenjahr gefunden hatten, nannten sie dieses, oder den Umlauf der Sonne durch alle Bilder des Thierkreises, Osiris, eben weil die Nil-Ueberschwemmung sie auf diese Entdeckung geführt hatte, und nun entstand eine ganz andere Gattung von Sagen, von Osiris, dem Sonnengott, über welche die ältern, von dem Nilgotte Osiris in allmählige Vergessenheit geriethen.

Bei dieser Erklärung ist Typhon der giftige Südwind, der jährlich ungefähr 72 Tage wehet und zuweilen, nachdem er sich bereits gelegt hat, plötzlich wieder ausbricht (Isis, der er anvertraut war, entläßt ihn wieder) bis die Sonne den Wendekreis des Krebses (Horus) erreicht und nun wieder die Oberhand erhalten hat.

Offenbar ist in diesen Deutungen viel Wahres enthalten; allein sie erklären den Mythos nicht vollständig, denn

ſie geben über die geiſtigen Wirkungen des Oſiris, über ſeinen Einfluß auf die Entwilderung und Cultur des Landes keinen Aufſchluß; daher ſagen die Forſcher, es liege Geſchichte darin verborgen und ſtellen uns die Sache folgendermaſſen vor: Oſiris war allerdings urſprünglich ein Fetiſch, der Nil, oder der Genius des Nils, und konnte das nur in Verbindung ſeiner Schweſter und Gattinn, Iſis, der Natur (des Landes) ſeyn; aber er war das nur, bis die geiſtige Cultur in Aegypten aufhörte, ſich aus ſich ſelber zu entwickeln. Aegypten iſt nemlich von Aethiopien her bevölkert worden; ſeine Prieſter kamen eben daher, waren aber ſchon ein gebildetes, Handel treibendes Volk, als ſie nach Aegypten kamen; mit dem Prieſterſtamme war aber die Kriegerkaſte eng verbunden, wie denn dieſe zum Schutz für jene auf den Karavanenzügen und im Lande nöthig war. Nun muß man den Oſiris für eine ſolche bereits lang in Aegypten angeſiedelte Colonie von Prieſtern und Kriegern anſehen. Typhon, eine andere Colonie, bringt in das Land ein und bereitet, nach langem Kampfe, dem ältern Orden den Untergang. Iſis, die Natur des Landes, die das Alte nicht fahren laſſen will, ſucht den Leichnam auf und bringt ihn nach Aegypten zurück; allein Typhon, der (bei Mondſchein jagt) alle Schlupfwinkel durchſpäht, entdeckt die wieder zurückgebrachte Kaſte und zerſprengt ſie völlig. Iſis ſammelt ſie noch einmahl, bis auf die Zeugungtheile, der Phallosdienſt kommt mit den Ausgewanderten und vielleicht lange Ausgebliebenen nach Aegypten. Zugleich deutet das Bilden aus Wachs und Honig auf den Anfang des Mumiſirens hin. Oſiris war indeſſen zum Leben wiedergekehrt und unterrichtete ſeinen Sohn Horus, aus der alten Religion entſtand eine neue, die aber ſich verborgen halten mußte, bis ſie genugſam erſtarkt war, um ſich gegen die eingedrungene zu erheben. Endlich war man ſo weit, die Fremden waren beſiegt, allein ſie erhoben ſich wieder (von Iſis entlaſſen) und dieſer wird die Krone entriſſen, aber ein Kuhſchedel

dafür aufgesetzt; sie verwandelt sich jetzt zuerst in die Mondgöttinn. Zuletzt behielt aber doch die ältere Priesterkaste die Oberhand und (Typhon ward getödtet) die Neueingedrungenen wurden wieder aus dem Lande vertrieben, oder vielleicht den ältern unterworfen.

Hier soll denn also die Verwandlung der ältern Naturreligion in Aegypten in eine astronomische Theologie dargestellt werden, eine Theologie, die von den Priestern ausgebildet und für sich aufbewahrt wurde, so daß also hier der Ursprung der Mysterien zu suchen sey. Osiris ist in denselben der Jahreskreis, Isis die Mondkreise, der Bruder Horus der Sommer, Typhon der Herbst, Nephthys der Winter; Osiris erzeugt im Leben den Horus, die Sommersonnenwende, nach dem Tode noch den Harpokrates, die Wintersonnenwende. Bei dieser Erklärung ist ein Mittelglied nicht zu übersehen, nemlich Thot, oder Hermes, (der der Isis den Kuhschedel aufsetzt), welcher durchaus auf Memphis hinweist. Auch dieser Hermes war also ein Priesterorden, zu Memphis, durch welchen die ganze Veränderung begonnen und ausgeführt wurde. Eine Hauptidee im Begriffe des Osiris, die sich durch das Morgen- und Abendland fortgepflanzt hat und ein besonderer Gegenstand der Mysterien war, ist die einer leidenden und sterbenden Gottheit. Daran hängt das ganze ägyptische Jahr mit seinen Festperioden und dem größten Theil des allgemeinen Tempeldienstes. Man findet diesen Grundbegriff im Parsismus, denn auch in der Mythos von Dschemschid und Mithras kommt die Idee von einem leidenden und sterbenden Gott vor; in Indien und Phönikien aber erscheint er noch ausgebildeter. Unstreitig liegt sie in der Vorstellung, daß der Körper der Kerker des Geistes sey, in welchen er, als er von seiner Vollkommenheit herabsank, verstoßen worden. Daran schloß sich die Lehre von der Seelenwanderung, um den entgegengesetz-

ten, mit jenem verbundenen Begriff von einem allmähligen Emporsteigen und Rückkehren zu Gott auszudrücken, was in den Mysterien späterer Völker noch weiter ausgeführt wurde.

Wenn übrigens von Osiris gesagt wird, er sey, wie Hermes und Typhon, ein Mensch gewesen, ein Mohr, von Aethiopien hergekommen, durch Adoption ein Sohn Amuns geworden und habe sich als König von Aegypten die Unsterblichkeit errungen; so heißt es auf der andern Seite wieder: Osiris ist auch Phthas und Amun, Amun, insofern die Gottheit die unoffenbarsten Urbilder der Dinge an das Licht bringt, Phthas, insofern sie Alles nach Wahrheit und ohne Fehl kunstreich vollendet, Osiris endlich, insofern sie Urheber des Guten und in Allem wohlthätig ist.

Isis.

Der Dienst der Isis verbreitete sich weiter, als der des Osiris, denn näher liegt den sinnlichen Menschen die Natur selber, als die solche belebende und befruchtende Kraft. Isis war es, die zuerst den Menschen die ihnen bisher unbekannte Frucht des Waizens und der Gerste darreichte, und wie jene einmahl die schreckliche Speise, das Fleisch der Menschen, mit den angenehmern vertauschten, vertauschten sie auch die wilde Lebensart mit der mildern, und zum Danke brachten die Aegypter stets die ersten abgemäheten Aehren zum Opfer der Isis dar. Kurz, was der Grieche von seiner Demeter erzählt, das rühmt der Aegypter von der Isis.

Isis kam nur durch Hilfe des allzeit hilfreichen Hermes zur Welt. Kronos und Rhea hatten sie mit ihren Geschwistern ungesetzlich erzeugt. Helios vernahm es und fluchte seiner Schwester, daß sie nicht in einem Monate, nicht in einem Jahre gebären sollte. Doch Hermes, der

die Göttinn liebte, fand ein Mittel, ihr zu helfen; er spielte mit dem Mond im Brete und gewann ihm fünf Tage ab, dadurch verschaffte er der Göttinn Zeit zur Geburt. Die fünf Tage wurden dann in Aegypten nicht bloß als Schalttage, sondern auch als die Geburttage ihrer Götter, Osiris, Isis, Arueris (Horus), Typhon und Nephthys gefeiert. Wie getreu sie ihrem Gatten beigestanden habe, haben wir bereits gesehen; als allgemeine Wohlthäterinn beschäftigte sich Isis insbesondere auch mit der Heilung menschlicher Krankheiten.

Man bildete sie auf verschiedene Weise ab, meistentheils aber als eine Frau mit der Weltkugel auf dem Kopfe, der zuweilen von dem Kuhkopf bedeckt, zuweilen von diesem sogar ersetzt ist, wie denn die Kuh, als ein Sinnbild der allnährenden Natur, ein ihr geheiligtes Thier war. Ihr Kleid ist ein knappanliegendes Untergewand und darüber ein Mantel. Der Kopf verhüllt die eigenthümliche ägyptische Priesterbinde. Gewöhnlich ist sie mit dem Lotos geschmückt, einer Pflanze, die in der morgenländischen Mythologie überhaupt eine große Rolle spielt. Häufig hat sie ihren Sohn, Horus, an der Brust. Auch hält sie gern das Sistrum, ein musikalisch scheinendes Werkzeug in der Hand, welches einige für einen Nilmesser halten, andere als ein Symbol der Elemente erklären, auch einen Wasserkrug, auf den Nil, den Osiris, deutend.

Isis wurde vorzüglich in Memphis, dann aber auch durch ganz Aegypten, verehrt. Jährlich feierte man ihr zu Ehren ein großes Fest, welches zehn Tage dauerte, mit allgemeiner Reinigung, Fasten und Enthaltung von allen sinnlichen Genüssen. Opfer waren Garben von allerlei Getraidearten, die zuletzt den Priestern überlassen wurden. Nur im Vollmonde opferte man ihr Schweine und eine Art von Antilopen.

Ihr Dienst ging nach Griechenland und Rom über. Sie hatte Tempel zu Phlias, zu Megara und zu Thitorea, wie zu Rom, wo sie, als heilende Göttinn, in großem Ansehen stand. Oefters wurden ihre Tempel geschlossen, weil sie die Unzucht entheiligte, aber noch unter den spätern Kaisern stand sie in solchem Ansehen, daß Domitian, Commodus und Caracalla sich in ihren Priesterorden einweihen liessen.

Horus.

Der ältere Sohn des Osiris und der Isis, der auch als ihr Bruder vorkommt, wiewohl nur durch Verwechselung, wurde von seinem Oheim Typhon, nachdem dieser seinen Vater besiegt hatte, auch verfolgt und getödtet, von seiner Mutter jedoch wieder belebt, und in der Folge von seinem Vater und ihr gemeinschaftlich in die Geheimnisse der Arzneikunde eingeweiht und mit der Gabe der Weissagung beschenkt. Auf die Ermahnung seiner Mutter sammelte er das Heer, mit welchem er den Typhon bekriegte; diesen griff er zum zweiten Mahl an, nachdem ihn seine Mutter entlassen hatte und besiegte ihn nach einem harten Kampfe völlig. Die Verehrung dieses Gottes geschah vorzüglich von der Zeit des längsten Tags bis zur Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Sein Bild war das eines Kindes, weil er auch die Hoffnung künftiger Ernten andeuten sollte.

Sein Oheim, Arueris, mit welchem er verwechselt wird, wird als das Symbol der unvollkommenen Materie angegeben; als solches kam er, zugleich mit Osiris und Isis, aber als ein verstümmeltes Wesen, auf die Welt. Man findet ihn abgebildet mit einem Habichtskopfe, Schleier und Hut, geharnischt und in der Linken einen Spies, in der Rechten einen Habicht haltend. Gleichwohl wird er auch von Einigen der Genius des Lichts und höchster Gott genannt und von den Griechen mit ihrem Apollon verglichen.

Serapis.

Serapis, auch Sarapis, wurde besonders in Memphis und Rhakotis verehrt und war, nach einigen, ein sehr alter, nach andern ein neuer Gott Aegyptens. Die ihn für alt halten, erklären ihn für einerlei mit Osiris. Die ihn für neu ausgeben, berufen sich auf seine Bildung, die nicht eigentlich ägyptisch sey. Er hat nemlich das Gefäß auf dem Kopfe, welches bald für ein Zeichen der höchsten Gottheit, bald für einen Nilmesser, bald für ein Getraidmaß, bald für ein Symbol der Billigkeit erklärt wird, einen Bart, und ein, den ganzen Leib bedeckendes Gewand. Diese Umstände sollten nicht bloß auf Neuheit, sondern auch auf ausländischen Ursprung hindeuten. Nun ist allerdings historisch, daß diese Gottheit von den Ptolemäern aus dem Pontus nach Alexandrien versetzt worden ist. Hier war er sodann die vornehmste Gottheit, ja der Schutzgott der Stadt. Man deutete ihn jedoch höchst verschieden und bald als Zeus und Amun, bald als Osiris, bald als Asklepias und Aïdoneus. Schon zu Alexanders Zeiten hielt man ihn für eine heilende Gottheit und hielt in seinem Tempel die Inkubation *). Als Aïdoneus aber galt Serapis, weil er Vorsteher der Mysterien und, wie sichs zeigte, Osiris, nach dessen Tod, war. Seine Verehrung war sehr ausgebreitet, er hatte allein in Aegypten 43 Tempel, unter denen das Serapeion bei Memphis der berühmteste war. Vielleicht, und dieß ist das wahrscheinlichste, war er ein astronomisches Wesen und bezeichnete die Sonne, insofern sie zur Zeit der Wintersonnenwende unter der Erde gehet und das untere Hemisphär durchlauft. Leicht damit ist zu vereinigen die Idee eines Todtengottes, welche man auch von Serapis auf-

*) Inkubation, das Uebernachten in Tempeln und geheiligten Orten, um Offenbarungen der Götter, oder die verlorne Gesundheit wieder zu erhalten.

stellte. Er ist dann der Osiris der Unterwelt, die er nebst der Isis beherrscht und Osiris selber, nachdem er getödtet war. Vielleicht kommt dann daher sein Gewand, als Mumie, die ganz verhüllt wurden, und sein Maß auf dem Kopfe, als das Maß der Gerechtigkeit, die er als Todtenrichter übt. Sein Cultus verdrängte den vormahls in Aegypten so heiligen Namen des Osiris fast ganz und gar, denn die Alexandriner verehrten den neuen Schutzgott ihrer Stadt vor allen andern Göttern, und die übrigen Aegypter, die es wußten, daß Serapis von Osiris nur in Nebengriffen verschieden sey, beteten ihren vaterländischen Gott unter dem Namen Serapis an, ohne mit ihren Beherrschern über diesen Namen zu streiten.

Die Unterwelt der Aegypter hieß, nach Plutarchos, Amenthes, der Ort, welcher empfängt und wiedergiebt; aber die Vorstellungen, welche sie davon hatten, sind uns ziemlich unbekannt, doch können wir das mit ziemlicher Gewißheit sagen, daß sie nicht zu allen Zeiten und immer dieselben gewesen seyen. Diodor von Sicilien berichtet, es sey in den ältesten Zeiten Sitte in Aegypten gewesen, nach dem Tode eines Mannes (wahrscheinlich nur eines angesehenen) durch ein eigenes Gericht von vierzig Personen darüber urtheilen zu lassen, ob der Verstorbene des Begräbnisses werth sey, oder nicht. Diese Sitte hat man wohl später auf die Unterwelt selber übergetragen und dort ein Todtengericht halten lassen. Von dem wo und wie aber ist nirgends und nur von einem Ueberfahren in einem Kahne undeutlich die Rede, welches wohl daher rühren mogte, daß die Todten in Unterägypten häufig auf Kähnen an die Begräbnißorte hingebracht wurden. Uebrigens ist sehr begreiflich, daß in den Mysterien eine hellere Lehre von der Bestimmung der Verstorbenen und von dem Schicksale der Seelen nach dem Tode des Leibes gegeben worden seyn mag, als unter dem rohen, sinnlichen Volke herrschen konnte, welches, wenn es ja an eine Fortdauer

nach dem Tode glaubte, diese nur als an den Leichnam gebunden sich vorzustellen im Stande war.

Bubastis.

Wie Serapis mit dem Osiris, so soll Bubastis mit der Isis, für deren Tochter sie ausgegeben wird, eine und dieselbe Göttinn seyn. Ihren Haupttempel hatte sie zu Bubastos in Unterägypten. Man ging zu demselben auf einem drei Stadien langen, 400 Schuh breiten, gepflasterten und auf beiden Seiten mit Baümen besetzten Weg. Er stand in der Mitte eines Wäldchens. Die Vorhöfe waren mit 6 Fuß hohen Bildsaülen besetzt. Alljährlich wallfahrteten die Aegypter zu hundert Tausenden nach diesem Tempel, die Männer bliesen auf Rohren, die Frauen machten großes Getöse mit Klapperblechen, sangen und klatschten in die Hände. Bei jeder Stadt am Ufer des Nils fuhren sie ans Ufer und wiederholten ihren Lärmen, einige schimpften auf die Frauen der Stadt, sangen und tanzten und standen auf anstößige Weise entblößt. Kamen sie nun nach Bubastos so begannen sie das Fest mit großen Opfern, wobei insbesondere mehr Wein aufgezehrt wurde, als sonst im ganzen Jahre. Herodot vergleicht diese Göttinn mit der griechischen Artemis. Sie scheint aber ein Symbol des Vollmondes (oder auch des Neumondes) gewesen zu seyn, welchem die Aegypter Einfluß auf die Geburt der Kinder zuschrieben. Ihr Stellvertreter war die Katze, mit einem Katzenkopfe wurde sie abgebildet.

Buto.

Den Bubastis gegenüber stehet die Göttinn Buto (griechisch Leto) der zu Ehren die Stadt Butis am Nil erbaut war. Hier hatte sie ihren Tempel, 40 Ellen hoch, aus einem einzigen Stein gehauen, der Sitz ihres Orakels, welches für das glaubwürdigste in Aegypten galt. Buto verbarg auf Bitten seiner Mutter den Sohn des getödteten Osiris, als ihn Typhon aufsuchte, auf einer schwim-

menden Insel und errettete ihn so vor dem Grimm seines Verfolgers. Darauf fand Buto erst göttliche Verehrung. Sie gilt übrigens für eine astronomische Gottheit, nemlich für den Neumond. Nach der natürlichen Deutung des Mythos von Osiris ist Buto der nächtliche Thau gewesen, der die verderblichen Wirkungen des tödtenden Südwindes hemmte.

Anubis.

Eine sehr wichtige Gottheit der Aegypter war der Anubis, oder Piermes, wie er, unter den acht ersten Göttern aufgezählt, auch genannt wird. Nicht bloß Tempel und Altäre, auch eine Stadt, Kynopolis, in Mittelägypten, war ihm zu Ehren erbaut. Anubis war, dem Mythos zufolge, ein Sohn des Osiris, den dieser einst, als er sich zu seiner Schwester Nephthys verirrte, mit ihr erzeugt hatte. Isis, die davon benachrichtiget wurde, suchte das Kind, das seine Mutter aus Furcht vor Typhon ausgesetzt hatte, mit Hunden auf und erzog es als das ihrige. Als der Knabe erwuchs, wurde er der treue Gefährte und Wächter seiner Eltern und aller Götter und leistete ihnen als Jäger und Schütze durch seine Treue und Aufmerksamkeit die wichtigsten Dienste. Diese Eigenschaften zusammen genommen bezeichnet der Hundskopf, mit welchem er gewöhnlich vorgestellt wird, indessen führt er auch als Bote seines Vaters, einen Heroldsstab. Seine Verehrung breitete sich weit über die Grenzen Aegyptens hinaus, in dem Lande selber aber wurde sein Name so heilig gehalten, daß ihn auszusprechen ein Verbrechen war. Als Aegypten griechisch wurde, bekam auch der Anubis griechische Formen und seitdem gab es einen alten und einen neuen.

Auch dieser Mythos unterliegt verschiedenen Deutungen. Physikalisch ist Nephthys die äußerste Grenze des Landes, wo es an das Meer stößt, deßwegen heißt sie auch Typhons Gemahlinn. Wird die Ueberschwemmung

des Nils so groß, daß sie sich auf jenes äußerste Grenzland erstreckt, so geräth Osiris zu des Typhon Gemahlinn. Es entsteht ein Bastard, neues Land wird angeschwemmt, welches nachher an das alte sich anschloß, Anubis wird der Begleiter der Isis. Unwahrscheinlich ist nichts in dieser Deutung, aber sie ist unvollständig, sie erklärt nicht, wie man das neue Land zum Hund habe machen können, wie Anubis zum Hunde wird.

Eine andere Erklärung ist astronomisch. Nach dieser ist Anubis der Horizont, der Grenzzirkel des Himmels, welcher das obere und untere Hemisphär theilt, in dem die Sonne auf- und untergeht. Er ist nicht Osiris erster Sohn (die täglich aufgehende Sonne), sondern ein unechter; er ist der Wächter der Götter, er läßt Sonne und Mond aus einer Halbkugel in die andere hinauf und hinab u. s. w. Darum wird er unter dem Bilde des Hundes dargestellt. Die Griechen haben aus ihm ihren Hermes gemacht — er heißt zuweilen Hermanubis, weil er, wie dieser, mit der Ober- und Unterwelt in Verbindung stehet.

Als Tagsgott ist er der Planet Merkur; aber er wird auch für den Sirius, oder großen Hund erklärt, der dem Stier, dem Symbol des Osiris und der Isis, immer folgt und den Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers ankündiget. Die Wichtigkeit dieses Sternbilds für Aegypten ist sehr groß; denn mit seinem Aufgange trat die Ueberschwemmung des Nils ein.

Harpokrates.

Den Harpokrates findet man fast immer in Gesellschaft seines Vaters, Osiris, abgebildet. Isis gebar ihn, den Osiris nach seinem Tode erzeugt hatte, um die Zeit des kürzesten Tages, wenn die Lotosblume sproßt. Er war zart, gebrechlich, lahm, und sitzt auf einer Lotosblume,

den Finger an den Mund haltend. Als Opfer brachte man ihm die Erstlinge der Hülsenfrüchte und Pfirsiche dar, auch Milch, namentlich diese an seinem jährlichen Feste. Sein Dienst war auch nach Rom gedrungen, allein seine Priester wurden wieder vertrieben.

Harpokrates wird für die Frühlingssonne erklärt, deren verjüngte Kraft durch ein neugebornes Kind, das auf einer Lotosblume sitzt, dem Symbol des feuchten Elements, angedeutet wird. In Zusammensetzungen hat er noch andere Bedeutungen. So ist er mit dem Krokodil verbunden das Bild des Lebens, er die Jugend, das Alles verschlingende Thier das Alter. Auch die Zeit stellet er vor, in Verbindung mit Krokodilen und andern Thieren. Bei den Griechen galt er insbesondere für den Gott des Stillschweigens und der verborgenen Geheimnisse, welches der Finger am Munde andeutet. Nicht selten wird er mit dem Horus vermischt und verwechselt und hat sodann den Wiedehopf, das Bild der Liebe zwischen Eltern und Kindern, um sich; er ist sodann Genius der Sonne, auf den sich Alles bezieht, was als Thaten der alten ägyptischen Könige erzählt wird. Daher nehmen ihn auch Einige für Phthas, als Kind dargestellt, denn Phthas war der vorzüglichste Beschützer der Könige und ihrer Gewalt.

Som.

Som, Dsom, auch Chon und Sem genannt, ist der ägyptische Herakles und gehört unter die zwölf großen himmlischen Götter. Nach Einigen hat er keinen Anfang, nach Andern ist er ein Sohn des Nils, und Herodot erzählt, er sey 17000 Jahre vor der Regierung des Königs Amasis da gewesen. Vielleicht will das nichts weiter sagen, als daß man schon damahls astronomische Berechnungen in Aegypten gehabt habe, denn offenbar ist unter diesem Gott nichts weiter zu verstehen, als der Jahreskreis, der Umlauf der Sonne und der übrigen Gestirne.

Thot.

Unter dem Namen Thot, Thoyt, (dem syrischen Taaut, Teut) verehrten die Aegypter den Erfinder aller Künste und Wissenschaften. Die Griechen nannten ihn Hermes. Thot ist ein Freund und Vertrauter des Osiris gewesen und hat ihm in seinen Bemühungen um die Cultur des Landes und die Ausbreitung der Wissenschaften beigestanden. Alle seine Kenntnisse grub er in Saülen, von denen noch die späte Nachwelt lernte. Er war der erste unter den 12 großen Göttern, also der erste Monat, der erste Tag im Jahr, das Jahr selber und Alles, was darin vorgeht. Es ist der Thot eine förmliche Ausbildung der Astronomie, eine Uebertragung der Götterhieroglyphen auf Kalenderhieroglyphen. Wahrscheinlich ist auch, daß Thot in Memphis war, was Osiris in Thebe, die memphitische Priesterkaste, und der Inbegriff ihrer Religionreformen. Uebrigens ist noch unentschieden, ob Thot ursprünglich Aegypten angehört, oder Phönikien, welches sich ihn als Taaut zueignet.

Wir wenden uns nun zu den lebenden Göttern Aegyptens und zwar zuerst zu dem vornehmsten derselben, dem

Apis.

Es war dieser Apis ein heiliger, zu Memphis insbesondere, aber dabei auch in ganz Aegypten göttlich verehrter Ochse, oder Stier, ursprünglich wohl nichts anderes, als ein Fetisch, der später mit der Lehre von Osiris und Isis in Verbindung gebracht, höhere Bedeutung gewann, größeres Ansehen erhielt. Eigentlich waren ihrer zwei, Apis und Mnevis, und es ist noch nicht entschieden, ob der erstere der Isis und der zweite dem Osiris, oder ob beide dem Osiris geweihet waren. Daß auch Isis Antheil an dem Apis hatte, gehet daraus hervor, daß dieser, neben den Zeichen der Sonne, auch Zeichen des Mondes an sich haben mußte.

Ueber seine Verbindung mit Osiris sind die alten Schriftsteller nicht einig, manche behaupten, er sey ganz eins mit ihm, folglich ein bloßes Symbol von ihm gewesen und nur um des Osiris willen verehrt worden; andere behaupten die Selbstständigkeit des Ochsen, der verehrt worden sey, weil die Seele des Osiris in ihm gewohnt habe. Mit Osiris also und Isis in so genauer Verbindung, mußte er es auch mit der Sonne, dem Monde, dem Nil, dem Lande seyn, daher mußte er nicht nur solche Flecken und Zeichen an sich haben, die auf diese Gottheiten Bezug nahmen, sondern auch manches mit sich vornehmen lassen, das auf den Nil anspielte; er wurde nach Nilopolis gebracht, sein Geburtfest mit dem Anfange des Wachsthums des Nils gefeiert, er selber zuletzt in einen Brunnen gestürzt. Da aber die Verehrung des Osiris und der Isis allgemein war, so mußte es auch die des Apis und des Mnevis seyn; es ist aber wohl nur zufälligen Ursachen zuzuschreiben, daß der Dienst des letztern in Verfall und am Ende in Vergessenheit gerieth. Es war allgemeiner Glaube, daß der Apis durch einen Lichtstrahl von dem Monde erzeugt wurde; erkannt wurde er aber an seinen Flecken. Schwarz von Farbe mußte er auf der Stirn ein weißes Dreieck haben, auf der rechten Seite einen weißen, halbmondförmigen Flecken und unter der Zunge einen Knoten, in Gestalt eines Käfers. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Priester diese Zeichen selber gemacht haben, daher konnte ihnen die Art nicht ausgehen; es mußte jedoch immer auch einige Zeit vergehen, bis sie wieder einen solchen Ochsen zubereitet hatten. Wenn er aufgefunden war, wurde er mit dem Neumonde auf einem prächtigen Fahrzeuge auf dem Nil nach Heliopolis gebracht, wo er von den Priestern 40 Tage lang gefüttert wurde und von Frauenzimmern Aufwartungen erhielt, die uns von der äussersten Unanständigkeit scheinen müssen. Nach dieser Zeit durfte ihm kein Weib mehr nahe kommen. Von Heliopolis brachte man ihn nach Memphis, wo er seinen Tempel mit

zwei Hallen, oder Capellen hatte. Davor war ein groſser Hof, auf welchem er sich Bewegung machen konnte. Doch lieſsen ihn die Priester auſser seiner Wohnung nicht leicht sehen. Einmahl im Jahre wurde ihm eine Kuh, die gleichfalls besondere Zeichen haben muſste, vorgeführt, aber gleich darauf getödtet. Der Apis gab Orakel. Er war schon eine gute oder schlimme Vorbedeutung, wenn er in die eine, oder die andere seiner Kapellen ging, aber es war auch vorbedeutend, wenn er Futter aus der Hand des Fragenden annahm, oder nicht. Knaben, die immer um ihn waren, erhielten durch ihn die Gabe der Weissagung. Man verehrte ihn durch Opfer, sogar von andern Ochsen, und durch Feste, namentlich durch sein Geburtfest beim Anschnellen des Nils, welches sieben Tage dauerte. Man warf dabei eine goldene Schale in den Fluſs und glaubte, daſs auch die Krokodile, so lang das Fest dauerte, zahm wären. Starb der Apis, so wurde er öffentlich mit groſsen Ceremonieen im Tempel des Serapis begraben. Wurde er 25 Jahre alt, so tödteten ihn die Priester und stürzten ihn heimlich in einen Brunnen, welches astronomische Ursachen gehabt haben mag. Nach seinem Tode trat allgemeine Landestrauer ein, welche so lange währte, bis die Priester glücklich, oder geschickt genug waren, seinen Nachfolger zu finden, der dann mit einem eben so allgemeinen Freudenfeste empfangen wurde.

Mendes.

Als ein Gegenstück des Apis kann ein Bock, Mendes (Pan), angesehen werden, der zu Chemmis unterhalten und auf ähnliche Weise verehrt wurde. Auch er war ein lebendes Symbol der belebenden und erzeugenden Kraft der Natur, bezog sich aber zugleich auf das Sternbild des Thierkreises, den Widder, der neben dem des Stiers (des Apis) da, wo die Sonne in das Frühlingsäquinoktium eintritt, stehet.

Mendes, auch Esmun, der Achte genannt, und von den Griechen für Pan erklärt, gehörte unter die acht Gottheiten des ersten Ranges bei den Aegyptern und demnach zur astronomischen Theologie. Man nimt ihn für den Himmel selbst, während die andern sieben Gottheiten die übrigen sieben Planeten sind.

Von Symbolen des Heiligen aus Aegypten sind zu erwähnen: Der Kanopus, der Sphinx und Phönix.

Kanopus.

Die Aegypter hatten bei ihren Heiligthümern unter andern auch große weitbauchige Gefäße, worin das heilige, erquickende Nilwasser aufbewahrt wurde. Diesen Krügen setzte man häufig Köpfe von Menschen und Göttern auf, gab ihnen auch wohl Hände und Füße und bezeichnete damit den Geist, die Macht und die übrigen wohlthätigen und großen Eigenschaften der Natur, d. i. der Gottheit. Dieß sind die Kanopen, Kanoben, nach der gewöhnlichen und wahrscheinlichsten Meinung.

Es fehlt indessen nicht an solchen, welche behaupten, die alten Aegypter hätten unter dem Namen Kanopus, Kanobos, einen der Naturgötter verehrt, die man vorzugsweise bald die großen, bald die guten genannt. Diesen Naturgott habe man denn in der Gestalt des Nilkrugs abgebildet. Man will dabei behaupten, Kanobos sey Kneph, Knuph selber, und leitete von diesem Namen den der Stadt Kanobos ab, und in der That wurden Kneph und Thot in Memphis und Kanobos gemeinschaftlich und am meisten verehrt. Im Zeitalter der Ptolemäer wurden diese Bilder, die früher viel einfacher gewesen waren, reicher und mannichfaltiger ausgestattet und zur Versendung des Nilwassers im Lande sowohl, als in das Ausland, in verschiedener Größe und zu allen Preisen verfertigt.

Sphinx.

Sphinx.

Dem gemeinen Sinne erscheint auch die Gestalt der Sphinxe als ein wunderliches Gebilde der menschlichen Phantasie; sie hat jedoch eine tiefe Bedeutung. Der ägyptische Sphinx ist ein ruhender Löwe mit einem Menschenkopfe, über welchen, wiewohl nicht immer, die ägyptische Priesterbinde herabhängt. Er wurde von den Aegyptern gewöhnlich vor den Tempeln aufgestellt, als ein heiliges Symbol der Stärke und des Verstandes der Götter. Das Wort Sphinx selber bedeutet die Verbindung der Tugenden, oder die Harmonie der Dinge.

Bei den Griechen, welche den Sphinx über Phönikien erhielten, hat er mit dem Geschlechte auch die Bedeutung verändert.

Phönix.

Von diesem Wundervogel erzählt Horapollo, er sey ein Sonnensymbol und, so oft er geboren werde, erneue sich Alles. Herodot aber sagt: Es giebt bei den Aegyptern noch einen andern heiligen Vogel, den Phönix. Ich habe ihn aber nur gemahlt gesehen, denn er kommt selten, nur etwa alle 500 Jahre und wenn sein Vater gestorben ist. In dem Gemählde hat er goldene und rothe Federn und die Gestalt und Größe eines Adlers. In Heliopolis erzählt man, er komme aus Arabien, bringe seinen Vater, in Myrrhen eingewickelt, dahin und begrabe ihn in dem Sonnentempel daselbst. Anders und anders gestaltet sich aber der Mythos vom Phönix, und wenn er bei dem einen am Ende seines Lebens selber in seinem Neste sich verbrennt und sodann aus seiner eigenen Asche verjüngt wieder hervorgeht; so überströmt er bei einem andern sein Sterbelager mit seiner Zeugungkraft, um sich selber aus sich zu entwickeln. Mannichfaltig sind auch die Deutungen dieses Mythos, die sich indessen alle darin vereinigen, daß er das Symbol der Erneuerung aller Dinge

mit der Wiederkehr der Sonne sey. Phönix heißt übrigens auch die Palme, die ein heiliger Baum bei den Aegyptern war und ein Symbol des Jahreszyklos, weil sie alle Monate neue Zweige ansetzt, und wenn sie abgehauen oder verbrannt wird, aus ihrer Wurzel wieder neu hervorgehet.

Wie nun dieses ganze Religionsystem das Gepräge der symbolischen Darstellung der Natur-Kräfte und Wirkungen und Erscheinungen an sich trägt, wenn auch hie und da etwas Historisches oder rein Spekulatives hervortrit; so finden wir auch noch einzelne natürliche Gegenstände, welchen, wegen ausgezeichneter Dienste, die sie leisteten, oder vorzüglicher Eigenschaften, die sie an sich hatten, Heiligkeit beigelegt und Verehrung bewiesen wurde. Dahin gehörte der Ibis, eine Art Reiher, der die Frösche im Nil verminderte und dadurch nützlich wurde. Aber auch das Nilpferd, der Sperber, das Krokodil, der Ichneumon, der Affe und namentlich eine gewisse Art desselben, die Schlange, ein Käfergeschlecht, und aus dem Pflanzenreiche der Lotos, der fast bei allen ägyptischen Göttern Attribut ist, der Knoblauch und die Zwiebel galten für heilig, theils weil sie die gewaltige, wenn auch nachtheilige Macht der Natur, theils das Wunderbare derselben darstellten, theils in ihrer Form das Wesen der Welt ausdrückten, wie z. B. die Zwiebel, die, in ihrer runden, in mehre Schalen gehüllten Figur, ein Sinnbild der Welt gewesen seyn soll.

Entkleidet man aber dieses Religionsystem von den Hüllen, welche die Zeit, die Umstände, der Aberglaube und die Spekulation darum geschlagen haben, so findet man die zwei Hauptlehren aller Religion, nemlich: "Es giebt einen unendlichen Geist, den Urheber und Erhalter der ganzen Welt" und "die menschliche Seele ist unsterblich." Der unendliche Geist, "Amun," erscheint in sei-

nen drei Haupteigenschaften, als Phthas, Neïth und Kneph — auch hier, wie so häufig, eine Trias — oder Macht, Weisheit und Güte. Das Uebrige in der Religion der Aegypter bestand größtentheils in Allegorieen, welche den Lauf der Gestirne, ihre Wirkungen auf die Erde und die auffallenden, wohlthätig sowohl als nachtheilig wirkenden Erscheinungen der Natur symbolisiren. Das unwissende, und von seinen Priestern geflissentlich in Unwissenheit erhaltene Volk hat die Symbole mit dem Wesentlichen verwechselt, das Zeichen für die Sache genommen.

Die Priester der Aegypter, Mager, Magier genannt, wie in Persien, eine besondere Kaste, aus welcher die Könige selber genommen waren, nährten sich von den Opfern, welche die Glaubigen brachten; aber sie hüteten sich wohl, diese Glaubigen körperlich zu berühren, weil sie unrein davon wurden.

Waschungen und Fasten waren etwas sehr Gewöhnliches bei ihnen, besonders aber vor einem Opfer. Wurde ein solches der Isis gebracht, welches immer ein Ochse seyn mußte, so wurde über dasselbe gebetet, dann dem Thiere mit einem Säbel der Kopf abgeschlagen und die Haut abgezogen; darauf füllte man den ausgenommenen Leib mit Brot, Honig, Weintrauben, Feigen, Weihrauch und Gewürzen, die äußern Theile aber hieben die Priester ab und verbrannten sie auf dem Opferaltare, indem sie reichlich Oel zugossen. Während das Opfer brannte, geisselten sie sich unter einander eifrig und tüchtig, nachher aber setzten sie sich friedlich und freundlich zur Opfermahlzeit zusammen.

Der ägyptische Cultus zählte sechs Hauptfeste das Jahr über, zu welchen das Volk viele Meilen weit zu Tausenden herwallte. Bei einem dieser Feste, zu Papremis, führten sie den Gott — den Ertosi, sagt man, einen von

den 12 großen Göttern, der dem Griechischen Ares entspricht — auf einem Wagen zu der Tempelhalle seiner Mutter, fanden jedoch da einen Haufen anderer Priester, mit Prügeln in den Händen, die ihr Vorhaben hindern wollten. Darüber kam es zwischen den beiden Parteien zu einer Schlacht, in welcher, obschon Schädel eingeschlagen und Arme und Beine zerschmettert wurden, dem frommen Glauben nach, Niemand jemahls das Leben verlor. Die Priester des ankommenden Gottes siegten, wenn auch nur mit Mühe, jedes Mahl, weil sie stets neue Hilfe bekamen. Dieser Kampf nun sollte auf den Conflikt des männlichen und des weiblichen Princips, oder auf den Kampf zwischen Materie und Geist hindeuten.

Die Tempel der Aegypter, einfach gebaut, hatten alle das Eigene, daß sie von gepflasterten, sehr großen Vorhöfen umgeben waren, auf welchen hie und da Sphinxe und Obelisken *) standen. Das Tempelhaus selber bestand aus zwei Abtheilungen, einem Heiligen und einem Allerheiligsten. Nicht immer waren Götterbilder in diesen Tempeln, allezeit aber fanden sich an dem Schiffe des Tempels zwei Nebengebäude, welche heilige Bilder enthielten.

In Aegypten gab es Orakel, worunter das bekannteste das des Amun in der Wüste war. Von den ägyptischen verbreiteten sich dann dergleichen Anstalten über Griechenland und andere Länder.

Noch verdienen die Pyramiden der Erwähnung, als Begräbnisse, wie man sonst allgemein annahm, der alten Könige, viel wahrscheinlicher jedoch als Bilder der

---

*) O-bel-iskos, eine griechische Wortbildung, worin der Name: Bel, das babylonische Wort für Feuer, Flamme, Sonne, die Hauptsylbe ist; folglich Feuersaüle, Sonnensaüle.

Sonne, des Feuers. Ihrer standen sehr viele im Lande umher, immer in Gruppen beisammen. Noch stehen dergleichen, die größten bei Gizeh, die allergrößte bei Memphis. An dieser sollen einhunderttausend Menschen zwanzig Jahre ununterbrochen gearbeitet haben.

In den Höhlungen und Gängen der Pyramiden, weit mehr noch aber in andern unterirdischen Gewölben findet man noch jetzt zuweilen die bekannten Mumien, welche Dankbarkeit und Verehrung, verbunden mit religiösem Aberglauben geschaffen haben. Sie sind zum Theil in Leinwandstreifen gewickelt, welche mit Hieroglyphen *) beschrieben sind, andere in Kattunstreifen gehüllt, haben Buchstabenschrift. Jene sind aus früherer Zeit. Von den Mumien sagt uns die Forschung: Die Leichname wurden mit dem äthiopischen Stein aufgeschnitten, demselben, womit die Beschneidung geschah — die Beschneidung gehörte unter die Religiongebraüche der Priesterkaste in Aegypten und Aethiopien — die Beschneidung aber war Weihe zum höhern Leben. Die ausgeweideten Leichname wurden mit Palmwein gewaschen; die Palme aber war das Bild der Jugend, des immer wiederkehrenden Lebens. Die Einbalsamirung dauerte 40, auch 70 Tage, beides heilige Zahlen, welche Fruchtbarkeit und Leben bedeuten. Die Leichname wurden zuletzt in einen Sarg von Sykomoren gelegt, dieser Baum aber ist das heilige, lebendige Holz. So war das Mumisiren durchaus eine Weihe zu einem neuen, höhern Leben. In Höhlen und Grotten fand man die Mumien, wie denn Höhlen und Grotten, sowohl von der Natur geschaffen, als von der Kunst gebaut, auch in Aegypten sehr haüfig als heilige Orte, als Tempel der Natur

*) Die neueste Zeit will entdeckt haben, daß die Hieroglyphen, welche bisher allgemein für Bilderschrift gegolten haben, nichts anders seyen, als eine reine Buchstabenschrift.

und der Götter angesehen wurden. Und hier ist insbesondere des Labyrinths zu gedenken. Dieses erstaunenswerthe Gebäude befand sich in Mittelägypten, oberhalb des Sees Möris, unweit Krokodilopolis. Ueber seine Erbauer sind die Geschichtschreiber nicht einig. Es soll unter einem gemeinschaftlichen Dache zwölf (nach andern gar sieben und zwanzig) verschiedene Palläste enthalten haben, sechs gegen Süden und so viel gegen Norden. Alle waren von einer gemeinschaftlichen Mauer umschlossen, die Wege aber, die die Palläste verbanden, so verschlungen und verwickelt angelegt, daß kein Unbekannter sich wieder herausfinden konnte. Die Palläste enthielten zusammen dreitausend Zimmer, die Hälfte über, die Hälfte unter der Erde. In den leztern sollen sich die Särge der Erbauer und der heiligen Thiere befunden, die über der Erde aber alle andern menschlichen Werke dieser Art weit übertroffen haben. Es sollen noch etwa hundert und fünfzig dieser Zimmer zugänglich seyn. Dieß sind ältere, unbestimmte und daher auch nicht zuverlässige Nachrichten. Neuere Forscher vermuthen, daß die 3000 Gemächer des Labyrinths, halb über halb unter der Erde, auf den Sonnen- und Planeten-Lauf in der obern und untern Hemisphäre, so wie dem Geiste des Alterthums gemäs, auf den Weg der Seelen durch den Thierkreis, Bezug gehabt haben. Von andern alten Baudenkmahlen, die auf Religion und Cultus Bezug haben, sind die wichtigsten Entdeckungen in den neuesten Zeiten gemacht worden durch die französische Expedition nach Aegypten unter Bonaparte. Sie betreffen vorzüglich die Ruinen des alten Thebens. Diese liegen auf beiden Seiten des Nils und theilen sich auch wieder in Anlagen über und unter der Erde, deren letztere meistens zu Todtenwohnungen bestimmt waren. Ueber der Erde hat man gefunden, auf der Westseite des Nils, die Trümmer einer großen Rennbahn von 6000 Fuß Länge, die eine Einfassung auf beiden Seiten hatte mit 50 Eingängen, oder Thoren, wovon noch 39 erkennbar sind.

Alles Uebrige ist auf Hügel zusammen gesunken. Doch sieht man hie und da noch Spuren von prächtiger Architektur und Bildhauerkunst. Am Ende dieses Platzes stehen die Ruinen eines Pallastes und eines Tempels, welcher letztere gänzlich in Trümmern liegt. Der erstere ist in einzelnen Theilen noch wohl erhalten und man findet Wandgemählde darin, die auf Staatsbegebenheiten und Cultus Bezug haben, wovon die Farben noch jetzt völlig lebendig sind. Weiterhin ist das Feld der Kolossen, wo man noch 17 dergleichen, theils ganz, theils halb aufrecht, theils umgestürzt findet. Zwei davon haben 48 Fuß Höhe, ohne ihr Fußgestell, der eine ist aus einem Stück Stein, der andere aus mehren zusammengesetzt, und aus den Inschriften geht hervor, daß dieß der berühmte Memnon ist. Die andern Ueberbleibsel von Mauern und Saülengängen und dergleichen erwecken die Vermuthung, daß einst hier ein Gebaüde gestanden habe von mehr als 1800 Fuß Länge, wie es denn bekannt ägyptische Sitte war, Bildsaülen nirgends anders als in oder vor Gebaüden aufzustellen. Noch weiter nördlich stehet das Grabmahl des Osymandias und ein Pallast, den einige für den desselben Heros, andere für den des Sesostris erklären. Diese Ruinen gehören zu den merkwürdigsten. Man sieht noch die herrlichsten Pylonen *), Saülen, Kariatidenpfeiler und Trümmer von ungeheurn Kolossen. Von dem Ring, dessen Diodor erwähnt, fand man nichts. Westlich von diesem Pallaste stehet ein Tempel der Isis, noch sehr gut erhalten, besonders sind die Farben der Gemählde, womit die Wände überdeckt sind in ihrem vollen Glanze. Von diesem Tempel ging eine Alle von kolossalen Fußgestellen (auf welchen sonst Sphin-

*) Pylonen sind die griechischen Propyläen, Eingänge zu den Gebaüden, bestehend aus zwei Pyramiden, die, durch enen gewaltigen Schwibbogen verbunden, ein Thor bilden.

re gestanden haben sollen, 200 an der Zahl) bis zu einem andern Gebäude, wovon noch Trümmer vorhanden sind.

Noch großartiger sollen die Denkmahle auf der Ostseite des Nils seyn, besonders die Ruinen von Karnak, die auf einer durch Kunst gemachten und mit einer Mauer von Backsteinen umgebenen Erhöhung von $^3/_4$ deutscher Meilen im Umfange liegen. Hier hat ein Pallast gestanden, von welchem noch ein Saal vorhanden ist, der 470 Fuß Länge und 400 Breite hat. Die Decke desselben, die aus ungeheuern Steinblöcken besteht, ruht auf 134 Säulen, von 65 Fuß Höhe und 10 Fuß Dicke. Alles ist von unten bis oben mit religiösen Bildwerken verziert. Mehrmahls sieht man die Prozession mit dem heiligen Schiffe des Ammon. Aus diesem Saale geht es in einen Hof, in welchem das gewesene Wohnhaus stehet, gleichfalls innen und aussen mit Reliefs von religiöser Bedeutung geziert. Südlich von diesen liegen die Trümmer des großen Ammontempels, die, wie sie, unverkennbare Spuren an sich tragen, daß Pallast und Tempel aus Trümmern von früher vorhanden gewesenen Gebäuden zusammengesetzt sind.

Denkmahle unter der Erde fanden sich nur an der Westseite des Nils, es waren theils Grotten zu Wohnungen, theils Katakomben zu Volksbegräbnissen, theils Königsgräber. Von den Grotten bemerkte man nur eine Anlage unweit des Pallastes des Osymandies, wo Zimmer und Säle in drei Stockwerken über einander und die Wände mit den künstlichsten Sculpturen beeckt sind, obgleich niemahls das Tageslicht auf sie fallen kann. Katakomben gab es bei jeder ägyptischen Stadt; aber die schönsten sind die bei Theben. Sie liegen in dem steilen Gebirge übereinander, die untern sind die größten und schönsten. Im Innern findet man Säle, Gemächer, Gallerien und Mumienbrunnen, Alles mit bunten Reliefs oder

Freskomalerei auf das reichste verziert. Hier fand man Rollen von Papyrus mit Charakteren beschrieben, die zum Theil noch nicht entziffert sind. Eben so sind die Königsgräber, im Innern der libyschen Bergkette, Grotten, deren Tiefe von 50 bis 360 Fuß wechselt. Unter den hier befindlichen Gemächern ist eins der Hauptsaal, in welchem, auf einer Erhöhung, der Sarkophag mit den Gebeinen des Königs stand. Auch hier ist Alles reich verziert.

Die Betrachtung dieser Wunderwerke Aegyptens, sagt ein neuer Weiser, erregt die Idee, daß dieses Reich einst eine lange Periode durchlebte, wo veredelter Geschmack, Künste und Wissenschaften, mit einem Worte, Cultur, in einem so hohen Grade herrschten, wie sie in gewissen Rücksichten selbst von keinem europäischen Volke erreicht worden sind. Da unleugbar Religion der Haupthebel war, der in diesem Lande so gewaltige Kräfte in Bewegung setzte, so werden wir zu ganz andern Urtheilen über diese Religion veranlaßt, als die sind, welche der spätere Aberglaube, in welchen sie ausartete, uns abnöthigt. Theben war einst die Hauptstadt eines Reichs, das einen Theil von Afrika und einen noch größern von Asien umfaßte, und die Sagen von den Eroberungen des Osymandias und Sesostris erhalten durch die Sculpturen an den Pallästen Thebens historische Giltigkeit. Auf einigen Vorstellungen ist die Scene des Siegs offenbar in entfernten Ländern, wahrscheinlich an den Ufern des Ganges. Diese Länder, besonders die südlichen, müssen einst in einem genauern Zusammenhang gestanden haben; ein Welthandel gehörte dazu, um alle die Gegenstände des Luxus, die wir hier erblicken, nach dem Nilthale zu bringen, das sie nicht selber erzeugen konnte.

Die Denkmähler Aegyptens müssen aus sehr verschiedenen Zeitaltern seyn. Die großen Palläste und Tempel sind nicht das Werk eines Königs, sondern mehrer gewe-

sen; vielleicht verflossen Jahrhunderte von ihrem Anfang bis zu ihrer Vollendung. In einem der Königsgräber findet sich ein astronomisches Tableau, welches das Frühlingsäquinoktium in das Zeichen des Stiers setzt *); dann könnte die Errichtung dieses Denkmahls nicht früher als 4000 und nicht später als 1700 Jahre vor Christus gesetzt werden. Ueberhaupt scheint die glänzendste Periode von Theben in dem Zeitraume von 1500 bis 3000, vielleicht 4000 Jahre vor Christus zu fallen, und man kann ihr wenigstens eine tausendjährige Dauer beilegen. Nach Strabo zählte man bei Theben über 40 Gräber von Königen, die in Theben herrschten, also ehe noch nach Vertreibung der Hykfos **) die Residenz nach Memphis verlegt wurde. Diese Periode von 40 Königen beträgt schon über 1000 Jahre. In ihren Grabmählern findet man aber die Kunst bereits vollendet, welcher Zeitraum mußte also schon vorhergegangen seyn, ehe solche Werke angelegt werden konnten. Einige historische Reliefs scheinen aber die Vertreibung der Hykfos vorzustellen und also wahrscheinlich erst am Ende jenes Zeitraumes, um 1500 vor Christus, verfertigt zu seyn; auch ist nicht zu läugnen, daß einige Anbauungen an die ältern Gebäude erst in die Periode der Ptolemäer gesetzt werden müssen.

Der gelehrte Verfasser dieser Bemerkungen, die, wenn sie auch im Einzelnen hie und da Widerspruch leiden, im

---

*) Die Entstehung der meisten Mythen fällt in die Periode, wo die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche mit dem Zeichen des Stiers zusammenfällt.

**) Hykfos, das Reich der Hirtenkönige, war um's Jahr 2000 v. Chr. in Aegypten entstanden, indem asiatische Nomadenhorden einbrachen und das friedliche Volk unterjochten. Die Vertreibung der Hykfos fällt in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vor Chr.

Ganzen für völlig richtig erkannt werden müssen, macht auch eine Vergleichung zwischen den Aegyptern und den Indiern, welche eben so treffend und scharfsinnig ist. Er zeigt, daß bei den Indiern und Aegyptern dieselbe Kasteneinrichtung statt gefunden, daß nur die höhern Kasten als das Volk angesehen werden können, indem die niederste nur willenlose Sclaven enthielt; daß Farbe und Bildung bei beiden Völkern einerlei gewesen; daß dieselbe Staatsverfassung unter beiden geherrscht habe; daß der religiöse Cultus an Opfern und Ceremonieen, an Wallfahrten, Prozessionen und Büßungen, die auffallendste Aehnlichkeit darbiete und die religiösen Lehren, wie die von der Seelenwanderung, ganz dieselben gewesen seyen: und so macht er es sehr wahrscheinlich, daß die Aegypter entweder von den Indiern selber abstammen, oder doch zum wenigsten ihre Cultur, ihre Religion und Sitten von ihnen empfangen haben. Größtentheils aber weisen diese auf die Periode des Schiwaismus hin, denn Osiris *) ist kein anderer, als Schiwa-Mohadewa, dessen heiligen Stier Nundi wir in dem ägyptischen Apis, dessen Phallus- und Lingamdienst wir an den Ufern des Nils wiederfinden.

Als das Christenthum nach Aegypten kam, verband sich der alte heidnische Aberglaube damit und brachte die sonderbarsten Erscheinungen hervor. Ausserdem, daß die Neigung der Aegypter zu einen unthätigen, beschaulichen Leben den ersten Anlaß zur Entstehung des Einsiedler- und Mönchslebens gab, grub man, wie seit mehren Jahrhunderten schon heidnische, jetzt auch mitunter christliche Ideen darstellende Figuren und Inschriften auf edle

---

*) Will man doch sogar den Namen "Osiris" von dem Beinamen des Schiwa, "Ischwara," und den der Isis von einem andern Beinamen "Issa," der auch seiner Gemahlin beigelegt wird, ableiten.

Steine und trug diese Amulettte zum Schutz gegen Krankheiten und andere Unfälle bei sich. Man nannte diese Steine Abraras, ein Wort, dessen Buchstaben die Zahl 365, also das Sonnenjahr ausmachen sollen, also eine deutliche Hinweisung auf ihre Verbindung mit Osiris und der ganzen ägyptischen Mythologie.

Uebergehend zu dem

Religionsystem der Hellenen

werden wir uns am leichtesten in den Stand setzen, solches zu übersehen, wenn wir zuerst auf die Kosmogonieen des Orpheus und sodann auf die Nachrichten, welche uns Homer und Hesiod geben, einen Blick werfen.

Orpheus.

Nach den gewöhnlichsten Angaben war Orpheus ein Sohn der Muse Kalliope und des Apollon und von Linos zugleich mit Herakles und Thamyris erzogen und unterrichtet. Sein süßer Gesang, den er mit der siebensaitigen Leier unterstützte, zog Felsen und Bäume ihm nach, bezähmte die reissenden Thiere der Bergwälder und bändigte Ungewitter und Meerstürme. Die Dichter nennen ihn König von Thrakien, aber die Geschichtschreiber kennen ihn nicht. Die unter seinem Namen noch vorhandene, wiewohl unstreitig ältere, Argonautik nennt ihn Beherrscher der heerdenreichen Kikonen, und in dieselbe Gegend, den Ismaros und den benachbarten Hebros, setzt auch Ovid die Hochzeitfeier desselben mit Eurydike, einer Nymphe, welche am Tage ihrer Verbindung, von einer Wasserschlange gebissen, sterben mußte. Orpheus nahete sich, klagend über seinen unersezlichen Verlust, dem Orkos und zum ersten Mahle wurden hier Herzen gerührt, welche immer nur unempfindlich gewesen waren; Persephone insbesondere wurde erweicht und bewog durch

ihr Flehen auch ihren Gatten, dem unglücklichen Sänger die Geliebte zurückzugeben. Dieser gewährte, mit der Bedingung, daß Orpheus, dem sie folgen solle, nicht zurücksähe, bis er mit ihr die Oberwelt erreicht hätte. Schon erblickte er das freundliche Licht des Tages von fern, als ihn die Sehnsucht drang, einen Blick zurückzuthun, ob auch Eurydike ihm folge. Doch mit einem graunvollen Donnerschlag wurde in diesem Augenblicke die geliebte Frau wieder in den Hades hinabgerissen. Ihre Wehklage zerriß das Ohr und das Herz des Gatten, aber vergeblich klagt und sehnt er sich, zum zweiten Mahl wird Pluto nicht bewegt. Lange hielt ihn sein Schmerz zurück von jeder Theilnahme am Menschenleben, bis endlich, als die Argonauten zusammentraten, auch er, aufgefordert, Theil nahm an der gefahrvollen Fahrt, und der Gesellschaft wichtige Dienste leistete. Zuletzt gerieth er, auf einer seiner Irrfahrten, unter einen Haufen kikonischer Weiber, die dem Bakchos ein Fest feierten, und ward von den wütenden in Stücke zerrissen. Seine Leier und sein Haupt nahm der Hebrosfluß auf und trug sie nach Lesbos. Nach einigen ist Orpheus schon als junger Mann also ermordet worden, weil die Mänaden über seine allzugroße eheliche Treue erbittert waren, hat also keinen Theil an der Argonautenfahrt genommen. Indessen scheint seinem Mythos doch Geschichte zum Grunde zu liegen und Orpheus hat wahrscheinlich einen großen Theil seines Lebens auf Reisen zugebracht, und ist namentlich in Aegypten gewesen; denn das ganze Alterthum berichtet einstimmig von Orpheus, daß er der Stifter der Mysterien gewesen, daß er die Götterlehre vermehrt und berichtigt, daß er eine besondere, die moralische Reinheit befördernde Lebensweise eingeführt habe; und alle diese Anordnungen, so wie der Inhalt seiner Lehren, weisen uns auf Aegypten hin. Seine Lehren über die Götter und den Dienst derselben, wegen welcher er schon früh der Theolog genannt wird, breiteten sich über ganz Hellas aus.

Die Kosmogonie des Orpheus lautete bei den verschiedenen Ueberlieferern verschieden. Natürlich, denn wenn es auch ein Individuum, Orpheus genannt, gab, so bezeichnet doch dieser Name gewöhnlich gewisse Institute zur religiösen Disciplin, die in Thrakien entstanden waren. Der Name selbst soll orientalisch seyn und wird aus dem Arabischen "Arif" (Wissen), oder dem Hebräischen "Rapha" (Arzt), oder dem Aegyptischen "Horos und Phe" (Sohn) abgeleitet. Es war also Orpheus, oder das damit bezeichnete mysteriöse Institut zur Beförderung der Humanität durch Musik, Religion und geheime Weihungen bestimmt. Als sein Hauptverdienst nennt die Sage: Entwöhnung von Menschenmord, von blutigen Thierspeisen und Menschenopfern, Abschaffung der Blutrache, Reinigung, Sühnung wegen Blutschuld und anderer groben Verbrechen. Durch dieses alles sollten die Thrakier empfänglicher für Mitleid und gastliche Aufnahme der Fremden, geselliger und menschlicher werden. Ohne Zweifel ist das ganze Institut aus Indien über Aegypten nach Thrakien gekommen, und hat die größte Aehnlichkeit mit dem auf Samothrake, wo Phönikier oder Aegypter die Verehrung der Cabiren eingeführt hatten. Späterhin erlitten die orphischen Weihungen durch gewaltsame Einmischung des Bakchosdienstes und eigentliche Unterdrückung der Orphiker (Orpheus wurde von den Mänaden zerrissen) bedeutende Veränderungen, und wurden zu Orgien, wie die Feste des Bakchos und der Kybele.

Daraus ergiebt sich, daß man verschiedene orphische Schulen annehmen müsse, die in der Lehre und in den Gebräuchen sehr von einander abweichen. Die älteste orphische Schule soll aus dem Apollodienste hervorgegangen seyn, welcher selber in dem asiatischen Sabäismus seine Wurzel hat, und mit dem Wischnudienste in Indien nahe verwandt ist. Der Cultus dieser Schule war ohne blutige Opfer, eine stete Bestrebung, unabhängig von Lei-

denschaften und Begierden zu werden, mit täglichem Gebrauch der Lyra, die diese beschwichtigen und die Seele in Ruhe versetzen sollte. Daher dieser alte Orpheus-Cultus auch mit dem Cultus der Musen in enger Verbindung stand.

Die zweite Schule des Orpheus entstand, als Cadmos den Phallosdienst des Osiris (Dionysos, oder Schiwa) nach Griechenland brachte und damit den Grund zu dem wilden Dienste der Göttermutter legte. Nicht nur Orpheus erlag diesem Cultus, sondern auch Lykurgos, der ihm widerstehen wollte, mußte ihm weichen und sich darauf von der siegenden Parthei verketzern lassen. Nach langem Kampfe erst nahmen die Orpheuspriester die neuen Grundsätze auf und nun war die zweite Schule ins Leben getreten, Orpheus hatte die Mysterien des Bakchos erfunden und war, wie dieser, in die Unterwelt hinabgestiegen. Man hörte nun in Thrakien die altägyptischen Lehren von der Nichtigkeit des menschlichen Lebens und Hinweisungen auf Unsterblichkeit als Seelenwanderung vorgestellt.

Aus dieser zweiten ging endlich die dritte orphische Schule hervor, welche man die philosophische nennen kann. Ihr Stifter war insbesondere Onomakritos und eine Frucht von ihr das System und die Schule des Pythagoras. Pythagoras ward in Heliopolis in Aegypten in die orphischen Mysterien eingeweihet. Er brachte reine und unblutige Opfer auf dem Altare in Delos dar und Apollo's Leier ward ihm Symbol astronomischer und kosmischer Lehren. Das Leben der Pythagoräer glich dem der alten orphischen Weisen und selbst die Frauen mußten sich der strengsten Sitten und des reinsten Anstandes befleißigen.

Die Kosmogonie des Orpheus wird nun insgemein so dargestellt:

Im Anfang war die nie alternde Zeit (Chronos) in Gestalt eines Drachen. Dieser Drache zeugte das Chaos, den Aether, den Erebos (eine heiligen Drei). Darin aber erzeugte er ein Ei, das in ein Wolkengewand gehüllt war und nachher zerriß. Aus demselben ging hervor Phanes, oder Erikapaios, mit goldenen Flügeln, auf beiden Schultern einen Stierkopf, auf dem eigenen Kopf eine Schlange tragend. Er war Mannweib und heißt auch Protogonos, Zeus und Pan. Phanes ist griechisch (der Scheinende) oder ägyptisch (der Ewige) und einerlei mit dem Aion der phönikischen Kosmogonie und dem indischen Brama, der auch aus dem Weltei hervorging. Aber auch sein Name "Erikapaios" soll ägyptisch seyn, und der Lebengebende bedeuten, weßhalb er denn auch Pan-Mendes, der Alles Erfüllende, heißt.

Eine zweite Darstellung der orphischen Kosmogonie macht ein ewiges, ungebornes und unendliches Chaos zum Prinzip aller Dinge, das, völlig gestaltlos im Anfange, im Laufe der Zeiten in die Eiform zusammen ging. Aus diesem ging ein Mannweib hervor, welches die Scheidung der Elemente bewirkte und aus zweien den Himmel, aus zweien die Erde zusammensetzte.

Eine dritte sagt: Von Anfang war der von Gott erschaffene Aether, auf beiden Seiten desselben Chaos, von Nacht umflossen. Das Licht durchbrach den Aether und erleuchtete die Schöpfung. Dieses Licht zertheilte sich in drei Strahlen, Metis, Phos und Zoe (Weisheit, Licht, Leben) und diese drei sind Eins, sind der ungesehene Gott, der Alles hervorgebracht hat. Man sieht darin christliche Ideen und schreibt daher dieser Darstellung einen spätern Ursprung zu. Noch eine vierte Angabe der orphischen Kosmogonie sagt: Der Anfang aller Dinge war Wasser, in welchem sich Schlamm zu Boden setzte; aus beiden entstand eine Schlange mit einem Löwenkopfe,

in

in der Mitte aber hatte sie das Gesicht eines Gottes. Ihr Name war Herakles oder Chronos. Sie gebar ein Ei, erfüllt von der Kraft seines Erzeugers. Dieses zerbrach in zwei Theile, wovon der obere der Himmel, der untere die Erde ward. Die Erde und der Himmel erzeugten die Klotho, Lachesis und Atropos, die Hekatoncheiren (hunderthändige Riesen), Kottos, Gyges, Briareus, und die Kyklopen: Brontes, Steropes, Arges. Da der Himmel diese im Tartaros fesselte, so gebar die Erde die Titanen als Rächer. Nun folgen die Geschichten vom Uranos und Kronos und vom Kampfe des Zeus gegen die Titanen. Dann heißt es weiter: Zeus verfolgte seine Mutter Rhea, oder Demeter, die sich in eine Schlange verwandelte; er aber nahm dieselbe Gestalt an und umstrickte sie mit dem so genannten herakleischen Knoten, der noch am Hermesstabe sichtbar ist und erzeugte die Persephone. Auch mit dieser verband sich Zeus und erzeugte den Dionysos.

Etwas anders wird diese Kosmogonie so erzählt: Im Anfang war Wasser und Schlamm, welche sich zu Erde verdickten. Was vor ihnen herging, ist das unaussprechliche Wesen, weßhalb auch, setzt der Berichtserstatter hinzu, Orpheus nichts davon sagte. Aus jenen zwei wurde ein drittes Prinzip geboren, eine Schlange mit einem Stier- und Löwenkopfe und in der Mitte das Gesicht eines Gottes, auf den Schultern aber Flügel. Ihr Name war: Die nimmer alternde Zeit (Chronos) und zugleich Herakles. Herakles vermählte sich mit der Anangkä (Nothwendigkeit, oder Natur), die auch die körperliche Astraia ist, ausgespannt durch die ganze Welt und ihre äußersten Grenzen berührend.

Obgleich verschieden haben diese sämtlichen Darstellungen der orphischen Kosmogonie doch ihre gemeinschaftlichen Punkte und dieselben Ideen zum Grunde liegend. Herakles Chronos ist der Vater der Zeit, der König des Feuers

und der Lenker der Welt. Seine Gestalt hat er vom Mithras geliehen, selbst das Sternengewand, in welches er sich zuweilen hüllt, ist von diesem. Herakles Chronos ist die Sonne, und seine zwölf Arbeiten, die später geschildert werden, deuten auf die zwölf Monate und Jahrkreise. Eben so aber ist er auch der ägyptische Som-Herakles, der nicht bloß Sonne, sondern auch Sonnenjahr, und Symbol der Zeit überhaupt ist, weßhalb er auch den Vogel Phönix, das Symbol großer Zeitperioden, auf der Hand trägt; auch Demiurg, Weltbaumeister, ist Herakles-Som, wie Herakles-Chronos, weßhalb ihn ja auch die Aegypter den Anfanglosen nennen. Und endlich ist die Uebereinstimmung der ganzen Kosmogonie mit der indischen nicht zu verkennen, denn Geist und Wasser und Schlamm und Erde, das Weltei und die daraus entstandenen Himmel und Erde sind dort, wie hier, anzutreffen.

Als bedeutend in dieser Kosmogonie ist die frühe Entstehung der drei Parzen zu betrachten, welche an die in der phönikischen Religionlehre vorgekommene älteste Parze, Aphrodite, erinnert; denn mit dem Beginne der Dinge beginnt auch sogleich das höhere Walten der Gottheit. Wenn aber Aphrodite (der Mond) eine von den Parzen ist, so darf man vielleicht den Herakles (die Sonne) und den Hesperos (Horos), Abendstern, als die beiden andern ansehen, denn wegen des alten Glaubens vom Einfluß der Gestirne auf das menschliche Schicksal scheinen diese allerdings zur ältesten Idee der Parzen zu gehören.

Diese orphischen Kosmogonieen gingen im Ganzen nicht in die Volksreligion über, sondern blieben Geheimlehren; aber ihr Einfluß auf die gemeine Mythologie ist nicht zu verkennen, vieles in derselben läßt sich nur durch sie erklären, und einiges Einzelne, anders und anders gewendet, fügte sich allerdings zur öffentlichen Religionlehre. So die Lehre von den Weltaltern und den darin herr-

schenden Weltregenten. Nach dem einen Berichte der Orphiker gab es deren sechs. Zuerst führte Phanes das Scepter des Universums, von ihm erhielt es seine Tochter, die Nacht, von dieser Uranos, welchen Kronos vom Thron stürzte, ihn verdrängte wieder Zeus und auf diesen folgte zuletzt Dionysos. Nach einer andern Nachricht gab es nur vier Welt-Alter: Uranos, Chronos, Zeus und Dionysos, oder Chronos, Zeus, Poseidon und Pluto. Der Volksdichter Hesiodus hat fünf Weltalter: Das goldene unter Chronos, sein Charakter reine Unschuld und Einfachheit; das silberne, schon verzärtelt, üppig und zum Theil gottlos; das eherne, von gewaltsamem, wilden, kriegerischen Charakter; das heroische, welches die griechische Heldenzeit umfaßt; das eiserne, wo Gerechtigkeit, Scham und heilige Scheu von der Erde entflohen. In den vier letztern herrscht Zeus, der am Ende die ganze Welt mit Feuer vertilgen wird.

Ovid schildert nur vier Weltalter, indem er das heroische ausläßt, aber seine Weltalter scheinen nur von der Entstehung der Menschen bis auf die Deukalionische Fluth zu gehen.

Diese Lehre von den Weltaltern erinnert an die indischen Jugs. Dionys ist der Beherrscher des letzten und dieser ist Schiwa, der Zerstörende, der Alles durch sein Feuer vertilgt, aber seine Gemahlinn, Bhavani, rette die Samen der Dinge und daraus geht dann eine neue Welt hervor. So bleibt bei den Orphikern nach dem allgemeinen Untergang Zeus übrig, der Alles in sich aufnimt und bewahrt. Mit dieser Lehre hängt auch die vom großen Weltjahre zusammen, oder von dem Zeitraume, in welchem alle Gestirne denselben Stand am Himmel wieder einnehmen werden, den sie am Anfang aller Bewegung hatten, und so den vorigen Wechsel der Schicksale zurückbringen, oder eine gänzliche Wiederherstellung der Dinge herbeiführen. Die ungeheuern Zahlen der Indier vermin-

dern sich hier und gewöhnlich setzt man bei den Orphikern die mystische Zahl von 7777 gewöhnlichen Jahren, welche ein Weltjahr ausmachen sollen. Die sibyllinischen Bücher theilen es in zehn secularische Monate (nach dem alten Calender) und in vier Jahreszeiten: Der Frühling, wo die Welt erschaffen worden, war das goldene Zeitalter, unter der Regierung des Saturnus; der Sommer das silberne; der Herbst das eherne, in welchem die Deukalionische Fluth einbrach, und der Winter, mit seiner entfernen Zeit, schließt sich an den dereinst zu hoffenden goldenen Frühling an. So hofften und hoffen noch immer die Menschen im Gefühle des Drucks der Gegenwart auf eine schönere Zukunft, die sie von allem Druck und aller Last befreien werde.

Hesiodos und Homeros.

Wenn Herodot sagt: Hesiodos und Homeros, welche nicht mehr als 400 Jahre vor mir gelebt haben, waren die ersten, welche den Griechen eine Theogonie schufen, den Göttern Beinamen gaben, bestimmte Verrichtungen und Geschäfte zuschrieben und ihre Gestalt festsetzten; so ist damit nicht gemeint, daß sie erst die Götter erdichtet oder gleichsam geschaffen haben, sondern daß diese unter den Dichter-Händen der genannten Männer ihren idealen Charakter verloren und eine gewisse sinnliche Bildung erhielten, indem sie die Vorstellungen des Volks von den Göttern sammelten und solche zu einem Ganzen verwebend, ein System von Göttermythen schufen. Hesiodos ist hier insbesondere zu beachten, denn er hatte sichs zur eigentlichen Aufgabe gemacht, die Götter zu beschreiben, während diese bei Homeros gewissermassen nur die Nebenrollen in seinen Heldengeschichten spielen. Hesiodos hat uns eine Kosmogonie geliefert, welche, auf die orphische gegründet, Folgendes zum Hauptinhalte hat:

Zuerst war Chaos (leerer Raum) mit Nacht erfüllt. Mit demselben vermählt sich Eros, der zugleich vorhanden ist (die Liebe als das Vereinigungprinzip der rohen Elemente), und erzeugt die Gaia (Ge), die Erde, die, als horizontale Scheibe, in der Mitte des Raumes, diesen in zwei gleiche Theile scheidet, in die Ober- und Unterwelt, Himmel und Tartaros, welcher letztere mit Urnacht erfüllt bleibt und auch Erebos heißt. Auch die Nyx (Nacht, auf der Oberwelt) geht aus dieser Vereinigung mit hervor. Aber nun umarmen sich der Erebos und die Nyx und es entsteht ein helleres Geschlecht; die Hemera (die Tagesgöttinn, das Licht auf der Erde), und der Aether (die obere Luft und zugleich das Urlicht). Der Eros hier ist der Phanes oder Protogonos der Orphiker und die Darstellung bisher gleicht der Schöpfunggeschichte im Moses auf ein Haar.

Als Aether und Hemera vorhanden waren, entstand auch Uranos, von der Erde hervorgebracht, ohne einen weiteren Erzeuger. (Nach dem Scheine verbreitet sich der Himmel nicht weiter, als die Erde, er ist also das eigenthümliche Produkt derselben.) Zugleich brachte die Erde das Meer (den Pontos) und die Berge hervor (beide sammelten und schieden sich allmählig, als die Erde vorhanden war). Und nun vermählen sich Uranos und Gäa (alle folgenden Erscheinungen gehen auf und über der Erde vor) und erzeugen mancherlei Geschlechter. Ehe wir aber zu diesen übergehen, müssen wir das Nöthige von Erebos und Nyx nachholen.

Erebos, auch Tartaros, später auch Orkos und Hades genannt, ist nach Hesiodos mancherlei; zuerst das alte Chaos selbst mit Nacht erfüllt; sodann ein Kerker, worin die Titanen gefangen sitzen und in diesem Sinne eine unendliche Kluft, umschlossen mit einer hohen metallnen Mauer und bewacht von den Centimanen, Kottos,

Gyges und Briareus; dann die Unterwelt überhaupt und der Aufenthaltsort der Bösen; endlich eine Person, welche mit der Erde verschiedene Ungeheuer erzeugt hat.

Die Unterwelt, nach der ältesten Vorstellung das halbe Ei des Chaos unter der Erde, war ein ungeheuerer Schlund, eben so tief, als der Himmel hoch über derselben stand. Ein fallender Ambos würde zehn Tage und zehn Nächte brauchen, ehe er von der Erde auf dem Boden des Tartaros ankäme. Vor dem Tartaros steht der Pallast der Nyx, wo sie und ihre Söhne, Schlaf und Tod, ferner Aïs und Persephone und das ganze Gefolge derselben wohnen. Diesem Pallaste gegenüber aber stehet Atlas, der den Himmel trägt. Bei dieser Vorstellung war der Tataros noch nicht das Todtenreich, wie man denn damahls nur von besondern Günstlingen der Götter glaubte, daß sie einer Fortdauer — auf den Inseln der Seligen — gewürdiget wären. Später vermischt sich der Mythos der seligen Inseln mit dem des Tartaros, bis zuletzt dieser zum entschiedenen Aufenthalte der Gestorbenen wird. Nun entsteht hier ein förmlicher Staat, mit einem obersten Richter, dem Minos, geschmückt mit goldenem Scepter, der Lohn und Strafe austheilt. Doch geht alles noch auf der Asphodelos-*) Wiese vor, wo Gute und Böse unter einander sind. Die Idee von Belohnung und Strafe nach dem Tode war, wie man daraus ersieht, noch wenig ausgebildet.

Als in der Folge richtigere Vorstellungen von der Gestalt der Erde entstanden, versetzte man die Unterwelt in

---

*) Asphodelos, Asphodil, Goldwurzasphodil ist eine in Sicilien, vorzüglich aber auf den Inseln des mittelländischen Meers häufig wachsende Pflanze, die mehre Fuß hoch wird. Noch in den neuern Zeiten galt sie als Heilgewächs und ward als Amulet gebraucht; doch nun lange nicht mehr.

den Mittelpunkt derselben und die Vorstellung von ihrer unendlichen Ausdehnung, des frühern Göttlichen, ging damit verloren. Zugleich, indem die moralische Idee der Vergeltung nach dem Tode sich weiter ausbildete, wurde die Unterwelt, nun gewöhnlich Erebos oder Hades, in Elysium und Tartaros, das erstere rechts, das andere links vom Eingange liegend. Hermes, der Unterirdische, mit dem Beinamen Psychagogos oder Psychopompos, geleitet mit seinem goldenen Stabe die Seelen zur Unterwelt und, wo der Kokytos, mit der Styx zusammenfliessend, einen sumpfigen See, den Acherusischen, stygischen See, bildet, führt sie Charon um zwei Obolen hinüber. Unbeerdigte nahm er nicht an, sie mußten wenigstens 100 Jahre herumschweben; lebendige aber wurden übergeschifft, wenn sie mit einem goldenen, der Persephone geweiheten, Zweig sich der Unterwelt naheten. Drüben kam man zuerst zu einer Höhle, in welcher der schreckliche Kerberos wachte, dann zu dem freien Platz, wo Minos waltete und der ankommenden Seele Elysium oder Tartaros anwies. Dem Verdammten diktirt nun Rhadamanthys die Strafe und Tysiphone, die übrigen Furien herbeirufend, treibt ihn mit ihrer Geisel in den Tartaros, der von dreifacher Mauer und dem Feuerstrom Phlegethon und dem aufsprudelnden Acheron umgeben ist. Hier lebt denn die Seele unter schrecklichen körperlichen und geistigen Leiden in ewigem Elende. Desto herrlicher war Elysium und der Aufenthalt darin. Um dasselbe zog die Lethe, der stille Fluß der Vergessenheit, ihre silbernen Fluthen, und der Ankommende schöpfte daraus, um durch trübe Erinnerungen nicht im Genusse der Seligkeit gestört zu werden. Diese Seligkeit ist größtentheils ein sinnliches, aber vollkommenes Wohlbehagen, gegründet auf unzerstörbaren Genuß alles dessen, was den Menschen erfreuen und vergnügen kann. Durch die Lehre von der Seelenwanderung, wie sie Pythagoros aufstellte, erhielt auch die Lehre von dem Todtenreiche eine neue Wendung;

denn man dichtete, daß die Seelen der Verstorbenen nach einem gewissen Zeitraum wieder auf die Oberwelt zurückkehren. Sie trinken dann aus dem Lethe zum zweiten Mahl, um die Seligkeit zu vergessen und den Aufenthalt in einem Körper erträglich zu finden. Sie werden nun Könige und Heroen, und wenn sie auf diese Weise dreimahl sich unsträflich bewiesen, werden sie auf immer in die Inseln der Seligen versetzt. Auch hier, wie so oft, fallen die Lehren der griechischen Götterlehre, besonders in den Mysterien, mit denen der Aegypter und Indier zusammen.

Dieß gilt insbesondere von dem obengenannten Minos, der mit Rhadamanthys und Aeakos, Todtenrichter genannt wird. Minos war König in Kreta, und zeugte unter andern einen Sohn, der, als Minos der Zweite, beim Homer schon mit dem ersten zusammengeflossen ist. Minos wird gerühmt als Gesetzgeber und erster Beherrscher des Meers dadurch, daß er die Seeräuber vertilgte. Der Thron von Kreta ward ihm bestritten, daher flehete er zu Poseidon, daß dieser einen Stier, dessen er zum Opfer bedurfte, aus dem Meer sich erheben lassen mögte. Der Stier erschien, aber er war so schön, daß Minos ihn nicht opferte, sondern aufbewahren wollte, um seine Heerden damit zu veredeln; zur Strafe machte Poseidon den Stier wütend und dieser raste verheerend durch die Insel, bis ihn Herakles fing und bändigte. Weiter strafte Poseidon den Minos, indem er der Gemahlinn desselben, Pasiphäe, des Helios Tochter, eine unnatürliche Liebe zu diesem Stiere einflößte. In des sinnreichen Dädalos hölzerner Kuh eingeschlossen ward sie ihrer Wünsche gewährt und gebar darauf den Minotauros, ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Stier. Dieses Ungeheuer wurde in das Labyrinth eingesperrt, wo Menschen seine Nahrung waren. Kreta mußte so lange Jünglinge und Jungfrauen liefern, bis Minos durch seine Tapferkeit ein anderes Land dazu zwang. Dieß war Attika, welches zuletzt Theseus von

dem schimpflichen Tribute wider befreite. Da Minos eigene Tochter, Ariadne, ihm dabei geholfen und sich mit ihm geflüchtet hatte, so wendete sich des Königs Zorn gegen den Künstler Dädalos, der ihr Beistand geleistet und sperrte ihn, nebst seinem Sohne, Ikaros, in das Labyrinth *). Allein beide entflohen ihm, indem sie sich Flügel von Federn und Wachs machten und entgingen so seiner Rache, wiewohl Ikaros zu Grunde ging, indem er ins Meer stürzte. Minos verfolgte den Dädalos bis nach Sicilien und wurde dort von den Töchtern des Königs Kokalos, die dem Dädalos wohl wollten, im Bade erstickt.

Wegen seiner klugen und gerechten Regierung wurde nun Minos in der Unterwelt als Todtenrichter angestellt.

Man sieht auf den ersten Blick, daß in dem Mythos von dem Minos durchaus morgenländische Ideen herrschen, die auf das Abendland übergetragen wurden. Kreta war so sehr gelegen, daß von allen Seiten her Einwanderungen dahin erfolgten; es war das Vaterland des Erzes und

---

*) Das Labyrinth von Kreta hat man für Gefängnisse, für Steinbrüche, für Begräbnißhölen erklärt, es war aber, aller Wahrscheinlichkeit nach, durch den Bergbau entstanden. Die alten Kureten und idäischen Daktylen (Kunstfinger vom Ida) trieben auch Metallurgie und zwar als ein Geheimniß, wie ihre andern Künste und Wissenschaften. Daher machten sie die Berggruben auch zum Tempel ihres Moloch, ihres Sonnengottes und verbargen ihre Geschäfte durch labyrinthische Gänge vor den Augen der Menge. Der Minotauros hatte aber ganz dieselbe Figur, wie der Moloch, der punische Kronos, er war ein aus Erz gegossenes Idol, in dessen glühende Arme die unglücklichen Schlachtopfer gelegt wurden. Minos scheint die blutigen Menschenopfer abgeschafft zu haben; aber er konnte es doch nur so weit bringen, daß die Jünglinge und Jungfrauen zum geheimen Tempeldienste gebraucht wurden. Ein attischer He-

des Eisens, dieser so dringenden Bedürfnisse der Menschen; es mußte als Insel nothwendig Schifffahrt treiben und die Sicherheit dieser Schifffahrt so bald als möglich herstellen, so fest als möglich begründen; es mußten hier die ersten Künstler, nicht blos in Metall, sondern auch in Holz und Stein, zu deren Bearbeitung jene ja so unentbehrlich sind, entstehen; und war es ein Wunder, wenn allen diesen den Göttern zugeschriebenen Erfindungen auch mancherlei Aberglaube angeknüpft ward, der dann heilige Gebräuche und Mysterien erzeugte, wie sie den Kureten und idäischen Daktylen beigelegt werden? Das Alterthum schon schreibt ausdrücklich, diesen Personen die Bearbeitung der Metalle, die Verfertigung der Waffen und jene Waffentänze zu, welche von da nach Phrygien und die Inseln Lemnos und Samothrake und dann über Thrakien nach Griechenland kamen. Ueberhaupt sind die Religioninstitute von Kreta in fast allen übrigen griechischen wieder zu finden. Kreta war die Wiege des Zeus, aber sein Dienst wurde aus der Fremde hergebracht und konnte sich nicht ohne Waffengewalt geltend machen. Als er aber sich festgesetzt hatte, so

---

ros, den die Sage Theseus nennt, zerstörte, durch ein verliebtes Abentheuer unterstützt, das uralte Bild im Innern des Heiligthums und es hieß dann, er habe den Minotauros erlegt.

Vielleicht sagen die Forscher, kann man bei dem kretischen Labyrinthe an die indischen Grottentempel denken; vielleicht hat man hier Mysterien gefeiert, die sich auf den Sonnenlauf bezogen; vielleicht waren die Irrgänge eine symbolische Darstellung der Bewegung der Planeten durch den Thierkreis, welches dadurch Wahrscheinlichkeit erhält, daß der kretische Grottenbau mit dem ägyptischen einerlei Name führt, dessen 3000 Gemächer, halb über, halb unter der Erde, offenbar auf Sonnen- und Planetenlauf in den beiden Hemisphären, so wie dem Geiste des Alterthums gemäs, auf den Weg der Seelen durch den Thierkreis Bezug zu haben scheint.

ging er von da über ganz Griechenland. Man verband mit seinem Cultus Mysterien und in diesen spielt der Stier eine besondere Rolle: Zeus bringt als Stier die Europa hieher; nachher erscheint ein verheerender Stier und zuletzt der Minotauros.

Wer könnte nur einen Augenblick zweifeln, daß die Sage: "Minotauros ist ein Sohn der Sonnentochter Pasiphäe" nichts anders heiße, als: Diese symbolische Figur stammt aus dem Oriente her? Der Kampf des Heros Theseus mit dem Minotauros findet sich auf den Wänden der Ruinen von Persepolis abgebildet, wo ein Held (Mithras, oder Dschemschid?) das gegen ihn sich aufbäumende Stierungeheuer durchstößt. Minotauros ist demnach der phönikische und somit auch der altpersische Sonnengott, welcher Knaben und Mädchen fraß, d. i. Menschenopfer erhielt, früher dem Tode, später blos dem geheimen Tempeldienste geweiht.

Mit dem phönikischen flossen aber auf Kreta auch die ägyptischen Religionideen — ohnehin mit jenen verwandt — zusammen, und man darf nicht vergessen, daß die Mysterien der Demeter hieher gehören. Von dieser Seite betrachtet, wird Pasiphäe zu einer Persephone und Minos stellt das Bild der alten Naturgötter in sich dar. Er ist, wie diese, bald ein gutes, bald ein böses Wesen und erzeugt natürlich bald Gutes bald Böses. Aber er ist auch in dem Sinne der Mann des Stiers, daß er Ackerbau und mit ihm Ordnung und Sitte gründet; er herrscht mit starkem Arme über Inseln und Länder und lohnt den dargebrachten Tribut durch Mittheilung weiser Gesetze. Wie aber Mithras und Osiris die ersten Gesetzgeber und Ordner auf der Oberwelt und in der Unterwelt waren; so ist auch Minos und sein Bruder zu Richtern in der Unterwelt bestellt.

Von den Erzeugungen des Tartaros ist eine der er-

sten die Styx, eine Nymphe. Als die Mütter des Zelos (Eifer) und Kratos (Kraft), der Nike (Sieg) und Bia (Stärke), welche dem Zeus im Titanenkampfe Dienste leisteten, ward sie belohnt dadurch, daß der Eid, den die Götter bei ihr schwuren, unverletzlich war. In der Unterwelt ist sie nun ein Fluß, der zehnte Arm des Okeanos, der sich von den übrigen neun absondernd, in die Tiefe sinkt. In Arkadien soll es eine Felsenquelle gegeben haben, deren kaltes, metallzerfressendes Wasser, Menschen und Thieren schädlich, zu dieser Dichtung Veranlassung gegeben habe. Andere Flüsse sind: Der Kokythos, der Strom der Wehklage, von den Thränen der Menschen angeschwollen, ein Sohn der Styx; der Phlegethon, Pyriphlegethon, — vielleicht ein von Lavaströmen abgezogenes Bild — wälzte Flammenströme und glühende Felsstücke mit schrecklichem Getöse; der Acheron, wahrscheinlich aus Aegypten, bildet mit der Styx den acherusischen Sumpf der Ueberfahrt; die Lethe, der Fluß des Vergessens, soll eine spätere Erdichtung seyn.

Charon, der Fährmann der im Tartaros ankommenden Seelen, auch eine spätere Dichtung; er bekam eine Bezahlung für seine Mühe, die Münze legte man dem Todten unter die Zunge. Sein Mythos ist aus Aegypten. Er wird abgebildet, als ein finsterer alter Mann mit häßlichem Bart und zerlumpten Kleide. Sein alter, morscher Kahn schleicht nur langsam über den Sumpf und wird leicht überfüllt, daher er immer nur wenige Seelen einnimmt. Da man in den Mysterien den Eingang in die Unterwelt als eine Erlösung und Beglückung ansah, so leitet man den Namen Charon von dem Griechischen Chairein, sich freuen, ab, so daß er also zu einem beglückenden, beseligenden Wesen wird.

Alle diese Wesen sind Erzeugnisse des Tartaros aus sich selber; aber mit seiner Gemahlinn, Gäa, hat er er-

zeugt die schon genannten Giganten, von welchen wir weiter hin zu reden haben und das schrecklichste aller Ungeheuer, den Typhon (Typhos, Typhaon); die Ursache seiner Entstehung war Rache, welche die Erde an den Göttern nehmen wollte wegen Besiegung der Titanen und Giganten. Typhon übertraff alles auf der Erde an Größe, Stärke und schrecklicher Furchtbarkeit, sein Haupt reichte über die höchsten Gebirge empor und stieß an die Sterne, seine ausgestreckten Arme berührten den Aufgang und den Niedergang, statt der Finger gingen hundert Drachen aus jeder Hand hervor und sein ganzer Körper war mit Schlangen besetzt. Was die Phantasie schrecklich Mächtiges erdenken konnte, gab man dem Typhon. Dieses Ungeheuer nun wagte es, sich mit Zeus in einen Kampf einzulassen. Es bahnte sich zuerst einen Eingang in den Olymp und alle Götter entflohen nach Aegypten und verwandelten sich, wie ein späterer Mythos hinzusetzt, in allerlei Thiere. Doch Zeus schleuderte fliehend seine Blitze nach dem schrecklichen Gegner und drohete ihm als er näher kam, mit seiner diamantenen Sichel. Dieß brachte ihn zum Weichen, er eilte nach dem Gebirge Kaukasos. Dort ereilte ihn Zeus, aber Typhon hatte sich schon wieder erholt, er umschlang ihn mit tausend Schlangenkreisen, riß ihn zu Boden, schnitt ihm mit seiner eigenen Diamantsichel alle Sehnen aus und verschloß den Verstümmelten in einer Höhle. Als er sich aber von dieser entfernte, um seine übrigen Feinde aufzusuchen, kamen Merkur und Pan zu der Höhle, hörten den klagenden Gott, befreiten ihn, entrissen seine Sehnen dem sie bewachenden Drachen und stellten ihn vollkommen her. Und nun verfolgte Zeus aufs neue den Typhon, den er nach einem heißen und langen Kampfe zuletzt am Gebirge Hämos in Thrakien niederwarf und, als er sich wieder aufraffte und bis nach Sicilien floh, dort noch einmahl überwand und den Aetna über ihn herstürzte. Dort fährt er fort, Dampf und Rauch und Feuer auszuspeien.

Daß die Dichter unter dem Typhon die vulkanischen Naturerscheinungen personifiziren wollten, wird dem Nachdenkenden leicht klar; indessen können auch Sturmwinde und Ungewitter darunter verstanden werden. Der griechische Typhon ist nemlich ohne Zweifel aus dem ägyptischen hervorgegangen, der den giftigen Südwind darstellte und die herrschende Gottheit verfolgte. Die Verwandlung der Götter in Thiere soll eine Erklärung seyn, warum man in Aegypten Thiergestalten als Gottheiten verehrte.

Typhon hatte eine Gemahlinn, Echidna, die eine schöne Jungfrau war, aber in eine furchtbare Schlange ausging. Mit Typhon erzeugte sie den Orthos, den Kerberos, die Lernäische Hydra, die Chimära; mit ihrem Sohn Orthos die Sphinx und den nemäischen Löwen. Auch die Gorgo, die Skylla, der hesperische und kolchische Drache, der Geier des Prometheus waren ihre Kinder.

Die Nyx, in der Kosmogonie zuerst die Dunkelheit der Oberwelt, dann die Finsterniß der Unterwelt und endlich die natürliche Nacht, heißt bei den Dichtern die Mutter der Götter uud Menschen, die Allerzeugerinn und in dieser Hinsicht gleich der indischen Maja, der ägyptischen Athor. Homer nennt sie die mächtigste unter den Göttinnen, der selbst Zeus die höchste Achtung beweist; denn als er einst auf den Gott des Schlafs erzürnt war, hüllte ihn Nyx in ihren Mantel und Zeus wagte es nun nicht, ihn anzutasten. Sie wohnt im Tartaros und geht im schwarzen Gewande und im Gefolge der Sterne aus demselben hervor. Zuerst liebte sie Phanes (das Licht, die Sonne), aber sie verschmähete einen Liebhaber, den sie nie gesehen hatte und wählte den Erebos; darum verfolgt sie jener mit ewiger Feindschaft. Sie wird abgebildet im langen, schwarzen Gewande, das Haupt in einen schwar-

zen Schleier gehüllt, der zuweilen mit Sternen besäet ist. Oefters hat sie ihre Söhne, den Schlaf und den Tod neben sich. Immer aber ist sie die jugendlichfrische schöne Frau, als die Alles hervorbringende, und nie alternde Göttinn. Alles, was dem Menschen seinem Ursprung nach unbekannt, oder schädlich ist, oder nur unter ihrem Schutze vorgeht, gehört zu den Erzeugungen der Nacht. Insbesondere aber sind folgende ihr zugeschrieben:

Der Aether und die Hemera, die erste Morgenluft (später erst der Himmelsraum und die ihn erfüllenden feinen Stoffe) und der junge Tag, das anbrechende Morgenlicht.

Das Schicksal, Moira, das in alle Ereignisse und in die Handlungen der Menschen eingreift. Es heißt auch Anangkä (Nothwendigkeit) und selbst Zeus ist ihm unterworfen, wiewohl einige das laügnen und ihn zum Ordner des Schicksals machen.

Die Parzen, Mören, Schicksalsgöttinnen, später entstanden als die vorhergehende, sind das personifizirte Schicksal, wohl auch die Vollstreckerinnen desselben. Aber diese Töchter der Nacht müssen wohl unterschieden werden von den drei Töchtern des Zeus und der Themis, die gleichen Namen führen; denn sie sind hart und grausam, während diese nur gerecht und streng sind; sie verbreiten Krieg und Frieden nach Willkühr über die Sterblichen, wälzen die Sturmwolken von einem Orte zum andern und tummeln sich im Schlachtgewühle herum, wo sie, neben den Keren (Todtesgöttern) wüten. Die Töchter der Themis, Klotho, Lacheſis und Atropos genannt, sind bei der Geburt des Menschen zugegen, sie begleiten ihn durch das ganze Leben und führen ihn aus demselben. Daher sie als Spinnerinnen abgebildet werden: Klotho umwickelt die Spindel, Lacheſis zieht den Faden und Atropos schnei-

det ihn zuletzt ab. Man verehrte sie mit stillem Ernste und opferte ihnen Honig und Blumen und Schafe.

Die Nemesis, wie die vorhergehenden, ein symbolisches Götterwesen, ein personifizirter Begriff. Auch sie ist theils gut und gerecht, wenn auch streng, und heißt dann Dike (Gerechtigkeit), theils böse, je nach dem Gesichtspunkte, aus welchem man ihr Amt ansah. Dieses aber bestand darin, daß sie das Böse strafte und an seinem Urheber rächte, früher oder später, aber — unausbleiblich. Besonders war es der Uebermuth im Glücke, der sie zu fürchten hatte. Nemesis führt die Namen Adrestna, von dem König Adrastos, der ihr den ersten Tempel bauete, und Rhamnusia, von einem Flecken in Attika, wo sie Tempel und Hain hatte. In diesem Tempel bestand sich ihre Bildsaüle, von Phidias aus einem Stein gehauen, den die Perser, ihres Siegs gewiß, nach Marathon gebracht hatten. Ausserdem hatte sie noch viele Tempel und Altäre. Man bildete sie als erhabene, ernste Schönheit, gewöhnlich stehend ab. Mit der Rechten über die Brust greifend bildet sie das Ellenmaß, das Symbol, daß sie Alles gleich messe, und senkt den Blick hinab in ihren Busen, in der Linken einen Zaum oder ein Eschenzweig haltend. Nemesis drückt auch den Begriff der Scheu vor andren, die Achtung ihrer Urtheile und Denkart aus. Als Rächerinn des Unrechts, die Verbrechen und Frevel auch von Verstorbenen vor ihren Richterstuhl zieht, hat sie viel mit der Ate (Verblendung), den Eumeniden (Furien, Rachegöttinnen), der Dike und der Möre gemein. In dieser Beziehung wird sie abgebildet in voller Bewegung, mit Flügeln auf dem Rücken, auch auf einem Wagen, mit Greifen bespannt, in der Hand die Wage oder Geisel und zu ihren Füßen ein Rad.

Der Ker (der Tod), oder die Keren (Todesgötter). Von diesem Sohne der Nacht singt eine orphische Hymne:

Der

Der Tod herrscht über alle Sterbliche, mißt jedem sein Lebensziel ab, wiegt Körper und Geist in ewigen Schlaf und löset die Bande des Lebens. Nicht selten rafft er aber auch ungerecht die Menschen in der Blüthe der Jugend dahin. Mit ihm ist jedes Schicksal entschieden, mit ihm, den kein Flehen erweicht. Bei den Tragikern ist er geflügelt, hat einen furchtbaren Blick, ein schwarzes Gewand und schwarze Haare. Er führt ein Schwert, fletschet die Zähne, reißt einen gierigen Rachen auf, hat blutige Nägel, und ist von so ungeheurer Größe, daß er ganze Schlachtfelder überschattet, und so stark, daß er mit ganzen Städten davon eilt. Es giebt auch mehre Keren, welche schwarz und mit weißen Zähnen, knirschend und wildblickend, von Blut triefend, den Kriegern in die Schlacht nachziehen und um die Gefallenen mit einander kämpfen, indem jeder ihnen zuerst das Blut aussaugen will. Ein gräßliches Bild. Milder erscheint der Tod als Thanatos, der Erlöser von allen Mühseligkeiten des Lebens, der Führer zur ewigen Ruhe. Als solcher nähert er sich der Vorstellung, welche die Indier, die Aegypter, die Orphiker von dem Tode sich machten. Man bildete ihn ab als einen schönen, ernsten, geflügelten Jüngling, mit umgekehrter und ausgelöschter Fackel, und in der Linken einen Kranz und einen Schmetterling haltend, und oft muß der Genius des Schlafs die Stelle des Todesgottes vertreten. Wenn Endymion in einer Höhle liegt und Morpheus seinen Saft aus seinem Horne über ihn ausgießt, Diana aber ihm nahet, um ihn zu küssen, so scheint der Jüngling dem Schlafe im Arme zu liegen; aber es ist eigentlich der Tod, denn Diana ist die Göttinn des Todes und ihr Günstling schläft den ewigen Schlaf.

"Hypnos (Schlaf), ein Bruder des Todes, nemlich des Thanatos, war ein lieblich ernster Jüngling, der am Eingang der Unterwelt, am westlichen Ende der Erde, mit seinem Bruder in einem Pallaste wohnt und sanft und

ruhig über Meer und Erde hinwallt." Er ist der König der Götter, Menschen und Thiere, singt Orpheus, er herrscht über Alles und fesselt alle Körper, er, der Sorgenbändiger, der Mühseligkeitender, der Verscheucher der Traurigkeit, der Lebenserhalter, der Todesgedankenwecker, der Zwillingsbruder der Vergessenheit. Er schläfert die Menschen ein, indem er die Augen mit Wasser aus dem Lethe besprengt, oder seine Flügel über die Augen verbreitet und den Menschen damit umschattet. Früher schreitet er durch die Luft, wie die andern Götter, später hat er Flügel an den Sohlen und am Hute. Er hat Kinder, die Träume (Oneira) den Morpheus, Ikelos oder Phobeton und Phantasos, und seine Schwester ist die Hoffnung. Morpheus ist der Traumgott, der menschliche Gestalten nachbildet, Ikelos bildet Thiergestalten, Phantasos aber leblose Gegenstände ab. Tempel hatte der Schlaf nicht, aber hie und da Bildsaülen in den Tempeln anderer Götter. Man stellt ihn auch dar als Genius mit umgestürzter Fackel, geflügelt und zur Seite ein mit Mohn gefülltes Horn, aus welchem er die Traüme schüttelt. Diese gehen durch zwey Pforten in die Oberwelt hinauf, durch eine elfenbeinerne und eine hornene; durch jene kommen die eiteln, trügerischen (das Elfenbein verspricht durch seine Weisse Licht, taüscht aber), durch diese die in Erfüllung gehenden (das Horn giebt Licht, Wahrheit).

Der Mythen von Schlaf und Traümen, wie vom Tode, sind ausser diesen noch sehr viele.

Die Hesperiden, die auch Töchter des Hesperos und der Hesperis genannt werden, sind die Besitzerinnen der hesperischen Gärten, in welchen die Baüme goldene Aepfel tragen und von einem nie schlafenden Drachen bewacht werden. Ihrer waren drei, bisweilen vier, Aegle, Arethusa, Erythia und Hesperie. Als Zeus und Juno Hochzeit hatten, brachte ihnen Alles Geschenke,

auch die Erde, die einen Baum mit goldenen Aepfeln hervorbrachte und ihn der Göttinn schenkte. Diese trug den Hesperiden die Aufsicht darüber auf, aber da sie die Begierde nicht bezähmen konnten, setzte Juno den Drachen dazu. Die Mythe scheint aus der Zeit zu stammen, als man durch Seefahrer die Orangenfrüchte auf der Westküste von Afrika kennen lernte. Zuerst wurden die von Herakles nach Griechenland verpflanzten Früchte des Wohlgeruchs wegen zu Kränzen und Sträußern gebraucht, später aber auch genossen. Nach dem Mythos des Bakchos hat dieser die hesperischen Aepfel entdeckt, daher heißen sie auch Aepfel des Dionysos.

Momos, der Gott der Tadelsucht und des Spottes, den Göttern und den Menschen zu fürchten, ist erst später zu einer Person ausgebildet worden. Man stellt ihn als einen hagern Mann vor, mit bleichem Angesichte, stets offenem Munde und zur Erde gesenkten Blicken.

Die Eris (die Zwietracht) ist auch eine gedoppelte, wie die Nemesis, eine gute und eine böse. Die gute ist ein Symbol des männlichen Muthes, der tapfer um sein Recht streitet, ist von Zeus auf die Erde gesendet, um die Trägen zu erregen und zum Kampf für das Rechte zu begeistern; die böse aber ist die eigentliche Tochter der Nacht, die Göttinn der Zwietracht und des Hasses. Sie wohnt bei den Furien; Schlangen bedecken ihr Haupt, ihr Gesicht trieft von Blut, in den Händen schwingt sie glühende Fackeln. Ihre Kinder sind: Hunger, Schmerz, Mord, Schlacht, Blutvergießen ꝛc. Die Ate (die Göttinn der Verblendung) ist, nach den meisten Dichtern, eine Tochter der Eris von Zeus. Sie ist die Unbesonnenheit in Reden und Handlungen, die andere beleidigt und sich selber große Unannehmlichkeiten zuzieht. Nicht blos die Menschen auch die Götter werden von ihr berückt. Auch Zeus war es, als er die Geburt des Herakles in der Götterver-

sammlung ankündigte, was diesem so nachtheilig wurde. Sie blieb nicht unbestraft, Zeus ergriff die Verwegene bei den goldenen Locken und schleuderte sie auf die Erde, schwörend beim Styx, daß sie nie wieder in den Olymp kommen solle. Seitdem lauft sie durch die Welt und richtet Verderben an. Ihr folgen ihre Schwestern, die Liten (Bitten), welche wieder gut machen, was ihre Schwester verdorben hat. Auch sie sind Töchter von Zeus, aber schwach auf den Füssen und daher langsam einhergehend. Wer sie ehrt, wenn sie nahen, dem erzeigen sie viel Gutes, wer sie aber verschmäht, über den rufen sie die Rache der Ate herab. Bei den Tragikern erscheint Ate der Dike, der Nemesis, der Möre selber sehr ähnlich.

Eros (Heros, der Herr, der Urherr), die Grundursache aller Dinge, aus welchem der spätere Eros (Amor) und sein Mythos erst hervorging, war zugleich mit dem Chaos, und sicher konnte man kein schöneres Bild wählen, als das der Liebe, um die Verbindung der Elemente zu bestimmten Gestalten und die ewige Zeugungskraft der Natur darzustellen. Aus der Vereinigung beider also entstand Gaia, Gäa, Ge, die Erde, die zweite Grundursache aller Dinge. Diese gebar nun theils aus sich selber, theils in Vermählung mit andern Mächten Alles, was da ist. "Sie ist, singt Orpheus, die Mutter der Götter und Menschen, die Allernährerinn, Allgeberinn, Vollenderinn und Zerstörerinn; sie ist eine Jungfrau von tausend Gestalten, die, schwanger mit den schönen Jahreszeiten, mannichfaltige Blüthen und Früchte gebiert; Gras, Blumen und Regen sind ihr, der ehrwürdigen, ewigen Allbeglückerinn, Wonne und Freude, ihr, der Grundsaüle des Weltgebaüdes, um die der gestirnte Himmel in ewigen Kreisen sich drehet." Von den Erzeugungen der Erde aus sich selber sind die wichtigsten: Uranos, Pontos, Thaumas, Phorkys und Eurybia. Uranos ist der Him-

mel, wie ihn das Auge der Menschen anschauet, das scheinbare Gewölbe, das auf allen Seiten auf der Erde aufliegt und daher nicht früher da seyn konnte, als diese, sogleich aber nach ihrem Entstehen auch zum Vorschein kommen mußte. Darum ist er der Erde Sohn.

Pontos, von welchem einige sagen, er sey von der Erde mit dem Aether erzeugt, ist das innere Meer, das Meer, das in Mitten der Erdscheibe stehet und alle Flüsse derselben aufnimt. Er zeugte Kinder mit seiner Mutter und seiner Gemahlinn Thalassa (Meerwasser), die anderswo auch für Söhne und Töchter des Okeanos ausgegeben werden. Zu den erstern gehört

Nereus, dessen Namen von dem Indischen Nar (Wasser) abgeleitet wird. Er ist ein Symbol des ruhigen, stillen Meeres, daher ihn die Dichter den wahrhaften und milden nennen. Sein ruhiger Blick schaut in die Zukunft und er verkündigt den Sterblichen die kommenden Schicksale. Seine Gemahlinn war Doris, des Okeanos Tochter, mit welcher er fünfzig Nymphen, die Nereiden, erzeugte. Er ist die Grenze der Erde und der Grund des Meeres und erschüttert die Grundfeste der Erde. Aus ihm ist Alles hervorgegangen. Er beherrscht die Winde und zu ihm fleht man um Abwendung der Erdbeben. Insbesondere aber ist er das Symbol des ägäischen Meeres und ein weissagender Gott, der deßhalb sich in mancherlei Gestalten verwandeln konnte, — wie alle Meergötter, wahrscheinlich, weil die Meereswellen sich unaufhörlich anders gestalten, oder weil das Wasser in allen Gefäßen andere Formen annimmt. Vorgestellt wird er als ein Greis (er ist ja ein sehr alter Meergott) mit einem Ruder auf der Schulter, auch in Gesellschaft seiner Gattinn und einiger Kinder, umgeben von Amor und Delphinen. Man opferte ihm Rauchwerk, Thymian und Myrrhen. Die Nereiden heißen auch Doriden, von denen die bekanntesten

sind: Amphitride, die Gemahlinn Poseidons, und Thetis, die Mutter des Heros Achilleus. Sie sind das Symbol der verschiedenen Erscheinungen und Veränderungen des Meeres, der Ruhe und der Stille, des sanften Plätscherns der Wellen, des Ungestümms derselben, der Anzeigen und Vorboten des Sturms, der Seeungeheuer u. s. f. Sie haben die Gestalten von allerlei Meerthieren und unten im Abgrunde sind die scherzenden Delphinen ihre Gespielen. Insbesondere waren sie Nymphen des Mittelmeers, im Gegensatze der Okeaniden, der des Okeans. Sie sind nicht so schön, wie die Göttinnen des Olymps, aber sie geben ihnen an Liebreiz nichts nach. Sie haben blondes, zuweilen auch grünes, Haar, rosige Arme, Silberfüße, schlanke Gestalt, schwarze Augen und sind stets heiter. Aber sie kennen auch ihre Reize und sind eifersüchtig auf dieselben. Gewöhnlich sind sie nur um die Hüften, und leicht bekleidet, in wasserfarbenen oder blaülichen, oder grünen Stoff. Zuweilen führen sie Schilde mit dem Medusenhaupte, auch fahren sie auf zweispännigen Wägen *). Sie hatten verschiedene Tempel in Griechenland und Altäre an der Seeküste, auch heilige Haine. Man opferte ihnen Rauchwerk und duftende Gewürze.

Thaumas (der Wunderbare), der Gäa Sohn, war der Vater der Iris und der Harpyen, die er mit seiner Gattinn, Elektra, erzeugte. Die Iris aber ist der Regenbogen und zugleich die Dienerinn der Here, eine Vorstellung, welche aus der Schnelligkeit, mit welcher er entsteht und vergeht, und aus der Täuschung, daß sein Fuß die Erde berührt, während sein Haupt hoch am Himmel schwebt, hervorgegangen zu seyn scheint. Später war der Regenbogen nur die Brücke, auf welcher dieser weib-

*) Wenn die Indier und Aegypter alle ihre Götter auf Schiffe setzen, so lassen die Griechen auch ihre Wassergötter auf Wägen fahren.

liche Hermes hin und her wandelte. Sie wohnte bei Heren, bereitete ihr das Nachtlager und forderte diejenigen vor, welche sie zu sprechen verlangte. Doch richtete sie nicht selten Aufträge von Zeus aus und übernahm es sogar, die Angelegenheiten der Helden an die Götter zu bringen. Wie Hermes beim männlichen Geschlechte, so schneidet sie beim weiblichen den Sterbenden die Locke ab, welche der Persephone geweiht wurde, und führte sie zur Unterwelt. Man bildet sie gewöhnlich ab in jugendlich frischer Gestalt, mit goldenen oder safranfarbenen Flügeln. Die Harpyien werden auch für Töchter des Poseidon, ja des Typhon ausgegeben, auch über Zahl und Namen herrscht Verschiedenheit. Die Bedeutung des Namens aber ist theils der Begriff der Schnelligkeit, theils der des Raubens, des Hinwegraffens. Ursprünglich symbolisirten sie die Sturm- und Wirbelwinde, die in ihrer Art so wunderbar sind, wie der Regenbogen und daher einerlei Vater mit ihm haben. Deutlich verrathen das ihre Namen: Aëllo, Sturm, Okypete, Raschflug, Podarge, Schnellfuß, wozu noch öfters eine vierte kommt, Keläno, Schwarz, Schrecklich. Sie wurden als Ungeheuer von halb menschlicher, halb thierischer Figur vorgestellt und als Unholde betrachtet, welche den Menschen von den Göttern zur Strafe zugesandt werden. Sie fraßen dem, den die Götter durch sie strafen wollten, die Speisen weg, und was sie nicht verzehrten, besudelten sie mit ihrem Unrathe, daß es nicht mehr genossen werden konnte.

Dieß ist die gewöhnliche Ansicht. Andere Forscher behaupten, im Zeitalter Homers und Hesiods habe man die Harpyien durchaus nicht als Ungeheuer gedacht, sondern vielmehr als schöngebildete Wesen, nur mit Windesschnelligkeit durch die Luft schreitend und Unheil und Verderben bringend, wie die Sirenen, mit denen sie viel Aehnlichkeit hatten. Dagegen stellt man wieder die Behauptung auf,

daß, da die Harpyien auch Töchter des Typhon genannt würden, sie ursprünglich gewiß zu den Ungeheuern, zu den schlangenförmigen Ungeheuern gehört hätten, bis mit der Zeit ihre Bildung sich abgeändert habe. Man behielt die menschliche Gestalt bis zur Brust bei und schloß daran eine Vogelgestalt mit scharfen Krallen, mager und eingeschrumpft, um ihren Hunger und ihre unersättliche Freßbegierde anzuzeigen. Durch Dichter und Zeichner wurde die häßliche Gestalt der Harpyien immer häßlicher, bis in der Periode der schönen Kunst unter den Griechen auch diese Phantasiegebilde eine edlere Darstellung fanden und alles Widrige und Eckelhafte weggelassen wurde. Man hat übrigens noch Abbildungen der verschiedensten Art von diesen Harpyien, eine, wo sie als Jungfrauen mit einem langen Drachenschweife und ausgespreizten, krallenartiggefingerten Händen erscheinen, andere, wo sie als schön gebildete, gelockte Jungfrauen, in eine edle Vogelgestalt ausgehend, vorgestellt sind. Wenn ein König Phineus, weil er die Geheimnisse der Götter verrieth, von den Harpyien verfolgt und zu Grunde gerichtet wurde, so deutet man das auf die verschiedenste Weise: Entweder haben Naturerscheinungen, als Sturmwinde oder Heuschreckenschwärme, sein Land verwüstet, oder er lebte ein ausschweifendes Leben mit liederlichen Dirnen, welche das Unglück seines Landes und Volkes herbeiführten, indem sie seinen Wohlstand zerstörten und seine Moralität vergifteten.

Phorkys war ebenfalls ein Sohn der Gäa und ein fruchtbarer Vater von Ungeheuern mancherlei Art. Mit seiner Schwester Keto (Meerungeheuer) erzeugte er die Gräen, die Gorgonen, die Thoosa, den hesperischen Drachen, die Skylla, welche beiden letztern aber auch als Kinder des Typhon und der Echidna vorkommen. Beim Homer ist Phorkys ein alter Meergott, nach einem andern alten Schriftsteller aber wohnte er in Afrika am See Triton, und da auch die Gräen und Gorgonen in

dem äußersten Westen auftreten, so scheint in der That der ganze Mythos vom Phorkys und seinen Kindern sich auf eine Gegend des äußersten Afrika's zu beziehen, und beruhet wahrscheinlich auf Schiffernachrichten, welche später durch die Einbildungkraft der Dichter und Mahler ausgebildet wurden. Auf jeden Fall gehört er unter die ältesten Mythen, denn regellos und unausgebildet ist die Phantasie darin und in den Mythen des Perseus und des Herakles erscheint er schon vollständig.

Unstreitig sind die Gräen das Aergste was die menschliche Phantasie über das Widrige und Eckelhafte der gemeinen Weiblichkeit jemahls aufgestellt hat. Man denke sich drei Jungfrauen, alt, mager, häßlich, denn sie waren schon von der Geburt an grau (Gräen), die alle drei nur Ein Auge und nur Einen Zahn haben, so groß wie der Hauer eines Ebers; dabei keine andern Empfindungen gegen einander und gegen die Menschen, als feindselige und boshafte und man wird unwillkührlich schaudern. Die Namen der Gräen sind Dino (die Schreckliche), Pephredo (die Schaudererregende), Enyo (die Wüthende). Sie wohnten an dem äußersten Ende der Erde und waren die Wächterinnen der Gorgonen, und der Waffen, womit diese allein bezwungen und getödtet werden konnten.

Ihre Schützlinge nun, die Gorgonen, sind gleichfalls drei Schwestern, Sthena, Euryale und Medusa. Die beiden ersten waren unsterblich. Homer kannte nur eine Gorgo, welches keine andere ist als Medusa. Sie haben Schlangen anstatt der Haare auf dem Kopfe, große Hauzähne, eherne Hände und goldene Flügel. Ihr Blick verwandelte jeden, den er traf, in einen Stein, so entsetzlich war er. Aber Medusa war zuerst ein blühendes Mädchen von ausgezeichneter Schönheit, so daß Poseidon selber sich in sie verliebte. Als sie ihm nun einst

eine Zusammenkunft im Tempel der Minerva gestattete, bestrafte die jungfräuliche Göttinn den empörenden Frevel, nahm ihr die Schönheit und verwandelte sie in ein abschreckendes Ungeheuer: aus ihren schönen Locken wurden Schlangen, ihrem bezaubernden Blicke gab sie die tödtliche Kraft, Alles in Stein zu verwandeln. Perseus tödtete Medusen, aber nach einigen war es Minerva selber, die ihr das Haupt abschlug, weil sie es wagte, mit der Göttinn um den Vorzug der Schönheit zu streiten. Sie setzte das Haupt auf ihren Schild und machte von der Kraft desselben im Götterkriege mit den Riesen Gebrauch. Die beiden übrigen Gorgonen seufzten bei dem Anblicke ihrer getödteten Schwester so laut und die Schlangen zischten so kläglich in ihre Trauertöne, daß Minerva von den klagenden Tönen gerührt, auf einer Rohrpfeife sie nachzubilden versuchte und so die — Flöte erfand. Medusa war schwanger, als sie getödtet wurde. Aus ihrem Blute entsprangen daher das berühmte Musenpferd, Pegasos, und ein Sohn, Chrysaor. Auch die Schlangen, welche in Afrika zu finden sind, entsprangen, nach den Dichtern sämtlich aus dem Blute der Medusa. Und nun die Auflösung dieses Mythos? Sie ist nicht ganz befriedigend, weil sie nicht alle Theile ins Licht setzt. Man sagt, die ganze Fabel sey aus Schiffernachrichten entstanden, welche die an den Küsten Afrikas bestandenen Abentheuer und Schrecken der frühern Seefahrer schilderten, und von den Dichtern darauf ausgeschmückt; oder es sind die Schwierigkeiten und Gefahren, welche der Held zu überwinden hatte, der sich zuerst daran wagte, das Land und seine Bewohner zu cultiviren. Im Alterthum schon hat man ihn zu erklären gesucht und ihn historisch gedeutet, indem man die Gorgonen zu reichen Fürstinnen machte, welche Perseus mit einer Flotte bekriegt, besiegt und beraubt habe. Daß aber Pallas das Medusenhaupt auf ihren Schild setzte, will man aus der Gewohnheit erklären, welche schon im frühen Alterthume unter barbarischen Völkern geherrscht haben soll,

die erschlagenen Feinde zu skalpiren und den Skalp*) als Siegeszeichen, oder zum Schrecken für die Feinde, auf den Brustharnisch oder den Schild zu heften. Ein griechischer Abentheurer konnte diese Sitte aus dem Westlande mit nach Griechenland gebracht haben, und dieses eignete sie der aus Afrika abstammenden Gottheit der Pallas zu. Das Charakteristische der alten Gorgonenköpfe war ein geduntenes, breitgedrücktes Gesicht mit herausgestreckter Zunge, um den Begriff des verspottenden Lachens auszudrücken. In der schönen Periode der griechischen Kunst aber ward Medusa, in das Ideal einer rührenden Schönheit verwandelt, wie viele noch vorhandene Bilder derselben beweisen. Man erblickt in allen diesen Meduſenköpfen eine wunderbare Mischung von Anmuth und Schrecken, von lieblicher Form und wildem Charakter.

Pegasos, das Erzeugniß der Medusa, ist ein Roß, das in vielen Mythen eine Rolle spielt. Homer erwähnt seiner nicht; aber Hesiodos kennt es und läßt es von Poseidon erzeugt werden, der dabei die Gestalt eines Pferdes annahm. Nach diesem Ueberlieferer hieß es Pegasos (Quellpferd), weil seine Geburt an der Quelle des Okeanos geschah. Alsbald schwang es sich zu den Unsterblichen auf, ohne Flügel, denn erst später erhielt es diese von den Dichtern, um seine Schwungkraft und Schnelligkeit zu versinnlichen. Pegasos wohnte nun bei Zeus und dieser sandte ihn dem Helden Bellerophon zu Hilfe, als er die Chimära bekämpfte; Blitz und Donner gingen aus seinen Hufen hervor und damit half er das Ungeheuer erlegen. Im ältesten Mythos also ist der Pegasos ein Donnerroß, ein Symbol feuriger Erddünste, die gen Himmel aufsteigen und Gewitter bilden, als solche aber herabstürzend, die Gegner der Götter vernichten. Ist nun das Blut Medusa's eine sumpfige mit schädlichen Thieren und Dünsten

*) Der Skalp ist die Haut samt den Haaren des Kopfes.

angefüllte Gegend, die urbar gemacht werden sollte, so ist allerdings Alles in dieser Fabel wohl zusammen hängend.

Nach Pindar ist der Pegasos nicht in Afrika, sondern in Griechenland bei Korinth zu Hause, wo er wild und ungebändigt bei den Quellen der Pirene herumschweift. Dieß geschah, entweder weil sein Erzeuger, Poseidon, vorzüglich im Korinth verehrt wurde, oder weil Bellerophon dort lebte; denn Bellerophon zähmte das wilde Pferd, indem es aus einer Quelle trank. Dieser Mythos soll auf die zweite Epoche der Geschichte der griechischen Reitkunst deuten. Die erste war, als das Pferd aus Afrika nach Griechenland gebracht wurde, zu Schiffe, nemlich durch phönikische Seefahrer (daher ist sein Erzeuger Neptun). Jahrhunderte lang wußte man das Thier nicht anders zu benützen, als indem man es einspannte. Als man es endlich ohne Zaum und Sattel zu besteigen wagte, da entstand die Fabel von den Centauren. Endlich ward die Kunst erfunden, mit Hilfe des Zaums das Pferd zu leiten und zu lenken und nun konnte man es eigentlich reiten; nun flog es gleichsam mit Flügeln, nun stieg es leicht jede Anhöhe hinan, flog durch die Lüfte; es war nicht mehr ein irdisches Pferd, es war himmlischen Ursprungs und aus dem Blute der afrikanischen Gorgo entsprungen (aus Afrika hergebracht), ging aus ihm ein neues Wundergeschöpf, ein fliegendes Pferd, hervor. Der Zaum aber, der dieses Wunder wirkte, war wichtig genug, daß seine Erfindung einem Heros von der Göttinn der Weisheit selber eingegeben wurde. Nach Bellerophons Sturz flog Pegasos wieder zum Olymp empor und wurde von der Eos, mit Zeus Genehmigung, an ihren Wagen gespannt, oder sie reitet auf ihm den Himmel hinan. Diese neue Aufnahme in den Olymp ward durch seine Versetzung unter die Gestirne bezeichnet.

Zuletzt ward der Mythos vom Pegasos noch mit dem der Musen verbunden. Die Aloïden (Söhne und Nach-

kommen des Königs Aloäus von Korinth), kamen, wie man erzählt, nach Böotien, baueten den Flecken Askra und weiheten den Helikon den drei Musen, deren Cultus sie aus dem Mutterlande mitgebracht hatten. Es befand sich daher auf dem Helikon ohne Zweifel ein den Musen geweiheter Hain oder Altar; in der Nähe desselben eröffnete einst ein weidendes Pferd durch den Schlag seines Hufes, eine Quelle, deren Ader nahe an der Oberfläche der Erde floß, und deren angenehmes Wasser in der Folge von den Anwohnern gern getrunken wurde. Die neuentstandene Quelle war ganz folgerichtig ein Geschenk der neuen Gottheiten, eine Musenquelle, und das Pferd, das sie hervorbrachte, was war es sonst für eines, als das Götterroß Pegasos? Darum heißt auch die Quelle von ihm Hyppokrene (Roßquelle). Nach dieser Darstellung sind die Ideen von der Begeisterung der Dichter durch das Trinken aus dieser Quelle und von dem Gedankenflusse derselben erst von der vorhandenen Quelle abgezogen; nach andern sind diese durch jene versinnlicht worden.

Pegasos kommt auch in Verbindung mit dem jüngern Mythos der neun Musen vor, was Niemand befremden wird, da der neuere nur den ältern verdrängte und ersetzte. Hier erscheint er auch in musikalischer Begeisterung, denn er gehört zu der Herde des Admetos, welche Apollon hütet, und horcht hier dem Hirtengesange Apollons zu, so daß er darüber die Weide vergißt.

Ausser der Hyppokrene am Helikon sind auch die zu Trözenä und die Pirene bei Korinth durch den Pegasos entstanden.

Der Sohn der Medusa, Chrysaor (Goldschwert), ist gleichfalls ein uraltes Götterwesen. Er hatte bei seiner Geburt sogleich ein goldenes Schwert in der Hand, daher sein Name. Seine Gemahlinn war Kallirhoë, des Okea-

nos Tochter, welche ihm den Geryon und die Echidna gebar. Geryon, der in den Mythos des Herakles verwickelt ist, war ein furchtbarer Riese, der aus drei Körpern zusammengesetzt war, folglich drei Köpfe und sechs Hände hatte. Er war König in Erythia, oder in Spanien, genug am westlichen Ende der Erde, der sehr zahlreiche Heerden von Rindern hatte, solche von dem zweiköpfigen Hunde Orthos hüten ließ und des Nachts in einem finstern Stalle verwahrte. Herakles — es gehörte unter die zwölf Arbeiten desselben — raubte sie ihm und, als Geryon, davon benachrichtigt, dem Räuber nacheilte, um sie ihm wieder abzujagen, ward er von ihm erschossen. Auch Here, die unversöhnliche Feindinn des Herakles, die dem Geryon beistehen wollte, erhielt bei dieser Gelegenheit einen Pfeil in die Brust.

Die Alten schon versuchen, diese Fabel zu erklären und legen ihr größtentheils einen historischen Sinn unter, so daß Geryon ein sehr mächtiger (dreifacher) Fürst ist, den Herakles überwindet; oder daß er zwei Brüder hat, mit welchen er gemeinschaftlich herrscht. Sein zweiköpfiger Hund bedeute seine Land- und Seemacht. Neuere Forscher wollen jedoch behaupten, daß Geryon Niemand anders als Ais selber sey. Geryon heißt nemlich: der Alles zur Erde hinabziehende und das ist Pluton, oder Ais. Die Wohnung des Geryon stehet in der unbekannten Westgegend; sein Reich heißt Erythia, das (in der Abendsonne) röthlich strahlende; sein Hund Orthos ist ein Bruder des Kerberos, d. h. dieser selber; sein dreifacher Körper ist eine Anspielung darauf, daß er als Pluto mit Zeus und Poseidon eins ist; er hat Flügel und auch der Gott der Unterwelt hat welche. Der Kampf des Herakles mit Geryon ist also sein Kampf mit dem Aïs, dort entführt er die Rinder, hier den Kerberos, d. h. er bemächtigt sich des wichtigsten Besitzthums seines Besiegten, er überwindet ihn völlig. Chrysaor ist sodann der Va-

ter des Pluton, Kronos, mit der diamantenen Sichel, und der ganze Mythos geht über in den morgenländischen, wo Dschemschid und Mithras mit dem Goldschwerte und dem Golddolche auftreten, wo die Rinder die Gestirne, die Monate die Zeiten sind, welche von dem mächtigen Gott der Nacht in ein finsteres Gefängniß hinabgezogen, aber von dem Könige des Himmels, dem mächtigen Herakles, wieder heraufgeführt werden.

Es ist möglich, daß Hesiod, der seine Mythen nicht erfunden, sondern nur gesammelt und nicht immer verstanden hat, hie und da eine für die andere angesehen, hie und da sich hat verleiten lassen, Mythen, die dem Sinne nach einerlei und nur dem Namen nach verschieden waren, für verschieden anzusehen.

Die letzte Tochter der Gäa ist Eurybia, Gemahlinn des Titanen Krios, dem sie die 3 Söhne, Asträos, Pallas und Perses gebar. Sie selber aber trug ein eisernes Herz im Busen, welches als ein Symbol ihrer mächtigen Stärke gedeutet wird, welche auch ihr Name ausdrückt.

Aus dem aufgefangenen Blute des Uranos brachte die Erde hervor die Erinnyen (Eumeniden, Furien), die Giganten und die melischen Nymphen.

Die furchtbaren Göttinnen der Unterwelt, die Erinnyen, haben verschiedene Eltern, je nachdem man den Gesichtspunkt auffaßt, aus welchem man ihre Entstehung betrachtet. Sieht man sie als die natürlichen Folgen des unnatürlichen Verbrechens an, so ist ihre Entstehung eine oberirdische; betrachtet man sie als Strafen von den Rachegöttern verhängt, so ist ihre Entstehung natürlich in der Unterwelt zu suchen und Aïs und Persephone selber sind ihre Erzeuger. Homer nennt zuweilen Eine, zuweilen

mehre Eumeniden; Hesiod stellt sie als Rächerinnen der Blutschuld, der von Kindern an den Eltern begangenen Verbrechen, und der Meineide dar. Beide geben keine Namen an; aber spätere Dichtungen nennen sie: Alekto, Megära und Tisiphone, wozu der einzige Euripides noch die vierte fügt, Lista genannt. Aber Aeschylos giebt ihre Zahl auf fünfzig an. Ihr Anblick ist furchtbar, denn schlangenhaarig, mit häßlich breitgedrücktem Gesichte und hervorgestreckter Zunge (wie die Gorgonen), mit kralligen Fingern (wie die Harpyien), schwarz von Kopf bis zum Fuß, mit blutigen Flecken um die Augen, treten sie auf, als Gespenster, die den Verbrechern das Blut aussaugen, welches ihnen sodann wieder tropfenweis zum Halse herausquillt, so daß sie sich selber ein bluttraüfendes, hassenswürdiges Geschlecht nennen. Wenn sie zürnen, traüft seuchenerregendes Gift auf die Erde und raubt derselben den Keim der Fruchtbarkeit. Ihr Aufenthalt war an den Pforten des Todtenreichs, wo sie Verbrecher quälten, die mit den Göttern nicht ausgesöhnt waren. Nebenbei erregen sie allerhand Plagen auf der Erde, Megära ruft die Wuth und die Mordlust auf, Alekto den verheerenden Krieg und Tisiphone ansteckende Seuchen. Die Scheu vor diesen Wesen war so groß, daß man sie zu nennen vermied und lieber an den ihnen geweiheten Orten ein heiliges Schweigen beobachtete, oder sie mit dem schönen Namen der Eumeniden (Günstigen, Gutgesinnten) belegte, den ihnen Orestes gegeben haben soll, nachdem er mit ihnen und den Göttern wieder ausgesöhnt war. Bei Kolonos hatten sie einen Tempel in einem heiligen Haine, von welchem Sophokles einen Wanderer zu Oedipus sagen lässet: "Diesen Ort darf Niemand bewohnen, Niemand berühren, denn die furchtbaren Göttinnen, die Töchter der Erde und der Nacht, die Alles scheuenden Eumeniden, hausen daselbst. Fliehe von dieser Stelle, denn du betritst einen Ort, der zu betreten nicht erlaubt ist." Eben-

daselbst findet man die Art und Weise, wie man diesen Göttinnen opferte. Der Opfernde mußte nüchtern seyn und mußte den Göttinnen Wasser mit reinen Händen aus der heiligen Quelle schöpfen, den Rand der Kelche und die beiden Handhaben mit frischgeschorner Wolle eines jungen Lammes bekränzen, dann, nach Morgen gekehrt, die mit Wasser und Honig gefüllten Kelche auf den Boden gießen, auf dieselbe Stelle 27 Zweige eines Oelbaumes streuen, und zu den Ehrwürdigen beten, daß sie mit gnädiger Brust sich seiner erbarmen mögten, aber Alles leise und mit geschlossenem Munde, dann mußte er fortgehen, ohne sich umzusehen. Man opferte ihnen indessen auch weiße Turteltauben, und hielt Narzissen, Cedern, Erlen, Wacholder für ihnen geweihete Dinge. Die frühere schreckliche, ja scheußliche Abbildung veredelte sich zur Zeit der höhern Kunst in Griechenland auch, man stellte sie dar als ernste, Ehrfurcht und Scheu einflößende Göttinnen, mit Fackel und Dolch in den Händen, um ihren Charakter und ihre Bestimmung auszudrücken. Zur Erklärung dieser Fabel sagt ein neuerer Forscher: Der Ursprung des Mythos von den Eumeniden ist in dem Wiedervergeltungrechte der Alten zu suchen. Die Blutrache, welche die ältesten Völker selber übten, wurde durch denselben in die Hände mächtiger Gottheiten gelegt. Arkadien ist die Wiege des Mythos so wie überhaupt des blutigen Opferdienstes der Pelasger. Der Name "Erinnyen" ist arkadisch und bedeutet die "Zürnenden." Ursprünglich rächten sie nur Meineid und Verwandtenmord, (die einzigen Verbrechen, welche die Alten kannten), und zwar rächten sie solche nur an noch lebenden Familien; denn weiter konnte die Rache nicht ausgedehnt werden, da man jeden andern Todtschlag durch Blutgeld lösen konnte und der Glaube an Fortdauer nach dem Tode nicht statt fand. Doch erscheinen die Erinnyen nur erst dann, wenn der Fluch über den Verbrecher ausgesprochen ist. Sie verfolgen nun diesen wie Jägerinnen oder Hunde das Wild,

(Benennungen, die ausdrücklich von ihnen gebraucht werden,) und lassen ihm keine Ruhe. Als aber in dem am frühesten polizirten Athen ein eigenes Blutgericht, den Areopagos, eingerichtet worden war, und die bloßen Blutsühnungen nicht mehr galten, so wurden die Erinnyen (Zürnenden) in Eumeniden (Versühnte) verwandelt. Der vom Areopagos gerichtete Orestes wurde das Symbol dieser Stiftung, durch hundert Fabeln und Lokalsagen (auch in vielen Gegenden des Peloponnes, wo es uralte Erinnyenhaine gab) aufgeputzt und durch Tragödieen und Kunstwerke immer herrlicher geschmückt. Neben dem Areopag (denn so hieß eigentlich der Hügel, worauf das Gericht gehalten wurde,) war eine ihnen heilige Grotte und Kapelle, zu welcher man, sie zu ehren, jährlich eine Prozession anstellte, die sehr feierlich gewesen seyn muß, da aus den ersten Magistratspersonen zehn Opfervorsteher dazu erwählt wurden. Durch diese Grotte wanderten die Ehrwürdigen (nicht mehr Zürnenden) in die Unterwelt, welche indessen ausgebildet worden war. Sie verfolgen nun nicht mehr die Lebenden, sondern sind Dienerinnen des Pluto und vollstrecken die Strafen im Tartaros, welche die Todtenrichter, Minos, Aeakos und Rhadamanthos diktirt haben. In der Odyssee, die später entstanden ist, als die Iliade, wohnen schon die Eumeniden bei Persephone am Saum der Westwelt und kommen nur auf die Oberwelt, um blutige Mordgedanken oder Wahnsinn einzuflößen, wenn sie gerufen werden. Dabei blieb aber immer der alte Begriff, daß die Erinnyen Rächerinnen der Blutschuld seyen, indem in der Unterwelt besonders Mörder von ihnen gezüchtiget werden. Später unterschied man Eumeniden und Pönen, und nahm jene als Rachegöttinnen überhaupt, diese als strafende Bluträcherinnen. Athen blieb immer der Hauptsitz dieser Göttinnen und sie spielten in der gottesdienstlichen Liturgie daselbst eine große Rolle; ihnen opferten angehende Jünglinge und Bräutigame; alle Schwüre und Verwünschun-

gen sprachen den Namen der Ehrwürdigen aus. Daher galt Athen in der alten Welt als eine Schutzstadt der Eumeniden, und der Muttermörder Nero wagte es nicht, dahin zu kommen.

Der Giganten erwähnt Hesiodos nur kurz, als Riesen, aus dem Blute des Uranos, von der Gäa erzeugt. Das Uebrige, was von ihnen vorhanden ist, hat Apollodor, man weiß nicht, woher. Gäa, erzählt er, über die neuen Götter erzürnt, die ihre Söhne, die Titanen, in den Orkos gesperrt hatten, brachte die Giganten hervor. Diese waren von ungeheurer Größe und unbezwingbarer Kraft. Schrecklich war ihr Anblick, denn langes Haar floß von ihren Scheiteln herab und, statt der Füsse, endigten sie in Drachen. Nach einigen wurden sie in Phlegrä, nach andern aber in Pallene geboren. Aufgereizt gegen die Götter stürmten sie den Olymp und indem sie die Berge Ossa, Pelion, Oeta, Rhodope und andere auf einander thürmten, schleuderten sie Felsen und glühende Eichbäume gegen den Himmel. Unter den Göttern war ein Orakelspruch, sie würden die Giganten nicht bezwingen, wenn nicht ein Sterblicher in ihren Reihen kämpfte; daher berief Zeus durch Athene den Herakles zu ihrem Beistande, und da Gäa, die das Orakel auch wußte, Zauberkräuter suchte, um ihre Söhne unverwundbar zu machen, so verbot Zeus der Eos, dem Helios, der Selene, zu scheinen, und sammelte, zuvorkommend, selber alle Zauberkräuter. Als nun der Kampf begann, erlegte Herakles zuerst den Alkyoneus, der jedoch, so wie er die Erde fallend berührte, wieder auflebte; daher schleppte ihn Herakles, auf Athene's Rath, ausserhalb Pallene und erschoß ihn daselbst. Nun stürzte Porphyrion, von Zeus selber dazu aufgereizt, auf Heren, um ihr Gewalt anzuthun; allein er fiel unter den Blitzen des Gatten und den Pfeilen seines Gehilfen. Darauf fielen Ephialtes, Eurytos, Kyllios; auf den

Enkelados schleuderte Athene die Insel Sikelia, die er noch oft im grimmen Unmuthe erschüttert; dem Pallas zog sie die Haut ab und bedeckte sich mit derselben. Hippolytos fiel durch Hermes, der während der Schlacht des Aïs Helm trug, Gration vor Artemis, Agrios und Thoas durch die Mören; die übrigen erlagen den Blitzen des Zeus und den Pfeilen des Herakles.

Da dieser Kampf von vielen Dichtern geschildert wurde, so entstanden viele Veränderungen über die einzelnen Gefechte und Umstände. Einige lassen den Dionysos, Hephästos und die Satyren auf Eseln in die Schlacht reiten, deren unerhörtes Geschrei die Giganten in Schrecken versetzte und in die Flucht trieb. Um dieses Verdienstes willen ist der Esel unter die Sterne versetzt worden.

Eigentlich ist der Gigantenkampf ein Gegenstück zu dem Kampfe der Titanen. Zehn Jahre lang hatte dieser gedauert und Zeus hatte seinen eigenen Vater entthront; wie sollte er nun ohne weiters in Frieden regieren! Jede Usurpation erregt geheime Feinde, die leicht zu bewegen sind, gegen den Usurpater aufzutreten. Hesiod weiß noch nichts von dem Gigantenkampfe. Ihm und Homer nach sind die Giganten noch unschädliche und glückselige Riesen. Aber bald entstand die Fabel von ihrem Kriege, dessen Schauplatz verschieden angegeben und bald nach Tarteſſus, bald nach Phlegrä, bald nach Pallene versetzt wird. Die Idee von Vulkanen und Erdrevolutionen scheint ihr zum Grunde zu liegen, das ist nicht zu läugnen; aber es scheint doch noch mehr dazu zu gehören, wenigstens behauptet ein neuerer Forscher, Zeus habe, nach der Besiegung der Titanen noch mit Empörungen seiner Unterthanen zu kämpfen gehabt, und da seine Wolkenburg auf dem thessalischen Olymp als Himmel gedacht wurde, so hießen diese Empörer Himmelsstürmer. Diese Behauptung begründet er durch folgende allerdings sehr tref-

fende Angaben: Die Giganten endigen sich in Drachen, welches symbolisch ist und das Einheimischseyn andeutet, wie in vielen Fällen. Der Kampfplatz ist Pallene, der makedonische Chersones, früher Phlegrä genannt; hier sind allerdings Spuren von frühern Vulkan-Ausbrüchen, aber auch Nachrichten, daß die rohesten und raubgierigsten Bewohner Thessaliens da gewesen sind. Die Waffen, womit gestritten wird, beweisen die Ueberlegenheit der Erzbewaffnung. Die Empörer haben Steine und Keulen (bei den Dichtern Berge und Bäume), die Götter eherne Lanzen und Schwerter (Blitze). Darum spielt Minerva hier eine so große Rolle, sie hat den ehernen Helm, den ehernen Schild, die eherne Lanze. Hermes hat den unsichtbarmachenden (schützenden) Helm auf. Aber bei dieser schweren Erzbewaffnung konnte man doch den Bogen nicht entbehren; denn die Ueberwundenen zogen sich zurück an unzugängliche Orte, von wo sie wieder hervorbrachen (Alkyoneus wird wieder lebendig); darum muß der erste Bogenschütze, Herakles, Hilfe leisten, und die Feinde in der Ferne erlegen. Aber neben ihren Waffen bedienen sich die Götter auch der Kriegslist und erschrecken ihre Feinde durch unbekannte, schaudererregende Töne (Eselsgeschrei). So wird, von dem Poëtischen entkleidet, der Kampf der Giganten ein Empörungkrieg roher Unterthanen gegen ihren aufgedrungenen Gewaltherrscher, der sie durch seine Kriegskunst überwindet, so furchtbar sie auch sich machten.

Zu den Erzeugungen der Gäa aus dem Blute des Uranos gehören zuletzt noch die Melischen Nymphen, Helike, Kynosura, Arethusa, Ide, Krime, Britho, Keläno, Adrastra und Glauko, welche, da ihr Name Nymphen der Eschenbäume bedeuten, zu dem Geschlechte der Hamadryaden (Baumnymphen) gehören.

Unter die Nymphen, welche, nach Homer, einer besondern Erwähnung verdienen, gehören Kirke und Kalypso.

Kirke.

Die ringellockige Göttinn mit der melodischen Stimme auf der Insel Aeäa, Kirke genannt, ist aus der Odysser des Homer bekannt genug. Wie schon viele vorher in mancherlei Thiere, so verwandelte sie auch des Odysseus Gefährten durch Zaubergemisch und durch einen Schlag mit der Zauberrüthe in Schweine. Odysseus selbst aber, durch die Wunderkraft des Krautes Moly und des Hermes Rath gestärkt, widerstand dem Zauber, befreite zuletzt seine Gefährten wieder und erzeugte mit der Kirke zwei Heldensöhne, worauf sie ihn entließ. Als ihre Eltern nennt man Helios und Perse, oder auch Aeetes und Hekate; ihre Schwester war Medeia.

Offenbar liegt der Verzauberung der Gefährten des Odysseus der Gedanke zum Grunde, daß rohe, sinnliche Menschen durch List und Ränke anderer leicht zum Thier herabgewürdiget werden können, während der Gebildetere, Bessere (hier Odysseus), vor solchem Schicksale bewahrt bleibt und selbst die Urheber desselben sich unterwirft.

Kalypso.

Kalypso war die Tochter des Atlas, nach Homer, nach Hesiod des Okeanos und der Tethys und lebte auf der Insel Ortygia, wohin ein Schiffbruch den Odysseus verschlug. Die schöne Nymphe empfing ihn sehr gütig und lebte mit ihm acht Jahre lang in einer nicht einmahl sie, noch weniger aber den Odysseus befriedigenden Ehe, ohne also im Stande zu seyn, ihn seiner Heimath und seiner rechtmäßigen Gemahlinn vergessen zu machen. Endlich bewog Athene den Vater Zeus, daß er ihr befehlen ließ, den Geliebten zu entlassen, welches sie nicht ohne

heftigen Kampf und lange nachher anhaltenden Schmerz zu thun vermogte.

Schon das frühe Alterthum hatte die richtige Einsicht, daß eine ungesetzliche Verbindung weder die Verbundenen befriedigen, noch den Göttern gefallen könne.

Uranos und sein Geschlecht, oder die ältern Götterwesen Griechenlands.

Uranos war aus der Gäa entstanden und jetzt vermählte er sich mit ihr und erzeugte Söhne und Töchter (Himmel und Erde, in inniger Verbindung, brachten die ferneren großen Erscheinungen der Natur hervor). Diese Söhne und Töchter aber waren die Titanen*), die Symbole der elementarischen Kräfte, der Stammväter des Menschengeschlechts, der Alles ordnenden Zeit und der bürgerlichen Bildung. Ihrer waren zwölf, nemlich sechs Söhne: Okeanos, Koios, Krios, Hyperion, Japetos, Kronos, und sechs Töchter: Tethys, Phöbe, Theia, Muemosyne, Themis und Rheia. Ausser diesen brachte die Gäa durch Uranos auch die Kyklopen und die Hekatoncheiren hervor.

Uranos, der seine Erzeugten selber fürchtete, ihrer Gewalt und ihres unruhigen Geistes wegen, stürzte sie sämtlich in den Tartaros, wo sie angeschmiedet in ewiger Finsterniß leben sollten. (Die schwarzen Wolken, die den Aufruhr in die Natur gebracht hatten, senkten sich unter den Horizont und verschwanden). Darüber aufgebracht reizte Gäa ihre Söhne zur Empörung gegen den Vater

---

*) Gäa heißt auch Titäa, daher Titanen welches Herrscher, Könige bedeutet haben soll, wie Pharao.

auf. Der jüngste, Kronos, trat an die Spitze derselben und, bewaffnet mit der Diamantsichel, die seine Mutter ihm gegeben, überfiel er den Vater, als er sich zur Umarmung über seine Gemahlinn ausbreitete und schnitt ihm die Zeugungtheile ab. Diese fielen ins Meer und trieben so lange herum, bis endlich die reizende Aphrodite daraus entstand. Das aus der Wünde quellende Blut fing die Erde auf und bildete daraus, wie wir schon sahen, die Erinnyen, die Giganten u. s. w. (Mit der Entstehung der Titanen hörten die eigenen Erzeugungen des Uranos auf, denn sie sind die Stoffe, aus welchen sich in der Folge Alles regelmäßig entwickelt; daher hat die Zeit den Uranos entmannt, es entstehen keine neuen Formen mehr, sondern das Aehnliche entsteht aus dem Aehnlichen in regelmäßiger Fortzeugung. Zwar entstehen noch einmahl Ungeheuer aus dem Blute des Uranos, später entstandene Erd-Revolutionen und Erscheinungen, verbunden mit Menschenthun, aber bald finden jene ihr Ende, und zuletzt entsteht aus der himmlischen Zeugungkraft, ohne Zuthun der Erde, das Höchste und Schönste, die reizende Aphrodite). Von jetzt an also beginnt das Reich der Ordnung, Uranos versinkt in den Tartaros, sein Andenken verlischt unter den seligen Göttern und nur seine Stimme hört man noch in seinem Falle, indem er seinen Söhnen die Strafe für ihr Verbrechen weissagt. Das Schicksal des Uranos ist das des Osiris und anderer alten Götter, er ist ein leidender und sterbender Gott und fördert durch sein Leiden und Sterben das Wohl der Welt.

Die Brüder Titanen, befreit aus ihren Banden, vermählten sich größtentheils mit ihren Schwestern. Zu den sechs ursprünglichen setzt die spätere Dichtung noch den Phorkys und die Dione, wahrscheinlich, um die heilige Zahl Sieben voll zu machen.

Okeanos.

Der älteste derselben vermählte sich mit seiner Schwester Tethys. Er ist das Symbol des äussern Meeres, des Weltstroms, der in ungemessener Weite die Erde umfloß. Sein Name soll von Okeane herkommen, der ältesten Benennung des Nilstroms. Mit seiner Gemahlinn, Tethys (Ernährerinn, Amme), dem Symbole der mütterlichen Erde, die in Gemeinschaft mit dem Okean Alles hervorbringt, weßhalb auch Aphrodite ihre Tochter heißt, erzeugt er die Ströme, die Flüsse und die Bäche, die letztern Okeaniden genannt und weiblich gedacht, Nymphen, deren 3000 waren. Sein Wasser war, nach der gewöhnlichen Vorstellung, süß, das des Pontos salzig. Und so erscheint er auch überall mit ruhigem Charakter, hat auch keinen Theil an der Empörung gegen seinen Vater genommen, sondern unter verschiedenem Vorwande seine Theilnahme verweigert. Daher er auch unter den neuern Göttern in seinem Amte blieb. Man bildete ihn als Greis mit einem Stierhaupte (dem Symbol der Ströme), oder auf einem Wagen, von Meerungeheuern gezogen, vor ihm her blasende Tritonen und hinter ihm eine Schaar von Meernymphen und Phoken, mit ihrem Hirten, Proteus. Ein altes kosmogonisches System, das Alles aus dem Wasser entstehen lässet, nennt ihn den ewigen, unsterblichen Vater der Götter und Menschen.

Der älteste Sohn des Okeanos ist Acheloos, Grenzfluß zwischen Akarnanien und Aetolien, dessen Mythos wichtiger, als der seines Vaters ist. Sein Ansehen war sehr groß, denn das Orakel zu Dodona wies jeden, der einen Bescheid von ihm erhielt, zugleich an, dem Acheloos zu opfern. Man sagt, das sey daher gekommen, daß die Priester zu Dodona eine ägyptische Colonie gewesen seyen, welche in dem Acheloos ihren vaterländischen Strom, den Strom aller Ströme, den Quell aller Nahrung, den Urheber aller Dinge, wiedergefunden hätten. Noch wichtiger

machte seinen Mythos sein Kampf mit dem Herakles. Er und dieser warben zugleich um Dejanira, Tochter des kalydonischen Königs, Oeneus. Jeder der beiden Bewerber pries dem Oeneus seine Verdienste und Vorzüge vor dem andern an und Acheloos reizte den Alkiden mit bittern Worten. Da stürzte dieser auf ihn los und es kam zu einem heißen Kampfe. Herakles bewältigte seinen Gegner und drückte ihn zu Boden, als dieser sich in einen furchtbaren Drachen verwandelt und mit neuer Kraft zu kämpfen beginnt. Wieder besiegt, wird er zu einem mächtigen Stier; aber auch so kann er vor dem mächtigern Heros nicht bestehen. Dieser reißt ihm ein Horn aus und nimmt ihm damit die letzte Kraft zum Widerstande. Das Horn schenkte Herakles der Göttinn des Ueberflusses, die es mit ihren Reichthümern füllte. Acheloos vermählte sich nachher mit Perimede, der Tochter des Aeolos, und zeugte mit ihr den Hippodamos und Orestes. Auch die Sirenen, ferner Kallirhoe, Dirke und Kastalia werden seine Töchter genannt. Auch die Echinaden, fünf rauhe, unbewohnte Inseln an seinem Ausflusse, heißen Töchter von ihm.

Man erklärt diesen Mythos auf verschiedene Weise. Acheloos war entweder ein Fürst in Aetolien, dessen Geschichte mit der des Herakles verflochten war; oder: Acheloos ist ein Strom, der eine Schlange wird, in seinem Laufe, ein Stier, durch sein Rauschen, oder durch seine Gewalt; Herakles bändiget ihn, er dämmt seine Ufer ein; er bricht ihm ein Horn ab, er leitet einen Arm des Stroms in eine andere Gegend, die nun fruchtbar wird (das Horn des Ueberflusses). Man kann auch dabei an den persischen Mythras denken, der den Sonnenstier mit dem Dolche sticht und dadurch Ueberfluß und Fruchtbarkeit befördert.

Die oben genannten Töchter des Acheloos, die Sirenen (Seirenen) sind die dichterische Erklärung einer Na-

turerscheinung. Homer kennt ihrer nur zwei, Göttinnen von der niedrigsten Art, die, auf einer Insel wohnend, die Vorüberseglenden durch ihren Gesang anlockten und tödteten. In der Folge wurden ihre Zahl, Gestalt und Wohnsitz verändert und ihre Abstammung verschieden angegeben. Sie erscheinen sodann gewöhnlich als Jungfrauen, die in einen Vogelleib ausgehen und Vogelbeine haben, auch in Fische sich endigen. Doch gab es auch eine Zeit, wo sie die Phantasie der Dichter zu Symbolen der Sphärenharmonie und des Zaubers in Gesang und Rede machte. Aber in der That waren sie Felsen am ätnäischen Gestade, an denen die Fluth sich rauschend brach, und die den Schiffern häufig verderblich wurden.

Ein zweiter Sohn des Okeanos ist Alpheus, Alpheios, ein Fluß in Elis, der, vorher ein Jäger, sich in die schöne Nymphe Arethusa verliebte und sie verfolgte. Sie aber floh bis nach Ortygia bei Syrakus und wurde dort in eine Quelle verwandelt, Alpheus aber, von Gram verzehrt, in einen Fluß. Und noch als solcher gab er seine Liebe nicht auf, sondern vereinigte sich mit der Geliebten, indem er unter dem Meere wegfloß. In der That glaubte man im Alterthume, der Fluß Alpheus und die Quelle Arethusa stünden in Verbindung, weil man einmahl eine Opferschale, die in jenen geworfen wurde, in dieser wiederfand.

Asopos ist der dritte Sohn des Okeanos, der zwei Söhne und zwanzig Töchter hatte, von welchen letztern die eine, Namens Aegina, von Zeus geliebt und entführt wurde. Asopos, wurde darüber so aufgebracht, daß er einen Kampf mit Zeus begann. Das ist nichts anders, als der Fluß trocknete aus, aus Mangel an Zufluß und Regen. Sein Enkel war Aeakos, dessen Ruf der Gerechtigkeit und Güte so groß waren, daß er nach seinem

Tode zum Richter der Unterwelt bestellt wurde. Hie und da, sogar zu Athen, hatte er Tempel und Altäre.

Der vierte Sohn des Okeanos, Eridanos, ist dadurch vorzüglich berühmt geworden, daß der von Zeus Blitzen getödtete Phaëton in denselben hinabstürzte, dessen weinende Schwestern an seinem Ufer in Pappelbäume verwandelt wurden. Noch in diesem Zustande flossen ihre Thränen und wurden im Wasser zu Bernstein. Man setzte zuerst diesen Fluß an das nordwestliche Ufer des Okeanos, wo die Phönikier den Bernstein holten. Dann wurde der heutige Pofluß in Norditalien mit diesem Namen belegt und behielt ihn. Zuletzt wurde der Eridanos unter die Sterne versetzt. Wenn nun ältere Erklärer sagen: Nicht Eridanos, der Okeanos, oder der Nil stehen unter den Sternbildern; so erklären die neuesten: Das ist einerlei, Eridanos ist hier der Weltstrom, der Okeanos, also der ägyptische Nil und — der indische Ganges, der Ardvisur.

Zum fünften Sohn des Okeanos macht man den Inachos einen Fluß, der zugleich ein alter Heros, der Stammvater des ältesten Königgeschlechts in Argos *) war, unentschieden, wer zur Entstehung des andern Anlaß gegeben hat. Er hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft, die Inachiden, von denen Apis, ein König in Peloponnes, dieser Landschaft den Namen Apia gegeben hat, und zuweilen mit dem Apis in Aegypten verwechselt wird, weil es heißt, er sey nach Aegypten ausgewandert und habe Memphis erbaut. Noch merkwürdiger ist die Fabel von der Jo, gleichfalls eine der Nachkömmlingen des Inachos. Wahrscheinlich sind mehre Jo's gewesen, deren Geschichten in einen Mythos zusammenflossen. Dieser besteht im Wesentlichen darin: Jo ward von Zeus geliebt und als die

*) Man rechnet zwischen 18 — und 1900 Jahre v. Ch.

eifersüchtige Here das Einverständniß entdeckte, von dem erschreckten Liebhaber in eine Kuh verwandelt. Here, den Betrug ahnend, erbittet sich das schöne Thier zum Geschenk und der Gemahl, um sich nicht zu verrathen, kann nicht anders, als sie ihr zu überlassen. Here übergiebt sie nun dem Argos, der hundert Augen hat, von denen immer nur zwei schlafen. Dieser hütet sie so sorgfältig, daß es weder der Liebhaber noch die Geliebte aushalten können. Auf das Flehen der letztern sendet Zeus den Hermes, der durch seinen Zauberstab, durch Gesang und Flötenspiel die hundert Augen des Wächters einschläfert und ihm sodann den Kopf abschlägt. Doch Here, wachsam und rachsüchtig, sendet auf der Stelle die furchtbare Erinnys in das Herz der Nebenbuhlerinn, welche sie flüchtig durch den ganzen Erdkreis fortschreckt, bis sie endlich zu den Gestaden des Nils gelangt. Hier sinkt sie ermattet auf die Kniee und ihre Seufzer und Thränen, mit jammervollem Gebrülle verbunden, steigen zu den Sternen empor. Zeus hört sie und flehet seine Gattinn, ihr Unglück zu enden; nie soll sie, so schwört er bei den Fluten des Styx, ihr wieder Ursache zu klagen geben. Nun erbarmt sich die Göttinn und giebt ihr die vorige Gestalt und die Ruhe wieder. Ihr Name wird darauf in ganz Aegypten verehrt und ihrem Sohne Epaphos, von Zeus erzeugt, gleiche Ehre gewidmet.

In Nebenumständen wird diese Fabel verändert erzählt, aber in der Hauptsache ist sie überall dieselbe und nichts anders, als eine uralte symbolische Vorstellung des Mondes, der um die Erde lauft. Zeus Liebe und der Here Eifersucht gegen sie sind mit der obern und der untern Luft, welche diese darstellen, verwandte Bilder. In den frühesten Zeiten kamen Bilder und Fabeln des Orients und Aegyptens nach Argos und darunter die Jo, die Niemand anders ist, als die ägyptische Isis, wie das schon ein alter Ausleger bemerkt. Aber die Griechen liessen die

Jo nach Aegypten wandern, wie den Bakchos nach Indien, und die Dichter ermangelten nicht, die Irren derselben durch geographische Etymologisirungen zu beglaubigen, wie die des Jonischen Meers, das von ihr den Namen bekam und des Bosphoros (Ochsenfurt), der nach ihr benannt wurde. Andere machen aus der Jo eine historische Person, eine Prinzessinn, welche auf einem Schiffe, mit dem Zeichen einer Kuh, reiste; wieder andere gar eine bloße astronomische oder Kalender-Idee, die wir nicht weiter verfolgen können.

Einen sechsten Sohn des Okeanos finden wir in dem böotischen Kephissos, dessen Sohn Narkyssos besonders bemerkenswerth ist. Sein Mythos wird auch verschieden erzählt. Das Gewöhnlichste lautet so: Narkyssos war ein Jüngling von der seltensten Schönheit. Ihn liebten viele Nymphen, besonders aber die Echo. Da er sie aber verschmähete, verzehrte sie sich vor Scham und Gram in der Einsamkeit des Waldes, wohin sie sich verborgen hatte, und nichts blieb übrig von ihr, als ihre Stimme. Noch mehr Jünglinge und Jungfrauen verschmähete Narkyssos, und diese stießen zuletzt den Fluch aus: Möge auch er einst lieben und den Gegenstand seiner Liebe und Wünsche nicht erlangen! Die rhamnusische Göttinn erhörte diese gerechte Bitte. Einst ermüdet von der Jagd, ließ sich Narkyssos an einer Krystallquelle nieder, um auszuruhen und sich zu erquicken. Da sah er in dem klaren Wellenspiegel sein eigenes Bild und verliebte sich in dasselbe. Vergeblich streckte er seine Arme nach der geliebten Gestalt aus, vergeblich klagte er seinen heissen Liebesschmerz. Unbeweglich an die Stelle geheftet, wo der Gegenstand seiner Sehnsucht wohnte, verschmachtete er zuletzt, und als seine Schwestern, die Najaden, in deren Klagen auch Echo einstimmte, ihm den Scheiterhaufen bereiten wollten, fanden sie, statt seines Körpers die liebliche Narkysse. Die meisten finden in dieser Fabel nur eine

Dichterfiktion, einige aber legen ihr einen tiefen mystischen Sinn unter.

Des Okeanos siebenter Sohn, Ladon, ein Fluß in Arkadien und Elis, war der Vater der Methone und der Daphne, von welcher letztern man erzählt: Daphne war eine Nymphe der Diana und, wie diese, eine Freundinn der Natur und der Jagd und eine Verächterinn der zärtlichern Empfindungen. Sie ward aber von Apollon und zugleich von Leukippos, des Oenomaos Sohn, geliebt, welcher letztere in Frauenkleidern unter die Nymphen sich mischte, um ihr immer nahe zu seyn. Apollon, der das entdekte, gab Daphnen den Gedanken ein, die sämtlichen Gespielinnen zum Bade einzuladen. Dabei ward das Geschlecht des Jünglings entdeckt und dieser von den erzürnten Nymphen mit Pfeilen getödtet. Aber dieses Verbrechen förderte nicht die Liebe des Gottes, die Nymphe, der er sich erklärte, der er die zärtlichsten und rührendsten Vorstellungen machte, blieb kalt und taub bei seinen Worten, und als er dringender wurde, floh sie vor ihm. Begierig verfolgt er sie, aber als ihre Kräfte endlich erschöpft sind, als sie keine Rettung mehr vor sich sieht, fleht sie zu der Erde, ihr Hilfe zu bringen. Kaum ist ihr Gebet geendigt, so erstarren ihre Glieder, zarte Rinde umschließt ihren Busen, zu Laub werden ihre schönen Haare, ihre Arme zu Aesten, träge Wurzeln heften den Fuß an den Boden, sie wird zum Baume, zum — Lorbeerbaume. Nur der Glanz ihrer Schönheit bleibt noch am Baum und der Gott wird von diesem angezogen, er umfaßt den geliebten Stamm und drückt glühende Küsse auf das Holz, das noch jungfraülich zurückbebt. Da du meine Gattinn nicht seyn kannst, ruft er, so sollst du doch mein Baum seyn, und immer sollst du Locken und Zither und Köcher mir schmücken; und wie mein eigenes Haupt immer jugendliche Locken umgeben, so soll auch dich unverän-

dert der Ruhm deines Laubes bedecken! Da neigte der Lorbeer seine Zweige, zum Zeichen der Einwilligung in die Wünsche des Gottes. So ward der Lorbeerbaum dem Apollon heilig.

Der letzte Sohn des Okeanos war Peneus, der Hauptfluß Thessaliens, unter dessen Kindern das merkwürdigste seine Tochter Kyrene ist, wegen ihres eigenen Schicksals und wegen ihres Sohnes Aristäos. Sie war, wie Daphne, eine hochherzige Jungfrau, die nicht an weiblichen Geschäften, sondern an Pfeilen und Lanzen ihre Lust hatte. Sie hütete die Heerden ihres Vaters und kämpfte für sie mit den reissendsten Thieren. Einst als sie mit einem Löwen im Kampfe stand, traf sie Apollon und gleich betroffen von ihrem Muth wie von ihrer Schönheit, fragte er den Chiron nach ihrer Herkunft. Dieser gab ihm Bericht und weissagte zugleich dem Gott, sie würde ihn heirathen, einen Sohn mit ihm zeugen und als Königinn über die fruchtbare Landschaft Kyrene in Afrika herrschen. Apollo brachte, da die Nymphe nicht so unempfindlich war, wie ihre Schwester Daphne, sogleich die Weissagung in Erfüllung. Venus selbst bereitete die Hochzeitfeier. Und nun gebar die junge Göttinn den Aristäos, der von den Horen auferzogen, mit Nektar und Ambrosia genährt und von Chiron unterrichtet wurde.

Aristäos lebte in Lybien, dann in Theben, auf der Insel Keos, in Sizilien, Sardinien und Thrakien, wo er sich in die Mysterien einweihen ließ, und überall war er den Einwohnern durch seine Weisheit und Geschicklichkeit höchst wohlthätig. Nachdem er zuletzt am Hämos gewohnt hatte, verschwand er plötzlich und wurde nun als Gott verehrt.

Unstreitig war Aristäos ein für seine Zeitgenossen sehr wohlthätiger Heros, der überall wo er hinkam, Cultur ver-

verbreitete. Vorzüglich wird er gerühmt als der Gründer des Olivenbaums, als Bienenpfleger und Mischer des Weins mit Honig, dann als der Beschützer der Hirten und Jäger und als Heilkünstler und Städtebegründer. Er ward überall auf den Inseln des Mittelmeers als Gott verehrt und selbst nach Großgriechenland ging sein Cultus über. Er hieß auch Agreus und Nomios, und selbst unter dem Namen Zeus und Apollon erscheint er. Wie überhaupt aus dem Morgenlande die Männer kamen, welche Griechenland entwilderten, so auch dieser, der Aristäos (der Trefflichste, Beßte), mit Anspielung auf das nützliche Thier, als dessen Pfleger er auftrat, die Biene. Er wird selbst mit dem Erzeugniß seiner Pfleglinge, dem Honig, auferzogen und ist daher ein Gott; er ist Zeus selber, der von Bienen ernährt wurde, er ist Apollo (die Sonne), denn die Bienen sind Sonnenvögel; er ist also ein Erzeugter des Himmels, der herabgekommen ist von da, um den Menschen unendliche Wohlthaten zu erweisen.

Aristäos, erzählt Virgil, verlor einst alle seine Bienen durch den Hunger. Trostlos verließ er seinen Aufenthalt, das reizende Tempe, und begab sich an das Gestade des Peneus, um seiner Mutter sein Leid zu klagen. Diese hörte seine Klagen und versprach ihm Hilfe. Nachdem er sich bei ihr ausgeruhet und mit Speise und Trank erquickt hatte, führte ihn seine Mutter zu der Grotte des Proteus, dessen Rath allein ihm Hilfe gewähren konnte, und als er diesen im Schlaf überfallen und so gezwungen hatte, ihm zu dienen, verkündete ihm der Gott die Ursache seines Unglücks und rieth ihm, die erzürnten Götter durch Gebet und Opfer zu versöhnen. Aristäos folgte dem Rathe und aus den geschlachteten Rindern gingen nach neun Tagen große Schwärme von Bienen hervor, welche ihm seinen Verlust reichlich ersetzten.

Die Bienen, von denen hier zum ersten die Rede ist, waren bei den Alten ein sehr bedeutendes Symbol. Man sah in denselben ein nährendes, reines, sinniges, stillwirkendes, ordnungliebendes und dabei muthiges und streitbares Thier, und machte sie deßhalb zum Symbol der Segensfülle, Weisheit, Unschuld und Gerechtigkeit. Ihr Honig, im goldenen Unschuld-Alter die reine Kost der Sterblichen, ist auch die Nahrung der Götter, denn Nektar und Ambrosia entstehen aus dem Honig. Ihr Sinn für Rhythmus und Wohllaut, den man ihnen allgemein zuschrieb, ihr Abscheu gegen alles Unreine und Uebelriechende machten sie zu einem Sinnbilde der Reinigkeit und jeder Tugend. Ihre Gewohnheit, immer nach der Heimath zurückzukehren, gab ein bedeutsames Bild der Seelen, die, ihrer ursprünglichen Heimath eingedenk, durch ein reines Leben wieder dahin zu gelangen streben. Darum war auch der Honig ein Bild des Todes für den Frommen, dem er willkommen seyn mußte, weil er ihm zur Freiheit und Glückseligkeit verhalf. Der Staat der Bienen gab ferner ein Muster der bürgerlichen Ordnung, einer weisen Staatsverfassung und der Vaterlandsliebe. Wie sie muthvoll kämpfen gegen jeden Feind, der sie angreift, so soll auch die Seele kämpfen gegen die Macht des Bösen. So waren also die Bienen ein Muster vieler Tugenden und des göttlichen Geistes im vorzüglichsten Sinne theilhaftig. Darum aber hießen die Priesterinnen der Demeter Melissä (Bienen), weil sie rein seyn sollten wie die Göttinn selber; darum waren die Melissä die Pflegerinnen des jungen Gottes; darum war er selber, der Aristäos, der Bienenvater, der Trefflichste, weil die Biene das trefflichste Geschöpf ist. Die Bienen entstanden, nach der gemeinen Meinung der Alten, aus dem verwesenden Leichnam eines Rindes, des Symbols aller Befruchtung und aller Cultur, und diese deutet die Biene an; zugleich aber deutet sie darauf hin, daß, wie hier aus der Verwesung ein reines Geschöpf emporsteigt, die

Seele aus dem verwesenden Körper in ein neues, höheres Seyn sich aufschwingt. Auch der Name der Essener, Priester von hohem Range an dem Tempel der Diana zu Ephesus, soll von den Bienen (Mel-issä) abgeleitet seyn.

Der Töchter des Okeanos waren dreitausend, d. h. eine unbestimmte große Zahl und man begrif darunter alle Göttinnen oder Seelen der kleinern fliessenden Gewässer, der Brunnen und Wasseradern in der Erde, so wie aller minder wichtigen Erscheinungen dieser Art auf der Erde. Von den Okeaniden aber unterschied man die Nereiden, die Nymphen des innern, des Mittelmeers. Einige Dichter geben die Nymphen für Töchter des Zeus aus, der, wie andere Götter, mit mehren unter ihnen sich verbunden und Söhne und Töchter erzeugt hat. Es gab so viele Arten von Nymphen, als es Classen von Gegenständen auf der Erde gab, nemlich Najaden (Quellnymphen), Potamiden (Fluß-), Limniaden (Seen-), Leimoniaden (Wiesen-), Oreaden (Berg-), Napäen (Weidethäler-), Dryaden und Hamadryaden (Wald- und Baumnymphen). Sie geniessen, wie die Unsterblichen, Nektar und Ambrosia, aber sie sind nicht unsterblich, ihr Leben hängt von der Entstehung und dem Vergehen des Gegenstandes ab, den sie beseelen, oder mit ihrem Tode stirbt dieser ab. Aber während ihres Lebens schmückt sie immerdauernde Jugend. Auch können sie sich sichtbar und unsichtbar machen. Ihre Kinder sind, wie sie, sterblich, aber viele von ihnen sind in den Olymp unter die Unsterblichen aufgenommen. Sie erziehen Götter und Menschen — alle Naturgegenstände verdanken ihnen Entstehung, Bildung und Erhaltung. Manche Gegenden sind besonders bekannt als Aufenthaltsörter der Nymphen, daher spricht man von Dodonischen, Korybischen und andern Nymphen. Eine Lieblingsbeschäftigung der Nymphen ist die Jagd. Auch im Gefolge des Bakchos, den sie erzo-

gen, sind Nymphen und deren Anführer Silen. Man läßt sie aber auch mit weiblichen Arbeiten sich beschäftigen, namentlich mit Spinnen. Sie besaßen sämtlich das Vermögen, zu begeistern, wie die Götter: die von ihnen Ergriffenen heißen Nympholepten. Ihre Verehrung war sehr ausgebreitet. Man opferte ihnen Milch und Oel, Wein und Blumen, auch wohl Schafe und Lämmer, Ziegen und Böcklein. In Sizilien feierte man ihnen ein Fest in den Häusern, bei Nacht, mit Trinken und Tanzen.

Von den einzelnen Nymphen nennen wir bloß einige:

Metis, die erste Gemahlinn des Zeus, die er, als sie schwanger war, verschlang, weil ihm geweissagt war, daß ihre Leibesfrucht dereinst den Olymp beherrschen würde und er das Schicksal seines Vaters Kronos befürchtete. Sie ist eine spätere Dichtung und die personifizirte Klugheit, die den Rath giebt, dem Kronos ein Brechmittel beizubringen, damit er seine Kinder wieder von sich gebe.

Auch Tyche (das Glück) ist später entstanden und gehört zu dem Gefolge der Persephone, d. h. sie ist eine Eigenschaft derselben, wie die Parzen, deren Schwester sie genannt wird. Der ursprüngliche Begriff der Tyche soll mit dem Mondsdienste zusammengehangen haben. Der Mond nemlich ward nicht bloß als Mutter Natur und Ursache der Fruchtbarkeit, sondern auch des Gedeihens und Glücks und daher als der Geber des, daraus entspringenden, Wohlstandes und Reichthums gedacht, bis man ihm endlich den glücklichen Fortgang jedes Unternehmens zuschrieb. Wegen des vielseitigen Begriffs, der der Tyche zum Grunde lag, erhielt sie eine weitere Ausbildung und mannichfache Wendungen. Die Dichter stellten sie von entgegengesetzten Seiten dar, bald als ehrwürdige Schicksalsgöttinn, bald als schadenfrohes Wesen, das nach Laune giebt und nimt, bald als Wonnespenderinn, bald als Urheberinn des Elends, fast immer aber wankelmüthig.

Denn sie stehet dem eigentlichen Schicksal, das unausweichbar nach fester Ordnung bestimmt, als zufällig und gesetzlos wirkendes Wesen entgegen. In Rom und Italien ward sie (als Fortuna) noch mehr verehrt als in Griechenland.

Galatea, die Geliebte des Polyphem, dem sie einen Sohn gebar, Namens Galatos. Einen andern Geliebten, der von jenem getödtet ward, verwandelte sie in einen Fluß.

Kyane, Gespielinn der Proserpina, die sich über den Verlust ihrer Gebieterinn so sehr betrübte, daß sie in eine Quelle zerfloß. Ihr Geliebter, Anapis wurde darauf in einen Fluß verwandelt, er vermischte sein Gewässer mit dem ihrigen und beide fließen nun, auf immer vereint, zusammen in das Meer.

Nicht zu der Familie des Okeanos, aber doch zu den Meergöttern gehören die in späterer Zeit dazu erhobenen Glaukos und Proteus, dessen wir schon einige Mahl erwähnt haben.

Glaukos war, der alten Sage nach, ein Fischer in Böotien, ein ausgezeichneter Schwimmer und Taucher. Dieser fing einst eine große Menge Fische und schüttete sie auf das Gras aus, plötzlich wurden sie alle wieder lebendig, weil sie ein gewisses Kraut berührten, und sprangen zurück ins Wasser. Aus Verdruß darüber sprang Glaukos nach und ward ein Meergott. Okeanos und Tethys nahmen ihn freundlich auf und reinigten ihn vollends von allem Irdischen, so daß er in der Kunst, die Zukunft zu verkünden, dem Nereus und Proteus gleichkam und dem Apollon darin Unterricht geben konnte. Nun kommt er in verschiedenen Mythen vor, auch in der von den Argonauten spielt er eine Rolle. Man hat noch Abbildungen von ihm, in welcher er als ein Mensch, andere, in welchen

er als ein halber Fisch erscheint und, seinem Namen gemäß, blaülich von Farbe ist.

Proteus weidete, als wahrsagender und zauberischer Meergreis die Robben Poseidons im ägyptischen Meere, und hielt gewöhnlich auf der wüsten Insel Pharos an der westlichen Nilmündung, wiewohl auch auf Karpathos, zwischen Kreta und Rhodos, mit seinen Robben sich sonnend, sein Mittagsschläfchen. Er verkündet die Zukunft, aber sehr ungern und nur, wenn er mit List, oder Gewalt dazu gezwungen wird; denn, um den Fragenden zu entgehen, verwandelt er sich in allerlei Thiere und andere Naturgegenstände. Wer sich aber dadurch nicht schrecken lässet, sondern ihn festhält, dem entdeckt er Alles, was er wissen will.

Ursprünglich scheint Proteus ein ägyptisches Gebilde zu seyn, welches sich die Griechen, als sie nach Aegypten kamen, zueigneten, wiewohl andere das Gegentheil behaupten, und namentlich Virgil erzählt, er sey durch die Ruchlosigkeit seiner Söhne gekränkt, aus seinem väterlichen Erbe, Pallene in Makedonien ausgewandert und unter dem Meere weg nach Aegypten gekommen. Der sich so oft verwandelnde und weissagende Proteus war sehr wohl für die Mystik geeignet, daher er auch unter die mystischen Gottheiten gerechnet und seine Tochter, Kabira, zur Mutter der Kabiren gemacht wird. Man leitete nun seinen Namen von dem Griechischen Protos (der Erste) ab, und machte ihn zum Symbol des Urstoffes. Neuere Ansichten behaupten, Proteus sey aus Indien nach Aegypten gekommen und nichts anders, als eine Modifikation des Wischnu, der auch in allerhand Gestalten sich verwandelte, ein Symbol des Wassers, aus dem Alle Dinge hervorgingen, das sich in alle Formen fügt.

Koios.

Der Titan Koios (Köos, Cöus), das Symbol einer Lichtmasse, die alle Sterne in sich vereinigte, welche, nach ihrem Zerspringen als einzelne Lichter am Himmel schimmern, vermählte sich mit seiner Schwester Phöbe (Lichtglanz), mit welcher er die Asteria (die kleinen Gestirne) und die Leto (sternhelle Nacht) zeugte. Die letztere, auch Latona (Verborgene) genannt, bezeichnet also das Dunkel der Nacht, von ihrer Schwester Asteria, der darin leuchtenden Sternen, erhellt, ist also das Gegenstück der Nyx, der unerleuchteten Nacht, und entspricht der ägyptischen Buto. Latona's Mythos ist in den der neuern Gottheiten verflochten; sie trit dort als die Geliebte des Zeus auf, die von seiner Gemahlinn hart verfolgt und am Ende auf der Insel Delos von Apollon und Artemis entbunden wird. Doch weiß Homer noch nichts davon, obschon er ihrer bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt. Sie wird als eine sanfte, milde Göttinn geschildert, aber sie unterließ nicht, ihr Ansehen, wenn es gefährdet werden wollte, mit Härte und selbst mit Grausamkeit zu vertheidigen. Als sie auf ihrer Flucht vor Here einst aus einem See ihren brennenden Durst löschen wollte, und die Bauern der Gegend, feindselig und garstig, das nicht zugaben, verwandelte sie solche in Frösche. Und als Niobe, Gemahlinn des Amphion, stolz auf ihre sieben Söhne und eben so viel Töchter, sich über Latona erhob, als die nur zwei Kinder habe, reizte sie diese zur Rache auf. Apollon tödtete die Söhne der Niobe, als sie auf dem Berge Kithäron jagten, Artemis die Töchter in ihrer Wohnung, mit ihren Pfeilen. Denn Niemand darf die erhabene Göttinn ungestraft beleidigen, die im Olymp an Zeus Seite sitzt und dem erzürnten Sohn Bogen und Köcher von der Schulter nimt und an den Saülen des Götersaales aufhängt.

Krios.

Der dritte der Titanen, Krios (der Mächtige, Starke, der Widder) ist vermählt mit der Tochter des Pontos, Eurybia (die Mächtigstarke); beide vereint hoben alle jene Massen des Himmels aus der Erde empor. Ihre Söhne sind: Asträos, Pallas und Perses, die besonders durch ihre Nachkommen merkwürdig sind.

Asträos, das Symbol des Sternhimmels, zeugte mit der Eos, die Winde Zephyros, Boreas und Notos, dann den Phosphoros, den Hesperos und die Asträa. Er kämpfte mit gegen die neuen Götter und wurde in den Tartaros gestoßen. Seine Nachkommenschaft ist symbolisch. Zephyros ist der Westwind, mit dessen lauem Wehen der Frühling im südlichen Europa beginnt. Ihm verdanken die schnellen Rosse des Achilleus und der Wundergaul Arion das Daseyn — die Pferde laufen wie der Wind — und mit einer der Horen vermählt erzeugt er den Karpon, den Gott der Früchte. Die Erklärung dieses Mythos ist leicht.

Vom Notos reden die Mythen nicht, wohl aber vom Boreas (Nordwind). Er hat eine Anzahl von Söhnen und Töchtern mit verschiedenen Geliebten und Gattinnen. Auch er erzeugte Pferde, unter andern den Hengst Xanthos und die Stute Podarke. Die Athener besaßen seine Gunst, daher versenkte er einen Theil der Flotte des Xerxes. Auch Megalopolis durfte sich derselben rühmen, indem er die Belagerungmaschinen der Spartaner zerbrach. Man bildet ihn ab mit Flügeln und Schlangenfüßen.

Phosphoros (Morgenstern) und Hesperos (Abendstern) sind einer und derselbe, der Planet, den man später Venus nennt. Aber nur als Abendstern ist er der Liebe Stern und bekommt einen andern Ursprung von den Dichtern beigelegt.

Pallas, der zweite Sohn des Krios, ist der Aufschwung der Gestirne, vom Horizont aus, aus der Unterwelt herauf.

Perses, der dritte (Lichtglanz, auch Verderber), vermählte sich mit Asteria, der Tochter des Koios, die ihm die Hekate gebar. Die mit Glanz aufgegangenen Gestirne werden durch die Kraft des Schwunges wieder in den Tartaros gestürzt, wo die nächtliche Hekate thronet.

Dieses furchtbare Gebilde kennt Homer noch nicht; wohl aber Hesiod. Nach der Schilderung, die er von ihr macht, ist sie fast Alles, was man der allwaltenden Macht der Gottheit zuschreiben kann; darum sagt ein späterer Forscher, sie vereinige in ihrer Person die Göttinnen Rhea, Luna, Minerva, Venus, Diana, Proserpina, Ceres, Bellona, Nemesis und Isis. Aber eben deßwegen, weil sie so viel seyn soll, fehlt ihr die Individualität und so erscheint sie unter den übrigen hellenischen Göttern fast als ein fremdartiges Wesen. Ihr Hauptcharakter ist indessen der einer Herrscherinn des Todtenreichs und einer Göttinn des nächtlichen Zaubers. Man bildete sie ab als eine Figur aus drei mit den Rücken zusammenstoßenden Personen bestehend. Die eine Figur trägt in jeder Hand eine Fackel und über der Stirne einen halben Mond mit der Lotosblume und bezeichnet offenbar die Mondgöttinn. Die andere hat in der Rechten einen Schlüssel, in der Linken ein Bund Stricke, und scheint die Pförtnerinn des Schattenreiches zu bezeichnen. Die dritte trägt in der Rechten einen Dolch und in der Linken eine Schlange, auf dem Haupt eine phrygische Mütze und eine Strahlenkrone. Man glaubt hierinn die Göttinn der Unterwelt zu erkennen, die die untere Hemisphäre der Sonnenbahn andeutet. Von dieser Zusammensetzung aus drei Körpern heißt sie die Dreigestaltete, die Dreiköpfige. Spä-

tere Dichter schildern dabei ihre furchtbare Gestalt. Sie war ein halbes Stadium groß, hatte Schlangenfüße und statt der Haare zischten Schlangen um Hals und Schultern. Wenn sie erschien, machte sie einen Lerm, als wenn tausend Hunde zugleich bellten. Man opferte ihr auf Scheidewegen, und zwar vorzüglich Hunde. In Athen brachten ihr die Reichen alle Neumonden ein Opfer von allerlei Speisen, welche sie auf Scheidewegen niedersetzten, und dieses Mahl der Hekate verzehrten des Nachts die Armen. Für die Verstorbenen brachte man ihr im Anfang jedes Monats Sühnopfer, die man ins Meer warf, oder auf Dreiwege stellte, oder in die Erde grub, oder auf die Gräber legte. Doch war sie auch eine Beschützerinn der Lebenden, der Familien und Kinder, weßhalb man Bilder von ihr, Hekatäen, vor den Hausthüren aufstellte. Uebrigens fehlt es nicht an solchen, die sie für eine historische Person erklären. So erzählt z. B. Diodor, sie sey die Tochter des Königs Perses in Taurien gewesen, eine kühne und grausame Person, die, wenn sie kein Wild antraf, auch Menschen tödtete und andere Greuel verübte. Diese war die Mutter der Kirke, Medea und des Aegialos, denen sie sämmtlich die Zauberkunst lehrte.

Hekate, so sagen nun die Forscher, ist ein dreifaches Wesen, das am Himmel die Luna, auf der Erde die Jagdgöttin Diana und in der Unterwelt die Proserpina vorstellt, obschon ein eben so scharfsinniger, als witziger Geist diese drei zusammenkommen und sich darüber, daß man sie für die Hekate halte, gegenseitig beklagen, zuletzt aber alle drei voll Schrecken davon laufen lässet, als Hekate in ihrer furchtbaren Gestalt auf einem Kreuzwege einherschreitet. Vielleicht ist das kürzeste das richtigste, daß Hekate die Göttinn der Bezauberung war, wenn man nicht annehmen will, daß sie eine Modifikation jenes großen, unter so vielen Namen verehrten Urprinzips der asiatischen Völker gewesen sey, welches als Urnacht, Ur-

wasser, Befruchtung empfangende und Alles gebärende Kraft unter dem Symbol des Mondes verehrt wurde. Sie war aber dieses Wesen insbesondere von seiner verderblichen, schreckhaften Seite betrachtet.

Wir gedenken hier nur mit wenig Worten der Lamien, dieser Dienerinnen der Hekate, die bei den Alten in den Kindermährchen dieselbe Rolle spielten, wie bei uns die Hexen und bösen Feen. Sie waren Frauenzimmer mit Eselsfüßen und frassen die Kinder, wenn sie nicht fromm waren. Doch waren sie auch unerfahrnen Jünglingen gefährlich, denn sie lockten solche durch Liebesreiz an und sogen ihnen dann Mark und Blut aus. Sie waren die Töchter (die Vervielfältigung) einer Nymphe Lamia, die Zeus liebte, Here deßhalb haßte und verfolgte. Diese tödtete ihr alle Kinder vor der Geburt, darüber verfiel sie in Wahnsinn und in solchem raubte und tödtete sie alle Kinder, deren sie habhaft werden konnte.

Hyperion.

Der vierte Titan heißt Hyperion (der über der Erde Wandelnde), welches als gleichbedeutend mit Helios angenommen wird. Auch ist Hyperion die Masse des Lichts von der Sonne und dem Monde zusammengenommen, oder auch der um die Erde sich drehende Himmel, welcher, vermählt mit der Theia (dem göttlichen Lichtglanze), den Helios und die Selene erzeugt, so wie die der Sonne vorhergehende Eos.

Der Mythos vom Helios ist sehr ausgebildet und hängt mit den Mythen der fremden, besonders der morgenländischen Völker genau zusammen. Helios (der Helle, Glänzende) wohnt am Okeanos hinter Kolchis (am Ostrande der Erde) und führt aus dem Morgenthore auf der Dunstluft in schräger Krümmung zu dem Abend-

thore; nachdem er aber sein Gespann in dem prasselnden Okeanos gekühlt, lenkt er in ein von Hephästos verfertigtes Fahrzeug von Gold, der Becher des Helios genannt (verwandt mit den ägyptischen Götterschiffen und dem persischen Dschemschid, oder Sonnenbecher), welches ihn mit wunderbarer Schnelligkeit längs dem nördlichen Gestade des Okeanos nach Kolchis zurückträgt, wo er die Rosse im Sonnenteich schwemmt und die Nacht durch mit seiner Familie ausruht. Dieser Sonnenteich ist an der Lichtseite der Erde, bei den östlichen Aethiopen; man behauptet, es sey damit das kaspische Meer gemeint gewesen, wie man glaubt, das nächtliche Heimschiffen des Helios sey aus der Beobachtung entstanden, daß im Sommer die Dämmerung sich sichtbar von Westen nach Osten, längs dem nördlichen Horizonte, hinzieht. Dieser Sonnenteich führt den Beinamen des Allnährenden, entstanden durch Sagen von der Fruchtbarkeit der umliegenden Gegend und gehoben durch die Vorstellung, daß da, wo der befruchtende Helios bade, Ueberfluß den Boden bedecken müsse. Ueberhaupt mußten, wo die Sonne auf- und unterging, die größte Fruchtbarkeit herrschen, und die wirksamsten Kraüter und Pflanzen, daher auch die Zauberkraüter, wachsen und die Sonnenkinder sind Zauberer und Zauberinnen. Helios hat mehre Gemahlinnen und mit ihnen viele Kinder. Da er Alles sah, so konnte er Alles entdecken, daher er den Mars und die Aphrodite an Hephästos verrieth, den Raub der Persephone ihrer Mutter offenbarte. Er hatte heilige Rinder und Rosse auf den Inseln Erythia, unter der Obhut des Riesen Geryon; und auf Thrinakia, wo die Gefährten des Ulysses sich daran vergriffen, aber auch nicht ungestraft blieben, heilige Rinder und Schafe. Hievon ist ein eigener Mythos vorhanden. Auf Thrinakia waren 7 Heerden Rinder und 7 Heerden Schafe, jede zu 50 Stück, welche sich weder verminderten noch vermehrten. Zwei Göttinnen Lampetia und Phaëtusa, dem Helios von der Nymphe Neä-

ra geboren, waren ihre Hüterinnen. Dieser Heerden freute sich Helios bei seinem Hinauf- und Hinabsteigen am Himmel und eben deßwegen wollte er die Griechen, die einige davon geschlachtet hatten, bestraft wissen, oder widrigenfalls in den Hades gehen und den Todten leuchten. Schon Aristoteles findet in der Zahl der Heerden, 350 Stück, eine Andeutung des Mondjahres, neuere Ausleger sagen, die eine Heerde bedeute die Tage des Jahrs, die andere die Nächte. Die Göttinnen oder Nymphen, die sie hüten, dazu gerechnet, gäben ein Mondjahr von 354 Tagen, welches jedoch durch Helios zu einem Sonnenjahr erhoben wurde. Die Drohung des Helios, zu den Todten gehen zu wollen, heiße weiter nichts, als daß die ganze Anstalt zur Messung des Jahrs vernichtet werde, wenn die Zahl der zur Vermessung derselben bestimmten Gegenstände ungestraft vernichtet werden dürfte. Ohne das Scharfsinnige dieser Erklärung zu verkennen, lassen wir ihre Richtigkeit dahin gestellt seyn. Hat der Mythos, woran nicht zu zweifeln ist, einen Sinn, so ist dieser, als der einzige bisher angegebene, ziemlich wahrscheinlich.

Die Verehrung des Helios war sehr weit verbreitet. Wahrscheinlich kam sein Dienst aus Persien unmittelbar, oder über Aegypten, nach Griechenland, wo er zu Korinth und Argos Altäre hatte; in Trözene wurde er unter dem Namen Eleutherios (Befreier, weil er die Stadt vor dem Xerxes geschützt haben soll), verehrt, in Megalopolis hieß er Soter (Retter) aus gleicher Ursache. Der Hauptsitz seiner Verehrung war indessen die Insel Rhodos, welche, wie die Einwohner glaubten, durch ihn aus dem Meer hervorgestiegen war. Hier stand, ihm zu Ehren, der bekannte Koloß, eins von den sieben Wunderwerken der alten Welt. Die Rhodier opferten ihm jährlich ein Viergespann Pferde, welche in das Meer gestürzt wurden. Man bildete ihn ab als einen schönen Jüngling, mit einem Diadem und einer Strahlenkrone,

die Schultern mit einem fliegenden Mantel umgeben. Gewöhnlich steht er auf einem Wagen und seine vier Pferde sind in vollem Laufe. Geheiliget waren ihm Pferd, Stier, Wolf, Hahn, Adler; geopfert wurden ihm auch weiße Lämmer und Eber.

Von den Kindern des Helios ist zu bemerken Aeetes, König in Kolchis, dessen berühmtere Tochter Medea (Medeia) besondere Beachtung verdient, und dort, wo von dem Argonautenzuge die Rede seyn wird, finden soll. So ist von der eben so berühmten Kirke, der Tochter, nach andern der Enkelinn des Helios, die Rede da, wo wir vom Odysseus zu erzählen haben. Auch der Pasiphäe, Gemahlinn des Minos, gedenken wir ausführlicher an einem andern Orte, um hier noch Einiges Allgemeine über das Geschlecht des Helios beizubringen. Es ist, sagen die Gelehrten, das Land Kolchis, wo dieses Geschlecht herstammt, den fabelnden Griechen das äußerste gegen Osten; es ist also ein Licht (und Feuer)-Land, und seine Beherrscher sind die irdischen Repräseutanten der himmlischen Mächte, die im Geschlechte des Helios begriffen sind, und diese selber; denn wenn Aeetes von Perses (allerdings auch als Titan genannt), vom Thron gestoßen wird, so ist Perses (der Lichtmann) Niemand anders, als Mithras oder Ormuzd selber, der den Aeetes (Erdmann), oder den finstern Arihmann bekämpft. So schimmert demnach der parsische Dualismus hier, wie anderwärts, aus der griechischen Mythologie hervor. Die Wirkungen des Lichts und des Feuers sind unbegreiflich und wunderbar, daher ist Kolchis das Land des Wunderbaren, der Zauberei und das ganze Königs- und Göttergeschlecht desselben sind Zauberer (Magier). Dabei treten die beiden Schwestern Kirke und Medea wieder als Gegensätze auf, indem jene die böse, diese die wohlthätige Zauberinn ist und daher dem Jason (Heilmann) vermählt wird, bis sie zuletzt sich

auch verfinstert und sich selber untreu in bitterer Rache zur Verderberinn wird.

Ein anderer bedeutender Sohn des Helios ist Phaëton, von welchem folgende berühmte Mythe erzählt wird: Ein anderer junger Mensch bezweifelte seine Abstammung von Helios und da ihm seine Mutter, Prote, nicht befriedigende Versicherung geben konnte, so ging er zum Pallaste des Helios, wo er freundlich aufgenommen wurde und die Gewährung einer noch zu thuenden Bitte erhielt, die seine Abstammung von dem Gott in ein ungezweifeltes Licht stellen sollte. Phaëton bat darauf, den Sonnenwagen nur einen Tag fahren zu dürfen. Vergebens stellte ihm sein Vater die Gefahr vor, welcher er sich aussetzte, vergebens bat er ihn, den Wunsch zurück zu nehmen und etwas anderes zu wählen: der Sohn beharrte auf seinem Vorsatze und Helios mußte sein Wort halten. Aber wie mogte der schwache Jüngling die wilden Rosse zügeln, die keiner von den Himmlischen, ausser Helios, bändigen konnte! Bald merkten sie, daß nicht der starke Arm des Gottes die Zügel hielt, und verliessen den gewohnten Pfad. Phaëton verlor den Kopf und schlug mit der Geisel, darüber wurden sie vollends wild und stürzten nun völlig regellos in das Unendliche hinein. Bald kamen sie der Erde so nahe, daß die Aethiopier und Indier schwarz wurden, die Gebirge zu lodern anfiengen, die Quellen und Ströme kochten, die Erde borst und das durch die Ritzen in die Unterwelt fallende Licht die Götter des Erebos in Schrecken setzte. Endlich rief die Erde um Hilfe zu Zeus und dieser schleuderte seinen Blitz auf den Unbesonnenen, daß der Sonnenwagen zertrümmerte und Phaëton mit brennenden Haaren in den Eridanos hinabstürzte. Seine Mutter ward wahnsinnig, seine Schwestern beweinten ihn am Ufer des Eridanos so lange, bis sie in Pappelbäume verwandelt wurden; auch jetzt floßen ihre Thränen und verhärteten im Wasser zu Bernstein. Kykuos, der König

von Ligurien und Phaëtons Verwandter, klagte so lange, bis er in einen Schwan verwandelt wurde. Helios selber aber wurde durch die harte Bestrafung einer Unbesonnenheit, die doch kein Verbrechen war, so aufgebracht, daß er den Sonnenwagen gar nicht mehr fahren wollte und nur mit vieler Mühe von den Bitten der übrigen Götter wieder dazu bewogen werden konnte.

Wenn Einige den Mythos vom Phaëton rein astronomisch erklärt wissen wollen, so finden Andere in seinen Namen, der Leuchtende, Glänzende, die physische, aber symbolisirte Sonne; er ist ihnen ein Lichtgott, und zwar ein leidender und sterbender Gott, der vielleicht auf physische Begebenheiten am Himmel und auf der Erde hindeutet, und das Ganze stammt wahrscheinlich aus dem fernen Oriente, wohin die Lehre von dem Weltbrande, die in diesem Mythos zu finden ist, gehört. Der Name Phaëton wird zuweilen dem Helios selber beigelegt, so daß daher beide als einer und derselbe gedacht werden.

Die erste Tochter Hyperions ist Selene (die Glanzvolle), die Göttinn des Mondes im alten Göttersysteme, die von einigen zu einer Tochter des Helios gemacht wird. Von der spätern Artemis ist sie unterschieden dadurch, daß sie nur als die Lenkerinn des Mondwagens dargestellt wird und den Charakter der Jungfräulichkeit nicht behauptet. Sie fährt aber nach Einigen mit Rossen, nach Andern mit Stieren, welches letztere dann eine Anspielung auf den Ackerbau und die Fruchtbarkeit der Erde ist, die der Mond befördert. Selene hatte Tempel und Altäre, obgleich ihr Dienst wegen des allgemeinern der Diana, als Mondgöttinn, nur beschränkt war. In den Abbildungen ist sie an den beiden Spitzen eines in die Höhe gekehrten Halbmondes und an der Fackel kennbar. Auf einer solchen sieht man ihren Wagen mit zwei Stieren bespannt und das Ganze von einer in den Schwanz sich beißenden Schlange um-

umgeben, als Symbol des Kreislaufs des Mondes. Die Haupterzählung von der Selene enthält ihre Liebe zu dem schönen Endymion, nach Einigen ein König, nach Andern ein Schäfer und Jäger, der auf dem Gebirge Latmos, in Karien, sich aufhielt, und beim nächtlichen Schimmer des Mondes das Wild umher trieb, bis er vor Müdigkeit einschlief. Hier sah ihn nun sehr oft die einsam wandelnde Himmelsgöttinn und sein Anblick erweckte in ihrem keuschen Busen die Macht der Liebe. Doch verbarg sie ihre Leidenschaft und erlaubte sich nichts, als einen Kuß auf die Lippen des schönen Schläfers, der sein Glück selber nur im Traum genoß. So Einige. Andere lassen sie Mutter von Endymion werden und ihm fünfzig Töchter gebären. Endymion war auch bei Zeus wohl gelitten und dieser gewährte ihm den Wunsch, immerwährend aber nie alternd, sondern in seiner blühenden Jugendschöne zu schlafen. Die Alten erklären: Endymion war ein Heros, der bei Nacht und Mondschein jagte (ein Liebling der Selene war) und bei Tag schlief, woher die Sage von seinem ewigen Schlaf. Die Neuern machen ihn zu einem Jahrgnomon, von Aegyptern in Elis errichtet, die Gestalt eines blühenden Jünglings, der so gestellt war, daß, wenn ein Strahl der Sonne ihm auf den Mund fiel, das Ende und der Anfang eines Jahres damit angezeigt wurde. Die Griechen ließen aus Unkunde der Sache und weil der Gnomon dem Monde geweiht war, einen Mondstrahl auf ihn fallen (Selene küßte ihn). Das Bild hatte geschlossene Augen, aber es ist das Bild der nie alternden Zeit, denn das Jahr fängt an, wo es aufhört (Endymion schläft zwar ewig, aber immer in jugendlicher Schönheit).

Uebrigens verehrten die Alten die Gottheit des Mondes auch als eine männliche, namentlich in Phrygien, von wo man noch Münzen hat mit dem Bilde eines Jünglings, Lanze oder Schale in der Hand und den gehörnten Mond.

auf dem Kopfe oder auf den Schultern, mit der Umschrift: Men (Mond). Im Oriente, wie wir schon wissen, dachte man sich die Kraft des Mondes nicht nur weiblich, sondern auch männlich (er empfing den Samen von dem Sonnenstier und theilte ihn wieder der Erde mit), daher konnte leicht der Mond als ein männliches Wesen gedacht werden. In ganz Vorderasien war die Religion des Men verbreitet und hatte ihren Hauptsitz zu Kabira in Pontos. Dort aber hieß der Gott Pharnakes.

Die jüngere Tochter Hyperions war Eos (die Morgenröthe), beständige Vorläuferinn ihres Bruders Helios. Mit Rosenfingern eröffnet sie die Pforten des Himmels und ein Krokosschleier umwallt sie, wenn sie aus dem Okean herauffährt. Ihre Bahn ist dieselbe, wie ihres Bruders, auch kehrt sie auf demselben Wege, wie er, zurück. Ihr Gemahl war Asträos, aber sie liebte mehre schöne Jünglinge und entführte sie, d. h. entweder, sie waren ausgezeichnet schön, oder sie starben frühzeitig, in der Morgenzeit ihres Lebens. Dergleichen waren Orion, Tithonos und Kephalos.

Orion hat einen sehr verwirrten, der Erklärung kaum fähigen Mythos. Er war ein Sohn des Königs Hyrikos in Böotien, oder des Poseidon, wie Andere wollen. Ein ungeheurer Riese, der durch das Meer ging und mit dem Kopfe herausragte. Er liebte die Jagd und tödtete das Wild mit der Keule. In Chios verliebte er sich in die Tochter des Königs Oenopion, Merope, und suchte sie durch Vertilgung der Schlangen und anderer Ungeheuer im Lande zu verdienen; aber ihr Vater täuschte ihn, und als er sich der Geliebten mit Gewalt bemächtigte, wurde er von ihm durch Ueberlistung geblendet. Um sein Gesicht wieder zu erhalten, ging Orion, nach des Orakels Rath, durch das Meer der Sonne entgegen und kehrte, als er wieder sehend geworden war, nach Chios

zurück, um sich zu rächen, aber die Einwohner verbargen ihren König unter der Erde und Orion mußte unverrichteter Dinge nach Kreta zurückkehren. Und jetzt wird er auf einmahl ein so liebenswürdiger Jüngling, daß Eos sich in ihn verliebt und ihn entführt. Indessen benahm er sich nicht so gegen sie, wie sie es wünschte — welches die Dichter anders und anders darstellen — und ward von ihr selber getödtet, durch einen giftigen Scorpion, den sie, oder die Erde, dazu sandte. Man findet nun in diesem Mythos eine historische Person und das Gestirn, welches man von einander sondern müsse. In erster Beziehung war Orion ein Böotischer Heros aus der frühesten Zeit, wie die Keule anzeigt und seine Riesengestalt. Das Uebrige ist dann in diesem Sinne nicht erklärbar. Deßhalb nimt man an, es sey der Mythos von Orion eine Feier des Mondjahres zur Zeit des Untergangs des Oriongestirns. Bei solchen Festen wurden heilige Hochzeiten und Mädchenumarmungen von den Priestern *) mimisch dargestellt. Dieß geschah am Ende des Jahrs, das Gestirn ging unter (Orion ward geblendet); bald kam es wieder zum Vorschein (Orion erlangte das Augenlicht wieder). Auch die Riesengestalt kommt an dem Gestirn "Orion" vor, denn es ist eins der größten Sternbilder; es steht mit dem Haupt am Himmel, wenn sein Fuß noch nicht sichtbar ist (Orion wadet im Meere); Orion gehet mit Tagesanbruch unter, er wird von Eos geliebt, und sinkt in ihren Schooß, aber das ist sein Tod. Er wird von einem Scorpion getödtet, denn dieser geht am Himmel auf, wenn jener untergeht. Orion ist bei den Dichtern auch Urheber der Stürme, denn häufig entstehen solche beim Aufgang seines Gestirns.

*) Der Gott heißt oft wie die Priester und diese, wie jener; daher: Orion heirathet die Merope, d. h. die Priester hielten mimische Hochzeiten.

Tithon war ein Sohn des trojanischen Königs Laomedon, den Eos nach Aethiopien entführte und dort den Memnon und Emathion mit ihm zeugte. Um ewig seiner Liebe genießen zu können, erflehete sie ihm von Zeus Unsterblichkeit, vergaß aber die ewige Jugend mit zu erbitten; er ward daher am Ende zum hagern Greis, dem jeder Liebreiz abging. Da sie ihn nun nicht mehr lieben konnte, pflegte sie ihn mit aller Treue, aber von seinen Klagen gerührt, verwandelte sie ihn in eine Heuschrecke. Auch diesen Mythos erklärt man so, daß man annimmt, Tithon sey ein Gnomon, daher seine Dauer, aber auch sein Veralten. Nimt man ihn für eins mit seinem Sohne Memnon, so ist entschieden, daß er nichts anderes war, als ein solcher Gnomon oder Zeitzyklos. Memnon war ein König von Aethiopien *), zog dem K. Priamos im trojanischen Kriege zu Hilfe und ward in einem Treffen von Achilleus getödtet. Seine Asche ward in Paphos auf Kypern beigesetzt, aus seinem Blute entsprang ein Fluß und auf seinem Grabgewölbe sammelten sich jährlich an seinem Todestage eine Menge schwarzer Vögel, welche heftig mit einander kämpften. Er wurde als Heros verehrt, hatte einen Tempel in Assyrien und im ägyptischen Theben brachte man ihm Opfer. Bei dieser Stadt sah man seine, zum Theil noch vorhandene, Bildsäule. Sie war von schwarzem Stein, weil er ein Aethiopier gewesen war, und gab, wenn des Morgens der erste Sonnenstrahl darauf fiel, einen fröhlichen Klang von sich, beim Untergang der Sonne aber einen traurigen. Sie weinte und gab Orakel in sieben Versen. Aeltere und neuere Reisende bezeugen das Daseyn dieses Bildes, wenn sie auch nicht ganz in ihren Nachrichten übereinstimmen.

Memnon wird von den Aegyptern Phamenophis

*) Aethiopien suchte man im frühern Alterthume in Südasien, später erst in Afrika.

genannt, Phamenophis aber heißt so viel als Memphis, also Grab des Osiris, d. h. Phamenophis ist ein Ausdruck der heiligen Sprache, welcher in die gewöhnliche übersetzt, einen Jahresgnomon, einen Anzeiger vom Anfang des Jahrs ausdrückt; denn Osiris ist das Sonnenjahr, der Tod des Osiris ist Ende und Wiederanfang des Sonnenjahrs, also Grab des Osiris ein Ort, wo sich Osiris befindet, ein Etwas, woran man Ende und Anfang des Jahrs erkennen kann, ein Gnomon. Der ägyptische Jahresgnomon ward aber für den griechischen Heros Memnon gehatten, weil der Gebrauch, den man von Memnon im griechischen Kalender machte, derselbe war, den man von Phamenophis im ägyptischen zu machen pflegte. Memnon tönte, er war so gestellt, daß zu einer bestimmten Zeit ein Sonnenstrahl auf seinen Mund fiel (der Mund zeigt ja Alles durch Töne an), er tönte beim Aufgang freudig, beim Untergange traurig (am Ende des Sonnenjahrs trauerte man über den Tod des Osiris, beim Beginn desselben war man fröhlich). Die Orakel und sieben Verse beziehen sich darauf, daß Phamenophis ein Gott war und die Wochen bezeichnete.

Kephalos, der drittte Liebling der Eos, von welchem wir reden wollen, war ein Sohn des Hermes. Eos entführte ihn von dem Berge Hymettos, wo er jagte, nach Syrien und gebar aus seiner Umarmung den Phaëton. Da aber Kephalos schon verheirathet war und zwar mit einer sehr geliebten Gattinn, Prokris, so konnte ihn die Liebe der Göttinn nicht befriedigen und diese sah sich zuletzt gezwungen, ihn wieder zu entlassen; doch prophezeite sie ihm, daß er mit seiner Gattinn nicht mehr glücklich seyn würde. Die Prophezeihung traff ein, wechselseitiges Mistrauen und Eifersucht hinderte ihr Eheglück und endlich, als Prokris ihren Gatten im Walde belauschte, weil sie ihn im Verdacht der Untreue mit einer Nymphe, "Aura," hielt, wurde sie, da er ein Stück Wild

vor sich zu haben glaubte, von ihm erschossen, worauf sich Kephalos als Mörder flüchten mußte und bald darauf im brennenden Schmerz sein Leben endete. Ihr Sohn Phaëton muß nicht mit dem frühern, dem Sohn des Helios, verwechselt werden. Auch ihn entführte Eos wegen seiner Schönheit und machte ihn zu ihrem Priester. Der ganze Mythos soll kyprischen Ursprungs seyn und hat eine moralische Tendenz.

Japetos.

Unter den Titanen ist Japetos der fünfte, nicht mehr, wie die vorhergehenden, ein Symbol der Naturkräfte, sondern eine historisch-mythologische Person. Man will in ihm den Japhet der hebräischen Urkunde sehen, vielleicht nicht ganz mit Unrecht. Als seine Gemahlinn nennt man verschiedene, unter andern auch seine Schwester Themis. Seine Söhne sind Atlas, Menötios, Prometheus und Epimetheus.

Atlas, ein hohes Gebirg im nordwestlichen Afrika, personifizirt, als Titan, nahm Theil an der Empörung gegen Zeus und wurde von diesem verurtheilt, die westlichen Himmelssäulen zu halten, oder, nach andern, den Himmel auf den Schultern zu tragen, eine Darstellung, die sich selbst erklärt. Als Dichterbild ging nun der Atlas in die Mythen des Perseus, des Herakles und der Hesperiden über. Die Dichter schrieben ihm einen hohen Grad von Weisheit zu — er war der äusserste Horizont, der Horizont übersieht Alles, daher seine Weisheit, welche von spätern Sagen auf besondere Gegenstände bezogen wurde; Atlas war ein Astronom, ein Philosoph, ein Musiker, Alles in vorzüglichem Grade. Durch Perseus wurde nun dieser vorzügliche Sterbliche um einer Beleidigung willen, die er an ihm verüben wollte, in einen Berg verwandelt. Er hatte von seiner Gemahlinn, Pleione, sieben Töch-

ter, die Plejaden, (auch wohl Peleiaden (Tauben) geheißen) welche, von Orion verfolgt, zu Zeus fleheten und durch Versetzung unter die Gestirne gerettet wurden. Diese Fabel soll sich aus dem Stand derselben gegen den Orion erklären: Dieser geht auf, wenn die Plejaden schon hoch am Himmel stehen, er scheint sich ihnen zu nähern, aber er erreicht sie nicht, sie gehen unter und — entgehen ihm. Den Griechen war dieses Gestirn vorzüglich wichtig, weil sie die Zeit der Saat und der Ernte darnach ordneten. Die Namen der einzelnen Plejaden sind: Maja, Elektra, Taygete, Alkyone, Keläno, Sterope und Merope, welche sämmtlich mehr oder weniger in andere Mythen verflochten sind, oder ihre eigenen haben. Maja, die erste darunter, ist auch die wichtigste. Sie ist die Mutter des Hermes, bei den Römern die Ops und Bona Dea, bei den Orphikern die Mutter aller Dinge und als solche wahrscheinlich die indische Maja, das Prinzip alles Daseyns, die Liebe, mit welcher sich die Gottheit vermählte, als sie die Welt schaffen wollte. Die Plejaden hatten noch fünf Schwestern, welche die Hyaden genannt werden und, weil sie sich um einen zärtlich geliebten Bruder zu Tode grämten, unter die Sterne versetzt wurden.

Von Menötios, dem zweiten Sohn des Japetos, meldet der Mythos nichts, als daß er, wegen seiner Theilnahme an der Titanenempörung, in den Tartaros gestürzt worden.

Prometheus, der dritte Sohn des Japetos, ist der berühmteste und merkwürdigste darunter; aber wahrscheinlich ist seine Person und seine ganze Geschichte eigentlich eine uralte Hieroglyphe und sein Name selbst symbolisch, er bedeutet nemlich die Alles vorher wohl überlegende Weisheit. Alle Künste und das Menschengeschlecht selber hatten ihm die Entstehung zu danken.

Er bildete aus Thon und Wasser den Menschen und gab ihm von jedwedem Thiere eine Eigenschaft. Pallas, sein Gebilde bewundernd, lehrte ihn, die todte Masse beleben, indem sie ihn verborgen zu dem Wohnsitze der Götter mitnahm, wo er am Sonnenwagen eine Fackel anzündete und mit dieser himmlischen Glut seine Schöpfung belebte. Als die Götter die Menschen sahen, freuten sie sich ihrer und beschlossen, sich ihnen zu nähern, und ihre Ehre dadurch zu verherrlichen; sie stiegen daher, bei Sikyon, im Peloponnes, auf die Erde herab und schlossen einen Vertrag mit den Menschen. Diese brachten einen Stier zum Opfer, man schlachtete und zerstückte ihn, und Prometheus theilte die Stücken in zwei Haufen, der eine enthielt das Fleisch und die Eingeweide, der andere die Knochen und das Fett. Zeus, der im Namen der Götter wählte, grif unglücklicher Weise die Knochen und erzürnt über den Betrug entzog er den Menschen das Feuer, so daß sie das Fleisch nicht genießen konnten. Aber Prometheus stieg noch einmahl zur Sonne empor und entzündete seine Fackel, worauf das Feuer überall unter den Menschen vertheilt wurde. Zeus beschloß nun eine andere Rache an dem ganzen Menschengeschlechte. Er ließ ein Weib entstehen, dem jeder Gott eine Gabe verlieh, so daß es unwiderstehlich reizend war. Dieses sandte Zeus zu Epimetheus, dem Bruder des Prometheus, und dieser, obschon gewarnt vor jedem Geschenke der Himmlischen, ließ sich bethören, das Dargebotene anzunehmen. Aber Pandora brachte alle Uebel, die die Menschen treffen sollten, in einer Vase mit und als Epimetheus, durch ihre Lockungen verführt, den Deckel derselben öffnete, strömten Unglück und Krankheit und Miswachs und alles denkbare Elend heraus und verbreiteten sich über die Erde. Doch erbarmend in seinem Zorne schloß Zeus die Vase, ehe auch noch die Hoffnung ihr entschlüpfen konnte, und diese ist es seitdem, welche das menschliche Geschlecht unter den Leiden und Sorgen des Lebens aufrecht erhält. Was diese Fabel bedeute, ist

nicht schwer einzusehen: Pandora ist das Symbol der Künste und wissenschaftlichen Cultur. Mit deren Beginn verlor sich der Stand der Unschuld unter den Menschen und mit den vermehrten Bedürfnissen entstanden die Sorgen und die Uebel des Lebens. Zeus begnügte sich nicht mit dieser Rache, er strafte den Prometheus noch persönlich, indem er ihn durch Hephästos an den Kaukasos anschmieden ließ und einen Geier verordnete, der ihm täglich die Leber aus dem Leibe fraß, welche des Nachts wieder wuchs, so daß mit jedem Tage seine Qual sich erneuete. Ewig sollte diese Strafe dauern, doch Zeus erließ sie ihm nach 400 Jahren, freiwillig, oder, wie Andere erzählen, als Herakles den Geier getödtet hatte. Prometheus also, so erklären die Forscher, ist die Erfindung der Künste und Wissenschaften. Die unbedachte Anwendung derselben (Epimetheus) erzeugte die meisten Uebel, von denen die civilisirten Menschen heimgesucht werden, so daß der, der sie ihnen gelehrt hat, sich selber einen immerwährenden Vorwurf deßhalb zu machen hat. Prometheus hatte einen Sohn, Deukalion, dieser zeugte den Hellen, von dem Griechenland Hellas heißt; Hellen aber hatte drei Söhne, Aeolos, Doros, Xuthos und dieser wieder zwei, Jon und Achäos. Von diesen sind die Hauptstämme der Hellenen: Aeolier, Dorier, Jonier, Achäer, und Prometheus kann sonach wohl auch ein menschlicher Heros gewesen seyn. Man verehrte ihn in Attika göttlich und selbst in der Akademie zu Athen hatte er einen Altar. Ihm zu Ehren feierte man das Fest der Prometheen, bei welchem zum Andenken an die Erfindung des Feuers ein Fackelwettrennen veranstaltet war.

Wir dürfen hier die Deukalionische Fluth nicht übergehen. Zens hatte beschlossen, das eherne Geschlecht der Menschen zu vertilgen. Schon grif er nach seinem Blitze, als ihm einfiel, daß ihm prophezeit war, der Him-

mel werde dereinst durch Feuer verzehrt werden; so beschloß er denn ein Anderes. Aeolos mußte alle seine Winde verschliessen, nur der Südwind führte seine Regenwolken herauf und zugleich öffnete Poseidon die sämmtlichen Quellen in der Erde, und nun wird Alles überschwemmt, selbst die höchsten Berge stehen unter Wasser und mit Erstaunen sehen die Nereiden ihr Reich mit Hainen, Palästen und Tempeln erfüllt. Alles Lebendige geht zu Grund, nur Deukalion und seine Gattinn Pyrrha, denen Prometheus ein Schiff gebaut hat, werden gerettet, und steigen nach 9 Tagen und soviel Nächten auf dem Parnasse wieder ans Land. Deukalion hat von jedem Thiergeschlechte ein Paar im Schiffe und von Zeit zu Zeit läßt er eine Taube ausfliegen, bis sie zuletzt nicht wieder kommt. Dann geht er selber aus dem Schiffe. Um die Erde wieder mit Menschen zu bevölkern, befiehlt ihm das Orakel, die Gebeine seiner Mutter hinter sich zu werfen und er und seine Gattinn, den Sinn des Ausspruchs errathend, werfen Steine hinter sich (die Gebeine der Urmutter), aus welchen Männer und Frauen werden. Hier sind uralte Fabeln mit spätern Begebenheiten vermischt und die orientalische Sündfluth der mosaischen Urkunden erscheint in einzelnen Zügen unverkennbar. Nach den Chronologieen der Alten hat die Deukalionische Fluth 1500 Jahre vor Chr. sich ereignet. Ihr Schauplatz war Thessalien. Das Entstehen der Menschen aus Steinen deutet auf ihre Entstehung im Lande selber, Autochthonen, die nicht von anderwärts her eingewandert sind, oder auch die Sammlung der zerstreut übriggebliebenen Menschen aus den Gebirgen.

Kronos.

Als Himmel und Erde sich entwickelt, Meere und Berge gesondert, die Elemente, Gestirne am Himmel und Geschöpfe aller Art, zuletzt auch Menschen, hervorgebracht hatten, so wurde der letzte der Titanen, die regelmäßig

wirkende Zeit (Kronos) geboren *). Dieser war der listigste und zugleich kühnste unter seinen Brüdern, denn als Gäa ihre Söhne zur Empörung gegen Uranos reizte, da bebten sie alle entsetzt zurück, nur der jüngste nicht, er entmannte seinen Vater und setzte sich an seine Stelle auf den Thron des Weltalls. Er vermählte sich mit seiner Schwester Rheia (Rhea) und diese gab ihm den Poseidon, den Aïs, die Hestia, die Demeter und die Here. Aber da er das Schicksal seines Vaters fürchtete, weil eine Weissagung dieser Art vorhanden war, so verschlang er seine Kinder, wie sie geboren waren. (Die Zeit vernichtet Alles wieder, was sie hervorgebracht hat). Rhea ward zum sechsten Mahl schwanger und, besorgt um das Schicksal ihrer Leibesfrucht, fragte sie ihre Eltern, die ihr guten Rath gaben. Als ihre Entbindung heranna-hete, begab sie sich nach Kreta, verbarg ihren neugebor-nen Sohn, den Zeus, in einer Höhle, wo ihn ihre Prie-ster, die Korybanten, verpflegten und gab dem Kro-nos einen Stein, in ein Ziegenfell gewickelt, zu verschlin-gen. Schnell reifte der gerettete Göttersohn empor und bereitete seinem Vater das Schicksal, das dieser an dem seinigen verschuldet hatte; nach einem zehnjährigen Kampf wurden die Titanen besiegt und in den Tartaros eingeker-kert. — Besondere Sagen von Kronos giebt es nicht viel. Eine solche läßt ihn, unter der Gestalt eines Pferdes, den Chiron erzeugen. Kronos wurde in Griechenland am meisten zu Olympia verehrt. Da hatte er einen Tempel und Priester und Feste, welche Pelorien und Kronien hießen. In der frühesten Zeit soll man ihm auch Men-schen geopfert haben. Er wird abgebildet als ein Greis mit langem Barte und einer Sense, lehnend an einem al-ten Baumstamme, um welchen sich eine Schlange windet.

---

*) Scheint denn nicht auch zwischen den sechs Schöpfungtagen der mosaischen Urkunden und den sechs Titanen eine, wenn auch nur entfernte, Verwandschaft zu bestehen?

Spätere Abbildungen geben ihm Adlerflügel und ein Stundenglas in die Hand. Kronos erhielt einen Stein statt seines neugebornen Sohnes zum Verschlingen. Diesen Stein nannten die Griechen Bätylos und die Gelehrten erklären diesen Namen aus der Bibel. Sie sagen, Jakob habe nach seinem Traum von der Himmelsleiter einen Stein aufgerichtet und die Stätte Beth-El, d. h. Gottes Wohnung genannt. Daraus sey nun der Name Bätylos entstanden. In der That gab es in Palästina und Phönikien, wie Sanchuniathon erzählt, eine Menge Steine, welche für heilig gehalten und göttlich verehrt wurden. Bei den Israeliten hat sich diese Verehrung verloren, bei den Phönikiern aber erhalten, ist also von da zu den Griechen gekommen. Solche Steine waren besonders auf den Grenzen, namentlich auf Bergen aufgerichtet, welche den Horizont begrenzten, und wurden zu gewissen Zeiten mit Oel gesalbt und neu geweiht. Dieß geschah alle Jahre an dem heiligen Steine zu Delphi, der gewöhnlich Bätylos genannt wurde, eigentlich aber Abadir (runder Stein, auf phönikisch) hieß. Steine, welche durch die Witterung und die Zeit abgerundet waren, wurden Söhne des Uranos genannt.

Die schon öfter genannte Gemahlinn und Schwester des Kronos, Rhea, trit unter einem andern Namen als eine äußerst wichtige Person in der Religiongeschichte der Griechen auf, denn sie wird mit der großen Göttermutter, der Kybele, identifizirt, wozu der Mythos Veranlassung gegeben haben soll, daß die Priester der Rhea, die Kureten, um die Wiege Zeus einen Waffentanz mit Trommeln und Zymbeln gehalten haben, damit sein Vater das Weinen des Neugebornen nicht hören möge. Dieser Ritus wurde in Kreta beibehalten, und da auch die Korybanten in Phrygien beim Dienste ihrer großen Göttinn, Kybele, solche Waffentänze aufführten, so schmolzen die Ritus und die Mythen zusammen und die Kure-

ten und Korybanten und Rhea und Kybele wurden eins. Der Dienst dieses Wesens aber war fast über ganz Vorderasien verbreitet (später kam er auch nach Rom) und hatte seinen Hauptsitz zu Pessinus, wo das alte Himmelsbild der Göttinn, ein viereckiger Stein, aus dem hohen Aether niedergefallen war. Dieser Stein wurde, als das einzig würdige Bild der Göttinn, im Tempel beibehalten. Der Tempel hatte ein reiches Gebiet und seine Priester führten den Titel "Könige." Die Gewohnheit der alten Völker, ihre Götter mit ihren alten Königsgeschlechtern zu vermischen, erscheint auch hier; denn Kybele wird angegeben als die Tochter des Königs Mäon, der sie, aus Verdruß, daß sie kein Knabe war, auf dem Berge Kybelos aussetzen ließ. Sie ward von Panthern und Löwen gesäugt und dann von alten Frauen auferzogen. Ihre ausserordentliche Schönheit und ihre ungemeine Weisheit erregten bald die Aufmerksamkeit des Volkes. Sie erfand die Pfeifen und die Trommeln und die Kunst, durch heilende Kraüter Kinder und Vieh von Krankheiten zu befreien, und dankbar nannte man sie in der Gegend "die gute Mutter vom Berge." Kybele war nicht gefühllos gegen die schönsten Triebe. Der junge Attys, Enkel des Königs Sangaros, rührte ihr Herz. Sie ward seine Gattinn; aber bald darauf wurde sie von ihrem Vater erkannt und wieder aufgenommen und dieser ließ ihren Gatten umbringen. Dieß machte einen solchen Eindruck auf Kybelen, daß sie in Wahnsinn verfiel, den Pallast ihres Vaters verließ und, unter beständigen Lärm der Trommeln und Pfeifen und Waffen ihrer Gefährten, alle Länder der Erde durchzog; aber selbst im Wahnsinn des Schmerzes war sie noch wohlthätig, denn sie lehrte überall den Menschen den Acker bauen, feste Wohnsitze anlegen, gesellschaftliche Verbindungen schliessen, und alle Künste des Lebens treiben. Auf allen ihren Zügen war ihr beständiger Begleiter Marsyas, ein reiner, keuscher Jüngling, der seine Flöte blies und sonst keine Wünsche hegte,

aber in seinem heiligen Eifer für sein Instrument und für seine Kunst den Untergang fand. So kam sie bis nach Nysa, wo sie beim Bakchos den Apollo fand, und mit ihm in das Land der Hyperboräer reiste. Phrygien war unterdessen zur Strafe für den Mord des Attys von einer Pest heimgesucht die nicht eher nachließ, als bis man sein Bild begrub und der Kybele göttliche Ehre erwies. Der König Midas bauete ihr den ersten prächtigen Tempel in Pessinus. Folgendes sind Winke zum Verständnisse dieses Mythos: Der Bergdienst der Phrygier war uralt. Auf den Bergen wohnten ihnen die Götter, während sie am Fuße derselben ihre Heerden weideten; von ihren Gipfeln strömten die Quellen, die ihre Wiesen tränkten, an ihren Seiten wuchsen die Heilkräuter für sie und ihr Vieh. Dort oben wohnte die gute Mutter, die Alles gab, auch den Ton der Flöte, der ihr einfaches Leben erheiterte. Der Berggöttinn gehörte ein Gatte, ein Berggott. Ihr Diener aber, oder Verehrer, ist ehelos; so mußten die Priester der Göttinn seyn, ja sich durch Verstümmelung zur Ehe untüchtig, zum würdigen Dienst der Göttinn fähig machen. Die Reise der Göttinn nach Nysa, ihre Zusammenkunft mit Dionysos*) und Apollo, mit welchem sie zu den Hyperboräern geht, deuten auf den Gang, welchen, wenn schon in umgekehrter Richtung, ihr Dienst, in Verbindung mit dem des Dionysos (des indischen Schiwa) und des Apollon genommen. Der Kampf zwischen Apollo und Marsyas ist ein Kampf zwischen ihren Priestern, in welchem die Parthei der Göttinn zuerst unterliegt; zuletzt aber vereinigen sie sich, und beide ziehen nun gemeinschaftlich zur Bildung roher Völker aus.

Dieser Mythos von der Kybele, die auch den Namen Agdistis führt, kommt, mit mancherlei Veränderun-

*) Dionysos ist eben der Gott von Nysa.

gen, bei vielen Alten vor. Immer aber, sagt man, und überall ist sie die Alles erzeugende und gebärende Naturkraft und daher männlich, wie weiblich, wie in Aegypten Phthas und im Indischen Schiwa. Ebendeßwegen aber ist ihr Cultus auch mit dem Phallosdienste verbunden und Attys, ihr Gatte, wird mit dem Aditya, der Indier, dem ursprünglichen Sonnengott, als Urheber aller vorhandenen Dinge, identifizirt, so wie sie selber für die ägyptische Athor und die indische Bhawani angesehen wird. Aus gleicher Ursache ist Attys aber auch der phönikische Adonis und Dionysos, daher beide von der indischen Nysa (Rischadabura, Nachtstadt, Stadt der Athor) ausgegangen und also der eine, wie der andere, orgiastisch sind. In der Mysterienlehre war auch Kybele eins mit der Demeter (Ceres) und überhaupt ihr Mythos so verschlungen mit den Mythen aller Völker über das erste Grundwesen, daß sie bei einem Dichter von sich selber sagen konnte: "Ich bin die Natur, die Mutter aller Dinge, die Beherrscherinn aller Elemente, der Uranfang aller Zeiten, die höchste aller Gottheiten, die Königinn der unterirdischen Götter, die erste aller Himmelsbewohner, das Urbild aller Götter und Göttinnen; durch meinen Wink ordne ich die leuchtenden Gestirne des Himmels, die heilbringenden Winde des Meers, das trauernde Schweigen der Unterwelt. Mein Name ist Einer, unendlich mannichfaltig meine Gestalt und der Dienst und die Namen, mit denen der Erdkreis mich verehrt. Mich nennen die zuerstgebornen Phrygier (die sich für das älteste Volk der Erde hielten) die pessinuntische Mutter der Götter, die erdgebornen Attiker die kekropische Minerva, die Kyprier die paphische Venus, die Kreter die diktynnische Diana, die Sikuler die stygische Proserpina, die Eleusinier die alte Göt-

tinn Ceres, Einige die Juno, Andere die Bellona, diese die Hekate, jene die rhamnusische Göttinn, und die vom aufgehenden Strahl der Sonne erleuchteten Aethiopier, so wie die Aegypter, die Besitzer der alten Lehre, nennen mich mit meinem wahren Namen" "die Königinn Isis." Dieser Vorstellung entsprachen denn auch die Abbildungen der Kybele, welche gewöhnlich als eine hohe Herrinn, auf einem von zwei Löwen gezogenen Wagen sitzend, eine Mauerkrone auf dem Haupte und einem Herrscherstabe in der Hand, dargestellt, nicht selten noch auf der Krone eine mit Sonne und Mond bezeichnete Mütze, über die ganze Figur einen weiten mit Lotosblumen verzierten Mantel ausgebreitet, über den Schultern den Thierkreis, in der einen Hand Pfeile oder Blitze, in der andern das Sistrum oder den Schlangenstab, neben der Handtrommel, auf dem rechten Arm Fackel und Bogen und Bilder von allerlei Thieren hat. Jährlich feierte man ihr ein Fest, das mit dem des Adonis große Aehnlichkeit hatte, nur aber durch größeres Lärmen und wildere Ausschweifungen ausgezeichnet war. Es begann mit dem Frühlingsanfang, und der erste Tag war ein Trauertag. An diesem hieb man eine Pinie (fruchtbare Fichte) ab, in deren Mitte das Bild des Attys aufgehängt war und setzte sie in den Tempel der Göttinn. Das Opfer dieses Baums, des Symbols des Phallos, bezeichnete die Entmannung der Sonne. Der zweite Tag war der der ängstlichen Erwartung, an welchem man den verlornen Gott mit lautem Hörnerschalle rief (Kybele rief dem verlornen Geliebten mit wahnsinnigem Geschrei, dessen Ton das krumme, mondförmige Horn nachahmte). Der dritte Tag endlich erfüllte die Wünsche der Göttinn, Attys war gefunden und lauter Jubel ertönte über Berg und Thal, das Entzücken riß die Priesterschaar zu fanatischer Wuth und blutigen Handlungen hin. Mit Kienfackeln in den Händen, mit fliegenden Haaren und wildem Geschrei, mit Mes-

Messern bewaffnet, rannten sie, unter dem rauschenden Ton der Zymbeln und Handpauken, Pfeifen und Hörner, in wilden Tänzen durch einander und verwundeten sich Arme und Beine. Die Verstümmelung aber, durch welche man sich eigentlich der Göttinn weihete, geschah zu einer andern Zeit und mit andern Feierlichkeiten; auch war sie nicht allgemein und wahrscheinlich nur bei den Oberpriestern gewöhnlich.

Diese Priester hatten verschiedene Namen. Zuerst hießen sie Kybelen (wie die Göttinn Kybele hieß); dann nannte man sie, von ihren Waffentänzen, Korybanten; ferner, durch Verwechselung mit dem alten Volke des Pelasger, welches so hieß, Kureten und idäische Daktylen; als Kastraten wurden sie auch in phrygischer Sprache Galli genannt. Bei den Griechen war der Dienst der Kybele, wenigstens nach seinem enthusiastischen Charakter, nicht sehr im Gebrauche, daher man auch bei ihnen keine derselben geweihete Feste findet.

Küreten und Korybanten, welche, wie wir hier bemerkt haben, mit einander vermengt und verwechselt wurden, wurden nicht selten auch mit den Kabiren vermengt und verwechselt, welche jedoch etwas ganz Anderes waren und ebensowohl Götter, als Priester und Götterdiener bedeuten. Ueberhaupt liegt über diese sämmtlichen mysteriösen Wesen ein Dunkel, welches aller Fleiß der Forscher noch nicht hat aufhellen können und, wie sie sagen, nur etwa durch grössere Aufschlüsse über die Religion der Indier noch aufgehellt werden dürfte. Kabiren, sagen Einige, stammt aus dem Ebräischen und heißt "mächtige, große Götter; Andere leiten es aus dem Phönikischen und dem Persischen ab, wo es die "Schmiedegötter" (Söhne des Hephästos) bedeuten würde; noch andere aus dem Indischen, wo "Kabir" ein Büssender und durch Buße heilig (zum Dämon) Geworde-

ner heißen soll. Sicherer ist, daß die Griechen ihre Nachrichten über sie von den Aegyptern erhalten haben, bei welchen sie für Söhne des Phthas galten. In den Abbildungen hatten sie auch die Gestalt des Phthas, die keine andere war, als die des Kanopos. So fand die Söhne des Phthas, die Kabiren, in einem Tempel zu Memphis, der Eroberer Kambyses, und weil er von der Symbolik ihrer Gestaltung nichts begrif, ließ er sie, unter grossem Gelächter über die abentheuerliche Form, verbrennen. Es waren aber die Kabiren in Aegypten unstreitig nichts anders, als die sieben Planeten und mit ihrem Vater Phthas, die acht grossen Götter. Auch in Phönikien, wo sie den Namen der Patäken führten, hatten sie diese Bedeutung als die Söhne des Sydyk; der achte war hier Esmun. Von den Phönikiern sind sie nun zu den Pelasgern gekommen und die Hauptgötter auf der Insel Samothrake geworden, einem Lande, das große Naturrevolutionen erfahren hatte und daher geneigt war, große und mächtige Götter in den Stürmen der Luft, im Grunde der Erde, in der Tiefe des Meers und im Elemente des Feuers anzuerkennen. Daher ist es fast unwiderleglich, daß sich auch die Pelasger, wie die Aegyptier und Phönikier, unter den Kabiren große Planetengötter und Himmelsmächte gedacht haben, die zugleich große Gewalten der Atmosphäre, der Erde und des Meeres waren. Indem man sie aber in der Folge so und anders zu denken und sich vorzustellen sich gewöhnte, entstanden verschiedene Lehrsysteme, in welchen unter den kabirischen Göttern bald eine Zweiheit, bald eine Dreiheit, bald eine Vierheit hervortritt. Denn man spricht von den Aeltern derselben, Hephästos und Kabira, von drei Söhnen und drei Schwestern, welche, so oder anders zusammengedacht, diese Zahlen geben. Am bekanntesten ist ein solches System, in welchem eine Trias von Kabiren vorkommt, welche heißen: Axieros, Axiokersos und Axiokersa, zu welchem noch ein dienendes Wesen

kam, Kasmilos oder Kadmillos genannt. Arieros, so erklären nun die Gelehrten, ist Phthas (Hephästos), Arioksersos ist der große Befruchter, Arioksersa die weibliche Potenz, die große Fruchtbringerinn; was mit dem indischen Prinzip vom Brama (Parabrama) und seinen beiden Erzeugten, Schiwa und Wischnu (der männlichen und weiblichen Potenz) übereinkommt, aber offenbar eine esoterische Lehre ist, d. h. eine solche, die (nicht dem Volke, sondern nur) den Eingeweiheten vorgetragen wurde. Das vierte Wesen bedeutet die erfreuliche Wirkung der Vereinigung dieser beiden Potenzen, welche in Aegypten als anschauliches Symbol dastehet, in Indien in symbolischer Sprache erscheint und in der sogenannten mosaischen Urkunde mit den Worten dargestellt wird: "Gott sah an Alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut." Auch kann man sich dasselbe denken als den Mithras, den Mittler zwischen Ormuzd und Arihmann, und als Hermes, in der Volksreligion der Griechen, den Diener der Götter, durch welchen sie ihren Willen vollziehen lassen.

Sehr merkwürdig ist auch noch eine Kabiren-Dyas, welche bei Einigen aus Zeus und Dionysos bestehet, bei Andern die Dioskuren heißt, ohne daß indeß diese die spätern Kastor und Pollux wären, wiewohl der Mythos dem ihrigen so ähnlich sieht, wie das Ei, aus welchem sie hervorgingen, den übrigen in der Mythe vorkommenden Welteiern. Aus einem solchen gingen die Kabiren-Dioskuren hervor, aber auch ein Schwan, das Symbol des Wassers, ist dabei wirksam. Sie waren das männliche und weibliche Prinzip in der Weltschöpfung, von welchen jenes Aeon und Monas, dieses Dyas genannt wurde; denn aus Einheit und Zweiheit ist alle erzeugende Zahl hervorgegangen. In diesem Satze ist die philosophische Zahlenlehre des Pythagoras an die samothrakische Religion geknüpft; denn bei diesem Philosophen

waren die Zahlen die Welterzeugenden Prinzipien, weil die Anordnung der Dinge in der Welt sich auf bestimmte Verhältnisse, also auf arithmetische Größen zurückführen lässet. Eben diese Begriffe lagen auch den Tritopatoren der Alten zum Grunde, welche die beiden samothrakischen Dioskuren, in Verbindung mit einem dienenden Gott waren. Diese kabirischen Gottheiten also vereinigten Alles in sich, was man der Gottheit überhaupt beilegen kann; sie waren die Welturheber und Erhalter und Regenten; sie waren die Beherrscher der Elemente und die Beschützer der Menschen beim Aufruhr derselben (zum Zeichen ihres Schutzes erschienen sie an den Spitzen der Masten und anderwärts als Flämmchen, weßhalb man, ihnen zu Ehren, ein ewiges Feuer unterhielt); sie waren die Ehegötter, denn Wasser und Feuer reichte der Bräutigam der Braut bei ihrem Eintritte in sein Haus und flehete zu ihnen um den Kindersegen. Ihre Gestalt war auch in Griechenland anfänglich die ursprüngliche ägyptische, die spätere Kunst entwickelte aber daraus eine schlanke, schöne Jünglingsgestalt, welche bloß den konischen Hut (das halbe Ei) mit dem Stern, als altes Symbol, beibehielt.

Der samothrakische Cultus kam später mit dem der Demeter in Verbindung und erlitt dadurch eine bedeutende Veränderung. Axieros ward zur Demeter, Axiokersa zur Persephone und Axiokersos zum Ais; der Kadmilos aber zum Jakchos oder Bakchos. Dieser Dienst aber breitete sich über Böotien, Kreta, Messenien, Attika aus und die Geschichte der Verbreitung ward in Mythen aufbewahrt und an heilige Namen geknüpft. Dahin gehören die beiden Brüder Jasion und Dardanos. Diese wanderten aus Kreta nach Samothrake, wo der erste mit der Demeter, wider ihren Willen, den Plutos zeugte, aber für seinen Frevel von Zeus mit dem Blitze erschlagen wurde. Jasion (der Fruchtbarmachende) erzeugt mit der Demeter (Erde) den Plutos (den

Reichthum): die Deutung liegt auf der Hand. Warum er aber vom Blitz erschlagen wurde? Aus demselben Grunde, warum Prometheus an den Felsen geschmiedet worden. Der Name Dardanos ging darauf mit dem Sohne seines Bruders Korybas nach Troas, wo dieser die Korybanten stiftete. In dieser ganzen Darstellung ist nichts weiter enthalten, als die Vermischung und Ausbreitung der beiden genannten Culte. Eine Eigenthümlichkeit dieser Systeme ist die, daß die Priester der Gottheit verwandt erscheinen, und durch Namen und außerordentliche Kräfte ihnen gleichgestellt werden. Sie heißen Hephäste und Kabiren und werden damit gleichsam als Emanationen der Gottheit dargestellt. Und so ist Jasion bald Gott, bald Priester, selbst der Name "Korybanten" kommt in dieser doppelten Bedeutung vor. Die kabirische Religion hatte verschiedene Perioden und Systeme, wie das leicht zu erachten ist, aber man kann über die Zeit und die Zahl nichts Bestimmtes festsetzen. Samothrake scheint zuerst von einem gewissen Saos, der ein Sohn des Zeus, auch des Hermes, genannt wird, kultivirt zu seyn. Dann erschienen Dardanos und Jasion und zuletzt Orpheus, oder vielmehr die thrakischen Priesterschulen, welche unter diesem Namen begriffen werden, und setzten sich in Verbindung mit dem bereits vorhandenen Culte, worauf die Insel so berühmt wurde, daß sie die Andächtigen aus der Nähe und Ferne besuchten, und sich in die Mysterien aufnehmen ließen, welche alle irdischen und geistigen Güter zusicherten. Aber der Aufnahme ging eine strenge Prüfung und eine förmliche Beicht voraus, nachher aber folgten Sühnopfer und Reinigungen.

Die weitverbreitete Kabiren-Religion, welche in ihren verschiedenen Systemen mehr oder minder dem gemeinen Polytheismus sich näherte, aber in ihren Hauptbegriffen, wo Axieras als Einheit und erste Quelle aller Götter und des Universums erschien, nur den Eingeweihe-

ten gelehrt wurde, stand noch lange nach Christi Geburt in großem Ansehen, namentlich in Rom, wo es zu den gewöhnlichsten Huldigungen des kaiserlichen Hauses gehörte, seine Glieder im Kostüm der Kabiren auf Münzen darzustellen, nemlich in der schönen Jünglingsgestalt der Dioskuren, welche die Kabiren später erhalten hatten.

Da von den Titaniden Theia, Rhea, Tethys und Phöbe schon bei ihren Brüder-Gatten die Rede war, so sind noch zwei übrig, von welchen Einiges gesagt werden muß, nemlich: Themis und Mnemosyne.

Themis.

In kosmogonischer Beziehung soll durch dieses Wesen die künftige Mutter der Horen, der Lauf der Dinge in der Natur, vorbereitet werden; aber auch in dem neuen Göttersystem des herrschenden Zeus trit sie bedeutend hervor, denn die Mören führen sie dem Zeus als Gemahlinn zu, und sie gebar ihm die Horen, nach einigen selber die Mören. In beiden Beziehungen aber ist sie als ein Symbol der Ordnung der Natur, des Laufs der Dinge zu betrachten. Wenn sie daher am Throne des Zeus sitzt und, zu seinem Ohre sich hinneigend, mit ihm sich unterredet, so weiß man, worüber das geschehen kann. Doch kann diese Unterredung auch darauf hindeuten, daß Themis eine Orakelgöttinn ist, denn früher schon als Apollo gab sie Orakel; daher sagt ein neuer Forscher: Themis hat die Prophetenkunst, die Opfer, die Satzungen zur Verehrung der Götter, die Gesetzlichkeit und den Gottesfrieden zuerst gezeigt.

Die ganze Dichtung von der Themis ist allegorische Vorstellung des Verfahrens, wie die rohen Pelasger entwildert und zu Hellenen humanisirt wurden. Sie ist dadurch sehr merkwürdig, daß sie die älteste, rein allegorische Personifikation einer Tugend ist, dergleichen die spätere

Kunst so viele gedichtet und gebildet hat. Ihre Ehe mit Zeus scheint einen eigenen Fabelkreis gebildet zu haben; aber es sind davon nur Andeutungen vorhanden. Pausanias spricht an mehren Orten von ihrer Verehrung, an einem nur von einer Bildsaüle von ihr aus weißem Marmor. Aber in den Gerichtshallen gab es unfehlbar Abbildungen von ihr. In diesem hat sie überall viel Aehnlichkeit mit der Nemesis. Später ist sie mit ihrer Tochter, Dike, verwechselt worden, aber diese geht selber in die Nemesis über.

Mnemosyne.

Auch mit dieser Titanide hat Zeus sich verbunden und, nachdem er neun Nächte in ihren Armen geruhet hatte, die neun Musen mit ihr erzeugt. Ihr Name (von Mneme, Gedächtniß, abgeleitet) bezeichnet einen abgezogenen Begriff, wie der ihrer Schwester Themis und ihrer Töchter, der Musen. Die älteste Nachricht von ihr giebt Hesiodos, wenn anders die Stelle nicht von einem andern untergeschoben ist.

Die Musen.

Wenn Hesiods Nachricht von den Musen in dem Eingange zu seiner Theogonie nicht für unächt zu halten wäre, so wäre sie die älteste unter allen Nachrichten von den Musen und dieser wären ursprünglich neun gewesen, ihre Namen: Kleio, Melpomene, Terpsichore, Thaleia, Polyhymnia, Urania, Euterpe, Erato und Kalliope. Aber es ist entschieden, daß auch der Mythos dieser Wesen zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten sehr verschieden war. Man zählt manchmahl drei, manchmahl fünf, manchmahl sieben Musen und ihre Abstammung unterliegt eben so mannigfaltigen Angaben. Cicero nimt daher drei Classen von Musen an, welche am Ende zusammengeschmolzen und, obgleich von verschiedenem Ursprunge, zuletzt alle für Töchter des Zeus

und der Mnemosyne gehalten worden seyen. Aber die neuern Forscher stellen vier Perioden des Musenmythos auf und nehmen an: Thrakische Musen, Helikonische Musen in Böotien, Orakel-Musen am Parnassos, Hesiodische Musen, und in der That scheint durch diese Sonderung eine gewisse Einheit in das verworrene Sagenwesen von diesen Göttinnen zu kommen, wie sich aus der Betrachtung derselben ergibt.

Die Thrakischen Musen sind, wie Pausanias erzählt, aus Thrakien nach Griechenland gebracht worden und Orpheus — man erinnere sich, daß das ein Collektiv-Name ist für alle diejenigen, welche den wilden Pelasgern zuerst Cultur brachten! — war es, der sie mitbrachte, weßhalb man sie wohl auch die orphischen nennen kann. Damahls waren die Musen von den Nymphen überhaupt noch wenig unterschieden, man brauchte wenigstens den einen Namen für den andern und die Musen waren eigentlich die Nymphen begeisternder Quellen, deren Wasser mit prophetischen Erddünsten erfüllt schien. Begeisterung schrieb man aber nur solchen Quellen zu, welche durch Mineralgehalt oder andere Umstände in der That etwas Berauschendes hatten. Solcher Quellen gab es indessen in jenen Gegenden in Menge und man nennt noch die Hippokrene, die Aganippe, den Libethron, die Kastalia u. a. Nimt man noch dazu, daß gerade auch in diesen Gegenden die mit Gesang und Tanz eng verbundene Musik des alten Griechenlands heimisch war, so gewinnt die Behauptung, daß vielleicht orphische Sängerinnen und Tänzerinnen, die aus solchen Quellen tranken, eine höhere Begeisterung empfanden und dadurch Veranlassung zur Dichtung von den eigentlichen Musen gaben, noch an Wahrscheinlichkeit.

Von Thrakien kam in sehr alter Zeit schon der Musendienst nach Böotien herüber und setzte sich zuerst am

Berge Helikon fest. Auch hier erzählt uns Pausanias: Die gewaltigen Aloïden Ephialtes und Otos, die den Zeus bekriegten und den Ares in Fesseln legten *), haben zuerst den Musen auf dem Helikon geopfert; aber sie zählten nicht mehr als drei Musen: Melete, Mneme und Aöde. Diese allegorischen Namen geben einem neuen Forscher Veranlassung, sich über diese Musen also zu erklären: Zu jener Zeit war alle Weisheit in Gedichten enthalten, deren Wesen man in Nachdenken (Melete), Gedächtniß (Mneme) und Gesang (Aöde) setzte. Denn ehe die Schreibkunst erfunden und nothdürftig ausgebildet war, mußte der Verfasser eines neuen Gedichts (Prosa gab es noch nicht) die im Geiste ausgearbeiteten Verse im Gedächtniß behalten, bis er Gelegenheit fand, sie von sich zu geben. So mußten aber auch die, die sie hörten, durch das Gedächtniß dieselben aufbewahren. Daher kam es, daß Mnemosyne als die Mutter der Musen erkannt und genannt wurde. Einige wollen behaupten, diese drei Namen seyen spätern Ursprungs und die Helikonischen Musen von denen der ersten Periode wenig unterschieden gewesen. Auf jeden Fall aber scheint die Sage von dem Pegasos in diese zweite Periode zu gehören.

Als die Religion Apollons in diese Gegenden kam und in Delphi ihren Hauptsitz nahm, knüpfte die Nachbarschaft eine Verbindung zwischen den Priestern Apollons und den Göttinnen am Helikon, zwischen welchen durch die Begeisterung selbst eine natürliche Verwandtschaft herrschte, denn Dichter und Seher sind beides nur durch die Begeisterung, durch welche sie die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft kennen. Ueber diese Verbindung hat man historische Zeugnisse, wie das des

*) Scheint Hindeutung auf einen Religionkrieg und auf Verdrängung des ältern Cultus in Thrakien und Pierien zu seyn.

Clemens von Alexandria, welcher sagt, die älteste zu Delphi weissagende Sibylla, Pythia oder Phämonoe, sey von den Musen auf dem Helikon erzogen worden. Daher kam es nun, daß Apollon, der delphische Orakelgott, zum Vorsteher der Musen ward, zumahl da man sich singende und tanzende Musen nicht ohne einen Chorführer denken konnte, welcher mit der Kithara den Takt angab. Das ganze Gebirge des Parnassos, das von Delphi anhebt und sich nach Lokris hineinerstreckt, wurde nun mit seinen vielen ehrwürdigen Grotten, diesen vereinigten Gottheiten heilig.

Dieses Alles war vor Homer, d. h. vor der Zeit geschehen, wo das neue Göttersystem der Olympier das herrschende wurde; in diesem ist nun die Zahl der Musen auf neun bestimmt und das Geschäft ihnen angewiesen worden, welches die Sänger an den Tafeln der Großen hatten. Da aber die Namen, wie die Funktionen der einzelnen Musen, in der hesiodischen Schule zuerst ausführlich vorkommen, so bezeichnet man diese vierte Musenperiode mit dem Namen der Hesiodischen. Fragt man nun: Warum gerade neun Musen? so sagen die heutigen Gelehrten: Man zählte die Quellen, denen man Begeisterung zuschrieb und, nachdem man lange drei, vier, sieben, acht gekannt hatte, kam endlich noch eine hinzu und — die Zahl der Musen war voll. Als der Sitz derselben, der bei Homer durchweg der Olympos ist, werden der Helikon, der Parnassos und der Pindos genannt, wo es früher überall eine Nymphen-Muse, oder eine Dreiheit *), gegeben hatte. Wenn übrigens Pausanias und Cicero übereinstimmend sagen, Pieros aus Thrakien habe die neun Musen in Griechenland eingeführt und ihnen die Namen gegeben, so deutet das auf den er-

*) Die Quellnymphen dachten sich die Alten gern dreifach, wegen des Reigens, den sie tanzten.

sten Ursprung des Musenmythos; die Musen aber führen von ihm den Namen der pierischen, der Pieriden.

Ueber die Zahl der Musen war man nun in dem neuen System einig; aber über die Funktionen derselben herrschten verschiedene Ansichten noch bis in die spätesten Zeiten. Was zuletzt am allgemeinsten sich geltend machte, bestehet darin: Klio (Kleio) ist die Muse der Geschichte und hält, in Abbildungen, eine halbgeöffnete Bücherrolle; Euterpe, Muse der Musik, insbesondere des Flötenspiels, trägt eine, auch zwei Flöten in der Hand; Melpomene, die Muse der Tragödie, ist verschleiert, hält in der linken Hand die ernste, tragische Maske, stützt sich mit der Rechten auf eine Keule und trägt an den Füßen Kothurne; Thalia, Muse der Komödie, hält in der linken Hand eine komische Maske, in der rechten den krummen Hirtenstab (Pedum); Terpsichore, Muse des Tanzes, erscheint in tanzender Stellung und spielt auf einer siebensaitigen Lyra; Erato, die Muse der erotischen Poësie, spielt mit dem Plektron auf einem neunsaitigen Instrumente, das sich durch seine Größe von der Lyra unterscheidet; Polyhymnia, die Muse der Beredsamkeit und Mimik, legt den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund, oder trägt eine Bücherrolle in der Hand; Urania, die Muse der Sternkunde, trägt in der linken Hand eine Kugel, in der andern einen Stab, womit sie auf der Kugel etwas zu bezeichnen scheint; Kalliope, die Muse des epischen Gesanges, hält ein zusammengerolltes Pergament, oder auch eine Tuba in der Hand. Alle werden sie als schöne, aber bekleidete und züchtig verhüllte, Jungfrauen, abgebildet; in spätern Zeiten manchmal beflügelt.

Zur Geschichte der Musen gehören drei Wettkämpfe, in denen sie sämmtlich siegten, Andeutungen von Kämpfen zwischen dem Alten und Neuen. Obgleich ewige Jung-

frauen sind sie doch alle Mütter — alle geistig reich begabten und dadurch berühmten Menschen sind Musen-Söhne.

Die Hekatoncheiren und Kyklopen.

Neben den Titanen erzeugten Uranos und Gäa diese Wesen, welche von der Fabel als furchtbare, gewaltige Riesen dargestellt werden. Der Hekatoncheiren (Centimanen) waren drei, jeder hatte fünfzig Köpfe und hundert Arme, und hießen Kottos (Schläger), Briareus (Gewaltiger) und Gyes (Starker). Ihre ungeheure Macht fürchtend hatte sie ihr Vater im Tartaros angefesselt, wo sie traurig saßen, bis Zeus auf den Rath seiner Mutter sie befreite und um ihren Beistand im Kampfe mit den Titanen bat. Zeus mußte zuvor das Ungeheuer Kampe (Wächter) tödten, ehe er sie befreien konnte, dann führte er sie heraus, labte sie mit Nektar und Ambrosia und nun entschied ihre Tapferkeit den Titanenkampf. Nach erlangtem Siege wurden sie zu Wächtern der verurtheilten Titanen im Tartaros ernannt. Kottos und Gyes verschwinden von da in den Sagen, Briareus aber kommt noch einige Mahl zum Vorschein; er rettet noch einmahl den Zeus, als die Götter die Absicht haben, ihn vom Thron zu stürzen, durch sein bloßes Ansehen und wird mit einer Tochter Poseidons, Kymapotria, vermählt. Er führt auch den Namen Aegäon.

Die Brüder der Hekatoncheiren, die Kyklopen, waren eben solche Riesen; ihre Namen Brontes, Arges, Steropos (Donnernde und Blitzende). Brontes heißt auch Pyrakmon (Feuerambos). Diese ursprünglichen Kyklopen sind, gemeinschaftlich mit ihren Brüdern, nichts weiter, als eine mythische Darstellung der Gewitter und des Aufruhrs, den diese in der Natur hervorbringen. Uranos brachte die furchtbaren Wesen hervor, die Blitze schießen, der Donner brüllt und im Aufruhr aller Dinge

scheint das Chaos wiederkehren zu wollen. Uranos verstößt sie in den Tartaros, die Wolken fliehen zum Horizont hinab, der Himmel wird wieder heiter, er herrscht wieder ruhig. Kronos entthront nun seinen Vater Uranos und will in Ruhe herrschen, aber mit seinem Sohne Zeus empören sich die gefürchteten Riesen aufs neue; das regelmäßig geordnete Jahr bringt die Gewitter nach gewissen, bestimmten Gesetzen mit sich, die seine Herrschaft begründen und befestigen helfen.

Nun sind also die Kyklopen die Diener Zeus und ihr Mythos erleidet mancherlei Veränderungen. Zuerst erscheinen sie als Gehilfen des Hephästos, der bisher allein gearbeitet hat, auf den liparischen Inseln, als Riesen, mit einem Auge auf der Stirn, so groß wie ein Schild, zu dem man vier Ochsenhäute braucht; das Auge ist rund (Kykl-ops). Ihr Schlagen auf dem Ambos ist Donner, ihr Blasebalgtreten Sturm, der Aetna kracht davon, Sicilien, Italien, Corsika dröhnen. Mit diesen griechischen Kyklopen vermischen sich später Nachrichten von ähnlichen Wesen in Skythien und an den Grenzen des nächtlichen Kimmeriens. Diese werden geschildert als rohe Menschen, ohne Ackerbau von den reichen Früchten sich nährend, die der Boden von selber hervorbringt, ohne Gesetze und Staatsverfassung in Berghöhlen wohnend, jede Familie für sich, ohne Verbindung mit andern. Auch diese erscheinen als einaügig. — Man will annehmen, die wilden Bergvölker, die darunter verstanden werden, hätten sich bemahlt und auf der Stirn zwischen den Augen einen schwarzen Fleck gemacht, der in der Ferne wie ein Auge, oder wie ein drittes Auge, denn sie werden auch als dreiaügig dargestellt, ausgesehen. Die Dichter, deren Phantasie die Sagen von den Kyklopen vielfach bearbeitet, vermischen Altes und Neues, Wahres und Erdichtetes mit einander und die Kyklopen sind Naturkräfte und rohe Menschen, Götter und Göttergehilfen, kunstreiche Arbeiter

und dienstfertige Knechte, einfache Natursöhne und tölpische Bauern, sogar zu Popanzen für die Kinder mußten sie sich gebrauchen lassen.

Dieß sind nun die sämtlichen ältern Götterwesen der Griechen, größtentheils, wie wir gesehen haben, Symbole der Naturkräfte, die durch die oft ungeregelte Einbildungkraft so und anders ausgeschmückt wurden; aber auch mitunter personifizirte Ideen und Vorstellungen, und misverstandene oder absichtlich verstellte Nachrichten von Menschen und Thieren entfernter, nur wenig bekannter Gegenden, die durch die dichterische Darstellung zu höhern Wesen, zu Göttern erhoben wurden. Die erste Beschauung ist gleich einem Blicke in eine felsige Berggegend, in welcher sich dem Auge Schlösser und Riesen und Ungeheuer darstellen. Nähern wir uns, um das Wunder zu untersuchen, so verschwindet es, oder löst sich in ganz gewöhnliche Natur-Erscheinungen auf. Aber mit dem Verluste einer uns angenehmen Taüschung machen wir den schätzenswerthen Gewinn der Erkenntniß des Wahren, und indem wir die verschiedenen Kräfte des menschlichen Geistes in der Darstellung des Gegebenen bewundern, verliert sich der fromme Sinn in dem Erstaunen über den Unendlichen und Allmächtigen, der sich, wie in der geistigen, so in der Sinnenwelt, auf so vielseitige und überraschende, Geist und Herz gleichstark ergreifende Weise offenbaret.

Die Nachkommen des Kronos, die neuern Götter Griechenlands.

Heller sind die Hallen, in welche wir nun eintreten, um die neuern Götter der Hellenen zu betrachten. Es sind auch Wesen von fast ganz anderer Art, die uns hier begegnen. Die Götter sind nicht mehr bloße Symbole, sondern eine

Art von Kunstgestalten, an welchen die Einbildungkraft und die Dichtkunst gleichen Antheil haben, bei welchen nicht sowohl die Göttlichkeit, sondern die völlige Menschlichkeit, nur in gesteigerter Potenz hervortrit, wenn auch das Göttliche immer noch zum Grunde liegt und namentlich in den Mysterien aufgefaßt und zum Gegenstande der Verehrung gemacht war.

Es sind aber hier, ausser den untergeordneten Göttern, den Halbgöttern, oder Heroen, und andern heiligen Wesen und Dichtungen, insbesondere zwölf große Götter, welche der Betrachtung sich darbieten. Ob diese Uebereinstimmung mit dem ägyptischen Religionsysteme nur zufällig oder eben so begründet sey, als die, die wir in der Kabiren-Religion fanden, die aus Aegypten unzweifelhaft abstammt, ist nicht so entschieden.

Zeus.

Der große Sohn des Kronos, der seinen Vater entthronte und sich an seine Stelle setzte, herrscht nun als der allgebietende und über alle andere Götter erhabene, und heißt der allgebietende Vater der Götter und Menschen. Es ist unentschieden, ob der Name Zeus aus dem Aegyptischen, wo er "Gott," oder aus dem Pelasgischen, wo er "Leben" (der Lebendige) bedeutet, herstamme. Das Letztere behaupten die neuesten Gelehrten und sagen: Zeus bezeichne ursprünglich die in der Natur waltende Lebenskraft und insbesondere das Symbol der stärksten Äusserungen derselben in den Bewegungen des Himmels, der Wolken, der Luft und des Gewitters; wegen des Einflusses derselben aber auf den Menschen und sein Schicksal ward er auch Gebieter desselben überhaupt, welchen Begriff man zu dem eines Beherrschers jedes Schicksals und Lebens steigerte. Als der Gott des Lebens in der Natur konnte er erst auftreten, als diese vorhanden war, daher seine Entstehung aus derselben, obschon sie selber

als Gottheit auftrit. Er ist das Kind der Zeit, wie Ormuzd in Persien. Aber als sein Geburtsort wird fast jeder Wohnplatz der alten Pelasger angegeben. Gewöhnlich wird er am Berg Ida geboren und von seiner Mutter Rhea, unter dem Schutze der Kureten, den Priesterinnen der Demeter, den Melissen, zur Erziehung übergeben. Diese ernährten ihn mit der Milch ihrer Ziege, Amalthea, die deßhalb unter die Sterne versetzt wurde. Ihr Horn ward das Horn des Ueberflusses, denn sie schenkte es dem Herakles für das dem Acheloos abgebrochene. Aber der Name Melissa deutet auch darauf, daß Zeus mit Honig ernährt wurde. Milch und Honig, die erste Nahrung der Sterblichen im Unschuldalter, sind demnach auch die des höchsten Gottes. So genährt und gepflegt, war Zeus nach einem Jahre schon erwachsen, (Zeus war auch das Symbol des jährlichen Sonnenlaufs.) und nun kämpfte er sogleich seine Kämpfe mit den Titanen, dann mit den Giganten und dem Typhon und nachdem diese glücklich beendigt waren, theilte er seine Herrschaft mit seinen beiden Brüdern, Poseidon und Aïs, indem er sich den Himmel und die Erde vorbehielt, dem Poseidon das Meer verlieh, dem Aïs aber die Unterwelt. Nun hat er aber eine doppelte Funktion, einmahl als Beherrscher seines Gebietes und sodann als Vater und Herr aller andern Götter, die er sämtlich überbietet; denn er giebt ihnen anheim, eine Kette am Himmel anzumachen und ihn herabzuziehen, wenn sie könnten, er selber aber wolle sie sämtlich hinaufziehen. (Die obere Luft, der Aether, kann nicht von den übrigen Naturkräften herabgezogen werden) Als Oberherr und Vater der Götter heißt er vorzugsweise der Olympische. Seine Macht über dieselben beweist er auch durch Handlungen, denn er stößt andere Götter aus dem Olymp, er schleudert sie in den Tartaros, er straft sie mit seinem Blitze und, nach alter Königssitte, auch mit Schlägen. Daher fürchten ihn auch alle und, wenn sie etwas gegen seinen Willen thun, so thun sie es

heim-

heimlich, oder kehren alsbald wieder zum Gehorsam gegen ihn zurück. Sie sind so dienstfertig gegen ihn, daß selbst sein Bruder Poseidon ihm den Wagen anspannt. Indessen, trotz dieser Macht war er zuerst doch nicht über das Verhängniß (Anangkä) erhaben und wäre einmahl unfehlbar verloren gewesen, als die übrigen sich gegen ihn verschwuren, wenn nicht Briareus sich neben ihn gesetzt und durch sein Ansehen die Empörunglustigen geschreckt hätte. Später ward Zeus als über das Schicksal erhaben, ja als der Ordner und Lenker desselben gedacht. Hatte er sich doch zuerst mit der Metis (Klugheit) vermählt und, nachdem er diese verschlungen hatte, die ewige Weisheit (Pallas) aus seinem Haupte geboren. Daher hat er auch ganz besonders die Gabe der Weissagung und verkündigt die Zukunft durch Blitz und Donner und andere Himmelszeichen, durch Vogelflug und Thierschau und durch Orakel. Aber als Herr der Götter und Menschen ist er auch der Herr und besondere Gönner der Könige und Helden, dann der Hausherren und der Beschützer ihrer vornehmsten Eigenschaft (der damahligen Zeit) der Gastfreiheit und Gastfreundschaft und aller andern häuslichen Verhältnisse. Das ging auch über auf die bürgerlichen Verhältnisse, welche sämmtlich unter seinem Schutze standen. Alle Unglücklichen, selbst Mörder, wenn sie aus dem Vaterlande vertrieben und von den Göttern verfolgt wurden, standen in seinem Schutze, sobald sie sich einem fremden Herde bittend naheten, denn heilig war der Herd und eine Freistätte durch ihn jedes Wohnhaus. Für jedes dieser Verhältnisse hatte er einen besondern Beinamen. Eine schöne Schilderung von ihm giebt eine orphische Hymne: Alles, so heißt es da, war in Zeus, der Aether, der Himmel, das Meer, die Erde, der Okeanos, der Tartaros, die Flüsse und alle Götter und Göttinnen; Alles, was da ist und seyn wird, war ein Zusammenfluß in Zeus Leibe. Er, der weißblitzende, ist der erste und der letzte, der Anfang und die Mitte, von dem Alles ent-

steht. Mann und Weib ist er, die Grundfeste der Erde und des Himmels, er, der Alles beseelt, des Feuers Zunder, die Wurzel der Erde, die Sonne und der Mond, König und erster Erzeuger aller Dinge. Es war Eine Kraft, Eine Gottheit, Ein Haupt des Ganzen, Ein königlicher Körper, in dem Alles sich bewegte; das Feuer, das Wasser, die Erde, der Aether, die Nacht, der Tag und Metis und Eros, die ersten Bildner. Denn Alles lag in dem großen Körper des Zeus. Schaue sein Haupt und sein schönes Antlitz, den glanzvollen Himmel, um den die Gestirne gleich einem schönen Haupthaare fliegen. Zwei goldene Stierhörner laufen davon aus, der Aufgang und der Niedergang, die zwei Wege der unsterblichen Götter. Seine Augen sind die Sonne und der entgegenstehende Mond, Alles empfindet und denkt er durch den lautern, königlichen Aether, das Organ seines ewigen Denkens. Kein Ton, keine Stimme, kein Laut entgeht seinem Ohre. Wie sein Verstand, ist auch unsterblich sein Haupt. Glanzvoll, unzertrennt, grenzenlos, unerschütterlich, kraftvoll und stark ist sein Körper. Seine Schultern, Brust und Rücken bilden die Atmosphäre und seine Flügel tragen ihn überall hin. Sein heiliger Leib ist die Allmutter Erde und das hohe Gebirge, zum Gürtel dient ihm das Meer und der Pontos. Sein Fußtrit sind die Wurzeln der Erde und der Tartaros. Alles dieß verbarg Zeus in sich, um es durch seine Schöpferkraft an das Licht zu bringen." — So dachte sich ihn freilich das Volk nicht, nur in den Mysterien Eingeweihete kamen zu dieser Ansicht, welche mit denen der Weisen Indiens und Aegyptens unverkennbare Aehnlichkeit haben.

Da Zeus der Urheber aller Wesen ist, so werden ihm viele Söhne und Töchter zugeschrieben, und daraus entstanden die vielen Gemahlinnen und Liebschaften, welche ihm die Dichter beilegen; diese letztern aber sind der Grund seiner mislichen ehelichen Verhältnisse, welche besonders

von Homer mit starken Farben geschildert werden. Here ist hier stets eine eifersüchtige, zanksüchtige Frau, zu ehrbar, um die Untreue des Gatten mit Untreue zu vergelten, aber in Worten und Werken immer ihrem Gemahl entgegen. Er hat eine gewisse Scheu vor ihr und weicht ihr aus, wo er kann; wenn sie aber zu weit gehen will, so droht er ihr mit Geiselhieben, oder mit der einmahl schon über sie verhängten Strafe, sie gebunden im Aether aufzuhängen, die Füße mit einem gewichtigen Ambos beschwert. Gegen seine Kinder ist Zeus bald rauh, bald zärtlich, je nachdem ihr Benehmen gegen ihn beschaffen ist. Ueberhaupt erscheint er auch in seinen Verhältnissen zu den übrigen Göttern als ein Hausvater, wie ihn die damahlige Welt kannte; Er versammelte seine ganze Familie täglich in seiner Wohnung und um seinen Tisch und alle bewiesen ihm, als dem Haupte der Familie, gebührende Ehrfurcht und Gehorsam. Diese Vermenschlichung des höchsten Gottes, veranlaßte noch allerlei andere Erdichtungen und Erzählungen, in welchen Zeus völlig wie ein andrer, von seinen Leidenschaften, Lüsten und Begierden umgetriebener Mann erscheint, nur mit dem Unterschiede, daß er seine unendliche Macht anwendet, um sie zu befriedigen.

Hesiod zählt uns die Gemahlinnen des Zeus auf, nemlich Metis, von welcher er selber Pallas Athene gebar, dann Themis, die ihm die Horen und Mören brachte, Eurynome, die die Chariten, Demeter, die die Persephone, Mnemosyne, welche die Musen, Diana, welche Aphroditen, Leto, welche Apollon und Artemis und Maja, welche den Hermes gebaren. Zuletzt erst nahm er Here zur Gemahlinn und diese gebar ihm Hebe, Eileithyia und Ares. Groß ist überdieß die Zahl der sterblichen Mädchen, welche von Zeus geliebt und mit oder wider ihren Willen, Mütter von ihm wurden. Dahin gehören: Danäe, die Mutter des Per-

seus; Niobe, Mutter des Argos und Pelasgos; Semele, Mutter des Bakchos; Europa, Mutter des Minos, Rhadamanthos und Sampedon; Leda, die Mutter der Dioskuren; Alkmene, die Mutter des Herakles und andere. Auch liebte Zeus, nach griechischer Sitte, schöne Jünglinge, wie den Ganymedes. Der Cultus des höchsten Gottes war begreiflicher Weise, sehr weit verbreitet. Ueberall begegnete man seinen Tempeln, Altären, Bildsaülen. Die berühmtesten seiner Tempel waren in Griechenland zu Olympia, zu Athen und Elis. Ihm war zwar keine Stadt ausschließlich geweiht, aber in Olympia thronend, umfaßte er alle Städte und Völkerschaften. Hier stand die größte Menge seiner Bildsaülen; hier hatte Phidias sein berühmtes Meisterstück der Bildhauerkunst aufgestellt. Majestät, so heißt es von diesem halb aus Gold halb aus Elfenbein bestehenden Bilde, gemildert durch Güte, sind sein Charakter, welchen die Kunst durch Größe und Erhabenheit der Züge, verbunden mit einer völligen Heiterkeit des Gesichts auszudrücken suchte. Die vorn auf der Stirn erhobenen, getheilten Haupthaare fallen in großen Wellenlinien an den Seiten des Kopfs herab, und in eben solchen Linien fällt das Haar seines ansehnlichen Bartes auf die mächtige Brust. Die majestätisch gewölbte, aber heitere und ebene Stirne gab den Ausdruck der Weisheit; erhaben wölbte sich die Augenhöhle und kündigte hohen Ernst an; Güte und Milde hatten in diesem Ideale ihren Sitz um den Mund. Zuweilen ward er stehend, am häufigsten aber sitzend auf einem Throne dargestellt, in der Hand den königlichen Scepter, oder den flammenden Donnerkeil haltend. Der untere Theil seines Körpers ist mit einem Gewande bedeckt, der obere, edlere, ist bloß. Zu seinen Füßen sitzt der mächtige, schnelle Königsvogel, der Adler, der zuweilen den Donnerstrahl in der Klaue hält. Der Adler brachte dem im Titanenkampfe begriffenen Gott zuerst die Donnerkeile, nach späterer Mythe dem Neugebornen die Götter-

ſpeiſe vom Olymp, daher iſt er ihm geweihet. Unter dem Namen (Jupiter) Ammon erſcheint er mit Widderhörnern an den Schläfen; als Jupiter Serapis hat er er den Modius auf dem Haupte. Man verehrte ihn durch Opfer und Gebet; opferte ihm aber gewöhnlich Adler und Stiere, letztere oft zu Hunderten auf einmahl, Hekatomben. Unter den Bäumen waren ihm Eichen und Buchen heilig. Alle fünf Jahre wurden ihm zu Ehren die olympiſchen Spiele gefeiert.

Aus dem Mythos vom Zeus gehet ſelber hervor, daß dieſer aus den verſchiedenſten Geſichtspunkten iſt angeſehen und jener daher auf die verſchiedenſte Weiſe erklärt werden kann; denn wenn der Eine Philoſoph den Zeus zum Demiurgen macht, ſo ſieht der andere nichts weiter in ihm, als den Aether, die obere Luft, und da Here als die untere Luft genannt wird, ſo ſind ſeine Eheſtreitigkeiten nichts weiter als — Lufterſcheinungen. Cicero ſagt, man habe drei Zeuſe gezählt, Einen, des Aethers Sohn, Vater des Dionyſos und der Perſephone; den Andern, des Uranos Sohn und Vater der Pallas, beide in Arkadien geboren; den Dritten, Kronos Sohn, in Kreta geboren, wo man auch ſein Grabmahl zeige, und allerdings ergiebt die Geſchichte, daß man einen dreifachen Zeus zu unterſcheiden habe, einen pelasgiſchen, einen ägyptiſchen, einen kretiſchen. Der pelasgiſche Zeus ſoll urſprünglich ein Fetiſch geweſen ſeyn, ein heiliger Stein, wobei man ſogleich an die Donnerſteine und an die Bätylien zu denken genöthigt iſt. Ueberall, wo Pelasger wohnten, war dieſer Zeus. Aber als eine Colonie Aegypter nach Dodona kam, ging eine wichtige Veränderung mit ihm vor; der Gott wurde ägyptiſirt und wurde zum Jupiter Ammon. Den kretiſchen Zeus läßt man denn aus dem ägyptiſchen hervorgehen und zwar ſoll der auf Kreta geborne Gott nichts anders ſeyn, als die Entſtehung ſeiner Verehrung, und das Waffengeräuſch der

Kureten an seiner Wiege und seine Kämpfe mit Kronos nichts als der Schutz, den die neue Religion durch ihre bewaffneten Anhänger gegen die den Kronos verehrenden Länderbewohner fand. Dieß geschah unter Minos, dem Ersten, dem Sohn des Zeus. Nach einer andern, dieser nahe verwandten Ansicht war Zeus der Anführer einer Schaar Auswanderer aus Kreta, welche die Küsten von Kleinasien, Thrakien und Makedonien besetzte und durch den Gebrauch eherner Waffen eroberte. Seine Residenz ist auf hohen Bergen, von welchen aus er leichter die Gegner beobachten und bekämpfen kann, während er selber größere Sicherheit auf denselben genießt. Benachbarte Sänger priesen zuerst den auf dem Olymp in Wolken thronenden Gott und aus der pelasgischen Lokalsage entstand zuletzt hellenischer Nationalglaube und aus dem irdischen Olymp ward ein himmlischer. Sey es die eine oder die andere Sage, welche die historische Wahrheit verhüllt, (vielleicht ist eine so viel, wie die andere) aus beiden geht hervor, daß die Titanen nichts anders waren als Priesterstämme, von einer Religion, die sich mit der Zeus-Religion nicht vereinigen wollte. Es war Sabäismus, vom Kaukasos herstammend, der mit dem ägyptisch-kretischen Fetischismus nicht leicht sich vereinbaren ließ. Darum eben war Prometheus ein Raüber des himmlischen Feuers und mußte bestraft werden. Indessen gingen die Titanen nicht alle zu Grunde, es blieben noch welche und vereinigten sich mit den Ankömmlingen, aber nicht so innig, daß sie nicht noch zu Zeiten die Gelegenheit hätten ergreifen sollen, gegen dieselben aufzustehen, um die vorige Unabhängigkeit zu erringen.

Here,

auch Hera *), des ehrwürdigen Götterkönigs Zeus erha-

*) Wenn Heros der "Herr" ist, so ist offenbar Hera die "Herrinn."

bene Schwester und Gemahlinn, theilte das Schicksal ihrer Geschwister und wurde, als sie ihr Vater wieder von sich gegeben, dem Okeanos und der Tethys zur Erziehung anvertraut. Arkadien, Argos und Samos rühmen sich, dieser Göttinn Geburtsörter zu seyn. Durch ihre Vermählung mit Zeus ward sie die erste und mächtigste Göttinn und alle Sagen von ihr drehen sich um diesen Punkt. Homer erwähnt dieser Vermählung nur mit wenigen Worten; Andere erzählen ausführlicher: Die Jungfrau Here lustwandelte gern allein. Einst erregte Zeus, der schon lange ohne Erfolg um sie gefreit, einen Sturm und setzte sich, in einen Kukuk verwandelt, der Jungfrau auf den Schooß. Diese voll Mitleid nimt das durchnäßte vor Kälte zitternde Thier an ihre Brust und erwärmt es streichelnd und liebkosend. Aber jetzt verwandelt sich der lose Vogel in seine wahre Gestalt und erreicht seine Absicht, indem er alle Zweifel durch feierliches Ehegelöbniß beschwichtigt. Aber die so heiß gewünschte Verbindung gereichte dem Gatten nicht zum Glücke, Stolz, Eifersucht und Zankluſt erregen bald Ueberdruß und Ausschweifungen von seiner Seite und diese machen das Uebel immer ärger. Daher sehr heftige und ärgerliche Scenen zwischen den beiden erhabenen Gatten, die nur zuweilen von zärtlichen unterbrochen wurden, wenn Here, aus Klugheit oder vielmehr List, sich mit Aphroditens Gürtel schmückte und so ihren Gemahl berückte, was jedoch für sie immer nachtheilige Folgen hatte, weil er ihre Absicht erkannte und die List verabscheuen mußte, mit welcher sie solche erreicht hatte. So ist Here völlig das Bild einer griechischen Hausfrau, die eifersüchtig ist über die Nebenweiber des Gemahls, aber ihre Ehre behauptet, weil sie weiß, daß er, auch wenn er die Liebe gegen sie aufgegeben hat, noch die Rechte der Ehe behauptet und weil durch Sitte des Volks Kälte und Ehrbarkeit ihr Charakter geworden sind. Aber eben durch dieses Wesen eignete sie sich um so mehr zur Königinn der Götter, denn an Hohheit und Majestät kam ihr keine der

übrigen Göttinnen gleich. Auch schön war sie, sehr schön, so daß sie nicht bloß von Athenen, sondern auch von Aphroditen den Preis der Schönheit begehrte. Aber sie will diese Schönheit bloß anerkannt und angestaunt wissen, denn sie straft mit Grausamkeit die Frevler, die es wagen, sich ihr mit Liebe zu nahen. So verfolgt sie auch mit wahrer Grausamkeit diejenigen, die ihr Gemahl liebt, und die Söhne und Töchter dieser Geliebten und läßt sich nimmermehr während des Erdenlebens derselben versöhnen.

Indessen, so hart und feindselig diese Göttinn erscheint, so trit sie doch als die Stifterin und Beschützerin der zärtlichsten Verhältnisse auf. Sie ist, als die Gemahlinn des obersten Gottes, die Göttinn der Ehe und die Ehestifterinn und zwar in solcher Reinheit, daß sie, im Quelle Kanathos sich badend, jedes Jahr ihre Jungfrauschaft aufs neue herstellt.

Ihre Kinder, Ares, Typhaon, Hebe, Eileithyia sind sämtlich in rechtmäßigem Ehebette geboren. Nur Hephästos macht eine Ausnahme; aber sie erzeugt ihn nur aus sich selber, aus eifersüchtigem Trotz, weil Zeus die Athene aus seinem Haupte geboren hatte.

Die der Here eigenthümlichen Attribute sind Diadem, Scepter, Pfau, und nach einigen auch Granatapfel und Kukuk; als ihr Gefolge werden genannt Iris, Nymphen, Chariten und Horen. Iris, deren Namen mit dem ihrigen verwandt ist und der Pfau, dessen Farben mit denen der Iris verglichen werden können, stehen ihr am nächsten. Die Orte, wo Here am meisten verehrt wurde, also ihre Lieblingsorte, waren Sparta, Mykene, Argos, Samos, Arkadien, Elis, auch Karthago und Krotona. Ihr vorzüglichster Sitz war Argos, daher heißt sie die argeiische, argiviſche Göttinn. Feste, Heräen genannt, feierte man ihr zu

Argos, mit Prozessionen, Opfern und Spielen; zu Elis, je im fünften Jahre, wo Jungfrauen um die Wette liefen; zu Pelle; zu Korinth. Unter ihren Tempeln war der berühmteste der zu Argos, wo eine kolossale Figur der Göttinn aus Gold und Elfenbein sich befand, auf einem Throne sitzend, eine Krone auf dem Haupt, auf welche die Chariten und Horen eingegraben waren, in der Rechten einen Granatapfel, in der Linken einen Scepter, auf dessen Spitze ein Kukuk saß. Ihr ältester Tempel soll zu Samos gestanden haben. Der Mythos der Here wird verschieden erklärt. Nach einigen ist sie die untere Luft, im Gegensatze der obern (Zeus). Daher ihre Erzieher Okeanos und Tethys sind. Nach dieser ist die bekannte Scene am Ida so zu verstehen, daß das Unwetter den Troern günstig war, die darauf eintretende Heiterkeit des Wetters war es den Griechen. Nach einer astronomischen Erklärung war sie der Mond und, namentlich zu Samos, die Königinn des Himmels. Samos war eine der frühesten Niederlassungen der Phönikier; daher ward auch hier der Dienst der syrischen Mondgöttinn eingeführt und die Insel Parthenia, Jungferinsel, genannt. An die Stelle der Mondgöttinn trat später die Herrinn von Kreta und diese (Here) ist auf Samos geboren, welches, wie in vielen andern Fällen, nicht anderes ist, als ihr Dienst ward eingeführt.

Poseidon.

Der Bruder des Zeus, auch Poseidaon genannt, dem nach beendigtem Titanenkriege bei der berühmten Welttheilung das Loos der Herrschaft über das innere Meer zufiel, wo er mit dem von den Kyklopen ihm geschenkten Dreizack ganz nach Willkühr herrschet, stürmisch und kraftvoll, wie das Element selber, welches ihm gehorcht. Aber seine Wirkungen erstrecken sich auch auf das Land, denn er erschüttert gar oft die Erde und die Berge, daß sie wanken und selbst sein Bruder Aïs im Orkos erbebt. Er wohnt

in seinem goldenen Pallaste in der Tiefe, aber er fährt häufig in einem Wagen, von Rossen gezogen, die in Fische ausgehen, über die Fluthen, die freudig sich aus einander trennen und wie geflügelt eilen, ohne daß unten die eherne Axe genetzt ward. Seinen Wagen umgeben beständig Wallfische, Meerhunde, Delphine und die Nereiden. Wie Poseidon, aber das Meer empört, so besänftigt er es auch wieder durch seinen mächtigen Dreizack, und wie er die Erde erschüttert, so hält er sie auch durch sein Element zusammen. Aus diesen Ursachen scheuen ihn unter den Menschen am meisten die Seefahrer und die Küstenbewohner, denn sein Zorn äussert sich bald durch Schiffbrüche, bald durch Ueberschwemmungen und Meerungeheuer. Indessen erzeigt er auch den Menschen große Wohlthaten, denn was der Grieche zuerst durch Schiffahrt kennen lernte, das pflegte er als Poseidons Geschenk zu betrachten. Weil zu gleicher Zeit der Dienst Poseidons und der Gebrauch des Pferdes durch pönische Seefahrer an den Küsten Griechenlands eingeführt wurde, so entstand die Sage, Poseidon habe das Pferd erschaffen; bildlich ausgedrückt, er schlug mit seinem Dreizack auf die Erde und das Pferd sprang daraus hervor. Die Athener wendeten dieses auf einen besondern Fall an. Athene nemlich und Poseidon stritten sich um den Besitz der Gegend und die Götter entschieden, sie solle dem zu Ehren genannt werden, der ihr das nützlichste Geschenk machte. Da brachte Poseidon das Roß hervor, Pallas aber den nützlichern Oelbaum und sie ward die Schutzgöttinn von Attika. Dafür rächte sich Poseidon durch eine Ueberschwemmung. Poseidon, der Schöpfer des Pferdes, galt auch für den Erfinder des Zaumes, weßhalb ihn die Wettfahrenden um Beistand anriefen. Inseln und Seehäfen standen unter seinem besondern Schutz, weßhalb sich auch hier seine berühmtesten Tempel befanden, zu Tänaron, Trözen, Helike, auf dem Vorgebirge Sunion, auf dem Korinthischen Isthmos, wo ihm zu Ehren die isthmischen

Spiele gegeben wurden. Seine Gemahlinn, nach öffentlicher Religion, war Amphitrite, die Tochter des Nereus und der Doris. Sie wollte in ewiger Jungfrauschaft leben und hatte sich deßhalb zu Atlas geflüchtet; allein Poseidon, der sie liebte, rastete nicht, bis sie sich ihm ergab. Ein Delphin hatte ihren Aufenthalt entdeckt und sie bewogen, der Werbung Poseidons Gehör zu schenken; dieser wurde dafür unter die Sterne versetzt. Ihr Mythos ist übrigens nicht reichhaltig. Sie wird abgebildet, nackt auf einem Wagen stehend, ein Schleier, der über ihrem Haupte flattert, und Seekrebsscheeren sind ihre charakteristischen Kennzeichen. Auch findet man sie reitend auf einem Seepferd oder Delphin, oder von Seethieren auf einem Muschelwagen gezogen. Amphitrite wird von den neuern Gelehrten für die Masse aller Feuchtigkeit auf und in der Erde erklärt.

Poseidon erzeugte mit seiner Gemahlinn den Triton und die Rhode. Aber er hatte mit andern Geliebten, die er meistens entführte (die Entführungen durch Seeraüber wurden alle ihm zugeschrieben), eine ziemliche Anzahl Kinder. Wenn er in der Gestalt eines Rosses mit der Demeter (Erde) ein Roß erzeugt, so weiß man, nach dem Obigen, leicht, wie das zu deuten ist. Die ältern Abbildungen des Poseidon stellen ihn als den aufregenden Gott vor, der im Sturmschritt wandelt, und den Delphin auf der Hand trägt; die spätern geben ihn gewöhnlich als den besänftigenden, indem sein rechter Fuß auf einem Felsenstück, oder auf einem Schiffsvordertheil, oder auf einer Kugel ruht. Er gleicht seinem Bruder Zeus, nur ist sein Haupthaar verworren, seine Brust noch breiter und sein ganzes Ansehen strenger.

Der Name Poseidon soll punischen Ursprungs seyn und den Breiten, Ausgedehnten bedeuten; auch die Gottheit selber soll nach Einigen punischen, oder libyschen

Ursprungs, von dort nach Griechenland gekommen und an die Stelle des alten Pontos getreten seyn. Pferd und Delphin sind ihm eigenthümlich, das erstere, weil er in dem Vaterlande desselben, der Berberei, zuerst verehrt wurde, oder wegen der Charakter-Aehnlichkeit des Thieres mit dem Meere; der letztere, weil er als das Sinnbild der Meeresstille und der glücklichen Fahrt, also auch des versöhnten, freundlichen Meerbeherrschers, angesehen wurde. Der Dreizack, ein Werkzeug zum Fischfang im frühesten Weltalter, ward von den Seefahrenden als Symbol der Herrschaft gebraucht und bei Besitznahme einer Küste an derselben aufgestellt.

Aïs *),

auch Aïdes, Hades, Aïdoneus und Pluton genannt, war der dritte unter den Welttheilenden Brüdern, dem die nebelvolle Unterwelt zufiel. Seine Wohnung, worin er einen Thron hat, ist unter der Oberfläche der Erde, wo er über die Verstorbenen herrscht und deßhalb auch der unterirdische Zeus genannt wird. Mächtig, schrecklich, durch Bitten, und Schmeicheln nicht zu erweichen ist dieser dunkellockige Gott, vor welchen, nach ihrem Tode, alle Sterbliche treten müssen. Früher hat er sie abgeholt, später führt sie Hermes hinab. Ueberhaupt litt die Vorstellung von der Person des Aïs eine bedeutende Veränderung dadurch, daß die Vorstellung von der Unterwelt, mit der von der Erde, sich berichtigte. Uranfänglich war das Reich des Aïs so tief unter der Erdscheibe, als der Olymp, der Aufenthalt des Zeus, über derselben. Als aber die Philosophie auf die Kugelgestalt der Erde kam, und den Glauben an eine Vergeltung nach dem Tode verbreitete, wurde der Tartaros in die Mitte der Erdkugel

*) Aïs wird nicht unter die 12 großen Tempelgötter gerechnet und steht hier nur um seiner Verwandtschaft willen.

versetzt und in Elysion und Tartaros geschieden. Ais, der bisher einen Hofstaat wie sein Bruder Zeus gehabt und streng und gerecht gerichtet hatte, wurde nun ein Wohlthäter der Menschen, der in seiner Hand die Schlüssel der Erde hatte und das Jahr mit Früchten segnete. So wurde er, mit Plutos vermischt, zum Pluton, der Reichthum gewährt, denn alle irdischen Schätze kommen ja aus der Unterwelt herauf.

Das Mythische von ihm ist dieß. Auch ihn hatte Kronos verschlungen und wieder von sich gegeben. Er kämpfte mit seinen Brüdern gegen die Titanen und erhielt von den Kyklopen, die er insbesondere befreit hatte, den Helm der Unsichtbarkeit, den er zu verschiedenen Zeiten weglieh. Zur Gemahlinn hatte er Persephone, deren frühere Geschichte, mit dem Mythos ihrer Mutter erzählt werden muß. Als Gemahlinn des Ais wurde sie Todtenköniginn und in diesem Charakter hat sie die Kunst gebildet, mit jener Strenge und Furchtbarkeit, die ihrem finstern Reiche ziemt. Sie sitzt mit ihrem finstern Gemahl auf einem Thron und hält gleich ihm ein zweispitziges Scepter in ihrer Hand. Aber trotz dem ist sie nicht unempfindlich gegen die Kunst, denn Orpheus Leier rührt ihr Herz, noch gegen die zärtlichern Triebe, denn sie will den schönen Adonis nicht mehr herausgeben und versteht sich am Ende höchstens zu einer Theilung mit Aphroditen. Der Mittelpunkt ihrer Verehrung war Sizilien und Großgriechenland und Sizilien insbesondere war ihr von Zeus geschenkt. Heilig waren ihr die Wiesen zu Enna und die Quelle Kyane (die Dunkle). Sehr berühmte Tempel hatte sie zu Lokris und zu Kyzikos am Propontis. Um die Schmerzen des Todes zu lindern und als eine Weihe für die Unterwelt wurde ihr das Haar der Sterbenden zum Opfer gebracht, denen sie es, nach den Dichtern, selber abschneidet.

Aïs erzeugte mit seiner Gemahlinn keine Kinder, und ließ sie nicht ohne Eifersucht, indem er hie und da Liebschaften hatte, ohne ihr dagegen etwas nachzusehen; denn er fesselte den Theseus und Peirithoos, welche es wagten, in sein Reich einzudringen, um ihm seine Gemahlinn zu entführen, und nur Herakles vermogte, den einen davon wieder zu befreien.

In seinen Abbildungen erscheint er seinen Brüdern ähnlich, nur mit dem Unterschiede, daß sein Haupthaar nicht gescheitelt ist, sondern ihm über die Stirn herunter hängt. Diese Beschattung giebt ihm jene düstere Majestät, von welcher jedermann Recht, Niemand Gnade erwarten darf. Er trägt den Modius auf dem Kopfe, als Symbol, daß er, ohne Unterschied, mit gleicher Gerechtigkeit richte.

Der Mythos vom Aïs wird historisch erklärt und Aïs für den ersten, der Beerdigung und Todtenfeier einführte, oder für einen König von Spanien, der Westwelt, der zuerst Bergbau getrieben, gehalten. Ein neuer Forscher sagt: Drei Brüder theilten sich in die Welt; der dritte bekam die gegen Westen gelegenen Länder, das ist, das Schattenreich, nach der Vorstellung der ältesten Welt. Physikalisch ist er der Erdboden, aus welchem der Same keimt (Proserpina). Sein Helm bedeutet, daß die Begrabenen dem Auge entrückt werden. Ein anderer lehrt: Aïs oder Ades ist dem Wortsinne nach das Nichtseyn, das Reich desselben also das Nichtseyn, in welches alles Vorhandene hinabsinkt, aus welchem jedoch Alles hervorkommt, wie z. B. der Frühling (Persephone), der nicht da war, aus diesem Nicht da seyn emporsteigt. Darum wird dem Aïs eine allumfassende Herrschaft zugeschrieben und der ägyptische Amenthes, der Geber und Nehmer gleichgestellt, und der Name: "Umwechsler" beigelegt. Der Wohnsitz des Aïs soll seyn, wo weder Tag noch

Nacht ist. Was aber ist, wo weder Tag noch Nacht ist? Bedeutender konnte das Nichtseyns-Reich nicht verlegt werden.

Dem Nachdenken bietet sich bei der Betrachtung der drei Brüder-Götter eine auffallende Vergleichung dar: Ist nemlich Zeus der Urheber aller Dinge, Poseidon der Erhalter (oder Zusammenhalter der Erde durch sein Element) und Aïs der Vernichter alles Vorhandenen, so sind die Griechen-Götter die drei Götter der Indier, der Schöpfer Brama, der Erhalter Wischnu, der Zerstörer Schiwa. Ist das nur Zufall?

Demeter,

auch Deo *) genannt, ist die Erfinderinn des Feldbaues und Stifterinn aller gesellschaftlichen Vereine der Menschen und Staaten, die den schweifenden Wilden an den Boden fesselte und ihm ein Vaterland gab, die Urheberinn milderer Sitten und des heiligen Rechts. Ihr Mythos ist einer der schönsten und sinnvollesten. Sie war, wie man erklärt, nicht eine belebte Naturkraft, sondern ein lebendiger, schaffender Geist, der, wo er lebte, lebendig machte; sie war eine Erdgöttinn, nicht eine Göttinn der Erde, die Griechen beteten in ihr das Leben und die Belebung der Erde, nicht die Erde selber an. Die Provinz Attika war es, in welcher die Einwohner, von sich selber oder durch asiatische Einwanderer belehrt, zuerst in Griechenland Ackerbau trieben, von wo aus diese Kunst dann weiter verbreitet wurde. Damit wurde denn die Deo zur Göttinn des Ackerbaues und die allgemeinere Bedeutung der Pflanzengeberinn verlor sich in der besondern der Getrai-

*) Deo, De, sagen die Gelehrten, ist so viel als Ge (Erde); dazu Meter (Mutter), also Mutter Erde.

de-Spenderinn. Diese Lebensart führte bald Eigenthum und Eigenthumsrecht herbei und die ersten Erntefeste, welche später Eleusinien hießen, veranlaßten die ersten Bestimmungen, Verabredungen und Gesetze, welche, da sie ganz natürlich als von der Göttinn selber gegeben, angesehen wurden, diese zur Gesetzgeberinn, Thesmophoros, Thesmophoria, erhoben, wenn auch das später erst geschehen ist.

Demeter, des Kronos und der Rheia Tochter, war in der Gegend der Stadt Enna, auf Sizilien geboren. Unglück führte sie aus derselben hinweg. Sie hatte nemlich eine Tochter, Persephone. Diese spielte einst mit ihren Gefährtinnen auf den Fluren und beschäftigte sich mit Blumen pflücken, um Kränze zu winden. Schöner und immer schöner zeigten sich diese, Gäa, auf des Aïs Geheis, trieb sie so hervor und lockte damit die sorglose Jungfrau von ihren Gespielen hinweg. Plötzlich öffnete sich die Erde und aus tiefer Kluft stieg der König der Schatten, auf seinem goldenen Wagen, von schwarzen Rossen gezogen, empor. Sein mächtiger Arm umfaßte das sich sträubende Mädchen, die Rosse stürzten in die Kluft zurück und die Erde schloß sich hinter ihnen. Demeter nnd ihre Freundinn Hekate vernahmen das Hilfgeschrei der Entführten, allein sie wissen nicht, wo sie sie suchen sollen. Demeter entzündet also am Aetna eine Fackel, um den ganzen Erdkreis zu durchwandern und die Verlorne aufzusuchen. Als aber jetzt Helios der wehklagenden Mutter den Aufenthalt ihrer Tochter entdeckt und diese die Gewißheit ihres Unglücks erhält, beschließt sie in ihrer Verzweifelung, die unschuldige Erde solches entgelten zu lassen, sie spricht den Fluch der Unfruchtbarkeit über dieselbe aus und durchirrt, ihrer Gottheit entkleidet, die Lande. Endlich kam sie nach Eleusis, wo sie in dem Pallaste des Königs Keleos die erste Erquickung wieder annahm. Dankbar dafür unterrichtete sie den Sohn des Königs

nigs Triptolem im Gebrauch des Pflugs und gab ihm einen mit Drachen bespannten Luftwagen, auf welchem er sodann über die Erde zog und den Ackerbau verbreitete. Zeus sendete ihr jetzt die Iris zu, um ihren Zorn zu stillen, allein sie schwört, nicht eher den Olymp zu besteigen, bis ihre Augen ihre Tochter wieder gesehen hätten. Auf der Stelle wird also Hermes abgesandt, um diese aus der Unterwelt heraufzuholen; aber sie hat mit ihrem Gemahl bereits einen Granatapfel gespeist und ist damit an das Schattenreich gebunden. Endlich hilft Zeus dadurch, daß er ihr befiehlt, ihr Leben zwischen Gatten und Mutter zu theilen, sie verweilt also bei dieser zwei Theile des Jahrs, den dritten muß sie in der Unterwelt zubringen.

Diese Erzählung geben die Dichter hie und da etwas anders, wie sie zum Beispiel bei einigen die Erde zu Fuß durchwandert, bei andern auf einem Drachenwagen fährt, hier den Triptolemos, dort seinen Bruder Demophoon zu ihrem Günstling erwählt; nach dem Einen bei dem Könige Keleos einkehrt, nach dem Andern bei einer Bauernfrau, deren Sohn sie, weil er sie verspottet, in eine Eidechse verwandelt. Doch treffen am Ende alle Mythen darin wieder zusammen, daß Triptolemos mit der Göttinn zu Eleusis in einem und demselben Tempel angebetet wurde, in demselben, den Keleos ihr erbaute und wo nachher die Feste der Eleusinien gefeiert wurden. Zu Athen feierte man ihr zu Ehren die Thesmophorieen.

Zweierlei muß also in diesem Mythos unterschieden werden, die Göttinn Demeter als Erfinderinn des Ackerbaues und Gründerinn der Gesetze. In ersterer Hinsicht haben die Erklärer längst gefunden, daß ihr Mythos von der verschwundenen und wiedergefundenen Tochter die in die Erde gestreute Saat mit allen ihren Hoffnungen darstelle. Etwas anders aber erklären ihn

Neuere. Neben der Deo, sagen diese, der Pflanzengeberinn, hatten die alten Griechen ein feindliches Götterwesen, Persephone, (Persephatta, zerstörende Tödterinn), welches in der Unterwelt lebte, des Aïs Gemahlinn war, und jeden Winter auf die Oberwelt kam, um die blühende Flur, die Deo geschaffen hatte, zu verstören. Darüber klagen nun die Menschen und ihre Klagen wurden zu Trauerfesten, die man der Göttinn weihete. Persephone wurde endlich von ihrem Gemahl, dem sie zu lang ausblieb, wieder in die Unterwelt abgeholt. Zuletzt verloren die religiösen Darstellungen ihren ersten Sinn. Durch die Erfindung des Ackerbaues verloren die Klagen der Deo ihre Bedeutung, weil sie keine Klagen der Menschen mehr waren; "Deo weint über Persephone" hieß nun: "sie beweint Persephone" und "Persephone geht mit Aïs in die Unterwelt:" Aïs entführt sie gewaltsam dahin, um sie zur Gemahlinn zu haben; Deo wird also zur Demeter und Persephone zur Kore (Mädchen), zur Tochter derselben, der in der Erde befindlichen Saat. Sicilien ist ohne Zweifel das erste Land gewesen, in welchem Ackerbau getrieben wurde, daher ist die Scene dahin verlegt; aber nach allen Seiten hin verbreitete sich der Ackerbau, Demeter kommt an viele Orte, indem sie ihre Tochter sucht. Am meisten bekannt sind nun hier die attischen Sagen von der Ankunft der Göttinn, die später in besondern Festen gefeiert wurde. Noch anders sagt ein neuer Erklärer: Wahrscheinlich kam die Kenntniß der veredelten Getreidearten zweimahl nach Attika, aus Aegypten einmahl durch die Colonie des Kekrops, das zweite Mahl unter dem Erechtheus, zwischendurch war sie einmahl verloren gegangen. Daher die ganze mystische Fabel von der von Pluton geraubten und von der Demeter wieder heraufgeholten Persephone. Damit dieses Kleinod nicht zum zweiten Mahl verloren gehen mögte, knüpfte ein Weiser des Volks heilige Weihen und festliche Prozessionen daran.

Da erst mit dem Ackerbau Civilisation und Cultur beginnen, und mit dem festen Wohnsitze sich Eigenthum und Rechte desselben verbinden, so ward Demeter ganz natürlich zur Thesmophoros, zur Satzungbringenden, zur Gesetzgeberinn und Erechtheus, oder irgend ein Weiser, der die Bewohner Attika's durch Ackerbau zu entwildern suchte, knüpfte die Beobachtung seiner Satzungen an ein jährliches Fest dieser Göttinn, die Thesmophorieen. Frauen aus allen Ständen trugen am Tage des Schaugepränges im feierlichen Umgange Gesetzestafeln auf dem Kopf, die heiligen Ueberlieferungen des Stifters dieses Festes. Ohne Zweifel hatten die Griechen die Kenntniß des Ackerbaues von den Aegyptern erhalten, als worauf eine Stelle in Diodor hindeutet, der da sagt, "Isis und Demeter seyen eine und dieselbe."

Eine besondere Sage von Demeter ist, daß Poseidon sie einst verfolgt und, da sie sich in ein Roß verwandelte, um ihm zu entgehen, dieselbe Gestalt angenommen, und ein Roß, Arion genannt, mit ihr erzeugt habe. Das heißt wohl nichts anderes, als: "das zu Schiffe nach Attika gebrachte Pferd hat sich im Lande weiter fortgepflanzt," und es ist Dichterausschmückung, wenn hinzugesetzt wird, Demeter habe aus Verdruß darüber sich in eine Höhle verborgen und die Erde unfruchtbar gelassen, bis Zeus den Pan abgesandt habe, der sie suchte und fand und durch seine Zurede bewog, zu ihrer segenbringenden Geschäftigkeit zurückzukehren. Andere Sagen von ihr übergehen wir als von geringer Bedeutung.

Apollon.

Der große Sohn des Vaters der Götter und der Titanide Leto, hat einen Mythos, der in den verschiedenen Quellen sehr verschieden gestaltet ist. Die älteste Sage über seine Geburt enthält unstreitig der homeridische Hym-

nos an den delischen Apollon. (Die zweite Hälfte dieses Hymnos besingt den pythischen Apollon.) Hier durchwandert Leto das feste Land und die Inseln, lediglich in der Absicht, eines oder das andere zur Annahme der Religion des Sohnes, den sie gebären würde, zu überreden; aber überall abgewiesen, findet sie endlich noch auf Delos Aufnahme, nachdem sie den Einwohnern zugeschworen, daß Apollon auf ihr seinen vorzüglichsten und liebsten Sitz nehmen werde. Unter einem Palmbaum gebiert sie nun ihren Sohn, jedoch nicht ohne heftiges Leiden, denn Here hält die Eileithyia auf, ihr zu helfen. Rheia, Dione, Themis und Amphitrite senden endlich, nachdem die Göttinn neun Tage gelitten hat, die Iris an Eleithyia und verheißen ihr ein neun Ellen langes, köstliches Halsgeschmeide, wenn sie zu Hülfe herbeieilen würde. Sie wird dadurch bewogen und Apollon geboren. Nymphen hüllen ihn in zarte Gewande, mit goldenen Binden umwunden; Themis aber reicht ihm Nektar und Ambrosia. Kaum hat er diese gekostet, als er sich den Binden entwand und nach der Kithara und dem Bogen grif. Anders erzählt Pindar die Geburt des Apollon. Nach ihm verfolgt Here die Leto und läßt sie nirgends Ruhe finden, bis sie zuletzt auf das schwimmende Delos gelangt, über welches jene keine Macht hatte, welches aber durch die Aufnahme der Göttinn einen festen Grund erhielt. Noch uneiniger aber, als über die Geburt, sind die Mythologen über die Aemter des Gottes Apollon; indessen lassen sich diese auf fünf zurückführen, er ist nemlich Bogenschütze, Gesangkünstler, Arzt, Seher, Hirtenbeschützer und, was noch dazu gesetzt werden muß, Städte-Erbauer. Nicht überall und nicht zugleich werden ihm diese Eigenschaften beigelegt, wie sich das aus der Betrachtung seines Mythos in diesen sechs Beziehungen ergibt.

Als Bogenschütze erlegt Apollon schon am fünften Tage nach seiner Geburt den Drachen Python; später

tödtet er, in Vereinigung mit seiner Schwester Artemis die Kinder der Niobe und beschießt, um seinen Priester Kalchas zu rächen, das griechische Heer vor Troja neun Tage lang mit seinen Pfeilen; seinem Vater stand er im Titanenkriege bei und erschoß den Ephialtes; den Riesen Tityos in Euböa durchbohrte er, weil er seiner Schwester Artemis Gewalt anthun wollte, und die Kyklopen, weil sie den Donnerkeil geliefert hatten, womit Zeus dem Sohn Apollons, Asklepios, das Leben raubte. Endlich erschießt Apollon jeden aus dem männlichen Geschlechte, der durch schnellen Tod, ohne vorhergegangene Krankheit, der Welt entrückt wird.

Als Gott des Gesanges erscheint Apollon auch in den ältesten Dichtungen, denn bei olympischen und irdischen Freudenmahlen, an welchen die Olympier Theil nehmen, singt er in den tanzenden Kreisen der Musen. "Den Griechen, sagt ein neuer Denker, die eine so glückliche Laune hatten, und unter einem so heitern Himmelsstriche so vielen Beruf zum Frohsinne fanden, war nichts unentbehrlicher als Gesang und Musik und Tanz; daher sie frühzeitig schon Götter derselben hatten. Diese aber waren die Abbilder ihrer Sänger, die theils um die Fürsten sich aufhielten, theils in der Freiheit lebten und überall ihre Gesänge vortrugen, wo man sie hören wollte." Apollon hat die Kithara erfunden, wiewohl ein anderer Mythos diese Erfindung dem Hermes zuschreibt, der sie jenem überläßet. Einige sagen, was Hermes erfunden habe, sey die Lyra gewesen, aber sie wissen nicht gewiß, ob Kithara und Lyra unterschieden waren. Auch die Erfindung der Flöte, die gewöhnlich der Pallas zugeschrieben wird, soll, nach Einigen, Apollon gemacht haben. Milder als den Marsyas bestrafte dieser den König Midas, als er in einem Wettstreite zwischen dem flöteblasenden Apollon und dem syrinxspielenden Pan zu Gunsten des letztern entschied, indem er ihm nur ein Paar Eselsohren

an die Stelle seiner bisherigen menschlichen setzte; ein Ungemach, das sich noch hätte verbergen lassen, wenn König Midas nicht gezwungen gewesen wäre, es seinem Hofbarbier sehen zu lassen. Zwar ward diesem bei Lebensstrafe verboten, es jemanden zu sagen; allein er konnte sich nicht bezwingen, er mußte das Geheimniß von sich geben. Um indessen auch sein Gewissen zu bewahren, sagte er es keinem Menschen, sondern redete es in eine Grube, die er in die Erde gemacht hatte, und deckte diese darauf wieder zu. Doch, ach! es wuchs Schilf auf dem Platze und dieses geschwätzige Ding flüsterte es der ganzen Welt zu, daß König Midas Eselsohren habe. Eine Geschichte, die eben so warnend für die Könige, als für ihre Hofbarbiere ist — nemlich im Fabelreiche.

Das Amt Apollons als Städtebauers hängt mit dem vorhergehenden, wie die Mythologen erklären, auf das genaueste zusammen, weil die Baukunst nichts anderes ist als eine verkörperte Tonkunst. Doch kann man es auch daher leiten, daß Apollon durch seine Orakelsprüche Städten ihren Platz und Colonien ihren Sitz anwies und selber Städte erbauen half. So bauete er, mit Poseidon, dem Könige Laomedon die Mauern um die Stadt Troja, und dem Alkathoos die Mauern von Megara. Von Apollon, dem Seher und Propheten, wird von Homer berichtet, daß er seinem Priester, Kalchas, die Sehergabe verliehen und eines Orakelspruchs gedacht, den er in Delphi ertheilte. Er selbst hatte diese Gabe von seinem Vater Zeus, nach andern von Pan, und war der Vorsteher mehrer Orakel, worunter das pythische zu Delphi das berühmteste war. Den Sitz desselben hatte er sich selber ausgesucht, indem er von Pierion ausgehend, durch Thessalien, Euböa und Böotien wanderte, bis er an die Quelle Delphusa kam, den dort hausenden Drachen Python erschoß und seinen Orakeltempel sich zueignete. Die Priester in demselben erhielt er durch ein Schiff voll kreti-

scher Männer, welche vorüberſegeln wollten, aber durch die Macht des Gottes bewogen wurden, hier zu landen und in ſeinen Dienſt zu treten. Dieſe Mythe erklären die Forſcher ſo: Vor Apollon hatte zu Delphi die Erde ſelber Orakel gegeben, oder eine eingeborne Prieſterſchaft gab ſelbige im Namen der Erde. Darauf deutet der Drache, oder die Schlange hin, die zugleich als das Sinnbild der Klugheit daſtehet, welche beim Orakelgeben nöthig iſt. Die Religion des Apollon, von kretiſchen Prieſtern nach Delphi verpflanzt, eignete ſich das Orakel zu, der Python ward getödtet, um in einem mächtigern Gotte wieder aufzuleben, oder dem Namen nach fort zu leben.

Daß der Seher Apollon auch Arzt war, iſt etwas ſehr natürliches, inſofern man bei den Orakeln und Wahrſagern auch ärztlichen Rath einholte. Homer weiß aber noch nichts von dieſer Eigenſchaft des Apollon, bei ihm iſt Päan (Paian, Päeon) der Heilgott, deſſen Namen ſpäter auf den Apollon übergegangen iſt. Als Arzt-Gott iſt Apollon der Vater des Asklepios.

Apollon iſt endlich auch Heerdenführer, Hirtengott, als welchen ihn ſchon Homer kennt. Die berühmteſte Sage davon iſt die, daß er dem Könige Admetos die Heerden, einige ſagen bloß Pferde, andere auch anderes Vieh, geweidet hat. Einige ſagen, aus bloßer Liebe zu Admetos habe er das gethan, andere erzählen, er ſey von Zeus aus dem Olymp verbannt worden, nachdem er die Kyklopen erſchoſſen hatte, und habe ſich alſo ſeinen Unterhalt als Hirte zu erwerben geſucht, bis er wieder in den Olymp aufgenommen wurde.

Die Erklärer des Mythos vom Apollon theilen ſich in zwei Partheien. Die eine nimt eine allgemeine, dem geſammten Mythos zum Grunde liegende Idee an, die andere hält dafür — und wahrſcheinlich mit beſſerm Grun-

de, — daß der Mythos nach und nach entstanden sey. Die erstere Erklärung ist astronomisch-physikalisch. Man sagt: Apollo ist nichts anders, als der Sonnengott und heißt deßhalb auch Phöbos, der Glänzende. Er ist Sohn des Zeus, der Himmelsluft, und der Leto der Dämmerung; aus dieser wird die Sonne geboren, aus jener aüssert sie ihre Wirksamkeit. Seine Pfeile sind die Sonnenstrahlen, damit erregt er Pest und Tod; aber er bewirkt auch damit Wachsthum und Gedeihen der Pflanzen und wird so zum Gott der Triften und der Heilkunst. Er ist Gott der Musik, denn mit der aufgehenden Sonne kehrt der Erde Jubel und Gesang *). Prophet ist er, denn durch das Licht der Sonne wird Alles offenbar, sie ist das Symbol der Erkenntniß und Allwissenheit. Dieß im Allgemeinen. Auch das Einzelne erklärt sich darnach: Er weidet die Heerden Admets, die Sonne gab ihnen Licht zum Gedeihen und verschaffte ihnen die Nahruug u. s. w. Aber dagegen behaupten andere, die griechische Volksreligion habe den Apollon nie zum Sonnengott (so wenig wie seine Schwester Artemis zur Mondgöttinn) angenommen, dieser sey immer Helios geblieben, jener aber sey als Gott der Wahrsagung, der Dichtkunst und der Bogenkunde verehrt worden, wenn schon aus den Alten selber Stellen angeführt werden können, in welchen dieß gesagt wird. Man behauptet, erst durch die Orphiker sey Apollon zum Son-

*) Die alten Weisen ließen die umlaufenden Welten in schönen Akkorden ertönen (die Musik der Sphären), d. h. es stand Alles in der schönsten Harmonie. Dieser Symbolik lag der indische Urmythos zum Grunde, nach welchem die himmlischen Schaaren in ewigen Harmonieen dem großen Bram lobsingen; denn der Inhalt dieses Mythos ist der Grundton der ganzen ältern Philosophie und seine Nachklänge haben sich von den Ufern des Ganges über alle Völker und durch alle Religionen verbreitet.

nengott umgedeutet und diese Umdeutung von den Pythagoräern fortgesetzt und völlig ausgebildet worden. Dieß ist allerdings gegründet und läßt sich nachweisen. Allein es giebt noch eine dritte Ansicht, welche diese beiden gewissermassen vereinigt. Man sagt nemlich: Die Idee des Apollon ist nicht griechischen, sondern orientalischen Ursprungs und ist nur nach Griechenland hinübergetragen worden; er ist der ägyptische Horos oder Harpokrates, der indische Krischna, und insofern allerdings eins mit dem urgriechischen Helios, aber die Griechen haben ihn nicht dafür erkannt, sondern ihm Aemter und Eigenschaften beigelegt, je nachdem er ihnen zuerst angekündiget wurde, in Thessalien als Heerdengott, in Böotien als Musenführer *) und Sänger, in Delphi als Orakelgeber. Cicero, der die Götter aus dem historischen Gesichtspunkte erklärt, redet von vier Apollon, die nach und nach gewesen und zuletzt in einen einzigen zusammengeschmolzen seyen, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, auch mit allem Vorhergehenden gar nicht unvereinbar; denn da die Religion Ap[illegible]s aus der Fremde kam, so mußte sie nach und nach zu verschiedenen Zeiten in den verschiedenen Gegenden Griechenlands bekannt werden, bis zuletzt die mit den Einwanderungen entstandenen Lokalsagen alle vereinigt und auf den Gott, der sie veranlaßt hatte, gleichsam zusammengehäuft wurden. Nach Delos scheint der Apollondienst spät gekommen zu seyn, aber hier fand er seinen schönsten Platz. Unter der Aufsicht seiner Priester entstand bald ein blühender Handel und die Feste und Mysterien, die sie begingen, zogen Wallfahrten (Theorieen) herbei und Delos ward so reich und heilig

*) Apollon mit den neun Musen erinnert die neuen Gelehrten an den indischen Krischna, der in Gesellschaft von neun jungen Mädchen lebte, oder auf einem Elephanten ritt, der aus jener heiligen Neun zusammengesetzt war.

geachtet, daß kein Todter auf der Insel begraben werden durfte. Dabei aber blieb eine stete, innige Verbindung zwischen der Insel-Colonie und dem alten Priesterstamme unter den Hyperboräern, aus welchem jene hervorgegangen war, die zu mannichfaltigen leicht zu deutenden Sagen Anlaß gab.

Apollon gehörte in der Phantasie der Dichter und Bildner zu den unbärtigen Göttern, wie Ares, Hermes und Bakchos und ist, in seiner Abbildung (wie ein neuer Forscher sehr treffend sagt) seines erhabenen Vaters ähnlichster Sohn, gleichsam der jugendliche Zeus. Erhaben furchtbar und furchtbar schön ist er, wenn Unwille seine Gestalt hebt und seine Züge schwellt. Und gern, ja gewöhnlich herrscht die Idee des Zürnenden in seinen Darstellungen vor. Er führt Bogen und Köcher, Kithara und Flöte, Schlange und Hirtenstab; Lorbeer und Dreifuß charakterisiren ihn und unter den Thieren sind ihm geweiht der Schwan, der Rabe und der fabelhafte Greif (der bei den Hyperboräern die Goldberge hütet). Man schreibt ihm eine große Menge von Söhnen und Töchtern zu, die er mit vielen Geliebten erzeugt habe, und in den meisten Fällen besagt diese Genealogie weiter nichts, als daß der Dienst des Apollon in gewisse Gegenden verbreitet, ein Orakel daselbst gestiftet worden sey, und mit Delphi in Verbindung stehe. Apollons Dienst war sehr ausgebreitet, er hatte viele Tempel und festliche Spiele wurden ihm nicht nur zu Delos und Delphi, sondern an vielen andern Orten gefeiert. Wie aber seine Orakel alle andern übertraffen, so übertraff das zu Delphi alle übrigen Apollons-Orakel, an Ansehung und Reichthum. Ausser Delphi und Delos aber waren ihm insbesondere die Stadt Leukos und die Berge Helikon und Parnassos geheiliget.

Asklepios.

Der Sohn Apollons, des Arztes, der erste und berühmteste unter allen Aerzten, war von Epidauros gebürtig, wo seine Mutter Koronis die Tochter des Königs Phlegyas war. Dieß ist die gewöhnlichste Sage. Er ward von seiner Mutter nicht geboren, denn Apollon tödtete die ihm Ungetreue, rettete aber ihr Kind und ließ dasselbe zuerst von Nymphen, sodann von Cheiron, dem Kentaur, erziehen und in der Heilkunst und Jagdkenntniß unterrichten. In der erstern erlangte er nun eine solche Geschicklichkeit, daß er nicht nur die Kranken alle heilte, die sich hm anvertrauten, sondern auch eine Menge Todter wieder auferweckte. Nicht lange trieb er solches, denn Pluton sah sein Reich veröden und klagte bei seinem Bruder Zeus, welcher den verwegenen Sterblichen mit seinem Blitze tödtete. Spätere Dichter — denn Homer und selber Pindar kennen den Asklepios nur als Arzt — versetzen ihn dann unter die Götter und nun wurden ihm überall Tempel und Altäre errichtet. Der berühmteste seiner Tempel war der zu Epidauros, in dessen heiliger Umgebung keine Frau gebären, kein Mensch sterben durfte. Auf einem Throne in demselben stand das Bild des Gottes. Ihm zu Ehren feierte man die Feste Epidauria, sonst auch Asklepieia. Dargestellt wird er mit entblößtem Oberleibe; der Mantel, der den Unterleib bedeckt, ist über die Schulter geschlagen; sein männlich ernstes Gesicht, mit der Miene des ruhigen Forschers, beschattet ein dichter Bart. Er hat viel Aehnlichkeit mit dem Vater der Götter. Sein Attribut ist ein Knotenstock, von einer Schlange umwunden. Die Lorbeerkrone hat er als Sohn Apollons. Geheiligt waren ihm Ziege und Hund, Hahn, Eule und Rabe.

Gewöhnlich erklärt man den Asklepios (lateinisch Aesculapius) für eine historische Person; Cicero zählt drei Aesculape auf, wovon nun der erste Apollons Sohn

war. Aber alle berühmte Aerzte waren Söhne des Heilgottes. Indessen gehen die neuern Forscher bei der Erklärung dieses Wesens nicht von dem Manne, sondern von der Schlange aus. Man sagt: "Die Schlange des Asklepios ist mit der Schlange, welche Mose in der Wüste aufgerichtet hat, eine und dieselbe, es ist die ägyptische Knuph-Schlange, der uralte Fetisch, der in Agypten eine so bedeutende Rolle gespielt hat. Von ihr stammt die Schlange der griechischen Hygea, der römischen Salus, von ihr stammt selber die christianische Schlange, die über dem Kelche des Apostels Johannes erblickt wird. Die Phönikier, die nach Epidauros kamen, brachten solche Schlangen mit, um auch hier durch Gaukeleien, das rohe Volk zu gewinnen und legte ihnen eine heilende Wunderkraft, einen guten, schmerzlindernden Geist (Agathodämon) bei, worauf das Volk die Schlange den sanften Esmun, Asklepios nannte. Die Gattung dieser Schlange vermehrte sich in dem ihr angewiesenen heiligen Bezirke. Bald entstand nun eine Priesterkaste, die die Heilkunde ausübte, während sie den Erfolg ihrer Mittel, verbunden mit den Wirkungen des Glaubens, für die Gabe des die Kranken besuchenden Schlangengottes ausgaben. Die Asklepiaden, so hieß der neue Priesterorden breitete sich aus und wo die Mutterloge von Epidauros eine Tochterloge stiftete, da schickte sie, anstatt einer Constitutionsakte, einen hoffnungvollen Sprößling aus der Familie ihrer Backenschlangen hin. Nun wußte man, daß man den Schlangen keine größere Freude machen kann, als wenn man ihnen einen Stab, ein Stämmchen vorhält, an welchem sie sich hinaufringeln können; der hohe Priester hielt also an den Festen einen knotigen Stock in der Hand, an welchem sich die Schlange hinaufwand und so zeigte er dem Volke seinen Gott *). So ward aber nach und nach

*) Das Aufnehmen des Stabes wird in den Asklepieien als einer besonders feierlichen und heiligen Handlung ge-

der Priester zum Aeskulap und der ursprüngliche, die Schlange, sank zur Nebensache herab und ward zum Attribute.

Diese Erklärung hat wenigstens eben so viel für sich, wie die erste und es fehlt ihr ganz und gar nicht an historischer Begründung. Sie muß also nur noch sagen, wie der Schlangengott zum Sohne des Apollon ward, und auch dieß thut sie auf eine befriedigende Weise. Als die Delischen Apollon-Verehrer, unter dem Priester Olen, nach Delphi kamen, fanden sie die Orakelschlange, den Python, den man befragte (pythesthä), auch um Heilmittel in allen Krankheitfällen. Sie setzten sich in Besitz des Orakels, (Apollon tödtet den Python), feierten das Andenken des getödteten Python in den pythischen Spielen und brachten nach und nach die epidaurische Heilschlange in Verbindung mit der pythischen Orakelschlange. Auf diese Weise ward Apollon der Heilgott, der Vater des Asklepios.

Einige wollen, das große Sternbild des Ophiuchos, Schlangenträgers, welches aus dem Süden nach dem Norden sich erstreckt, sey das Bild des Aeskulap; andere haben darüber andere Meinungen und Ansichten.

Hygieia.

Unter den Kindern des Asklepios ist Hygieia, Hygea, das wichtigste. Sie ist die personifizirte Gesundheit und bei Homer und Hesiod noch so wenig eine Göttinn, als ihr Vater ein Gott. Sie ward solche erst mit dem Anfange seines Tempeldienstes. Die Tempel des Asklepios wurden an sehr gesunden, oder der Gesundheit för-

---

dacht, welches an einen andern Cult erinnert, wo auch der Gott, nur in anderer Form, feierlich emporgehoben und dem Volke zur Anbetung vorgehalten wird.

derlichen Orten angelegt; daher ward die Göttinn der Gesundheit seine stete Begleiterinn und ihre Bildsäule stand in seinem Tempel. Sie wird als ein Mädchen von schlankem Wuchse, in einen langen Talar gehüllt, vorgestellt, in der einen Hand hält sie eine Schlange, welche aus der mit der andern gehaltenen Schale voll Maza (Kykeon) frißt. Unter den ihr geweiheten Tempeln war der zu Aegium in Achaja der merkwürdigste. Hier durfte Niemand als die Priester, die Bildsäule der Göttinn sehen; der Gottesdienst des Asklepios und seiner Kinder zweckte nemlich darauf ab, durch Vorspiegelungen mancherlei Art die Einbildungkraft zu reizen, daß die gewünschte Wirkung erfolgte.

Telesphoros.

Da dieses Wesen sehr gewöhnlich in der Gesellschaft des Asklepios und der Hygea angetroffen wird, so erwähnen wir seiner hier. Er ist in Abbildungen eine kleine männliche Figur, in ein langes Gewand gehüllt, und die phrygische Mütze auf dem Kopfe, und heißt der Gott der Genesung.

Man hält dafür, der Telesphoros der Griechen sey aus dem Harpokrates der Aegypter hervorgegangen, dem die Genesenden geopfert haben, weil ihnen gleichsam, nach dem Winterstillstand ihrer Krankheit eine neue Sonne der Genesung aufging.

Artemis.

Die Schwester Apollons, Artemis, hatte dasselbe Schicksal, wie ihr Bruder, ihr Mythos ist so vielfach dargestellt, daß sie sich zuweilen gar nicht mehr ähnlich sieht. Bei Homer ist sie, als die Schwester Apollons, die Göttinn des Gesanges, der Reigen und des Geschosses; aber in der Folge wird sie, wie so viele andere, Alles in Allem.

Schon früh weihete sie sich der Jungfraülichkeit mit Genehmigung ihres Vaters Zeus, und hält sehr streng darüber; sie strafte ihre Nymphen, die sich mit Männern bekannt machten, und verwandelte sie, die eine, Kallisto, in eine Bärinn, die andere, Daphne, in einen Lorbeerbaum; sie rächte sich an Männern, die ihre Gesinnung verkannten und sich ihr mit zärtlichen Empfindungen näherten, wie den Aktäon, den sie in einen Hirsch verwandelte, so daß er von seinen eigenen Hunden zerrissen wurde. Im Titanenkriege leistete sie ihrem Vater, Zeus durch ihre Bogenkunde wichtige Dienste, im Trojanischen Krieg war sie auf der Seite der Angegriffenen. Was sie brauchte, schaffte sie sich selber, Waffen bei den Kyklopen, Hunde bei Pan; sie erjagt die Hirsche mit goldenem Geweih, und reissende Thiere; sie erlegt mit ihren Pfeilen die Weiber und macht Länder und Völker elend, denen sie zürnt, doch ist sie auch nicht karg im Spenden von Wohlthaten; aber in vielen ihrer Geschäfte fällt sie mit andern Göttinnenzusammen, denn sie ist Geburtshelferinn, wie Eileithyia; Schützerinn der Heerwege, wie Hekate; Fackelträgerinn, wie Demeter und Selene; Hafenbeschützerinn wie Aphrodite. Billig fragt man: Woher dieß Alles? Aber die Beantwortung dieser Frage hat ihre Schwierigkeiten. Das Urbild der Artemis, so sagt man, ist der leuchtende Mond, der kalt und keusch in nächtlicher Stille über die Wälder seinen Glanz ausgießt; daher heißt sie Lichtbringerinn, wird den Geburten vorgesetzt, weil diese von den Monaten (Monden) abhängen, Pfeilschützinn wie Apollon, weil auch der Mond Strahlen schießt, ländliche Gottheit, weil der Mond Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Erde hat. Weil nun der Mond nur eine Zeit lang am Himmel steht, zur andern nicht, so wurde Artemis auch in die Unterwelt gebracht und floß mit der Hekate zusammen, die man als nächtliche Zaubergöttinn und als beglückende Naturgöttinn betrachtete. Daraus entstand nun die dreigestaltete Göttinn, weil sie bald

im Himmel, bald auf der Erde, bald unter der Erde wirkte. So gedeutet kommt allerdings ziemliche Einheit in den verwickelten Mythos der Göttinn; aber ursprünglich war sie nicht das Alles, was man hier von ihr sagt, also muß immer noch erklärt werden, wie sie nach und nach es geworden ist. Dieß versucht man aber so, indem man ihren Mythos in zwei Perioden theilt, in die erste, wo Artemis als Lokal- und National-Gottheit vorkommt und in die zweite, wo deren sämmtliche Sagen und Namen unter Artemis zusammengedacht werden.

Als Lokal-Gottheit kommt Artemis in Ephesus vor, wo ihr Bild in dem berühmten Tempel stand. Der Obertheil des Leibes, welcher in einen abnehmenden, mit Thiergestalten verzierten Block auslief, war mit vielen Brüsten überdeckt, der Kopf trug eine Mauerkrone, zwei eiserne Stangen unterstützten die ausgebreiteten Hände. In Griechenland und noch mehr in Asien standen viele solche Bilder und die Wesen, die sie vorstellten, führten die Namen: Orthosia, Upis, Brimo, Britomartis, Diktyna u. s. f. Aus Skythien aber kam nach Griechenland der Dienst der Artemis Amazo (der Brustlosen, nach andern der vollbrüstigen, vielbrüstigen) und verschlang den Dienst der Upis in Sparta, der Britomartis in Kreta, weßhalb die Dichter sagen, diese (Nymphen) seyen in das Gefolge der Artemis aufgenommen worden. Aber diese führt oft selber jene Namen. In der Verbindung mit der kretischen Religion erhielt nun der Dienst der Artemis eine neue Reform, sie ward zur Schwester Apollons, und demnach zur Bogenschützinn, wie ihr Bruder, und traf, wie er die Männer, die Weiber mit ihren Pfeilen, daß sie schnell dahin starben; sie traff, als solche, auch die Kreisenden, und tödtete sie nicht selten, aber weil die Götter überall, wo sie verwunden, auch heilen und wo sie wehthun, segnen, so ward sie zugleich Helferinn in der Geburt, also Eileithyia; sie traf

aus

aus der Ferne, wie ihr Bruder (Hekatos, der Weittreffende) und ward demnach zur Hekate, zur nächtlichen Zaubergöttinn; sie ward zur Schwester des Sonnengottes, also der Mond (Selene), und da sie als solche auch den nächtlich Schiffenden leuchtete, zur Beschützerinn der Schifffahrt und insbesondere der Häfen, in welche man sich bei der Nacht zu bergen suchte.

Aus dieser Entwickelung des Mythos von der Artemis scheint hervorzugehen, daß sie ursprünglich nicht die Mondgöttinn gewesen sey; aber wenn man bedenkt, daß sie nichts anderes ist, als die große asiatische Naturgöttinn, die auf ihrem Wege aus Asien über Skythien oder Thrakien nach Griechenland Manches verlor und Anderes annahm, so ist es wohl einleuchtend, warum sie in Griechenland mit allen den andern vorhandenen weiblichen Götterwesen identifizirt wurde, die ihren Ursprung der großen asiatischen Göttinn-Mutter verdanken.

Artemis erscheint in der Dichtkunst in zahlreichem Gefolge von Nymphen, die auf Bergen, in Wäldern und Thälern um sie sind, alle schön und schlank. Sie war ewige Jungfrau, aber nicht aus Würde oder Ernst mied sie die Liebe, sondern aus Lust an einer Beschäftigung, die ihr Aphroditens Jugendlichkeit ohne ihren Sinn gab. Sie war das Bild des jungfräulichen Mädchensinnes, der in der männlichen Beschäftigung der Männer vergißt. Später freilich ward sie zur spröden Jungfrau, mit dem Bewußtseyn ihrer Jungfrauschaft und dem Willen, sie zu behalten. Und nun erst erfolgen die Auftritte mit den kühnen Männern, die ihrer in Liebe begehren. Den Keuschen und Reinen ist sie hold, und je mehr sich, ohne Zweifel in Pythagoras Schule, die Lehre von dem orphischen Leben ausbildete, um so reiner bildete sich auch die Idee von der Artemis jungfräulicher Keuschheit aus. Artemis hat viele Beinamen und mehre besondere Sagen, von welchen

wir nur die von Iphigenia anführen. Agamemnon hatte vor der Fahrt nach Troja auf der Insel Aulis eine der Artemis geheiligte Hindinn auf der Jagd getödtet. Die Göttinn strafte den Frevel dadurch, daß sie widrigen Wind sandte, der die Flotte im Hafen zurückhielt und der Seher Kalchas eröffnet endlich dem Heere, daß es nicht eher abziehen könne, als bis Agamemnon seine einzige Tochter, Iphigenia, der Artemis zur Sühne geopfert hätte. Agamemnon weigert sich dessen lange, endlich muß er nachgeben und seine Tochter wird geholt. Diese, nach langem Streit der Krieger, entschließt sich hochherzig, sich selber dem Ruhm und dem Heil des Vaterlandes aufzuopfern; aber indem der tödtliche Streich am Altare fallen soll, entrückt sie die Göttinn und am Fuße des Altars liegt eine Hindinn, die nun statt ihrer geopfert wird. Iphigenia trit in Tauris wieder auf als Priesterinn der Artemis, die den furchtbaren Auftrag hat, alle Griechen, die auf der Küste zu landen wagen, der Göttinn zu opfern. Nach längerer Zeit, in dieser für sie so schrecklichen Lage zugebracht, kommt ihr Bruder, Orestes, mit seinem Freunde Pylades, nach Tauris und beide sollen dem grausamen Gebrauche zum Opfer fallen. Doch Iphigenia erkennt den Bruder und mit seinem Beistande entwendet sie das Bild der Göttinn aus dem Tempel und entflieht mit ihm in die Heimath. Hier stiftete sie nun, im brauronischen Canton den Dienst der taurischen Artemis, doch ohne Menschenopfer. Als sie starb, gelangte sie zu ewiger Jugend und Unsterblichkeit und ward mit Achilleus vermählt, der sie im Leben geliebt hatte.

Iphigenia, so deutet diesen Mythos ein scharfsinniger Forscher, war ein Name der Göttinn Artemis, wie Opis, Britomartis u. a. Die skythische Jungfrau und Jagdgöttinn hatte selbst die "Starke" oder mit "Kraft geborne" geheißen. Erst im griechischen Cultus wurde Iphigenia von Artemis verschieden und folglich

war sie es auch in den griechischen Sagen über Taurika; und weil die Namen in den Sagen aus der Vorzeit in die Geschichte der Vorzeit selber verwebt werden, so wurde in den Mythen des spartanisch-argivischen Cultus Iphigenia zur Tochter Agamemnons. Aber nicht die Skythen in Tauris waren es, die sie Iphigenia hießen, sondern es waren Griechen in Skythien, durch welche ihr Cultus nach Griechenland kam.

Hephästos.

Der Sohn der Here, den sie aus sich selber gebar, ihrem Gatten zum Trotz, als dieser die Pallas aus seinem Haupte hervorgebracht hatte *), hieß Hephästos und ward von Zeus, als dieser den Neugebornen entdeckte, aus dem Olymp geworfen. Er fiel ins Meer, wo ihn die Nereïden auffingen und erzogen. Nachdem er neun Jahre, in einer Grotte verborgen, gelebt hatte, wurde er wieder in den Olymp aufgenommen, wo er sich indessen nicht gefiel, besonders um deßwillen, weil seine Mutter so oft von ihrem Gatten gemishandelt wurde. Einst trieb ihn in einem solchen Falle die kindliche Liebe, sich ihrer anzunehmen; allein das bekam ihm sehr übel, Zeus ergriff ihn in seinem Grimme und schleuderte ihn zum zweiten Mahl auf die Erde. Einen ganzen Tag fiel er und mit der sinkenden Sonne kam er auf der Insel Lemnos an, deren Bewohner ihn mit Freundlichkeit aufnahmen. Darum wählte er sie auch zu seinem Lieblingsorte und kam oft und gern von seinem Pallaste im Olymp herab auf diese Insel. Gewöhnlich schreibt man diesem zweiten Falle das Hinken des Hephästos zu; allein Homer kennt nur einen hin-

---

*) Wenn Hephästos bei der Geburt der Pallas dem Zeus ziemlich gewaltsam Hebammendienste thut, so ist das ein neuerer Mythos.

kendgebornen*) Hephästos, der auf schwachen Füßen ste-
het, obgleich er die kunstvollesten Arbeiten verfertigt, und
allen übrigen Göttern und vielen Heroen durch seinen
Kunstfleiß und durch seine Bereitwilligkeit nützlich wird.
Die Büchse der Pandora, die Pfeile des Eros, der Scep-
ter des Zeus, die Krone der Ariadne, der Wagen des
Helios, die Rüstung des Ares, die Waffen des Achilleus,
kurz, Alles was künstlich gearbeitet war, war ein Werk
des Hephästos. Doch seine berühmtesten waren: Die gol-
denen und silbernen Hunde des Alkinoos im Lande der
Phäaken, die unsterblich, nie alterten und das Haus be-
wachten; die beiden Sclavinnen von Gold, die er sich
schuf, um sich auf sie zu stützen, wenn er gehen wollte;
vor allen aber das goldene Netz, das rein unsichtbar und
doch so stark war, daß er das ungetreue Weib, die mit

---

*) Da es etwas Unnatürliches ist, daß ein solcher Künstler auf schwachen Füßen stehe, so wollen die Neuern beweisen, daß sein griechischer Beiname "Amphigyeeus" nicht "hinkend," sondern "stark," oder "geschickt" übersetzt werden müsse (weßhalb er etwas anders abgeleitet werden muß) und daß demnach Hephästos ursprünglich mit durchaus gesunden Gliedern gedacht worden sey. Dahin soll selber der Umstand deuten, daß die Charis seine Gemahlinn (die Gehülfinn des Schöpfers reizender Kunstwerke) war, und ruhig und zufrieden in häuslichem Glücke mit ihm lebte. Erst, nachdem das misverstandene Beiwort ihn zum Ungestaltigen und somit zum Unbeholfenen) in der übrigen Gesenschaft gemacht, habe man angefangen, ihm, nicht im Ernste, sondern zum Schimpf, die Aphrodite selber zur Gemahlinn zu geben, also den Schwachen mit der immer Lüsternen, den Häßlichen mit der Schönsten zu verbinden, und so Veranlassung zu haben, den Göttern in der unausbleiblichen Untreue der unbefriedigten Gattinn Stoff zu einem unauslöschlichen Gelächter zu geben. In der That sind noch Monumente vorhanden, in welchen Hephästos auftrit, ohne die geringste Spur der Ungestaltheit oder Lahmheit.

ihrem Buhlen Ares in sträflicher Umarmung auf dem Bette lag, damit umschlingen und in ihrer Schande dem unauslöschlichen Gelächter der herbeigerufenen Götter preisgeben konnte. Doch der strenge Rächer der beleidigten Eherechte ward selber häufiger Untreue beschuldigt. Man nennt eine Menge von Söhnen, die er, nicht mit seiner Gattinn, erzeugt hat, alle kunstreichen Männer, sagen die Erklärer, waren Söhne des Hephästos, wie alle Starken die des Zeus), und selbst der jungfräulichen Pallas, die zu ihm kam, wollte er Gewalt anthun. (Macht nicht die Kunst, die mechanische, zuweilen einen "unglücklichen" Versuch, sich mit der Wissenschaft vereinigen, ihr gleich seyn zu wollen?)

Im Lokal-Cultus von Lemnos hatte Hephästos Aufenthalt und Werkstätte in den unterirdischen Feueressen der Insel und die Kyklopen sind seine Gesellen, wiewohl man das auch von Sizilien und den liparischen Inseln sagt; eigentlich aber wohnte er im Olymp und kam von da herab, an seine Lieblingsorte, wie andere Götter auch pflegten. Abgebildet wurde Hephästos in athletischer Gestalt, im reifern Mannes-Alter, ganz leicht bekleidet und mit der phrygischen Mütze bedeckt; gewöhnlich steht oder sitzt er (das letztere um seine Lahmheit auszudrücken) vor einem Ambos, auf dem er arbeitet. Ihm zu Ehren wurden die Hephästien gefeiert.

Man erklärt den Mythos vom Hephästos entweder historisch oder physikalisch. Einige sehen in ihm den Tubalkain (Vulkan) der Bibel, andere den ägyptischen Feuergott (Phthas, wovon sogar Hephästos herkomme); Cicero zählt vier Vulkane auf, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben. Die den Mythos physikalisch erklären, sagen: Hephästos war das Feuer, in welches sich die untere Luft (Here, seine Mutter) leicht verwandelt. Er ist lahm, die Flamme schwebt schwankend über dem bren-

nenden Stoff. Zeus warf den Hephästos aus dem Olymp herab; seine Blitze entzündeten hie und da die Erde und, was darauf war, und gaben dadurch den Menschen Veranlassung, das Feuer und seine Wohlthaten kennen zu lernen; Hephästos arbeitet in der Erde mit den Kyklopen, die gewaltigen Kräfte der Natur werden durch unterirdisches Feuer in Bewegung gesetzt. Uebrigens ist Hephästos nicht bloß der Gott (der Erfinder) des Feuers, sondern auch der Erfinder der Künste, zu deren Ausübung Feuer gehört, unmittelbar oder mittelbar. Daher halten ihn einige für einerlei mit Prometheus und sagen, dieser sey insonderheit den Hellenen, Hephästos aber den Pelasgern eigen gewesen.

Pallas Athene.

Als Zeus, nach dem Siege über die Titanen zur Oberherrschaft gelangt war, erkor er sich, wie Hesiod berichtet, die Metis zur Gemahlinn und barg solche, als sie schwanger geworden, in seinem eigenen Bauche. Die Folge davon war, daß er Selbstgebärer wurde. Aber er gebar aus dem Haupte und sein Kind war ein erwachsenes weibliches Wesen in vollständiger Rüstung, eine Kriegsgöttinn. Das war ursprünglich Pallas Athene, die sich jedoch auch als Göttinn für die Künste des Friedens darstellt. Insbesondere sind es die sinnreichen Erfindungen, im Krieg wie im Frieden, die man ihr zuschreibt. Als weise Kriegerinn trit sie zuerst in den Götterkriegen auf und entscheidet den endlichen Sieg ihres Vaters dadurch, daß sie den Rath giebt, den Herakles zu Hilfe zu rufen. In den Kriegen der Sterblichen ist sie die stete Lenkerinn und Schützerinn der Heldenkraft: sie leitet den Herakles auf den Olymp empor, sie lehrt den Bellerophon den Pegasos zähmen und die Chimära besiegen; sie begleitet den Perseus auf seinem Zuge gegen die Gorgonen; sie hält den Achilleus werth, sie leitet den Odysseus, beschützt seine Gattinn und führt den ihn suchenden Sohn, in der Gestalt Men-

tors. Eben so begünstigt sie die Erfinder von Kriegswerkzeugen, denn sie bauet die Argo und lehrt dem Egeus das hölzerne Roß zimmern, wodurch Troja erobert wurde. Doch gerade so trit sie als Beschützerinn der Künste des Friedens auf und zeigt sich da zuerst als Jungfrau in allen Geschäften einer Fürstentochter des heroischen Zeitalters. Den Weberstuhl, die Spindel, die malerische Nadel behandelt sie mit gleicher Fertigkeit, sie arbeitet für sich und andere Göttinnen Kleider und Schleier; sie stattet Pandora mit der Fertigkeit in allen weiblichen Künsten aus, lehrt den Weibern der Phäaken und des Pandareos Töchtern schöne Arbeit und Geschicklichkeit. Alle Künstler und Künstlerinnen erfreuen sich ihres Schutzes und ihres Wohlwollens; aber wo sie Stolz und Ueberhebung gewahr wird, da straft sie auch unerbittlich, und die Weberinn Arachne, die es wagt, sich in einen Wettstreit mit ihr einzulassen, wird in eine Spinne verwandelt. Von dieser Bedeutung erhielt sie den Namen Ergane (Arbeiterinn); da Kunst und Geschicklichkeit Reichthum erwerben, so wird sie mit Plutos zusammengestellt; und da sie alle Künste und Wissenschaft schützt und treibt, so ist sie auch eine Heilgöttinn (Athene-Hygieia, Soteira, Päonia). In allen diesen Hinsichten ist sie das Symbol des aus dem Haupte springenden Gedankens, die Göttinn der Weisheit selbst, der Wissenschaft und Kunst. Wahrscheinlich ist sie das in Athen geworden. Man erzählt von ihr, daß sie auch die Flöte erfunden habe. Indem sie aber im Olymp auf diesem Instrumente spielte, bemerkte sie auf den Gesichtern der Göttinnen ein spöttisches Lächeln, und als sie sich darauf während des Spiels im Spiegel betrachtete und gewahrte, wie sich dabei ihr Mund häßlich verzog, so habe sie die Flöte weggeworfen und ihren Fluch darauf gelegt. Der arme Marsyas fand sie und der Fluch ging an ihm in Erfüllung.

Aus diesem Mythos schließt man, daß Athenen nur die nützlichen, nicht die schönen Künste gehören. Nur von dem Geistigen angezogen, entfernt sich ihre Theilnahme von dem Herzen und seinen Empfindungen; ihr ganzes Leben und ihre Thätigkeit stellen sie als eine Gottheit dar, die nur mit dem Verstande und für denselben lebt, die nur mit kalter Zuneigung des Verstandes diejenigen umfaßt, welche durch Vorzüge desselben sich ihrer werth gemacht haben. Sie ist die Vorstellung der reinen Verstandeskraft und hat nur darum einen Körper, damit man sie sinnlich darstellen könne, er bleibt ohne allen Einfluß auf sie. Darum weiht sie sich einer ewigen Jungfrauschaft und wer den Blick der Begier auf sie richtet, den straft sie mit gefühlloser Härte, wie sie den Seher Teiresias mit Blindheit schlug, weil er die Verwegenheit hatte, sie im Bade zu belauschen. Es ist ein späterer Mythos, der sie mit Juno und Venus vor Paris sich entkleiden läßlet; in den frühern erscheint sie durchaus bekleidet. In diesem Charakter wird sie denn auch von den Künstlern dargestellt: kalter Ernst des tiefen Nachdenkens, der männliche Geist urtheilnehmender Ueberlegung spricht aus den Zügen einer schönen Weiblichkeit. Als Kriegerinn erscheint sie völlig gerüstet, als Vorsteherinn der friedlichen Kunstfertigkeit in der Tracht griechischer Matronen. Immer hat sie den Helm auf, dessen Zierden stets mehr oder weniger reich sind: Greife, Widder, Rosse (vorn an den Helm gestellt, wie vor einem Kriegswagen), Flügelpferde und Sphinxe, alle in leicht zu errathender Beziehung. Zu ihren Attributen gehören: Die Aegis, das Gorgonenhaupt und der argolische Schild von runder Form. Zu ihrem symbolischen Beiwerke gehört die Nachteule und zuweilen auch der Hahn.

Pallas Athene hatte viele Tempel und Altäre und Bilder. Phidias hat sie dreimahl gefertigt, am schönsten und bewundernswürdigsten aus Gold und Elfenbein,

für das Parthenon in Athen, ihrem prächtigsten Tempel. Die glänzendsten Feste, die man ihr zu Ehren feierte, waren die Panathenäen zu Athen; ein anderes Fest wurde ihr zu Argos gefeiert, bei welchem ihre Bildsaüle von den Händen keuscher Jungfrauen in fließendem Wasser gewaschen wurde.

Wenn es bei dem Mythos der Pallas Athene auffällt, daß die Kriegsgöttinn Pallas mit der Göttinn der weiblichen Künste, Athene, verschmilzt; so versucht ein Gelehrter darüber uns den gewünschten Aufschluß zu geben und sagt: Der Mythos dieses Götterwesens ist aus Aegypten über Asien und Kolchis nach Griechenland gekommen. Asiatische Aegypter hatten sich in Kolchis angesiedelt, wo auch Syrer, Chaldäer und Perser zusammenflossen. Unter diesen Leuten vermischte sich die Göttinn des Landes, eine skythische Kriegsgöttinn, mit der Göttinn der magischen Gelehrsamkeit und Künste, welche sie mitgebracht hatten und erhielt den Namen Pallah Adonnah (Göttinn-Herrinn). Sie blieb, wie die gleichfalls von ihnen mitgebrachte Artemis, eine Jungfrau, während die Griechen alle ihre Gottheiten sich verheirathen lassen, und gab, mit ihr zugleich, Veranlassung zu der Fabel von den Amazonen. Als sie nach Griechenland übergetragen wurde, hellenisirte sie sich und ward zur Pallas Athene, in der Stadt, der sie den Namen gab. Aber auch zwei Städte, Itone, in Thessalien und Böotien, wo sie verehrt wurde, haben ihren Namen von dem ihrigen.

Gegen diese Erklärung treten andere auf und wollen den Namen Athene von der ägyptischen Neïth ableiten, deren Wesen die Göttinn, nur griechisch gemodelt, darstelle, was allerdings richtig ist. Allein beide Meinungen lassen sich vereinigen, wenn man berücksichtiget, daß Cicero von fünf Minerven redet, worunter erst die zweite aus Aegypten herstammte, nnd den Umstand

ins Auge faßt, daß Pallas die Stadt Troja und das Reich des Priamos beschützt, indem ihr Bild, das Palladion, in ihrem Tempel verwahrt, die Stadt vor der Eroberung schützte, während Athene mit den übrigen griechischen Gottheiten feindlich vor ihren Mauern lagerte.

Mit der Bildung der Griechen hob sich auch der Begriff von der Athene. Sie ward bei den Philosophen der Alles durchdringende göttliche Feuergeist und die personifizirte Weisheit Gottes, und in den Schulen der Stoiker die personifizirte Vorsehung.

Ares.

Dieser Sohn des Zeus und der Here ist der wildeste und ungezähmteste der Olympier, der sich an der Wuth der Feldschlacht erfreut, der ohne Partei zu nehmen, den Krieg nur als ein Geschäfte treibt, gefährlich in die Schaaren einbricht, an Todesröcheln und Leichen sich ergötzend, und darum selbst den Unsterblichen verhaßt. Wenn er zur Schlacht sich erhebet, so wirft er das glänzende Waffengeschmeide um, Phöbas (Grauen) und Deimas (Entsetzen), seine Söhne, schirren seinen Wagen und schreiten, nebst seiner Schwester, Enyo (Würgerinn), vor dem Mordenden her. Wie furchtbar er aber auch ist, er kann doch das Glück nicht immer bannen, denn ihn hielten einst die Aloiden, Oetos und Ephialtes, dreizehn Monate lang im Kerker, aus welchem nur die List Hermes ihn rettete; Diomedes verwundet ihn in der Schlacht, wobei er schreit wie zehntausend Männer; Athene wirft ihn nieder durch einen Grenzstein, den sie auf ihn schleudert und sein Körper deckt sieben Morgen Landes. Uebrigens heißt er dennoch mit Recht der Vater des Siegs. Ares ist ursprünglich ein Thrakier, denn Thrakien ist sein Lieblingssitz und, nach Phylargyrios fiel ihm dieses Land zu, als die Götter sich in die Welt theilten. Er ist das Sym-

bol roher, barbarischer Kriegssitte, weßwegen er bei Homer auch auf Seiten der Troer ist, während die besonnene, mit Geisteskraft den Krieg lenkende Athene auf der Seite der Griechen stehet. Nichts desto weniger war er der Liebling Aphroditens, denn er wird, trotz seiner Wildheit, doch als schön gepriesen. Und wenn es vielleicht in Verwunderung setzet, daß er mit ihr Grauen und Entsetzen erzeugt haben soll, so ist es dagegen voll schönen Sinnes, daß aus der Beiden Umarmung Harmonia hervorgegangen ist; aus der Verbindung des Starken mit dem Zarten, des Heftigen mit dem Sanften, muß Harmonie hervorgehen. Ueberhaupt verschönerte und verfeinerte sich der Begriff von Ares; denn in spätern Mythen erscheint Ares als Rächer der Unschuld, als Führer der Gerechten, als Helfer der Sterblichen, als Geber der Ordnung, als die Schanze des Olympos. Nur durch diese Veränderung konnte die Idee von ihm ein würdiger Gegenstand auch für die bildende Kunst werden; denn wie schön auch die homerische Schilderung von ihm ist, die Züge seiner Wildheit, seines Wankelmuths und jeder Zug, vom wankenden Streit auf ihn übergetragen, und eine gewisse Rohheit, die ihm davon anhängt, sind wenig für die bildliche Darstellung geeignet. Aber in seiner humanern Schilderung ist er ein Bild, in welchem, wie ein neuer Erklärer sagt, die Miene, der Körperbau, der Stand, kurz Alles an ihm das Ideal eines starken, schnellen, leicht reizbaren und kühnen Kriegers in ihm ankündiget. Uebrigens ist er nicht häufig abgebildet worden und es finden sich unter den griechischen Künstlern nur zwei vorzügliche, die ihn dargestellt haben. Spätere Dichter unterscheiden zwischen ihm und Enyalios (der Verwüster), wie die Römer zwischen ihrem Mars Gradivus und Quirinus einen Unterschied machten.

Besondere Sagen von dem griechischen Mars sind: Daß er im Kriege gegen die Giganten den Peloros und

Mimos erlegte; daß er den Hallirrhotios, der seiner Tochter Alkippe Gewalt anthat, tödtete und deßhalb vor den Areopag (der daher von ihm so genannt seyn soll) gefordert wurde; daß er zweimahl mit Herakles kämpfte; daß er den Alektryon, den er bei seinen Besuchen bei Aphroditen brauchte, wegen seiner Unachtsamkeit, in einen Hahn verwandelte; daß er den Adonis, in Gestalt eines Ebers, tödtlich verwundete. Vermählt war er nicht, aber er hatte viele Kinder; denn alle ausgezeichnet tapfern Menschen und Völker waren Söhne und Töchter des Ares. Ausgebreitet war indessen in Griechenland seine Verehrung nicht; doch hatte er in den vorzüglichsten Städten seine Tempel. Am vorzüglichsten wurde er in Thrakien und in Thebe verehrt. In Sparta war seine Bildsaüle gefesselt, damit er das Kriegsglück an Sparta binden mögte.

Der Mythos des Ares, der ganz offenbar ein personifizirter abstrakter Begriff ist, läßt doch auch mancherlei Erklärungen zu. So behauptet man, Ares sey das Symbol der Macht der Gottheit, oder, dieses von der Sonne abstrahirt, das Symbol der Sonnenkraft, also mit dem Herakles und Melkart *) (der Tyrer) einerlei gewesen. Am meisten hat dazu beigetragen der Name des Planeten Mars. Schon die Alten haben in der Umarmung des Mars und der Venus eine Conjunktion der beiden sogenannten Planeten gesehen; die Planeten aber waren Götter. So viel ist gewiß, daß man den Mars und den Herkules für einen und denselben halten darf, denn Virgil gibt dem Herkules die Salier zu Priestern, die (zu Rom) Priester des Mars waren; und beide hatten bei den Aegyptern einerlei Stern. Histiäos von Milet

*) Ares, sagen die Gelehrten, kommt von dem Orientalischen "Aritz," Stärke, Kraft, her; also bedeutet "Ares" den Starken, "Melk-art," den starken König.

nennt als einen alten Gott der Babylonier einen Zeus Enyalios, welches ein Beiname des Ares ist; der Zeus der Babylonier aber ist Bel (die Sonne), von dem erzählt wird, daß er den Krieg erfunden habe. Aus diesen und noch andern historischen Zeugnissen gehet klar hervor, daß auch die Idee des Ares keine ursprünglich griechische war, sondern aus dem morgenländischen Sabäismus nach Griechenland verpflanzt und dort nur dem Volk und dem Lande angepaßt wurde.

Aphrodite *).

Von dem Mythos des Hesiod, nach welchem diese Göttinn, aus den ins Meer gefallenen Theilen des entmannten Uranos entstanden ist, weiß Homer nichts, er berichtet, sie sey die Tochter des Zeus und der Dione, Tochter des Okeanos. (Wie nah liegen sich indessen beide Mythen! Zeus ist doch die verlorne Zeugungkraft d. i. das Erzeugte des Uranos und Dione die Tochter des Meers). Dort gehört sie also dem alten Göttersystem an, hier dem neuen, in welchem der noch früher als sie vorhandene Eros ihr Sohn wird. Auch über die Verheirathung dieser Göttinn sind Homer und Hesiod nicht eins; dieser weiß nichts davon, daß Aphrodite dem Hephästos vermählt war, was Homer, jedoch auch nur in der spätern Odyssee, angibt. Es hindert gar nichts, nach Hesiods Angaben, anzunehmen, daß Aphrodite die Gemahlinn des Ares und also die rechtmäßige Mutter der Harmonie war. Ist nun Aphrodite eine kosmogonische Idee, so ist ihre Verbindung mit Ares ein Kampf und Gegenkampf und endliche Vereinigung der gro-

*) Aphrodite, Aphrogeneia, d. i. die aus Schaum Geborne, ist ein Beiname dieser Göttinn, wie Kypris, Kythereia und wie sie im Griechischen heißen mag; sie hat also bei den Griechen eigentlich keinen Namen und ist die Göttinn schlechthin.

ßen Naturkräfte. Was aber Aphrodite ursprünglich ür die Natur war, bildende, vereinigende Kraft, das ward sie für beide Geschlechter und zwar nicht bloß als ein philosophischer Ausdruck für eine Natur-Erscheinung, sondern als ein thätiges, handelndes Wesen; sie ward zur Liebesgöttinn. Als solche ruft sie in allen lebenden Wesen den süßen Trieb zur Vereinigung und Liebe hervor und selbst im Olymp sind nur einige Wenige, die ihre Macht nicht empfanden. Liebe ist die Belohnung, die sie jedem ertheilt, der ihre Gunst erwarb, aber auch die Strafe, die sie jedem auflegt, auf den sie zürnt, wobei sie höchst launenhaft und wandelbar erscheint. Aber als Liebesgöttinn flößt sie nicht bloß die Liebe ein, sie ist selber auch die liebenswürdigste und erscheint in dieser Hinsicht nun auch als die Göttinn des Reizes und der Schönheit, welche Eigenschaften sie dann auch Andern wieder mittheilt. Da die Sehnsucht der Liebe nur in der innigsten Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande gestillt wird, so wurde die Göttinn der Liebe und des Reizes auch eine Hochzeit- und Ehegöttinn. Ferner, fürsorgend für die Liebenden und durch sie Verbundenen, war sie Göttinn der Geburt (Genetyllis) und der Pflege und Sorge für die Kinder (Kurotrophos). Endlich kam zu diesen Funktionen noch eine, indem sie eine Meeresgöttinn war, die die Häfen, die Schiffer beschützte und rettete. Dieß letztere soll sie dadurch geworden seyn, daß ihre ältesten Tempel auf Inseln standen, wo dann Schiffer landeten und in den Tempeln dankten und fernern Schutz sich erbaten.

Als Göttinn der Liebe konnte Aphrodite nicht unempfindlich bleiben für das Gefühl derselben und durfte, da sie zugleich Göttinn des Reizes war, um Gegenliebe nicht bange seyn. Daher begehrten sie auch alle Götter zur Ehe und Momos, nach einer spätern Sage, entschied für den Hephästos, um dem Streite durch Lachen ein Ende zu

machen. Damit nun war der Grund gelegt zu allen den lächerlichen und ärgerlichen Auftritten, welche aus dieser Verbindung herflossen. Abgesehen von ihren Eheverhältnissen stand sie in mannichfaltigen Verbindungen mit Göttern und Sterblichen und zeugte mit Zeus den Eros, mit Mars den Anteros, mit Dionysos den Priapos, mit Hermos den Hermaphroditos, mit Anchises den Aeneios, und erfuhr den Schmerz, wie das höchste Glück der Liebe durch Adonis. Von ihren Söhnen wurde keiner für sie so wichtig, als Eros, durch den sie ihre Macht ausübte, der aber bisweilen die ihm verliehene gegen seine Mutter selber gebrauchte. In dem Hofstaate, der sich bald um die Göttinn bildete, spielte Eros die größte Rolle, erhielt sodann an Himeros, Pothos u. A. liebliche Gespielen und vervielfältigte sich endlich in eine ganze Schaar fröhlicher, schalkhafter Eroten. Zu dem Gefolge der Göttinn gehörten die Chariten, ihre schönen Dienerinnen, die sie schmückten, und deren Zaubergürtel der Göttinn der Schönheit auch Anmuth verlieh. Zu ihrer Umgebung gehören auch ihre Lieblingsvögel, die Sperlinge, die Tauben, die Schwäne. Ein besonderer Vogel der Aphrodite war der Iynx *) (Wendehals). Geopfert wurden ihr Ziegen, junge Kühe und Hasen, welche alle in Beziehung auf Liebeslust und Frucht-

*) Iynx war die Tochter Pans und der Echo und wurde von Heren in einen Vogel verwandelt, weil sie durch Zauberei den Zeus in die Io verliebt gemacht hatte. Auch in dem Vogel blieb der mächtige Liebeszauber. In vielen alten Denkmahlen spielt dieser Vogel eine bedeutende Rolle und trit nicht selten aus seiner ursprünglichen Bedeutung, wo er nur der verbuhlten Liebe zugehörte, auch in solche Monumente ein, welche der Darstellung von rechtmäßigen Vermählungen gewidmet sind. Am häufigsten hält der Jüngling, dem Mädchen gegen über, den Zaubervogel in der Hand.

barkeit standen. Von Baümen, Blumen und Früchten waren ihr heilig die Myrte, die Rose, der Lindenbast (den man zum Kränzebinden brauchte), der Mohn, der Apfel, der bei den Griechen für ein eigenthümliches Geschenk der Liebe galt. Ausserdem gehörten zu den ihr geweiheten Dingen der Planet Venus (Phosphoros); der Monat April (von Aphros, Schaum); der Daumen, dessen Jucken Freude an Weib und Kind bedeutet; ein anderes Glied des Körpers und die Zahl Sechs; letztere in der philosophischen Religion des Pythagoras. Die Verehrung dieser Göttinn war ungemein weit verbreitet, am feierlichsten aber auf den Inseln Kythere und Kypros. Ferner zeichnen sich in ihrem Dienste aus Knidos, Milet, Athen, Sparta, wo sie bewaffnet abgebildet war, Korinth, Kreta und Kos. Die Feste, die ihr zu Ehren gefeiert wurden, hießen Aphrodisia, deren es eine große Menge in verschiedenen Gegenden Griechenlands gab, die man überall mit vielen Feierlichkeiten beging. Merkwürdig ist die mit dem Dienste der Venus verbundene Sitte, in ihrem Tempel sich preis zu geben, oder ihr die Jungfraülichkeit zum Opfer zu bringen, welche auf Kypros, in Kleinasien, Griechenland und Afrika herrschte, gerade wie wir bei dem Dienste der Mylitta in Babylonien gefunden haben. Diese Sitte, die als religiöses Institut wahrscheinlich von der frühern ausgegangen war, Weiber und Mädchen zum Tempeldienste zu gebrauchen, wie die Bajaderen Indiens, und zur Beförderung des Handels eben so sehr, als zur Bereicherung des Tempels diente, ward später durch die Hetären *) an den meisten Orten unnöthig und verschwand

*) Hetäre, eigentlich Freundinn, hieß die Buhlerinn, im Gegensatz gegen die Hausfrau. Sie galten als eine Art Priesterinnen der Aphrodite, besonders in Korinth, wo es die meisten und reichsten gab, und wo sie eine besonde-

schwand daher bald. Aphrodite ward unter den obern Göttinnen ganz allein nackt gebildet. Aber es gab auch griechische Völkerschaften, welche die bekleidete Venus der nackten vorzogen.

Der Grieche dachte sich unter Aphrodite, wenn auch die sinnliche, doch nicht die allgemeine Liebe. Der spätere Unterschied zwischen der (Aphrodite) Urania und Pandemos, nach welchem jene die himmlische, reine, unsinnliche, auch platonische, diese aber die Liebe der Hetären bezeichnet, scheint früher zwar auch, jedoch nur bei andern Bedeutungen bestanden zu haben, denn Aphrodite war Urania, als ein kosmogonisches Götterwesen, und Pandemos als die allgemein zu verehrende.

Der Mythos von der Aphrodite ist nicht griechischen Ursprungs, er hat seinen Grund in dem der großen asiatischen Göttinn, der auch Here ihre Entstehung verdankt. Davon überzeugt uns am leichtesten die Sage vom Adonis, die wir in der Religion von Syrien gefunden ha-

---

sondere Auszeichnung genossen. Als nemlich die Perser gegen Hellas zogen, thaten die Korinthischen Hetären Gelübde für die Rettung von Hellas, indem sie sich in den Tempel der Aphrodite begaben. Daher die Gewohnheit, daß, wenn die Bürgerschaft in wichtigen Angelegenheiten sich an Aphroditen wandte, sie immer so viele Hetären als möglich zu den Prozessionen und Opfern nahm, und daß Privatpersonen gelobten, der Göttinn bei Gewährung ihrer Bitten eine Anzahl Hetären zuzuführen. Zu Athen kaufte Solon schöne Mädchen, die er in einem öffentlichen Hause ihre Reize verkaufen ließ und von dem Gewinne den Tempel der Aphrodite erbaute. Es gab sogar Hetären, welche der Gottheit selber Tempel und Altäre errichteten. Auch sind es die schönsten derselben, welche den Bildnern zu Modellen dienten, nach welchen die berühmtesten Bildsäulen der Aphrodite gemacht wurden.

ben. Der Aphroditendienst ist also, wie so viele andere, von Osten nach Westen, immer längs den Küsten hin, bis nach Italien gewandert und hat nur überall nach Klima und Culturgrad der Völker Modifikationen erfahren, nirgends aber seinen Grundcharakter verloren. Auch in Italien noch war das Schwein von den Opfern bei den Altären der Venus ausgeschlossen. Cicero zählt vier verschiedene Liebesgöttinnen auf, worunter die phönikische, die Gemahlinn des Adonis, die letzte ist, und es läßt sich nicht mit Unrecht schließen, daß hier etwas Historisches zum Grunde liegt.

Eros.

Mit dem Chaos zugleich war, wie wir bereits gesehen haben, Eros, das Princip der Vereinigung der rohen Elemente, ursprünglich also nicht der Sohn der Aphrodite, welches er erst später durch die Dichter und Philosophen ward. Aber wie verschieden diese unter einander waren, so verschieden waren auch ihre Ansichten von Eros und seinem Wesen und seiner Entstehung. Homer gedenkt des Eros gar nicht, Hesiod nur im Vorübergehen, die Dramatiker erwähnen seiner nur wenig; dagegen haben andere Dichter, Lyriker, Elegiker und Epigrammatisten, deren liebster Gesang Spiel und Scherz war, seinen Mythos am meisten ausgebildet. Was sie nun Uebereinstimmendes von ihm haben, das ist etwa Folgendes: Eros ist der Sohn des Ares und der Aphrodite (Kraft und Schönheit sind die Eltern der Liebe) und Zeit Lebens ein Kind oder höchstens ein Knabe an der Grenze des Jünglingsalters. (Die Liebe ist immer jung, immer jugendlich heiter, unbesonnen und unüberlegt, kurz Alles, was die Jugend mit sich führt). Einige sagen: Eros hat keinen Vater, sondern nur eine Mutter; andere: Er hat gar keine Eltern; noch andere: Er hat wohl Eltern, aber man kennt sie nur nicht; das Alles aber heißt nichts an-

ders, als: Die Liebe schleicht sich ein, ohne daß man weiß, woher sie komme. Aber so heimlich sie kommt, so unwiderstehlich herrscht sie, über Götter und Menschen und Thiere. Wie Eros den Zeus in einen Stier, in einen Schwan, u. s. f. verwandelt, so macht er aus Herakles einen Sklaven und aus Allen, was er will. Nur Athene, Artemis und die Musen sind seiner Macht nicht unterworfen. Auch führt er Pfeil und Bogen und erreicht seine Opfer damit in der Ferne, mit seiner Fackel aber steckt er die Götter, selbst den Sonnengott, in Brand, Er ist listig, schlau, schelmisch und wendet tausend Mittel an, macht tausend lose Streiche, um seine Absicht zu erreichen: sehr häufig aber thut er das Alles, um zu täuschen, wie er denn, obgleich der scheinbar unschuldigste, der grausamste unter den Göttern ist. Das kam aber daher, daß Zeus, der in den Mienen des neugebornen Knaben alle das Unheil vorauslas, welches er anstellen würde, seiner Mutter befahl, ihn auszusetzen, diese jedoch ihn in den Wäldern verbarg, wo er an den Brüsten wilder Thiere sog und, sobald er Kräfte genug hatte, sich einen Bogen und Pfeile schnitzte, die er sodann gegen Menschen und Thiere gebrauchte. Eros hat eine Binde vor den Augen, weil die Liebe blind ist; er hat Flügel, weil sie flatterhaft, unbeständig ist; er läßt sich willig von den Musen an Aphroditen ausliefern, weil Reiz und Schönheit die Liebe erwecken. Eros führt zweierlei Pfeile, die einen mit goldenen, die andern mit bleiernen Spitzen, die einen in Honig, die andern in Gift getaucht. Diese erwecken Abneigung und Haß, jene Zuneigung. Oft taucht er einen Pfeil in Honig und Gift zugleich und erweckt damit bittersüße Empfindungen. Eros wollte in seiner Kindheit nicht gedeihen. Seine Mutter klagte darüber der Themis ihr Leid, und diese rieth ihr, ihm einen Gespielen zu geben. Da gebar sie, aus des Ares Umarmung, den Anteros (Gegenliebe), und sogleich ward Eros größer und stärker und breitete seine Flügel weit aus, immer lustig

und guter Dinge in der Anwesenheit seines Bruders, aber bald traurig und niedergeschlagen, sobald ihn dieser verließ. Hie und da standen daher die Altäre beider beisammen und werden in Abbildungen verschiedentlich zusammengestellt. Manchmal wird auch Anteros zum Himeros (Sehnsucht) oder zum Pothos (Verlangen) und beide stehen dann gern Aphroditen zur Seite. Ausser diesen hat er aber noch eine Menge von Brüdern, Erotes, die, nach einigen, Söhne seiner Mutter, nach andern, Söhne der Nymphen sind und Theil an seiner Beschäftigung nehmen. Dabei liebt er auch den Umgang von Jokus, (Scherz) Bakchos und Hymen und unter den Göttinnen von Tyche (dem Glücke, das so gern den Liebenden hold ist), von Peitho (der Ueberredung) und den Musen, als welche seinen Ruhm verbreiten und sein Reich erweitern.

Verehrt wurde Eros besonders zu Thespiä in Böotien, wo seine Bildsaüle ein alter, roher Stein war; bei den Pariern am Hellespont; zu Athen und zu Leuktra in Lakonien.

Nach dieser Darstellung bedarf der Mythos vom Eros keiner weitern Erklärung. Alte und neue Philosophen und Dichter haben in der Wendung der Idee desselben gewetteifert, und nicht selten bedeutet Eros, in einem weitern Sinne, Lust und Liebe zu irgend einem Gegenstande, weßhalb man sein Bild den Darstellungen der Handlung, der Kunst und an deren Geschäfte beigesellt findet, wodurch diese erheitert und die gemeine Wirklichkeit veredelt wird.

Das vornehmste der dem Eros geweiheten Feste, die Erotien, oder Erotidien, feierten ihm die Thespier, alle fünf Jahre, höchst feierlich. Man gab dabei öffentliche Spiele, bei welchen nicht nur Tonkünstler, son-

dern auch Athleten um den Vorzug stritten. Eheleute, zwischen welchen Streitigkeiten obwalteten, brachten Opfer und baten den Eros um Beilegung des Zwistes. Die Lakedämonier und Kreter pflegten dem Eros zu opfern, ehe sie zur Schlacht auszogen. Hing nicht der Ausgang von der wechselseitigen Liebe der vaterländischen Krieger ab? Die Samier baueten ein Gymnasium und weiheten es dem Eros. Und so bezogen die Hellenen Alles, was sie konnten auf ihn. Was man ihm opferte, ist nicht so ganz bekannt, wahrscheinlich die Dinge, die ihm geweihet waren, unter den Blumen die Rose, unter den Fischen den Polypos, unter den Vögeln den Hahn und unter den vierfüßigen Thieren den Hasen.

Die Chariten.

Wir können den Mythos der Aphrodite nicht verlassen, ohne ihrer Begleiterinnen, der Chariten, zu gedenken. Sie sind die Wesen, von welchen den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche die Götter allein selig und die Menschen weise, schön, berühmt sind. Ihrer waren zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, zwei oder drei, und eben so legt man ihnen verschiedene Namen und Abstammung bei. Auch in Bezeichnung ihres Wesens und ihrer Wirksamkeit herrscht solche Verschiedenheit und man muß mehre Perioden in ihrer Geschichte unterscheiden. Zuerst treten sie auf als Schwestern der Horen und sind wohl nichts anders gewesen, als die Annehmlichkeiten der Jahreszeiten, deren bei den Griechen drei bemerkbar waren, wiewohl die Zahl zwei auch auf Winter und Sommer hinweisen kann. In dieser Beziehung käme ihr Name von Chairein, sich freuen, her.

Als Nymphen traten nun diese Chariten in die Dienste der Göttinnen und erscheinen im Gefolge der Here und der Artemis, insbesondere aber der Aphrodi-

te, deren unzertrennliche Begleiterinnen sie waren. Und wenn Aphrodite entzückt, so sind es die Chariten, die ihren Reizen Leben geben; wenn sie Himmel und Erde sich unterwirft, die Chariten sind es, die sie unwiderstehlich machen; daher kann Aphrodite nicht ohne die Chariten seyn und ihre Zuneigung geht selbst auf ihren unempfindlichen Sohn über, denn Eros wohnt in dem Tempel der Chariten und steht mit ihnen auf einem Piedestal.

Doch die sinnliche Idee dieser Wesen wurde auch auf das Geistige übergetragen und die schönsten Werke der Kunst nannte man Werke der Chariten und ihre Urheber Lieblinge derselben. Von da war nur ein Schritt zu thun, um ihnen auch sittliche Ideen unterzulegen, denn der Mensch ist nur dann wahrhaft veredelt, wenn sich in seinem Wesen mit äusserer Lieblingswürdigkeit, veredelter Empfindung, geistiger Schönheit, auch die sittliche vereinigt. Insbesondere waren es die schönen Tugenden der Wohlthätigkeit und Dankbarkeit, welche man ihnen zuschrieb; ja es hat nicht an solchen gefehlt, die die Chariten ausschließend als die Göttinnen der Wohlthätigkeit angesehen wissen wollten.

Aus Herodot wissen wir, daß die Chariten bei den Griechen einheimische Göttinnen waren. Sie hatten zahlreiche Tempel, sowohl allein, als mit andern Göttern, zugleich, namentlich mit Aphrodite, den Musen, Eros, Hermes, Apollon; zu Athen war ein Tempel dem Staate und den Chariten geweihet und zu Olympia unter den zwölf Altären der dritte dem Bakchos und den Chariten. Ihre Feste hießen Charisien, von denen man aber wenig mehr weiß, als daß das Vergnügen des Tanzes die Hauptabsicht der Frier war und derjenige, der sich des Schlafs dabei am längsten enthielt, einen Pyramos (Kuchen von Waizenmehl und Honig) zur Belohnung erhielt. Uebrigens schwur man bei den Chariten und

weihete ihnen bei Tafel den ersten Becher; auch mischten mäßige Trinker ihren Wein, ihnen zu Ehren, mit Wasser.

Sie werden abgebildet als drei junge schöne Mädchen, in leichter Bekleidung, die sich bei den Händen fassend einen zierlichen Reigen tanzen.

Hymen.

Wir hängen auch den Mythos des Ehegottes an den der Aphrodite an. Ehe und Liebe sind nahe verwandt, Eros ist gern in der Gesellschaft von Hymen. Seinen Namen leitet man verschieden ab, und nennt ihn auch Hymenäos, wie den Brautgesang. Nach der Sage war Hymen ein schöner, aber armer Jüngling, der sich in ein reiches Mädchen verliebte, aber keine Hoffnung hegen durfte, sie zu besitzen, weil ihr Vater geizig war. Um der Geliebten aber wenigstens nahe zu seyn, verkleidete sich einst Hymen in ein Frauenzimmer und wohnte so den Eleusinien mit ihr bei. Seeräuber überfielen indessen den feierlichen Zug und führten ihn samt allen übrigen Mädchen davon. Als nun diese auf einer wüsten Insel gelandet und da vor Müdigkeit in Schlaf versunken waren, benützte Hymen den Augenblick und tödtete die Raüber. Darauf eilte er nach Athen zurück und versprach, die geraubten Jungfrauen wieder heimzubringen, wenn man ihm die Erwählte zur Frau geben wollte. Sein Antrag wurde genehmigt und so gelangte er zu seinem Ziele. Da nun seine Ehe ausgezeichnet glücklich war, so gedachte man seiner nachher in allen Brautgesängen, bis er zuletzt sogar vergöttert wurde. Andere erzählen Anderes von Hymenäos, alle aber machen ihn damit zum Gott der Ehe. Keine eheliche Verbindung ward geschlossen, ohne daß er feierlich angerufen wurde: Hymen, o Hymenäos, o Hymen! In Darstellungen sieht man ihn nicht blos häufig in Gesellschaft des Eros, man findet ihn auch, wie er diesen und seine Gattinn Psyche an einem Perlenbande

führt. Allem Anscheine nach ist er nur erst spät zum Gott erhoben worden. Als solchem gab man ihm den Bakchos und die Venus, auch den Apollo und eine der Musen zu Eltern, und wies ihm den Wohnsitz auf dem Helikon unter den Musen an. Er wurde als ein schöner Jüngling abgebildet, mit einem Kranze von Majoran um das Haupt, mit einem goldfarbigen Kleide angethan, eine Fackel und einen Schleier in den Händen haltend.

Hermes.

Die Eltern dieses Gottes waren Zeus und die Nymphe Maja. Schon in der vierten Stunde seines Lebens verließ er Windel und Grotte, tödtete eine Schildkröte, bohrte Löcher durch ihre Schale, zog Saiten durch und sang nun in die auf diese Weise erfundene Kithara seine Geburt. Darauf ging er mit Einbruch der Nacht nach Pierien und raubte dem Apollon 50 Rinder, die er hin und her trieb, damit die Spuren sich verwirrten, und zuletzt rücklings hinwegführte, selber rücklings gehend. Er brachte den Raub in seine Grotte, erbauete einen Herd, erfand das Feuer und nachdem er seinen Schmaus vollendet hatte, verwahrte er die Ueberreste und schlich sich in seine Windeln zurück. Doch seine Mutter hatte ihn bemerkt, sie schalt ihn daher aus und drohete ihm mit Apollon; allein er bedeutete ihr, "daß er nicht gesonnen sey, diesem allein Verehrung und Ansehung zu lassen, daß er vielmehr alle List anwenden werde, sich dieselben Opfer zu verschaffen, die dieser genieße." Apollon kam am folgenden Morgen selber, und stellte ihn wegen seines Diebstahls zur Rede. Anfänglich laügnete er, vorstellend, daß es lächerlich sey, ein so kleines Kind in solchem Verdacht zu haben; als ihn jedoch Apollon zu Zeus bringt und da seine Klage wiederholt, befiehlt ihm sein Vater, der seine Schelmerei wohl weiß, die gestohlnen Rinder wieder herauszugeben. Apollon wird darauf die herrliche Kithara

gewahr und entzückt über die Erfindung tauscht er seine Geisel dagegen und Hermes hütet nun mit dieser die gemeinschaftlichen Rinder. Auch die Flöte erhält Apollon von ihm und lehrt ihm dafür das Weissagen durch das Loos. So erzählt der homeridische Hymnos den Mythos des Hermes, den einige andere nur in einzelnen, unbedeutenden Punkten abweichend darstellen.

Hermes wird hier aufgeführt als Gott der List und des Raubes, der Rednerkünste, der Erfindungen (fast alle Künste und Wissenschaften werden ihm zugeschrieben), des Tauschhandels, der Heerden, der Weissagung, und in allen diesen Beziehungen werden von den Dichtern eine Menge Sagen berichtet. Aber er wird ausserdem auch noch als Herold, Botschafter, und Geschäftsträger der Götter und namentlich des höchsten Gottes dargestellt. Als solcher bekam er den goldenen Heroldsstab, den er bei Botschaften und Versendungen beständig annimt, der aber von noch ungleich größerer Wichtigkeit war, denn mit demselben schließt er die Augen der Sterblichen zu und weckt die Schlummernden wieder auf. Sein Geschäft wurde dadurch zugleich das eines Geleiters, der die Seelen der Sterbenden aus der Ober- in die Unterwelt, aus dem Gebiet der einen Götter in das der andern führt, und daher auch wieder zurück, wenn in der Nekyomantie die Seelen zum Wahrsagen auf die Oberwelt zitirt wurden. Hierdurch stehet er dann in Verbindung mit den Moiren und den wahrsagenden Göttern und wird zum Traumführer, denn da diese in der Unterwelt wohnen, so ist es Hermes, der sie mit seinem Stabe auf die Oberwelt führt, wenn sie die Menschen im Schlafe besuchen sollen. Daß er seinen Vater Zeus aus der Gewalt des Typhon befreite, haben wir schon gelesen; im Gigantenkampfe, wo er den unsichtbarmachendem Helm des Aïs trug, leistete er ihm wichtige Dienste; er brachte den Prometheus an den Kaukasos, wo

dieser angeschmiedet wurde; er erlegte den Wächter der Io, den hundertäugigen Argos, weßhalb er der Argoswürger heißt; er band den Ixion in der Unterwelt an das Rad; verkaufte den Heraklès an die Omphale und verichtete noch eine Menge solcher Geschäfte, meistentheils im Dienste seines Vaters und Herrn, den er auf seinen Wanderungen und Abentheuern gewöhnlich begleitete. Er selbst führte manches Abentheuer aus und zeugte mit verschiedenen Nymphen Söhne und Töchter. Aber des wichtigsten unter seinen Söhnen, des Pan, schämte er sich und erlaubte ihm nicht, in Gegenwart anderer, ihn Vater zu nennen.

Die Verehrung dieses Gottes war sehr ausgebreitet, überall fand man seine Tempel, aber am meisten herrschte sein Dienst in Arkadien. Seine Feste hießen Hermäen und wurden hie und da in Griechenland gefeiert; am besondersten in der Stadt Tanagra, wo Hermes der Widderträger (Kriophoros) hieß, weil er einmahl zur Zeit der Pest einen Widder um die Stadt getragen, und diese dadurch geschützt hatte. Aber die Gelehrten sagen, der Kriophoros sey nichts anders als der Phallophoros, wie Hermes sehr oft genannt wird.

Geopfert wurden dem Hermes in Griechenland nur junge Thiere, und geweiht waren ihm die Ohrfinger der Menschen, die Vögel Laros, Ibis und Spinos, der Fisch Boax, der Feigenbaum, das Fünffingerkraut und der Portulak. Eine besondere Verehrung des Hermes war, daß jeder, der vor seiner Bildsäule vorüberging, ihm zu Ehren einen Stein auf einen dabei befindlichen Haufen warf. Abgebildet wird er als ein junger schlanker Mann, mit einem Stabe, der zwei Flügel hat und von zwei Schlangen umwunden ist; in der andern Hand hat er oft einen Beutel, zuweilen hat er Flügel an den Sohlen wie an der Haube.

Auch der Mythos des Hermes ist fremden und morgenländischen Ursprungs, wenn es auch Mythologen giebt, die ihn zu einem ursprünglichen griechischen, oder vielmehr pelasgischen Götterwesen machen wollen. Bei genauerer Untersuchung findet man nemlich in dem griechischen Hermes den ägyptischen Thot, (Taaut, Toyth) und den phönikischen Kadmilos wieder. Einer der berühmtesten neuern Forscher sagt darüber ungefähr Folgendes: Es scheint ausgemacht, daß Hermes ursprünglich den phönikischen Handelsverkehr mit den Griechen angehört und daß man, um seine Verdienste um die Cultur der alten Pelasger zu würdigen, auf jene Periode zurückgehen müsse, wo die Phönikier überall auf Griechenlands Küsten Bergwerke und Handelsfaktoreien hatten. Da war Hermes wie andere, ein Nationalgott und Schutzpatron der Phönikier und alle Künste des kaufmännischen Betriebs erschienen den Griechen als seine Erfindungen. Die Phönikier brauchten Dolmetscher, um mit den Landeseingebornen zu sprechen; daher wurde Hermes Erfinder der vernemlichen Sprache, der Zahlen, der Symbolik. Die Sprecher und Herolde wurden seine Söhne, er ist der Vater der Keryken, der erste Keryx. Die handelslustigen Fremdlinge bedurften eines Zeichens ihrer friedlichen Gesinnung. Dieses war, wie in aller Welt, zuerst ein grüner Zweig. Nachher führte man einen weißgeschälten, oder auch einen vergoldeten Stab mit sich, den man mit grünem Laub umwand. Dieß ist der eigentliche Hermesstab. Aber die phönikischen Kaufleute bedurften noch eines Zeichens der Unterscheidung von Friedensboten und Unterhändlern, dieses gab man dem Stabe in der Form des Knotens, womit man die Ballen und Kisten zuband. Dieser Knoten, den man übrigens auch von andern Dingen herleitete, ward später von den Künstlern und Dichtern in zwei Schlangen verwandelt, wie sie aus den grünen Blättern ein Paar Flügel bildeten. Der so verwandelte Stab ward nun in den Händen seines Besitzers, Hermes, ein Wunderstab, über und

unter der Erde; man fand in den zwei sich umwindenden Schlangen eine geheime Deutung, erdachte Fabeln und witzige Erklärungen dazu und so erweiterte sich der Kreis des hermetischen Mythos nach allen Seiten hin.

So natürlich und wahrscheinlich dieses Alles ist, so dürfte es doch nicht hindern, anzunehmen, daß die alten Pelasger ein Götterwesen, Hermes, einen Heerdengott, verehrt haben, der mit dem angekommenen phönikischen Kadmilos um so leichter zusammenschmolz, als Heerden zuerst Gegenstände des Tauschhandels, des Betrugs und Diebstahls, daher auch der Sorgfalt und Wachsamkeit und Beschützung waren; woher es denn kommt, daß Hermes sowohl die Rinder stiehlt, als sie (vor dem Argos) beschützt. Das Unmoralische des Lügens und des Betrugs und Diebstahls darf uns nicht irren; bei den Naturmenschen sind diese Dinge nicht Laster, sondern Beweise von ausgezeichnetem Verstande und Klugheit und daher erhabene, göttliche Eigenschaften.

Daß Hermes ursprünglich ein Naturgott gewesen sey, darauf deutet auch der Umstand, daß seine Bildsaülen in ganz Griechenland als Wegweiser und Grenzbezeichnungen standen und häufig das morgenländische Symbol der Befruchtung und Fruchtbarkeit an sich trugen, welches ihm den Namen Phallophoros und Ithyphallikos gab.

Hestia (Histia).

Des Kronos und der Rheia Tochter, hatte Hestia mit ihren andern Geschwistern gleiches Schicksal, sie ward vom Vater verschlungen, durch die Fürsorge der Mutter wieder gerettet. Ihr Mythos sagt uns, daß sich Apollon und Poseidon um sie bewarben, sie jedoch den jüngfraülichen Stand vorzog und daher von Zeus zur Entschädigung den Schutz des häuslichen Herdes (den ihr Namen bezeichnet) übertragen erhielt. In dieser Würde

hat sie in allen Palläſten der Götter und Menſchen den ewigen Ehrenſitz, ihr fließt der Opferwein zuerſt und zuletzt. Leicht iſt es zu denken, daß zu einer Zeit, wo das Recht des Eigenthums durch religiöſe Satzungen ſich gründete, der Begriff vom häuslichen Herde eine ſeltene Heiligkeit erhielt, daß die Familie nicht nur zur Eintracht und zum ruhigen Genuß des Daſeyns am Herde ſich verſammelte, ſondern auch der Bittende (Ephestios) am Herde ſelbſt des Feindes Sicherheit fand. Durch eine natürliche Erweiterung trug man alsdann die Idee der häuslichen Eintracht auf die öffentliche, bürgerliche über und dieß gab Veranlaſſung, daß dieſer obwaltenden Göttinn, die in der Mitte der Haüſer einen einfachen Altar hatte, einen eben ſolchen in der Mitte der Stadt, in den Prytaneen (Stadthaüſern) errichtete. Merkwürdig iſt, daß man von dieſer Göttinn kein Bild hatte; die auf dem Altare lodernde Flamme bezeichnete die inwohnende Gottheit, der zu Ehren das Feuer beſtändig unterhalten wurde. Sie hatte nicht viele Tempel, da jeder andere Gottestempel der ihre war, inſofern eine Opferflamme auf den Altären desſelben loderte; aber die ſie hatte, waren rund gebaut, mit Saülen umgeben, von einer Kuppel bedeckt. In der Mitte dieſes dunkeln Heiligthums brannte das heilige Flämmchen.

Dieſem Mythos von der Heſtia liegt unſtreitig eine natur-philoſophiſche Idee zum Grunde, man mag ſie nun nehmen für das Feuer auf dem Herde, oder für das Urfeuer in der Erde, oder für die Erde ſelber. Platon erklärt ſie für das wahre Weſen und Seyn der Dinge, alſo Heſtia für Eſia, Uſia, alſo das Erſte, dem man auch billig die erſten Opfer bringt. Nach einer andern Etymologie kommt ihr Name von Heſtanai her, wornach ſie die Göttinn wäre, die das Gehende zum Stehen bringt. Auch ſagen die Gelehrten, es könne derſelbe von dem ſemitiſchen Eſch, Feuer, herkommen,

und das scheint nicht so ganz verwerflich zu seyn, wenn man daran denkt, daß überall in den morgenländischen Tempeln die heilige Flamme gebrannt hat. Noch mehr gewinnt diese Meinung an Wahrscheinlichkeit, wenn man berücksichtiget, daß man bei dem morgenländischen Feuerdienst auch den Mangel eines Bildes findet, wie bei der Hestia in Griechenland. Es hat alte Philosophen gegeben, welche zwei Hestien angenommen haben, eine ältere und eine jüngere; unter jener soll man sich die Erde selbst mit dem sie umwölbenden Himmel gedacht haben, unter dieser das wohlthätige Feuer, welche beiden Begriffe mit der Zeit in einander verschmolzen seyen. Dann konnte man wohl dieser Göttinn noch die dritte Idee unterlegen, die der Natur, aus welcher sich Wärme und Leben über Alles verbreitet. Daß man aber auch diese Idee mit der Hestia verbunden habe, beweist die Verschmelzung derselben mit der von der großen Göttermutter, denn man schreibt ihr, wie dieser, zu, daß sie den Menschen Häuser bauen, Felder urbar machen und überhaupt Cultur gewinnen gelehrt habe.

Mit Hestia schließt sich die Reihe der großen Tempel-Götter (und deren Angehörigen). Es folgen also hier noch die übrigen Wesen des neuen Göttersystems der Griechen.

Dionysos.

Dionysos oder Bakchos ist leicht der verwickelteste und schwierigste unter allen griechischen Göttermythen. Das Allgemeinste derselben ist Folgendes: Semele, die Tochter des böotischen Königs Kadmos, ward von Zeus geliebt und von Heren, unter der Gestalt eines alten Weibes, beschwätzt, ihn zu bitten, daß er ihr einmahl in seiner völligen Herrlichkeit erscheinen mögte. Vergebens stellte ihr Zeus die Gefahr vor, er hatte geschworen und mußte sein Wort halten. Aber die Folge davon war,

daß Semele bei der Erscheinung des Gottes verging und Zeus nur noch ihr Kind retten konnte. Er verschloß dasselbe in seine Hüfte, bis zur völligen Reife und übergab es dann den Nymphen des Bergs Nysa zur Erziehung; daher sein Name Dionysos. Gedeihen gab ihm seines Vaters Gunst und er wuchs in der duftenden Höhle zu einem Genossen der Unsterblichkeit auf. Als sein Lehrer und beständiger Begleiter wird Silenos genannt. Zuerst lehrte er nun seiner Geburtgegend den Weinbau, dann zog er aus und verbreitete mit dieser Wohlthat zugleich die Verehrung seines Namens über die ganze Erde. Seinem Zuge folgten Männer und Weiber, Silenen, Satyren, Bakchai, Mänaden, Thyaden, Euaden u. s. w. Laut aufjubelnd zog die bunte Menge vor ihm her, den trotzbietenden Thyrsos schwingend, die Stirn mit Reben und Epheu bekränzt (wohl auch mit Schlangen das Haar durchflochten), die Blöße nur mit dem Felle der Hindinn bedeckt. Unaufhörlich ertönte ihr Ruf: Evan! Evoe! Eleleus! und darein mischte sich phrygischer Flöten Getön, die wirbelnde Pauke und der Klang der Krotalen. Von Löwen, Tigern, Pardeln oder Luchsen gezogen, fuhr der Gott einher, in Griechenland aber hielt er, der Erste, seinen Einzug auf dem Elephanten Indiens.

Aber in seiner Vaterstadt Theben wollte man ihn nicht anerkennen, und er mußte Strafen anwenden, um seine Gottheit zu beurkunden. Seine eigene Tante, Agave, die sich ihm widersetzte, wurde in Raserei geworfen, Lykurgos von Zeus selber vertrieben, des Minyas Töchter in Fledermäuse verwandelt u. s. f. Dagegen belohnte der Gott auch reichlich, die sich in seinem Dienste auszeichneten; Könige machte er zu Unsterblichen und Niedrige zu Königen; dem König Midas aber wäre die Gunst des Gottes bald zum Verderben gereicht. Diesem hatte er die Bitte gewährt, daß Alles, was er berühren würde, sich

in Gold verwandelte. Nur daß er sich, auf den Rath des Gottes, noch bald genug im Paktolosflusse badete, rettete ihn vom Hungertod.

Unmöglich konnte der junge Gott des Weins und der Freude frei von zärtlichen Neigungen seyn, daher weiß die Sage viel von Verbindungen und Söhnen und Töchtern, die er erzeugte. Aber seine Gemahlinn war die auf Naxos verlassene Ariadne, welche er mit einem Luchsgespann unter die Götter einführte. Auch seiner Mutter gab er Unsterblichkeit, indem er in die Unterwelt hinabstieg und sie dem Aïs entführte. Im Gigantenkriege wäre er fast unterlegen; aber er ermannte sich, verwandelte sich in einen Löwen und rettete so sich und die übrigen Götter. Da er nun als Sieger durch den Olympos jauchzte, rief ihm der gerettete Zeus zu: Euan Euie! (Schön, mein Sohn!) ein Gruß, mit welchem man ihn in der Folge immer begrüßte.

Dionysos wird abgebildet als ein Jüngling, dessen Formen sich dem weiblichen Körper nähern; seine Stirn schmückt eine eigenthümliche Binde; die Haare, in Locken herabhängend, umgiebt Weinlaub oder Epheu; gewöhnlich ist er ganz nackt, manchmahl eine weite Palla nachläßig umgehängt, zuweilen auch ein Rehfell. Aber es gibt auch einen bärtigen Bakchos, den indischen. Dieser ist in ein weites, faltenvolles Gewand gekleidet, hat das Diadem auf dem Haupte und stellet ganz das erhabene Ideal eines Weisen, eines beglückenden Gesetzgebers und prachtliebenden, asiatischen Herrschers dar. Aber er wird doch auch als Krieger dargestellt, das Pantherfell dient ihm als Schild, der Thyrsos als Angriffswaffe; in der Linken führt er sodann die Weinrebe, als ein Zeichen des Friedens, denn ihre Annahme und Pflege ist eine Bedingung desselben. Ausserdem sieht man ihn auch mit Hörnern abgebildet und dann nicht selten einem jungen Faune ähnlich. Der Hebon, Mannstier, in Campanien und Apulien,

lien, wird auch von vielen für den Bakchos erklärt. Man findet diese Darstellung, einen Stier mit einem Menschenhaupte, besonders auf Münzen. Als seine Attribute kommen vor die Stirnbinde, die Bekränzung mit Epheu oder Weinlaub und Trauben, der Thyrsos, Trinkgefäße verschiedener Art, verschiedene Thiere, als Löwen, Tiger, Panther, Esel, ein Korb und eine Wanne, seine schon genannten Begleiter, verschiedene Musikinstrumente, Fakkeln, komische und tragische Masken. Eben so vielfach, wie seine Gestaltung, sind die Aemter des Gottes; denn er ist nicht bloß der Gott des Weins, sondern auch der Lehrer des Feldbaues, der die Stiere vor den Pflug spannen gelehrt, der Geber des Honigs und anderer Naturgaben, und mit dem Allen, wie Demeter, ein gesetzgebender Gott, der die rohen Menschenhorden zuerst an feste Wohnsitze und gesellige Ordnung gewöhnte. Aber er erhob sich noch über die Demeter, indem er durch Einführung der Musenkünste den Lebensgenuß noch erhob und verschönerte. In allen diesen Beziehungen ist er ein friedlicher Gott, aber wir hören ihn auch den Schrecken der Unsterblichen, den von allen Göttern Gefürchteten, nennen, den Schwert und Blut erfreuen. Ebenso hat er eine ungeheure Menge von Beinamen und nicht wenige besondere Sagen, von denen wir hier nur erwähnen wollen, daß man von ihm die Vertreibung der Pest erwartete; daß er im Titanenkriege zerrissen und von Zeus wieder lebendig gemacht wurde; daß er die Amazonen bekriegte und die meisten von ihnen in einer Schlacht tödtete; daß er, wie Indien, so auch Iberien überwunden und hier den Pan zum König gesetzt habe, woher das Land Pania und später, mit Adspiration des S, Spania genannt worden sey.

Es ist natürlich, daß ein so zusammengesetzter Mythos auch verschiedene und mannichfaltige Erklärungen zuläßet. Eine physische geben die Stoiker, welche in Dio-

nyſos oder Bakchos die erzeugende und ernährende Natur, die Urſache aller belebenden Feuchtigkeit ſahen. Andere erklären ihn aſtronomiſch. Darnach iſt Dionyſos dem Apollon entgegengeſetzt, und die Winterſonne, indem dieſer die Sommerſonne darſteht. Daraus erkläre ſich des Gottes verſchiedene Geſtalt; im Winterſolſtitium ſey er Knabe, in der Frühlingsgleiche Jüngling, im höhern männlichen Alter (mit dem Barte) im Sommerſolſtitium. Dieſe Erklärung iſt von neuen Forſchern aufgenommen und ſcharfſinnig fortgeſetzt und durchgeführt worden. Andere finden in dem Bakchosmythos nichts weiter, als eine Allegorie: Somit deuten ſein Vater Zeus und ſeiner Mutter Feuertod auf die feurige Natur des Weines; Bakchos iſt zweimahl geboren, einmahl als Rebe, das andere Mahl als Traube; gehörnt iſt er, ſeine Macht iſt groß; er wird von den Kindern der Erde (Titanen) zerriſſen, das deutet auf die Einſammlung des Weins, und wieder zuſammengeſetzt, das bezeichnet ſein neues Gedeihen u. ſ. f. Alle dieſe Erklärungarten geben Etwas, manche Viel, aber nicht Alles, daher hat man ſchon im Alterthum die hiſtoriſche vorgezogen. Nach dieſer hat es fünf verſchiedene Bakchos gegeben, zuerſt den indiſchen, dann den Sohn des Zeus und der Demeter, ferner den Sohn des Zeus und der Semele, zuletzt zwei ägyptiſche, nemlich einen Sohn des Amun und der Amaltheia, der der Beſieger der Titanen und der Stifter des Amun-Drakels geweſen ſeyn, endlich einen Sohn des Zeus und der Jo, des Inachos Tochter, welcher Aegypten beherrſcht und die Myſterien geſtiftet haben ſoll. Mit dieſen Sagen ſind noch, wie man behauptet, die von dem arabiſchen Duſares, von dem phrygiſchen Sabazios, von dem phönikiſchen Adonis vermengt und es hält unmöglich, die daraus entſtandene Verwirrung aufzulöſen. Noch immer ſtreiten ſich die Gelehrten darüber, ob Dionyſos ein urſprünglicher Griechen-Gott, ſein Zug alſo von Weſten

nach Osten gegangen, oder ob er aus Indien stamme, also westwärts gewandert und nur von der griechischen Eitelkeit nach Osten gesandt worden sey. Das Letztere ist wahrscheinlicher, da der mystische Enthusiasmus des Bakchosdienstes der eigentlich hellenischen Bildung eben so fremd, als eigenstes Wesen des Orientalismus ist. Die Spuren des ersten Bakchosdienstes bei den Griechen finden sich um die Zeit des Kekrops, er ist also wahrscheinlich durch diesen nach Griechenland gekommen, als wofür selber die ungemeine Aehnlichkeit zwischen den Sagen des Osiris und des Bakchos sprechen. Noch weiter aber verbreitete sich dieser Dienst, als er durch Kadmos zum zweiten Mahl, wahrscheinlich in veränderter Gestalt, nach Griechenland kam. (Durch Kadmos wurde Theben in Böotien die Hauptcolonie der Phönikier in Griechenland). Aber er ward nicht ohne Widerspruch und Kampf angenommen, denn auf seinem Wege über Thrakien erhielt er bedeutende Veränderungen und wurde mit den rauschenden Orgien der großen Göttermutter vermischt, weßhalb man ihn in Griechenland nicht anerkennen wollte. Wenn nun Osiris indischen Ursprungs und zwar Schiwa ist, wie wir schon öfter gesehen haben, so ist wohl nichts einleuchtender, als daß des griechischen Dionysos, oder Bakchos Ursprung nicht in Griechenland, sondern in Indien zu suchen und zu finden sey. Darüber spricht ein neuer Forscher: Die erste aus dem Orient stammende Idee war symbolisch, Natur und deren Zeugungkraft, hiezu gesellte sich im Mythos die, hier an den Wein wie anderwärts an den Ackerbau geknüpfte Idee erhöheter Cultur, veredelten Lebensgenusses, deren Ursprung und Fortgang man in den Mysterien symbolisch darstellte. Alles dieses wurde mit der Zeit verwischt und verschmolzen, auf den einzigen thebischen Dionysos übergetragen und erhielt noch durch die atheniſchen Dionysien, die Chöre des Bakchosfestes, die Dithyramben, Satyrspiele und Dramen mancherlei Umwandlungen.

Das Gefolge des Dionysos.

Dionysos hat immer ein großes Gefolge um sich. Unter den Personen desselben aber ragt vor allem hervor Silenos, der Pflegevater, Rathgeber und Weisheitlehrer des Gottes, den er auf dem Arme trägt und mit einer an Andacht grenzenden Wachsamkeit beschützt, weßhalb ihm dieser immer den Namen Pappos (Papa) giebt. Er hat jedoch immer eine Beimischung von etwas Komischem in Leibesgestalt und Handlungweise, so daß in ihm der Gegensatz von Scherz und Ernst, von Hoheit und Niedrigkeit und somit der Contrast personifizirt und die Ironie als sein natürlicher Ausdruck erscheint. Er ist aus dem Geschlechte der Satyren und wird abgebildet als ein Greis, glatzköpfig, mit einem langen Barte und eingedrückter Nase. Doch erhebt er sich über die Satyren, wie das von ihm hergeleitete Geschlecht der Silenen überhaupt um einen Grad höher gestellt wird, als die Satyren, als deren Anführer und Haüpter sie gern vorkommen.

Silenos (Seilenos) war der Sohn einer Nymphe, nach andern der Gäa selber, ohne Vater erzeugt; noch andere geben ihm den Pan zum Vater. Wie seine ganze Sippschaft, liebt er den begeisternden Trank seines Zöglings und ist beständig im Rausche (Methe, Trunkenheit, ist seine Begleiterinn, oft seine Gattinn), weßhalb er auf seinem Thiere, dem Esel, mehr hing, als saß. Weit entfernt indessen, daß ihn sein Rausch um das Bewußtseyn gebracht hätte, begeisterte er ihn vielmehr zu erhabenen Gesängen und weisheitvollen Reden; und stellt ihn auch dabei stets als muntern, schalkhaften Greis dar, der sich auf den Scherz versteht. Seine Vervielfältigung scheint in den bakchischen Chören und den satyrischen Dramen aufgekommen zu seyn. Die Gestalt der Silenen hat mit der der Satyren vieles gemein, namentlich die Spitzohren und den Schweif, haüfig aber kommen sie in ganz menschlicher Gestalt vor, während die Satyren gewöhnlich auch

mit Bocksfüßen erscheinen. Das Alter aber ist das charakteristische Kennzeichen beider, denn die Satyren sind immer junge, die Silenen immer alte Personen, weßhalb auch schon ältere Ausleger behauptet haben, die Silenen wären ältere Satyren. Ihrem Alter gemäs, sind sie gesetzter als diese und treiben nicht die muthwilligen und üppigen Streiche, wie sie *). In der Gigantenschlacht hat Silenos neben dem Dionysos für die Götter gefochten und, durch das Geschrei seiner Esel, diese gerettet.

Auch Silenos soll eine kosmogonische Idee seyn und zwar das Symbol der Bewegung, die vom Welthauche ausgeht und zur Weltentstehung mitwirkt. Die Gelehrten wollen daher seinen Ursprung aus dem Oriente ableiten und sehen selbst in dem Theraphim der Patriarchen "Silenenbilder" und beziehen die Weissagung Jakobs von dem Helden zu Silo, und die Erzählung von Bileams Esel auf den Esel des Silenos, der einst den Bakchos durch einen Fluß getragen und deßhalb unter die Sterne versetzt sey, der die schlafende Hestia gerettet habe, weßhalb die Lampen gern Eselsköpfe bildeten. Sie finden in dem Eselgott Silenos, da in dem Zweige der bakchischen Religion, der über Phönikien herüberkam, das Symbol des Esels so stark hervortrit als das des Stiers, eine Befreundung der apollonischen und dionysischen Religion. Sie finden sogar, daß die Begriffe: Gold, Wein, Esel, Goldberg (Meros), Bakchos, Silen, Midas und noch andere aus einer und derselben Wurzel abstammen und daher alle mit einander in genauer Verbindung stehen.

---

*) In dramatischen Darstellungen und bei den Aufzügen der Dionysien sind die Silenen in wollene Kleider gehüllt gewesen, die Satyren hatten nur Thierfelle umhängen; auch waren jene stets, diese nicht immer, beschuht.

Zu dem Gefolge des Bakchos gehörten auch die Mänaden (Rasende), Bakchä (Bakchantinnen), Bassariden, Thyaden, ursprünglich thrakische Frauen, die bei den Bakchosfesten, wie entzückt vom Geiste des Gottes, mit fliegendem Haare, in Thierhäute gehüllt, mit Epheustäben und brennenden Kienfackeln, unter Trommeln und Pfeifen und Klapperschalen und wildem Evoejauchzen, in stürmischen Reihetänzen auf den Gebirgen einhertaumelten.

Pan.

Der griechische Pan, der mit seinen von ihm abstammenden Panen, Paniskен und Aegipanen, auch im Gefolge des Dionysos auftrit, war ursprünglich ein arkadischer Feldgott, dessen Abstammung verschieden angegeben wird; denn er heißt ein Sohn des Hermes (der selber ein arkadischer Hirtengott war), und ein Sohn des Odysseus (der wahrscheinlich seinen Cultus zuerst in sein Vaterland brachte). Er gehörte, nach Diodor und andern, nebst Herakles und Dionysos, zu den jüngsten Göttern Griechenlands und ist höchstwahrscheinlich der ägyptische Mendes, oder mit diesem ganz zusammengeschmolzen. Als Schutzgott des bergigen Hirtenlandes Arkadien mußte er sich in den Künsten der Hirten, dem Wettgesang und dem Syringenspiele auszeichnen. Die Syrinx erfand er selber, indem er aus dem Rohr, worin die vor ihm fliehende Nymphe dieses Namens auf ihr Hilfgeschrei verwandelt worden, mehre Stücken abschnitt, sie zusammenfügte und sodann seinen Schmerz über ihren Verlust hineinhauchte. Er ist Obwalter der Thiere, des Wildes, der Uferfische und der Bienen, weßhalb ihm nicht nur Milch, sondern auch Honig geopfert wurde. Mit den Nymphen führt er Reigentänze auf und liebt die Jagd; aber wenn er, von dieser ermüdet, ausruhet — gewöhnlich um die Mittagszeit, so darf man ihn nicht stören, sonst rächt er sich mit Härte und Grausam-

keit *). Sein Lieblingsbaum ist die Fichte, ausserdem liebt er jedoch auch die Steineiche.

Dieser ursprünglich dunkle Feld- und Hirtengott ward durch die spätere Vermischung mit dem ägyptischen Mendes zu einem Symbol des Weltalls erhoben und in den Kreis der astronomischen und Bakchischen Mythen gezogen, welches hauptsächlich durch die Orphiker, Pythagoräer und andere philosophische Schulen geschehen ist. Pan wird nun nicht nur der Feldherr des Bakchos, der das Heer desselben anführt und sein treuester Anhänger und Beförderer seiner Macht ist, sondern er trit selber als der höchste Gott auf und wird gepriesen als der, der Himmel und Meer, Erde und ewiges Feuer, Beisitzer der Horen, Befruchter und Lichtbringer, ja Zeus selber ist. Zu Athen wurde er seit der Schlacht von Marathon vorzüglich verehrt, weil durch seinen Beistand hauptsächlich die Feinde geschlagen worden. Man hatte ihm eine Höhle unter der Burg geweihet.

Priapos.

Ursprünglich ein Feldgott in Lampsakos, einer weinreichen Gegend in Mysien, ist dieses Götterwesen durch die Verbindung mit orientalischen Mythen zu einem gro-

---

*) Die Erfahrung, daß einzelne Menschen und ganze Massen, wie Kriegsheere, in der schwülen Stille des Mittags, noch öfter aber des Nachts von einem plötzlichen Schrecken durch irgend ein Naturereigniß befallen werden, hat zu der Vorstellung eines panischen Schreckens Veranlassung gegeben. Hierauf haben die Sagen Bezug, daß Pan des Bakchos Heer durch ein wildes, vom Wiederhall noch verstärktes Geschrei und Lärmen aus einer großen Gefahr errettet und, daß er im Titanenkampfe durch das Blasen einer Seemuschel den Feind in Schrecken versetzt und dadurch zur Entscheidung des Siegs beigetragen habe.

teſken und, nach unſern Begriffen, obſcönen Phantaſiegebilde geworden. Man ſagt, Aphrodite habe ihn aus ihrer Doppelehe mit Adonis und Dionyſos in der lampſakeniſchen Stadt Aparnis geboren, aber durch Here's Bezauberung mit ſo unmäßig großen Naturtheilen, daß die Bewohner ſich geweigert hätten, ihn zu behalten. Aber durch eine geheime Krankheit, die unter ihnen ausbrach, wurden ſie genöthigt, den bereits Vertriebenen wieder aufzunehmen. Priapos war Vorſteher der Gärten und Felder, der Ziegen- und Schafherden und der Bienenſchwärme, wie auch der Fiſchereien in den Flüſſen. Wie Silen und Pan wurde auch er in Priapen vervielfältigt. Man bildete ihn ab mit großen Naturtheilen, in der einen Hand eine Hippe zum Schneiteln und zur Abwehr, in der andern ein Füllhorn haltend. Seine Verehrung breitete ſich in Griechenland und Italien ſehr weit aus, wozu die Myſterien der Orphiker wohl das meiſte beigetragen haben mögen, da ſie ihn den Herrſcher Priapos nennen und für den allbefruchtenden Dionyſos erklären. Hundert Jahre vor und eben ſo lange nach Chriſtus war ſein Cultus faſt allgemein, und es entſtanden eben ſo lächerliche, als ärgerliche Gewohnheiten, durch welche man ihm huldigte.

Die Gelehrten ſagen, Priapos ſey nichts anders, als ein vermenſchlichter Phallos, der ſeinen Urſprung der Naturreligion und vielleicht der aſtronomiſchen verdanke; er ſey einer der jüngſten Götter Griechenlands und ſeine Erzeugung von Adonis und Dionyſos deute offenbar auf die Vereinigung der phönikiſchen Religion mit dem aus Oberaſien herſtammenden Lingamdienſt des Schiwa hin.

Aeolos.

Dieſe mythologiſche Perſon, gewöhnlich der Gott der Winde genannt, iſt wahrſcheinlich ein uralter König der liparischen Inſeln, die noch heut zu Tage vulkaniſche

Erscheinungen, von gewaltigem Windgetöse begleitet, darbieten. Odysseus kam zu ihm und schildert ihn als fromm und gerecht und menschenfreundlich gegen die Fremden, weßhalb er ein Freund der Götter genannt wurde. Odysseus erhielt von ihm einen Schlauch mit Winden angefüllt, wahrscheinlich einen Talisman, denn ausserdem ließ er ihm einen günstigen West daher wehen, der ihn zur Heimath geleitete. Spätere Fabeldichter malten sodann seine Windherrschaft weiter aus.

Da Aeolos, nach Homer, 12 Kinder, sechs Söhne und sechs Töchter hatte, die, mit einander verheirathet, stets bei ihm wohnten, so hat schon ein alter Ausleger ihn für ein Symbol des Jahrs und der zwölf Monate erklärt, an welche das Wehen der Winde gebunden ist.

Echo.

Der Wiederhall, früh schon den Menschen so unerklärbar, als auffallend, war den Griechen eine Nymphe, die, von Zeus dazu erkauft, um seine Gemahlin Here durch ihr Geplauder aufzuhalten, wenn sie seinen verliebten Abentheuern nachforschte und von ihr dafür bestraft ward, so daß sie in der Zukunft nur wenig Worte und nur solche, die sie gehört hatte, aussprechen konnte. Durch eine unglückliche Neigung zu Narkissos, der sie verschmähete, verzehrte sich später auch ihr ganzer Leib und es blieb nichts von ihr übrig als die Stimme.

Wie immer, so begegnen wir auch in dieser Mythe der Liebe, im weitesten Sinne des Worts, und dem Gegenstande derselben, der Schönheit.

Hebe.

Die blühende Göttinn der ewigen Jugend, Tochter des Zeus und der Here, des Ares und der Eileithyia Schwester, die den seligen Göttern Nektar und Ambrosia kredenzte,

bis sie durch einen unvorsichtigen Fall den Anstand verletzte und die Göttinnen darauf drangen, daß ihr Amt einer Mannsperson übertragen wurde, ward, nach des Herakles Erhöhung in den Olymp, dessen Gattinn und durch ihn Mutter des Alexiares (des Kriegabwehrers) und des Aniketos (des Unbesiegbaren).

Ihr Mythos, sagt man, entstand folgendermassen: Die Götter bedurften einer Bedienung, besonders bei ihrem Gastmahle und wer sollte diese leisten, als jugendliche Personen, da unter den Menschen Knaben und Mädchen die Schmausenden bedienten? Aus dieser dienenden Jugend ward erst in der Folge eine Personifikation, eine Göttinn der Jugend, Hebe, welche ausschließlich das Mundschenken-Amt bei der Götterversammlung verrichtete, wenn sie schon hie und da einzelnen Göttern einen gelegenheitlichen Dienst leistet. So lange bei den Griechen der Gebrauch herrschte, wie im Alter der Heroen, daß die Frauen in die Männergesellschaft und zum Schmauße kamen, konnte auch Hebe diese Dienste leisten, als aber die asiatische Sitte des Liegens bei Tische aus Jonien herüberkam, wurde es unschicklich für die Frauen bei Festen und Gelagen zugegen zu seyn. Daher mußte auch Hebe ihr Amt aufgeben und es einem männlichen Diener überlassen. Aber eben nun stieg sie zur eigentlichen Göttinn der Jugend auf, die unter den übrigen seligen Göttern gleicher Rechte genoß.

Ganymedes.

Ihr Geschäfte, die Götter zu bedienen, wurde nun dem Ganymed übertragen, der indessen nebenbei den Zeus besonders zu bedienen hatte und von diesem selber, oder durch seinen Adler in den Olymp emporgetragen war.

Die Horen.

Homer spricht von den Horen, ohne ihre Namen zu nennen, und ertheilt ihnen das Geschäft, die Thore des Himmels zu öffnen und zu schließen; aber Hesiod nennt sie

Eunomia (gesetzliche Ordnung), Dike (Gerechtigkeit) und Eirene (Friede) sind ihre Namen und ihre Thätigkeit gehet dadurch in das Gebiet der Moral hinüber. Die ursprüngliche physische Idee dieser Wesen ward also von den Dichtern zu einer sittlichen erhoben. Ursprünglich die verschiedenen Jahreszeiten wurden sie auch die Jahrbringenden und die Alles im Jahre Bringenden. Die alten Athener kannten ihrer nur zwei, die Thallo und die Karpo, jene die Blüthe, diese die Früchte bringend. Später hatte man drei Horen (nach den drei Jahreszeiten Griechenlands) und noch später vier, weil es auch vier Jahreszeiten giebt; dann zählte man, in verschiedener Bedeutung, eilf Horen und zuletzt gab es deren eine unbestimmte Zahl, da alle und jede Erscheinung in der Zeit diesen Namen verdient.

Da jedoch Hore nicht bloß Zeit, sondern auch Schönheit bedeutet, so wurden diese Zeitgöttinnen auch Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen und flossen als solche mit den Chariten zusammen. Man schrieb ihnen dann Alles zu, was sich durch Ordnung und Regelmäßigkeit als schön empfiehlt, die Bildung guter Gesetze, die Handhabung der Gerechtigkeit, die Erhaltung des Friedens, als wodurch das Glück der Menschen und der Staaten begründet und befördert wird, und gab ihnen die Themis zur Mutter.

Wahrscheinlich kam die Verehrung der Horen aus Asien über Kreta nach Griechenland, wo sie sowohl in als ausserhalb dem Peloponnes verehrt wurden. Doch war ihre Verehrung am größten zu Athen, wo man ihnen ein eigenthümliches Fest, die Horäen, viermahl im Jahre, feierte und sie anrief, alle übermäßige Dürre abzuwenden und die jungen Gewächse durch milde Wärme und zeitigen Regen groß zu ziehen. Ausser diesen ihren eigenthümlichen hatten sie auch an andern, namentlich an den Sonnenfesten, Antheil. Bei Gastmahlen pflegte man ihnen und den

Chariten den ersten Becher Wein zu weihen, und das galt ihnen wahrscheinlich eben sowohl als Göttinnen des Schönen wie als Pflegerinnen des Weins. Auch hatte man ein Sprichwort bei den Griechen: "Den Horen und Chariten opfern," welches nichts anders hieß, als "Alles zur rechten Zeit und mit Anstand verrichten."

Heroen und Dämonen.

Wir haben bereits angemerkt, daß die Gelehrten das Wort Eros, Heros, wie es dem Laute nach ist, auch der Bedeutung nach für einerlei mit dem lateinischen Herus und dem deutschen Herr erklärt haben; so daß also die Heroen der Griechen jene durch innere und äußere Vorzüge ausgezeichneten Männer der Ur- und Vorwelt sind, deren Thaten für ihre Völker oder auch wohl für die gesammte Menschheit von mehr als besonderer Wichtigkeit gewesen waren. Da aber bei den ersten Menschen körperliche Kraft und Geschicklichkeit und die kluge und nützliche Anwendung derselben zuerst und in gewisser Hinsicht allein in Anschlag kamen, so waren es insbesondere Tapferkeit, und Muth und Klugheit oder List, welche zu dem Range eines Heros erhoben. Jedes Volk hat seine Heroenzeit, die Periode, in welcher es aus dem rohen Zustande der Wildheit in den gesellschaftlichen übergeht; da werden die Männer, welche ihren Stamm gegen die Einfälle anderer schützen, das Land von wilden Thieren säubern, unfruchtbare Ländereien urbar machen, Sümpfe austrocknen, nützliche Geräthe erfinden, sichere Wohnungen erbauen, und somit das eigentlich menschlich gesellige Leben begründen, die erhabensten Wohlthäter ihrer Zeit, werden von dieser verehrt und nach ihrem Tode den Göttern zugesellt, von welchen sie, der gemeinen Meinung nach, abstammten. So finden wir es, wie überall, auch bei den Griechen, welche dann die vollendeten Heroen als

Dämonen *) ansahen, die noch in ihrem höhern Daseyn über die Angelegenheiten der Erde und der Sterblichen walteten. Homer braucht das Wort Dämon für Gott und dämonisch für göttlich, ohne daß man noch eine Spur von der geheimen Priesterlehre findet, nach welcher die Dämonen Mittelwesen zwischen den Göttern und den Menschen wurden. Da er nun auch das Wort Heros größtentheils in der einfachern Bedeutung "ausgezeichneter Menschen" gebraucht und sogar den Mundschenken so nennet; so ist man berechtigt anzunehmen, daß die Begriffe von Heroen und Dämonen, wie sie in der Folge gangbar wurden, nach und nach erst sich ausgebildet haben. Hesiod und andere sprechen von verschiedenen Classen der Dämonen, von unsterblichen und sterblichen, unter welche letztere auch die Nymphen gerechnet werden, von welchen es ausdrücklich heißt, daß sie zehn Phönixalter durchlebten. Es gab nicht nur gute, sondern auch böse, feindselige Dämonen, wie es böse Heroen gegeben hat; es war natürlich, daß man die Natur des Lebenden auf den Verstorbenen, aber noch Fortdauernden, übertrug. Dabei war es jedoch Volksglaube der Griechen, hervorgegangen aus der natürlichen Scheu des Menschen vor dem Uebernatürlichen, daß auch die Geister der guten Heroen leicht zürnen und dann schädlich werden könnten. Deßwegen nahete man sich den Heroenmahlen mit scheuer Ehrfurcht und betrat nicht leicht in der Nacht solche Orte, wo man einem Heros zu begegnen besorgen mußte.

Man vergleicht die griechischen Dämonen mit den parsischen Fervers und Izeds und Dews, und den De-

*) Das Wort Dämon leitet man ab entweder von Daio, ich lerne, dann heißt es so viel als ein Einsichtvoller, oder von Daio dao, ich theile ein, dann ist es ein Eintheiler oder Austheiler oder Ordner.

wetas und Asurs der Indier; allein es ist hiebei nicht zu übersehen, daß die Geister der letztern beiden Völker einen andern Ursprung haben, als die der Griechen, bei jenen sind sie nemlich Ausflüsse der höhern Götter und früher erschaffen, als die Menschen, bei den Griechen aber gingen die Dämonen aus den Menschen hervor, die sich nach ihrem Tode erst unter die Götter erhuben, wenn sie schon mitunter auch während ihres Erdenlebens eine höhere, göttliche Natur in dem menschlichen Leibe trugen, wie Herakles und Perseus, die man als ins Fleisch herabgestiegene Götter ansehen kann. Plutarch drückt sich darüber also aus: So wie aus der Erde Wasser, aus dem Wasser Luft, aus der Luft Feuer sich entwickeln, indem die Natur des Wesens stufenweise gesteigert wird, so werden die bessern Seelen aus den Menschen Heroen, aus Heroen Dämonen, und einige von diesen werden durch lange Läuterung endlich ganz der Göttlichkeit theilhaftig, während wieder andere auf ihrer Höhe sich nicht halten können und zur menschlichen Natur zurückkehren müssen.

Die mythische Heroengeschichte der Griechen endiget sich mit dem Einfalle der Herakliden in den Peloponnesos (1190 v. Chr.) und die vorzüglichsten Heroengeschlechter sind die Promethiden oder Deukalioniden, die Inachiden, die Danaiden, die Pelopiden oder Tantaliden, die Kekropiden. Unter die einen oder die andern dieser größern Stämme müssen dann die einzelnen Geschlechter der Aeakiden, Persiden, Atriden, Herakliden gerechnet werden. Die ganze Heldenperioden pflegt man auch in zwei abzutheilen, nemlich in die vor und nach dem Argonautenzuge, denn diese Begebenheit ragt vor allen andern durch Umfang, Wichtigkeit und Einfluß auf griechische Cultur hervor. Indessen, wenn schon mit dem genannten Zeitpunkte die heroische Zeit der

Hellenen sich endigte, so hatte doch das folgende Zeitalter noch dann und wann seine Heroen. So wurden Kleomedes, um seiner ausgezeichneten Stärke willen, Harmodios und Aristogiton, die Befreier Athens von der Tyrannei des Hippias, Pythagoras und Apollonios von Thyana wegen ihrer Verdienste um Verbreitung der Philosophie unter die Heroen gerechnet.

Mit den Heroen und Dämonen standen auch bei den Griechen, wie bei den Parsen, die Vögel in einer gewissen Verbindung, denn die Sage läßt um die Gräber der Heroen verschiedene Vogelarten herumfliegen, oder aus der Asche derselben aufsteigen, welches dann eigentlich das Aufsteigen des Geistes in die höhern Regionen andeutete *). Nur dieser, der Geist stieg auf, die Seele, der Schatten (das Eidolon), des Helden blieb in der Unterwelt und sein Leichnam war der Verwesung anheimgefallen.

Der Dienst, den man den Heroen widmete, war im Wesentlichen Todtendienst, und ganz verschieden von der Verehrung der Götter; denn wenn man diesen hohe, steinerne Altäre aufbauete, so hatten jene nur niedrige Altäre von Rasen oder Erde, oder man machte Gruben mit darüber gelegtem Flechtwerke, um darauf die Todtenopfer zu bringen. Auch hatte ein Heros selten einen Tempel, sondern statt desselben einen besondern, abgesteckten Ort mit einem solchen Altare, oder auch einen heiligen Hain. Das Ganze führte verschiedene Namen, gewöhnlich aber nannte man es ein Heroon. Solche Denkmahle aber wurden mit der heiligsten Scheu betrachtet und auf der Verletzung derselben standen sehr harte Strafen. Der Opferdienst bei den Heroen hatte übrigens mit allen Tod-

*) Hiemit, sagt man, hängt auch die Idee des bekannten Bildes, des Schmetterlings als Symbols der Seele, zusammen.

tenopfern und dem Dienste der unterirdischen Götter sehr viel Aehnlichkeit. Das Andenken der Heroen wurde aber noch auf verschiedene andere Weise, namentlich auf Münzen, verewigt.

Von Prometheus und Deukalion, so wie vom Inachos und deren Geschlechtern haben wir schon das Nöthige gesagt. Wir kommen also bei den Heroen zuerst auf den

Danaos.

Dieser Sohn des Belos und der Anchinoe und Zwillingbruder des Aegyptos, war zu Chemmis in Oberägypten geboren. Nach des Vaters Tod entzweiten sich die Brüder und Danaos, gewarnt, entfloh aus Lybien, wo er herrschte, mit seinen 50 Töchtern, nach dem Peloponnes, wo er den letzten Sprößling der Inachiden vom Throne stieß. Doch die 50 Söhne des Aegyptos, schon früher mit ihren schönen Basen verlobt, verfolgten und erreichten die Flüchtigen. Da der Vater ihrem Verlangen nicht widerstehen konnte, so vermählte er ihnen seine Töchter an einem Tage, gab aber jeder von ihnen einen Dolch und den Auftrag, ihren Gemahl in der Brautkammer zu tödten. Nur Hypermnestra entließ ihren Geliebten, Lynkeus und sollte am folgenden Tage, als ihre 49 Schwestern die Köpfe ihrer ermordeten Gatten vorzeigten, als ungehorsame Tochter gestraft werden; aber das bestellte Gericht sprach sie los. Das Schicksal der Danaiden in diesem Leben wird verschieden erzählt, im Hades litten sie die Strafe, daß sie ein bodenloses Faß mit Wasser füllen müssen. Schon bei den Alten hatte man dieser Strafe eine historische Deutung gegeben. Die Danaiden, sagte man, hatten in dem wasserleeren Argolis Brunnen entdeckt und Zisternen gegraben. In der That wurden sie an verschiedenen Orten in dieser Beziehung verehrt. Von Danaos heißen die Griechen auch Danaer.

Pe-

Pelops.

Pelops war der Sohn des Königs Tantalos von Lydien, der ihn in der Kindheit schlachtete und den bei ihm versammelten Göttern vorsetzte, um ihre Allwissenheit zu prüfen. Zeus entdeckte die Unthat und befahl der Klotho, die zerstückten Glieder wieder zu vereinigen und zu beleben; dieß geschah. Doch die eine Schulter mußte von Silber eingesetzt werden, weil Demeter sie verzehrt hatte. Pelops vermählte sich mit Hippodameia, nachdem er ihren Vater Oenomaos im Wettfahren besiegt hatte und gab der Halbinsel Apia, oder Pelasgia, den Namen Peloponnesos. Unter den vielen Kindern, die Pelops zeugte, sind besonders Atreus und Thyestes bekannt, wegen ihres Hasses und des dadurch bewirkten Unterganges ihrer beiden Stämme. Das ganze Geschlecht wird von den Dichtern als unglücklich geschildert, aber die Sagen darüber sind höchst verschieden und verwickelt. Pelops genoß nach seinem Tode große Ehre; man nannte ihn den Stifter der olympischen Spiele (denen er wahrscheinlich, da sie schon von ihm vorhanden waren, durch seine Reichthümer nur neuen Glanz gegeben hatte), und errichtete ihm ein Heroon (Pelopion) neben dem großen Altar des Zeus. Das Palladion soll aus seinen Gebeinen entstanden und Troja nur mit Hilfe seines Schulterblattes (des Silbers?) erobert worden seyn.

Kekrops.

Der erste dieses Namens behauptet unter den Entwilderern von Attika einen bedeutenden Rang. Die griechische Sage nennt ihn einen Autochthon und giebt ihm eine Doppelgestalt, oben Mensch und unten Schlange, oder oben Mann und unten Frau. Die Geschichte aber sagt: Kekrops ist aus Aegypten mit einer Kolonie nach Akte, nachher Attika, gekommen, hat die Einwohner gewonnen und gesammelt, hat die Burg Kekropia, nachher Akropolis, gebaut, die Monogamie gesetzlich einge-

führt, Gerichtshöfe, namentlich den unbestechlichen Areopag, errichtet, und allen diesen wohlthätigen bürgerlichen Einrichtungen eine höhere Weihe dadurch gegeben, daß er sie an die Religion knüpfte. Unter seiner Regierung wählten sich die Götter ihre Lieblingsstädte, stritten sich Athene und Poseidon um den Besitz von Attika, der durch Zeus der erstern zugesprochen wurde. Kekrops ordnete an, daß Zeus, den er Hypatos (der Höchste) nannte, und ihm den ersten Altar in Attika errichtete, ohne Thieropfer, blos durch Auflegung von Schaubroten (aus Oel und Mehl) verehrt werden sollte. Auch schreibt ihm Cicero die Anordnung des Begräbnisses der Verstorbenen zu. Seine Kinder werden Erysichthon, Agraulos, Herse und Pandrosos genannt.

Kekrops, sagen nun die Gelehrten, oder die Saïtische Colonie unter seinem Namen, hat den Grund zum Ackerbau in Attika gelegt. Darauf gründeten sich dann alle entstehenden Gesetze und Gewohnheiten, daran knüpften sich die Eleusinien und die Bildung nahm ihren Gang. Aktäos (Ufermann) zeugte die Agraulos (Ackerfrau) und diese mit Kekrops vermählt, erzeugte den Erysichthon (Ackermann) und die Töchter: Agraulos, Herse (Thau) und Pandrosos (die Alles bethauende). So spricht die Sage in bedeutenden Namen, diesen Gang aus. Von den genannten trit Herse mit dem Hermes in Verbindung und alle drei mit Erichthonios, dem bekanntesten Beförderer des Landbaues in Attika, der ihnen den Untergang brachte.

Diese Sagen, richtig gedeutet, zeigen, wie sich neue Mythen an die alten knüpfen: Erichthonios brachte den Hephästosdienst nach Attika (eine Priestercolonie des Phthas aus Memphis) und trit mit der Athene (Neïth, der Saïtischen Priestercolonie die schon da war) in Verbindung; Demeter (Isis) mischt sich auch ein (die Eleusinien entstehen); Athene zieht den von Hephästos erzeugten

Erichthonios heimlich in ihrem Tempel auf (die neue Colonie erhält das Uebergewicht) und die Töchter des Kekrops stürzen sich von der Akropolis herab (der frühere Dienst wird dadurch verdrängt). Nimt man dazu die Nachricht des Pausanias daß man zu Athen die Hore Thallo mit der Pandrosos zugleich verehrt habe, ferner, daß die Horen mit den Chariten in Verbindung standen, und daß der Dienst der Chariten in Athen mystisch war; so werden diese Andeutungen hinreichen, Licht über diesen Mythenkreis zu verbreiten.

Ogyges.

Schon 185 Jahre vor Kekrops soll Ogyges in Attika gelebt und als König geherrscht haben; zu seiner Zeit war die große Fluth, die nach ihm, die ogygische genannt wird, welche Attika verwüstete.

Auch diesen läßt man schon aus Aegypten nach Griechenland überwandern, wiewohl alle historische Spuren von seinem Daseyn und Wirken in der Fluth vernichtet worden sind. Zu gleicher Zeit mit ihm soll gelebt haben

Kadmos.

Dem Könige Agenor von Phönikien hatte Zeus unter der Gestalt eines Stiers die Tochter, Europa, entführt und er sandte seine drei Söhne aus, sie zu suchen. Einer davon, Kadmos, kam nach Thrakien, wo er sich niederließ, bis seine Mutter Telephassa starb, die er bei sich hatte; dann brach er wieder auf und zog, auf den Rath des Orakels, gegen Süden, wo er eine Stadt bauen sollte da, wo sich ein Rind vor ihm niederlegen würde. Dieß geschah in Böotien (Stierland) und Kadmos erbaute die Stadt Thebe. Dabei tödtete er einen dem Ares heiligen Drachen, wofür er nachher in Sclaverei büßen mußte, säete die Zähne des Ungeheuers und sah als-

bald gewaffnete Männer daraus hervorwachsen (die Sparten, Gesäeten), welche sogleich einen wütenden Kampf begannen und bis auf fünf getödtet wurden. Nachher erhielt Kadmos die Herrschaft über Theben und die Harmonia zur Gemahlinn. Mit dieser erzeugte er vier Töchter, Autonöe, Ino, Semele und Agave und einen Sohn, Polydoros, welche sämtlich unglücklich waren. Kadmos selber mußte wieder von Theben abziehen, ward jedoch, mit Hilfe der Encheleer, König von Illyrien, wo er noch einen Sohn, Illyrios, zeugte. Hier lebte er ruhig, bis er mit Harmonia im höchsten Alter in Schlangen verwandelt wurde. Er hat mehre Erfindungen gemacht, die bekannteste aber ist die der Buchstabenschrift.

Die in Griechenland einwandernden Morgenländer, sagen die Forscher, hatten den wilden Griechen das Land, aus dem sie kamen, mit dem Finger bezeichnet. Es hieß Kedem; die Griechen nannten sie daher Kedmeer und diese Kedmeer wurden im Mythos zu einem einzigen Manne, Kadmos, welcher nun überall hin kam, wo Kadmeer waren. Kadmeer waren aus Asien nach Europa gekommen, Kadmos suchte also seine Schwester Europa. Uebrigens ist der Stierpfad, den er einherwandelt, der Pfad zur Cultur, denn der Stier ist das Symbol derselben, zuerst der physischen, dann aber auch der erst darauf folgenden, also daraus hervorgehenden geistigen und sittlichen Cultur. Dieß ist genug, um sich den Mythos von Kadmos erklären zu können.

Herakles.

"Wie die Eiche über niedriges Gestrauch, sagt ein neuer Mythолog, so ragt dieser Heros über alle Helden des Alterthums hinweg; denn Alles, was der griechische Geist Erhabenes, Großes und Göttliches mit dem Manne vereinigen konnte, hat er in dem Bilde des Herakles zusammengestellt. Es ist das Bild von dem höchsten Ideale des

Menschen. Wie viel Stoff dazu das Leben eines Menschen lieferte, kümmert uns nicht, es gehört mehr als ein Menschenleben dazu, alle die Thaten zu verrichten, die ihm zugeschrieben werden; aber die Hülle der Schönheit, die Alles mit einem täuschenden Schleier umgibt, macht eben dadurch Alles wahrscheinlich, daß sie uns zum Glauben hinreißt, und keinem Zweifel Raum verstattet" —

Es ist Begeisterung, die so spricht, aber eine so natürliche Begeisterung, daß sie jeden ergreift, der die Erzählung vom Herakles in ihrer poëtischen Ansicht auffaßt; mag immerhin die kältere prosaische Forschung das erregte Gefühl am Ende wieder herabstimmen!

Herakles, ein Sohn des Zeus und der Alkmene, Gemahlinn des Amphytryo, in einer ins Dreifache verlängerten Nacht erzeugt, war ganz natürlich ein Gegenstand des bittern Hasses für Here, die, da Zeus in der Götterversammlung erklärt hatte, daß an einem gewissen Tage ein Knabe aus seinem Geschlechte geboren werden würde, dem er die Herrschaft über alle Umwohnenden geschenkt habe, Alkmenen die Geburt verzögerte und den Sohn des Königs Sthenelos von Argos ans Licht zog. Vergeblich warf Zeus die Schuld aus dem Olymp, er konnte den Schluß der Anangkä nicht hindern und mußte seinen Sohn zum Diener desselben werden lassen. Um ihn indessen möglichst zu entschädigen, ließ er ihn unerkannt zu seiner Gemahlinn bringen, damit er an ihrer Brust die Unsterblichkeit söge. Das Kind sog mit solcher Gewalt, daß Here es erkannte und von sich warf, bei welcher Gelegenheit ein Strom von Milch ihrer Brust entspritzte und die Milchstraße bildete. Da Herakles mit einem Zwillingsbruder, Iphikles, zugleich geboren war, so wollte sein Vater prüfen, welches von den beiden Kindern der Sohn des Gottes, welches der seinige wäre. Er warf daher ein Paar Schlangen auf ihr Wiege, welche Herakles,

während sein Brüderchen floh, bei den Köpfen nahm und lachend ihrer Ohnmacht erwürgte. Frühzeitig ward der Held geübt in allen den Künsten und Fertigkeiten, welche zu seiner Zeit zur Ausbildung eines Mannes gehörten, und überall hatte er die trefflichsten Lehrer: Amphitryo selber lehrte ihn das Wagenrennen, Autolykos das Ringen, Eurystos das Bogenschießen, die Waffenkunde Kastor. Auch Musik lernte er von Linos, den er jedoch, weil er dem ungeschickten Schüler einen Schlag gab, mit der Leier tödtete. Amphitryo entfernte ihn darauf aufs Land, um die Heerden zu hüten. Hier blieb er bis zum achtzehnten Jahre und in diesen Zeitpunkt fällt die schöne Erzählung vom Herakles am Scheidewege. Zwei Göttinnen erschienen ihm zugleich, die eine mit allen Reizen prangend, versprach ihm Freude und Wonne, wenn er ihr folgen würde; es war die verführerische Wollust. Die andere, nicht minder schön, aber ernst, versprach ihm einen Sitz im Olymp, wenn er unter ihrer Leitung den Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens die männliche Brust bieten würde. Herakles bedachte sich nicht lange, er reichte der Tugend *) die Hand und wählte sie zur Führerinn seines Lebens.

Herakles, vier Ellen hoch und an Gliedern doppelt so stark, wie ein anderer Mann, war zur Vertilgung von Ungeheuern gemacht und das war die eigentliche Aufgabe seines Lebens. Seine erste That war die Bezwingung eines wütenden Löwen, der die Staaten des Königs Thes-

*) Die Tugend der damahligen Zeit war nicht die spätere sokratische, noch weniger die christliche, es war hohe, kraftvolle Männlichkeit, die kühn jeder Gefahr entgegen gehet und dabei nichts Arges hat, wenn sie die eigentlichen Gesetze der Moral übertrit. Tapferkeit und Großherzigkeit zeigt diese Tugend immer, aber nicht immer Gerechtigkeit und Billigkeit.

pios verwüstete. Dabei ruhete er in den Armen der 50 Töchter desselben aus, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebaren. Dann befreite er seine Vaterstadt Theben von dem Tribute, den sie den Orchomeniern geben mußten und hob diesen selber auf. Dafür beschenkten ihn die Götter, Athene mit ihrem Schleiermantel, Hephästos mit einem Harnisch, Hermes mit einem Schwerte, Apollon mit Pfeilen. Die Keule nahm er sich zu Nemea selber.

Diese Thaten waren nur Vorspiele von dem, was Herakles nun als Dienstmann des Eurystheus, auf dessen Befehl unternehmen mußte. Zwar weigerte sich der Held in dem Gefühle seiner Kraft, dem Schwächling zu gehorchen und als das Orakel ihm andeutete, "daß er zehen Befehle desselben ausrichten müsse," verfiel er in Wahnsinn, in welchem er seine eigenen Kinder tödtete; allein geheilt und entsündigt begab er sich zu Eurystheus und unterzog sich seiner Bestimmung. Zuerst wurde ihm aufgegeben, den nemeischen Löwen zu tödten, ein Thier, das von keiner menschlichen Waffe verletzt werden konnte. Herakles tödtete ihn mit seinen Händen, trug ihn zu Eurystheus, der sich vor dem Ungeheuer entsetzte, und zog ihm darauf die Haut ab, die ihm seitdem als Waffenmantel diente.

Dann mußte er die lernäische Schlange bekämpfen, ein Ungeheuer, das eine Menge Köpfe hatte, von welchen einer unsterblich war, die andern, wenn einer abgehauen wurde, sich durch zwei neue ersetzten. Herakles faßte das Ungethüm mit seinem starken Arme, aber es umschlang seine Füße und zugleich kam ein ungeheurer Krebs, der ihm von hinten in die Schenkel fiel, demselben zu Hilfe. Herakles sah sich also auch genöthigt, Beistand zu suchen. Diesen leistete ihm sein Freund Jolaus, der einen Wald in Brand steckte und ihm die brennenden Aeste reichte, um die Wunden der abgeschlagenen Köpfe zu bren-

nen, damit nicht neue entstehen konnten. So vertilgte der Held die sterblichen Häupter, das unsterbliche versenkte er unter einen schweren Stein. Herakles bekam von dieser schrecklichen Arbeit giftige Geschwüre am ganzen Leib und hatte zuletzt den Schmerz, sie als ungültig verworfen zu sehen, weil er sie nicht ohne Gehilfen vollbracht hatte.

Nach diesem trug ihm Eurystheus auf, eine der Artemis geweihete Hindinn, welche goldenes Geweih und eherne Füße hatte, lebendig zu fangen. Ein ganzes Jahr lief der Held hinter der Geschwindfüßigen her, bis er ihr endlich am Gebirge Artemision einen Fuß durch einen Pfeilschuß lähmte und sie nun fangen konnte.

Ebenso fing er dem den Apollon geweiheten Eber von Erymanthos lebendig und brachte ihn dem Eurystheus, welcher darüber dermassen erschrak, daß er sich verkroch und von dem an seine Befehle an Herakles durch dritte Personen gab. Apollon und Artemis verziehen die Beleidigung, weil sie von der Anangkä geboten war.

König Augias in Elis hatte 3000 Rinder in seinen Ställen, die seit langer Zeit nicht gereinigt worden waren. Auf Befehl des Eurystheus übernahm es Herakles, sie in Einem Tage zu reinigen, gegen das Versprechen des zehnten Theils von der Heerde. Durch die beiden Flüsse, Peneios und Alpheios, welche der Held durch die Ställe leitete, waren sie in Einem Tage rein; allein Augas hielt sein Versprechen nicht, weil er erfahren hatte, daß Herakles auf Befehl seines Herrn gehandelt habe, und dieser ließ die That nicht gelten, weil Herakles einen Lohn dafür verlangt habe.

Die Stymphaliden zu tödten, war nun die Aufgabe, die der Held zu lösen hatte. Die Stymphaliden waren ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Krallen. Herakles erschoß sie mit seinen Pfeilen.

Jetzt kam es an den Stier von Kreta, den Minos hatte opfern sollen und eigensüchtig behielt, wie wir schon gelesen haben. Eurystheus, dem Herakles den bezwungenen auf den Schultern überbrachte, ließ ihn frei und er erscheint darauf noch einmahl in der Sage, als der Marathonische Stier.

Der König von Thrakien Diomedes hatte vier Rosse, die mit Menschenfleisch ernährt wurden. Diese mußte ihm Herakles abnehmen, welches nach einem harten Kampfe geschah, worin Diomedes selber blieb. Die Pferde wurden nachher auf den Olympos getrieben und dort von wilden Thieren zerissen.

Darnach bekam Eurystheus Lust, das Wehrgehenk der Amazonenköniginn, Hippolyta, zu besitzen. Herakles zog aus gegen sie, mit einer Schaar von jungen Kriegern, tödtete die Königinn, schlug ihr Heer in die Flucht und raubte das Wehrgehenke.

Immer weiter wurde der Held gesandt. Jetzt mußte er sogar nach Erytheia, um dem Riesen Geryon seine Rinder zu rauben, wovon wir schon mehr erzählt haben. Herakles schiffte sich mit den Rindern in dem Becher des Helios ein und fuhr noch Tartessos über und kam endlich nach vielen ausgestandenen Abentheuern mit denselben bei Eurystheus an.

Jetzt also wäre Herakles seiner Dienstbarkeit entlassen gewesen, da aber zwei seiner Geschäfte verworfen worden waren, so mußte er noch zwei andere übernehmen, und

zuerst die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden holen. Auf diesem weiten Zuge, wo Herakles eine Menge Abentheuer bestand, erlöste er auch den Prometheus von seiner Qual und erhielt von ihm den Rath, sich die Aepfel von dem Riesen Atlas holen zu las-

sen. Herakles nahm also diesem den Himmel ab und hielt ihn so lange, bis er zurückkäme. Atlas kam wirklich mit den drei goldenen Aepfeln, allein ohne Lust, seine Last wieder auf sich zu nehmen; er wollte lieber die Aepfel selber zu Eurystheus bringen. Da bat ihn Herakles, den Himmel nur so lange wieder zu nehmen, bis er sich ein Kissen auf die Schulter gelegt haben würde. Atlas ließ sich bereden und Herakles, als er sich befreit sah, nahm die Aepfel und ging damit von dannen.

Zuletzt sandte Eurystheus den Helden sogar in die Unterwelt, um dem Aïs seinen Hund Kerberos zu entführen. Hiezu bedurfte es der Vorbereitungen, die er machte, indem er sich in die Mysterien zu Eleusis aufnehmen ließ. Dann gings getrost hinab zu den Schatten, die überall vor ihm flohen. Aïs bewilligte sein Verlangen, den Kerberos an das Licht des Tages zu bringen, unter der Bedingung, daß es ohne Waffengewalt geschehen solle. Herakles bezwang darauf das Ungethüm mit den Händen und brachte es seinem Gebieter, der, sich voll Entsetzen abwendend, ihm befahl, es wieder in die Unterwelt zu entlassen.

Damit endigte sich des Herakles Dienstbarkeit. Neben diesen zwölf Arbeiten, wie man sie zu nennen pflegt, hatte er schon, gleichsam als Nebenthaten, eine Menge Abentheuer bestanden, die wir nicht nahmhaft machen können, die aber zum Theil von eben solcher Wichtigkeit sind, wie die erwähnten. Und nun kam er nach Theben zurück, vermählte seine Gattinn Megara dem Jolaos und ging nach Euböa, um unter den Bewerbern um die Tochter des Königs Eurytos, Jole, aufzutreten. Er besiegte sie zwar alle in dem dazu bestimmten Bogenschießen, bekam jedoch das Mädchen nicht, weil alle Glieder ihrer Familie fürchteten, er mögte in seinen Wahnsinn zurückfallen und die mit ihr erzeugten Kinder, wie seine frü-

hern, tödten. Nur ihr Bruder Iphitos trat auf die Seite des Helden, und vereinigte sich mit diesem. Da ihn aber unglücklicher Weise sein Wahnsinn ergrif, stürzte er er den Iphitos von der Mauer Tiryns herab, daß er starb. Nur mit Mühe konnte er von dieser That gereinigt werden. Sie zog ihm eine schwere Krankheit zu, die keiner Kunst weichen wollte und ihn zuletzt veranlaßte, sich nach Delphi zu wenden. Aber die Pythia wollte ihm kein Orakel ertheilen. Da begann er dem Tempel zu plündern, raubte den Dreifuß und bereitete sich selber einen Orakelsitz. Apollon kam seinem Tempel zu Hilfe und es entspann sich ein Kampf zwischen beiden, den Zeus durch seinen Blitz endigen mußte. Herakles gab zuletzt den Dreifuß zurück und erhielt das Orakel, daß er von seiner Krankheit genesen werde, wenn er auf drei Jahre sich zum Sklaven verkaufen, und den Kaufspreis dem Eurytos geben würde. Dem gemäß verkaufte ihn Hermes an die Königinn Omphale in Lydien. Während seiner Dienstzeit, in welcher er sogar am Rocken sitzen mußte, verrichtete er wieder eine Menge Thaten und nach Beendigung derselben eroberte er die Stadt Troja, dann die Insel Kos, darauf das Königreich Elis, wobei er die olympischen Spiele einsetzte, ferner die Städte Pylos und Lakedämon und andere Städte und Länder und bei allen Gelegenheiten verrichtete er Wunder und Thaten. Und bei allem dem starb er in seinen beßten Jahren. Die nächste Veranlassung zu seinem Tode war die: Er war vermählt mit Dejanira, der Tochter des Königs Oeneus und von dieser sehr geliebt. Einst hatte er sie dem Kentaur Neſſus anvertraut, daß er sie über einen Strom tragen sollte. Der Halbmensch widerstand seinen Lüsten nicht, Dejanira schrie und Herakles schoß dem Frevler einen Pfeil ins Herz. Sterbend rieth er Dejaniren, von seinem Blute etwas aufzubewahren und im Falle ihr Gemahl ihr untreu zu werden begehrte, ihm ein Gewand damit zu bestreichen; dieses Mittel würde ihr seine Treue erhalten. Dejanira

befolgte den Rath. Als nun Herakles darauf den König Oeneus bekriegt und seine vormahlige Braut Jole erobert hatte, sandte ihm Dejanira zu einem Opfer ein von ihm verlangtes weißes Gewand, heimlich mit dem Blute des Nessos bestrichen. Kaum hatte es der Held angelegt, als er von den entsetzlichsten Schmerzen befallen wurde. Er riß es herunter, mit ihm sein Fleisch, aber seine Schmerzen blieben. Da ließ er sich einen Holzstoß errichten, bestieg ihn und befahl ihn anzuzünden. Durch das Feuer gereinigt, stieg nun sein Geist in den Olymp, wo er mit Hebe vermählt, unter den Unsterblichen wohnt.

Herakles hatte viel Söhne und Töchter erzeugt. Die Nachkommen derselben, die Herakliden, haben über ein Jahrhundert lang ganz Griechenland erschüttert, indem sie (von 1200 v. Chr. an) die Ansprüche ihres Ahnherrn auf den Peloponnes geltend machen, aber erst nach achtzig Jahren durchsetzen konnten. Indem nun fünf heraklidische Königreiche im Peloponnes entstanden, nemlich Argos, Messene, Lakedämon, Elis und Korinth, wurden die dort wohnenden Völker zum Theil vertrieben und von diesen neue Reiche in Vorderasien gestiftet, oder schon bestehende umgewandelt. Andere Herakliden herrschten in Lydien und in Sardinien und überall war natürlich die Verehrung des Ahnherrn der Grund der Religion. Zuerst wurde Herakles nur als ein Heros verehrt, bald aber fingen die Thebaner an, ihm göttliche Ehre zu erweisen. Die ihm geweiheten Feste hießen Herakleia, die alle 5 Jahre gefeiert wurden. Geweiht waren ihm die Wachtel, der Quittenbaum, die Silberpappel.

Die Mythe vom Herakles ist, wie man leicht erachten kann, auf verschiedene Weise und namentlich poetisch, astronomisch und historisch erklärt worden; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß ihr eben so gut die einen wie die andern Momente zum Grunde liegen.

Herakles, sagt man, stellt das Ideal menschlicher Vollkommenheit dar, im Sinne des heroischen Zeitalters, und zwar geweihet dem Heil der Menschen, oder ursprünglich vielleicht der Nation. Er ist ein Mensch, aber das Große in ihm ist göttlichen Ursprungs. Herakles ist der Sohn Gottes von einer sterblichen Mutter geboren; diese Göttlichkeit wird hervorgehoben durch den Contrast, den sein blos menschlicher Zwillingsbruder mit ihm bildet, denn während dieser erzittert und flieht, beweist jener schon die ihm inwohnende Götterkraft in der Wiege. Seine Bestimmung, allem Unrecht zu steuern, zeigt sich schon als ungeregelter Naturtrieb in dem Todtschlage des Linos; aber eine vollendete Tugend kann nur durch großen, fortdauernden Widerstand sich bewähren, und diesen fand Herakles, nicht in einzelnen, zufälligen Dingen, sondern durch ein ihm feindseliges, also dem Guten selber gehässiges Wesen, ein böses Prinzip, welches die Griechen haüfig durch ihre Here darstellen. Dieses wirkt nicht unmittelbar, sondern bedient sich eines Werkzeugs, des Königs Eurystheus, welcher zugleich durch seine niedrige Feigheit zum völligen Contraste des Heros dienen muß. Ihm selber stehet Pallas zur Seite und eilt ihm in Fällen der Noth zu Hilfe, Pallas, die uns andeutet, daß er nicht bloß das Ideal ungebildeter Körperkraft, sondern das menschliche Ideal aller der Geistesvorzüge, deren göttliches Ideal Pallas ist. In diesem Geiste betrachtet man denn die Thaten des Herakles und findet in denselben nichts als Allegorieen, Darstellungen gewisser schädlicher Kräfte und Erscheinungen in der Natur unter dem Bilde von Ungeheuern. Einem vollendeten Helden muß nichts zu schwer seyn, darum läßt die Dichtung den Herakles niederfahren zur Hölle, und zum Beweise dessen den Kerberos heraufbringen. Aber auch ein vollendeter Held bleibt ein Mensch und unterliegt menschlichen Schwachheiten und Fehlern, das zeigt Herakles durch seine Erniedrigungen, besonders in seinem Verhältnisse zur Omphale. Conse-

quent schließt dann die Dichtung, die den Helden, nachdem er seine Laufbahn hier vollendet, in die Herrlichkeit zurückgehen lässet, aus welcher er herabkam; das Sterbliche ward den Elementen übergeben, sein Schatten wohnt im Hades.

Mit dieser poëtischen Ansicht vom Herakles kommt dessen astronomische insofern überein, daß sie annimmt, zu dem Urmythos seyen spätere Zusätze gekommen, die ihn in ein anderes Gebiet zu setzen Veranlassung gegeben hätten. Nach dieser Erklärung ist Herakles ein Symbol der Sonne, die wie ein Held ihre Bahn durchläuft, weßhalb er der Vater der Zeit, der Alles verschlingende und Alles gebärende genannt wird. Seine zwölf Arbeiten sind dann nichts anders, als die Wanderung der Sonne durch die zwölf Thierkreiszeichen, die durch die plastische Poësie der Griechen zur Sage geworden, oder durch den Cultus, welcher diese zwölf Arbeiten der Sonne symbolisch dramatisirte. Am Ende seiner Laufbahn steht der Held wieder jugendlich da (wird mit Hebe vermählt), er beginnt solche mit neuer d. i. nie alternder Kraft, wenn er auch zuweilen verdunkelt schien und sogar in die Unterwelt hinabgestiegen (winterlich abwesend) war.

Man kann nicht laügnen, daß auch diese Erklärung etwas Wahrscheinliches hat; allein Vieles im Mythos des Herakles bleibt in beiden Erklärungen noch dunkel, so daß man genöthigt ist, zur Aufhellung desselben auch die Geschichte anzusprechen. Dieß haben schon die Alten gethan: Varro zählt 44 Heroen zusammen, die den Namen Herakles führten, Cicero nur sechs, Diodor nimt ihrer drei an, nemlich den ägyptischen, der einen großen Theil der Welt unterjochte und in Afrika die Saüle setzte; den von den idäischen Daktylen, Zauberer, Feldherrn und Stifter der olympischen Spiele; endlich den Sohn des Zeus und der Alkmene, der die Saüle in Europa gesetzt habe. Von

dem ägyptischen, dem Som, kennen wir schon das Nothwendige. Auch von dem tyrischen, oder phönikischen (dem kretischen) Herakles sind wir unterrichtet, wir bemerken nur hier noch, daß durch die Phönikier und deren Colonie, die Karthaginenser, die Verehrung dieses Wesens nach Gallien und Spanien und noch weiter gekommen sey.

Vom griechischen Herakles sagt man, er habe ursprünglich Alkäos geheißen und den Namen Herakles (von Here und Kleos, Ruhm) erst nach seiner Vergötterung erhalten; er sey der Erbe aller der Thaten und ihres Ruhms geworden, welche vor ihm von Helden seines Namens in verschiedenen Ländern der Erde verrichtet worden. Daß übrigens auch dann, wenn unter dem Herakles eine historische Person verstanden wird, sein Ursprung noch phönikisch sey, dafür bürgt der Umstand, daß Thebe, sein Vaterland, die Hauptcolonie der Phönikier in Griechenland war.

Theseus.

Theseus ist der Herakles der Athener. Sein Vater Aegeus erzeugte ihn mit Aethra, der Tochter des Königs Pyttheus von Trözene, ohne sich mit ihr zu verbinden; aber er verbarg sein Schwert und seine Sandalen unter einem Stein und befahl ihr, wenn sie einen Sohn gebären, und dieser als Jüngling im Stande seyn würde, das Verborgene hervorzunehmen, ihn mit denselben zu ihm zu senden. Dieß geschah, denn der junge Theseus war starken Körpers, festen Muthes, klugen und gewandten Geistes. Er lehnte es ab, den sicherern Weg zur See zu reisen und wählte den Landweg, der durch allerlei Ungeheuer gefährdet war; aber eben deßwegen wählte er ihn, um diese zu vertilgen. Auf der ersten Tagreise schon erlegte er den wilden Unhold Periphetes, dessen Keule nun seine Siegeswaffe wurde. An der Erdenge von Korinth

that er dem Frevler Sinnis (Skyron), wie er andern gethan hatte, er zwang ihn, ihm die Füße zu waschen und stieß ihn darauf mit dem Fuß ins Meer, darauf befreite er die Gegend von der wilden Sau, von einem Flecken die kromionische genannt. Nachdem er hierauf in Eleusis den arkadischen Kämpfer Kerkyon, der jeden von ihm im Kampfe Besiegten ermordete, besiegt und getödtet hatte, zog er gen Termione, und gab dem Prokrustes den Tod, den dieser vielen andern gegeben hatte. (Er hatte ein Bett, worinn er die Fremden legte, waren sie länger, so hackte er ihnen so viel an den Füßen ab, waren sie kürzer, so reckte er ihnen die Glieder aus, bis sie hineinpaßten). So kam er also schon mit Ruhm bedeckt, nach Athen, wo sein Vater mit Medea verheirathet war. Diese faßte Argwohn gegen den Gast und beredete ihren Gatten, ihn mit Gift zu tödten; aber in dem Augenblicke, wo er den Becher an die Lippen setzte, erkannte ihn sein Vater an seinem Schwerte, und riß ihm den Tod vom Munde. Des Volkes Freude an diesem Königssohn war groß; aber die Söhne seines Oheims, Pallas, die das Königreich zu erben gehofft hatten, empörten sich gegen ihn. Theseus schlug einen Theil derselben und zerstreute die andern; darauf zog er nach den marathonischen Feldern und fing den kretischen Stier, den Eurystheus losgelassen hatte, welchen er in der Stadt Athen herumführte und sodann dem delphischen Apollon opferte. Noch Größeres sollte er für Athen thun. Minos sandte seine Abgeordneten, zum dritten Mahl den Tribut von 7 Jünglingen und 7 Mädchen zu verlangen, die alle neun Jahre seinem Minotauros geliefert werden mußten. Theseus, und mit ihm andere Jünglinge, bot sich freiwillig an, hinzugehen und entweder den Minotauros zu besiegen, oder sich selber zu opfern. Sein Heldenwesen rührte das Herz der Tochter des Königs Minos, Ariadne; sie verschaffte ihm das Mittel, sich aus dem Labyrinthe wieder herauszufinden durch einen Knauel Faden, den er am

Ein-

Eingange festmachte; seine Tapferkeit erlegte den Minotauros und so war Athen von der Schmach des Tributes erlöst. Ariadne entfloh hierauf mit Theseus, er aber verließ sie, auf der Insel Naxos, wo sie von Bakchos gefunden und durch Vermählung mit ihm zur Göttinn erhoben wurde. Theseus wurde jetzt, da sein Vater sich ins Meer gestürzt hatte, weil er seinen Sohn für verloren achtete, zum Könige von Athen erwählt; doch größer noch als sein Ruhm, begab er sich freiwillig der erlangten Würde und verwandelte das Königreich in einen Freistaat. Diesem gab er eine neue, zweckmäßige Verfassung, zu deren Andenken er die Panathenäen einsetzte. Er war der erste zu Athen, der eine Münze schlagen ließ. Das Bild darauf war ein Rind. Nachdem nun Alles eingerichtet war, hätte Theseus in Ruhe leben können; allein diese sagte ihm nicht zu. Er verband sich vielmehr mit Herakles und zog gegen die Amazonen. Hier fand er an Antiope oder Hyppolite eine Gemahlinn und diese gebar ihm den Hyppolitos, den er zu seinem Großvater Pittheus sandte, um ihn dort erziehen zu lassen. Nach Hyppolitens Tode heirathete er die Phädra. An dem Argonautenzuge und dem gegen den kalydonischen Eber lassen ihn nur Einige Theil nehmen, aber Alle sind darüber einstimmig, daß seine Freundschaft mit dem Könige Peirithoos von Thessalien ihn in gefährliche Abentheuer verwickelte. Mit ihm ging Theseus nach Sparta und raubte die damals zehnjährige Helena, auch gewann er sie durch das Loos und, nachdem sie erwachsen war, zeugte er die Iphigenia mit ihr. Um aber den Peirithoos zu entschädigen, stieg er mit ihm in die Unterwelt hinab, um dem Aïs seine Gemahlinn Persephone zu entführen. Doch das Wagestück mislang, Aïs bezwang die kühnen Raüber und legte sie in Fesseln. Theseus ward durch Herakles wieder befreit, aber Peirithoos war verloren. Als nun Theseus wieder in seine Heimath kam, hatte sich Alles verändert, zu seinem Nachtheile verändert, und ihn

traff das größte Unglück. Seine Gemahlinn Phädra hatte sich in ihren Stiefsohn Hyppolitos verliebt, und war von dem keuschen Jünglinge zurückgewiesen. Nun erhängt sie sich, klagt aber vorher bei dem Vater, sein Sohn habe sein Ehebette gewaltsam entweiht. Dieser fleht in seinem Zorn zu Poseidon, er möge den Frevler bestrafen. Poseidon sendet alsbald ein Ungeheuer aus dem Meere, das die Pferde des Hyppolitos scheu macht, sie reißen aus und schleifen den Jüngling zu todt. So sieht nun Theseus den Sohn sterben und hört zugleich von Artemis, daß er unschuldig sey. Dieß geschah zu Trözene. Zu Athen aber war der Aufenthalt der Helena, wegen welcher ihre Brüder die Stadt mit Krieg überzogen hatten, entdeckt und Theseus dadurch in Haß und Verachtung bei denen versunken, die ihn bisher so hoch geachtet hatten. Als er nun dahin kam, um die Zügel der Regierung wieder zu übernehmen, brach eine Empörung gegen ihn aus, die ihn zwang, sich von Athen zu entfernen. Er ging nach Skyros zu seinem Gastfreunde dem Könige Lykomedes und dieser war treulos genug, den Helden hinterrücks von einem Felsen hinabzustürzen, so daß er seinen Tod fand.“ — Erst lange nachher sah Athen seine Größe und seine Verdienste wieder in reinem Glanze und gedachte seiner schuldigen Dankbarkeit. Ein Orakel gebot, die Gebeine des Helden zurück zu holen und ganz Athen jauchzte, als Kimon sie zurückbrachte: An den Tagen seiner Rückkehr von Kreta und seiner ersten Rückkehr von Trözen brachte man ihm Opfer, und hielt festliche Spiele zu seinem Andenken; auch wurde ihm ein Tempel errichtet.

Die neuen Forscher behaupten, der Mythos des Theseus verdanke seine Entstehung und Ausbildung größtentheils der Eitelkeit der Athener, welche einen eben so grossen Heros aus ihrer Mitte hätten aufstellen wollen, wie die Thebaner hatten; dieß weisen sie nach durch eine Parallele, welche allerdings der Sache eine große Wahrschein-

lichkeit gibt. Uebrigens fallen die Widersprüche und Anachronismen dieser Fabel dem aufmerksamen Leser von selber in die Augen, so wie ihre Zusammensetzung aus verschiedenartigen Momenten klar ist. Wenn man die Erzählung von den Begebenheiten des Theseus mit dem Minotauros und der Ariadne, als aus den mysteriösen Chören und Scenerieen in den Tempeln der Naturreligion zu Kreta entstanden, ansehen muß, so spricht dagegen die heilige Theoria *) nach Delos, die so lange in Athen bestanden hat, für einen geschichtlichen Vorfall, auf den sie sich beziehen mogte. Es ist also auch hier, wie in so vielen andern Mythen, Geschichtliches mit Poëtischem und Philosophemen und sogar Phantasmen unter einander gemischt.

Perseus.

Perseus, der Sohn der Danae von Zeus, der ihr als goldener Regen in den Schooß fiel, ward von seinem Großvater Akrisios, um einer fatalen Prophezeiung willen, ausgesetzt, aber gerettet und von Polydektes in Seriphos erzogen. Dieser versammelte seine Freunde und verlangte von ihnen einen Beitrag zu seiner Bewerbung um die Tochter des Königs Oenomaos. Perseus versprach ihm, sogar das Haupt der Medusa, sofern er es verlangen würde, liefern zu wollen und Polydektes nahm ihn beim Worte. So kam Perseus zu dem Abentheuer mit den Gorgonen. Ohne Beistand der Götter würde er es nicht vollbracht haben; aber Hermes und Athene geleiteten ihn und die Gräen, denen er Auge und Zahn raubte und damit geflügelte Solen, einen Beutel und

*) Theorie war eine feierliche Gesandtschaft zu einem auswärtigen Feste bei den Griechen. Wenn eine solche abging, wurde die ganze Stadt durch Reinigungen gesühnt, und bis sie wieder angekommen war, durfte Niemand hingerichtet werden.

des Aïs unsichtbar machenden Helm von ihnen erpreßte. Damit und mit einer diamanten Sichel von Hermes ausgerüstet, begab er sich an den Ort, wo die Gorgonen schliefen und tödtete die sterbliche Meduſa, indem er ihr den Kopf abhieb und in seinen Beutel steckte. Von dem Geraüsch erwachten die beiden andern Gorgonen und verfolgten den Frevler, den nur des Aïs Helm vor ihnen erretten konnte. Auf seiner Rückreise kam er zu dem Könige Atlas, der ihm Gastfreiheit versagte und deßhalb von ihm durch die Kraft des Meduſenhauptes in einen Felsen verwandelt wurde, der seitdem den Himmel trägt. Darauf befreiete er des Königs Kepheus von Aethiopien Tochter, Andromeda, von dem Seeungeheuer, dem sie zum Opfer werden sollte und vermählte sich mit ihr, worauf er sich nach Seriphos begab. Hier versammelte er den Polydektes und seine Freunde und versteinerte sie, weil sie seine Mutter und deren Gatten beeinträchtigen wollten, und gab nun den Göttern die geliehenen Schätze zurück, Athenen aber das Haupt der Meduſa, die es auf ihren Schild setzte.

Um seinen Großvater zu besuchen ging der Held nach Argos, wo er ihn nicht fand, weil er aus Furcht vor dem Orakel ihm ausgewichen war. Allein dieses mußte erfüllt werden, Perseus tödtete seinen Großvater unversehens und ohne ihn zu kennen bei einem feierlichen Spiele, mit der Wurfscheibe. Und nun wollte er aus Scheu das Reich desselben nicht in Besitz nehmen, vertauschte es daher mit der Herrschaft Tiryns, in welcher er Midea und Mykenä zuerst mit Mauern umgab. Unter seinen Söhnen ist besonders Perses wichtig, welchen die Griechen für den Stammvater der Perser ausgeben. Perseus wurde unter die Sterne versetzt, wie auch seine Gemahlinn, Andromeda.

Auch dieser Mythos wird auf verschiedene Weise erklärt, nemlich historisch, astronomisch, poëtisch. Dabei

geht man bald von Persien, bald von Aegypten, bald von Griechenland aus, und der Eine läßt den Griechen Perseus nach Aegypten kommen und seinen Schuh dort zurücklassen; der Andere führt ihn aus Aegypten an das griechische Gestade; der Dritte findet ihn in dem persischen Mithras wieder. Es ist höchst wahrscheinlich, daß morgenländische Ideen und abendländische Sagen auch in diesem Mythos mit einander verschmolzen sind und zwar so, daß man nicht mehr im Stande seyn wird, sie von einander zu sondern.

Bellerophon.

Bellerophon, früher Hipponoos genannt, der Sohn des korinthischen Königs Glaukos, erschlug in seiner Jugend einen seiner Stammverwandten, Belleros (daher sein Name: Bellerosmörder) und mußte landflüchtig werden. Sein Vetter Prötos nahm ihn auf, entsühnte *) ihn und gab ihm Aufenthalt. Die Gemahlinn des Prötos aber nahm noch wärmern Antheil an dem schönen Jüngling, sie fand indessen einen nicht erwarteten Widerstand und rächte sich nun durch Verläumdung und Anklage des Frevlers bei ihrem Gatten. Dieser gab dem Jünglinge eine Tafel mit gewissen Zeichen darauf, und sandte ihn zu seinem Schwiegervater Jobates, der ihn nach Landessitte neun Tage ehrlich hielt, ohne ihn um seine Aufträge zu befragen, und als er sie am zehnten durch die Tafel erfuhr, scheuete er sich, ihrem Inhalte buchstäblich nachzukommen und den jungen Gastfreund zu ermorden. Er übertrug ihm aber ein halsbrechendes Abentheuer, nemlich

*) Es war eine kluge Sitte des frühern Griechenlands, daß kein Mörder mit Göttern und Menschen wieder in Verbindung treten konnte, bis er von einem Familienhaupte, oder Stammesfürsten, der gewöhnlich zugleich die Priesterwürde bekleidete, durch Sühnopfer seiner Blutschuld entladen und gereinigt worden war.

die feuerspeiende, dreigestaltige Chimära zu erlegen. Bellerophon von Pallas geschützt und mit dem Flügelrosse, Pegasos, versehen, bestand den Kampf mit Glück und Ehre. Darauf zog er gegen die Amazonen und andere Feinde des Jobates und besiegte sie alle, worauf Jobates dem von den Göttern so sichtlich beschützten Helden seine Tochter vermählte und von seinem Reiche Lykien einen Theil abtrat. Sein Glück verdarb den Helden, er war nicht zufrieden mit dem, was er erlangt hatte und wollte sich auf dem Flügelrosse zum Olymp erheben. Da traff ihn Zeus mit seinem Blitze, daß er herabstürzte und sofort einsam, trübsinnig und menschenscheu die Ebene von Aleia durchirrte.

Daß diesem Mythos die Erfindung des Zaums und der dadurch bewirkten kunstmäßigen Reiterei zum Grunde liege, haben wir schon oben, wo vom Pegasos die Rede war, gesehen. Es war eine wichtige Erfindung und bildete die zweite Epoche in der Reitkunst. Von der ersten wollen wir jetzt etwas sagen, indem wir den Mythos vom

Chiron

erzählen. Chiron (Cheiran) heißt der weiseste der Kentauren und war Erzieher und Lehrer von Asklepios, Jason, Herakles, Achilleus und andern Heroen. Homer und Hesiod wissen noch nichts von einer zweileibigen Gestalt desselben und es ist überhaupt unausgemacht, wann er zuerst als ein Pferdmensch dargestellt wurde. Aber so viel ist sicher, daß er von anderm Ursprunge, wie von anderer Art ist, als die übrigen Kentauren. Chiron, so erklärt man ihn jetzt, war ein weiser, für die damahligen Zeiten kenntnißreicher Mann und hatte eine Erziehunganstalt, eine Ritterakademie, am Pelion errichtet. Hier unterwies er die Jugend in der Gymnastik und Musik. Zuerst kam der Lauf, womit die Jagd verbunden war; dann folgte der künstliche Lauf, der zu Roß (und das war die

Veranlassung, warum man den Chiron zum Roßmenschen machte, warum ihn Bildner als das Reitpferd des jungen Achilleus darstellen); von der Gymnastik ging es über zur Musik und zuletzt folgte der Unterricht in der Heilkunst, namentlich der Wundarzneikunst (Chirurgie), die den Helden so wichtig war.

Die übrigen Kentauren sollen von Jrion mit der Wolke, die ihm Zeus anstatt der Here zuführte, erzeugt seyn. Aber ihr Ursprung ist ein physischer. In den Gebirgsthälern des Pelion lebte eine Art wilder Waldmenschen, von denen Homer erzählt, ohne etwas von einer Pferdegestalt zu erwähnen. An den Küsten von Thessalien aber hatten phönikische Kaufleute das Pferd ausgesetzt, welches sich in diesen Gegenden leicht und schnell vermehrte. Als nun ein bereits mehr kultivirter Stamm, die Lapithen, die Kentauren weiter in die Waldberge zurückdrängte, bemächtigten sich diese der wilden Pferde und wurden durch ihre Bändigung nicht nur die ersten muthigen Stiertödter (Kentauren *)), sondern auch die ersten Streiter zu Roß. Diese Wesen findet man auch später im Gefolge des Bakchos. Ganz natürlich. Der Dienst desselben kam über Thrakien nach Thessalien. Die Kentauren waren wild, leidenschaftlich, daher auch zum Uebermaß im Genusse des Weins und zu den daraus entspringenden Ausschweifungen geneigt. Indessen will man doch diesen im Gefolge des Bakchos gefundenen Kentauren eine andere Abkunft zuschreiben und behaupten, sie seyen nur ihrer Aehnlichkeit wegen mit den thessalischen Stierbändigern zusammengeschmolzen. Das Geschlecht der Ken-

---

*) Die Idee eines aus Mensch und Stier, oder Pferd, zusammengesetzten Wesens stammt aus den Oriente. Hat die Figur den Thierkopf oben, so ist es ein Minotaur, ist der Menschenkopf mit dem Thierkörper vereinigt, so heißt die Figur Kentaur.

tauren finden wir in zwei berühmten Kämpfen besonders dargestellt, wovon die Sagen ohne Zweifel aus zwei epischen Sagenkreisen stammen; denn an dem einen nimmt Theseus, an dem andern Herakles Theil. Der erste ist der Kampf der Kentauren mit den Lapithen, an des Peirithoos Hochzeit, wo Eurytion betrunken die Braut beleidigt und Veranlassung giebt, daß die Helden, die Waffen ergreifen und die brutalen Gäste verjagen. Den andern Kampf kämpft Herakles mit ihnen. Dieser verfolgte die Flüchtigen selbst in ihre Höhlen und Schlupfwinkel. Die letzten Ueberreste flüchteten sich, nach einer alten Sage, auf die Inseln der Sirenen, wo sie ihren Tod fanden. Und so wurde das ganze Geschlecht von der Erde vertilgt.

Der Argonautenzug.

Der Sage von dem Argonautenzuge liegt unstreitig ein historisches Faktum zum Grunde, aber dieses ist von den Dichtern, so ausgeschmückt und so vielseitig gewendet dargestellt worden, daß man unmöglich mehr das Wahre von den Zusätzen rein zu scheiden vermag. Doch hat man den Versuch gemacht, und diesen wollen wir hier mittheilen.

Der König Aeson von Jolkos in Thessalien legte die Regierung nieder und übergab solche, weil sein Sohn Jason noch unmündig war, seinem Bruder Pelias, bis zur Volljährigkeit jenes. Pelias aber, der gern König geblieben wäre, bemerkte mit Wohlgefallen an seinem Neffen einen ungemeinen Hang zu Abentheuern und als dieser ihm seinen Vorsatz, nach Kolchis zu reisen, um das berühmte goldene Vließ zu holen, entdeckte, so willigte er heimlichfreudig ein, in der Hoffnung, sein Neffe würde in dem gefahrvollen Wagestück zu Grunde gehen. Er ließ ihm also ein Schiff bauen, das alle andern übertraff, die man bis jetzt gesehen hatte und von dem die Dichter in der Folge so viel Wunderbares erzählen, als von

der Mannschaft, die es füllte; diese bestand aus den ersten Helden Griechenlands, ihre Zahl wird verschieden angegeben, von 45 bis 69. Das Schiff bekam den Namen Argo (von seinem Baumeister Argos) und die Schiffenden darin den der Argonauten. Das Schiff war so leicht, daß diese es auf die Schulter nehmen und tragen konnten; es konnte weissagen und wurde, um seiner wunderbaren Eigenschaften willen, zuletzt unter die Sterne versetzt.

Es konnte nicht fehlen, solche Abentheurer auf einem solchen Schiffe mußten unterwegs schon manches Abentheuer bestehen. Das Merkwürdigste darunter war, daß, nach einem heftigen Sturme, bald nachdem es in den Pontas axinos *) eingelaufen war, die Götter die glückliche Farth verbürgten, indem zwei Sterne sich auf die Häupter der Dioskuren (Castor und Pollux) niederließen. Glücklich langten die Helden in Kolchis, dem Ziele ihrer Reise an. Hier herrschte damahls Aeetes, des Helios Sohn und des Perses Bruder. Diesem hatte seine Gemahlinn Hekate, erfahren in der Kunst der Giftmischerei, zwei Töchter, und einen Sohn, Aegialeus geboren; Kirke, die eine Tochter, trat sogleich in die Fußtapfen ihrer Mutter, Medea aber, sanfteren Gemüths, suchte das Unheil abzuwenden, welches ihre grausamen Eltern zu verüben pflegten, oder was sie nicht verhindern konnte, zu mildern und wieder zu heben. Aeetes, selber höchst grausam, fürchtete von einer solchen Tochter Gefahr und sperrte sie ein, Medea aber entkam und flüchtete in einen Tempel des Helios, als eben die griechischen Abentheurer landeten. Jason machte bald Bekanntschaft mit ihr und diese ging in Liebe über, er gelobte ihr, sich mit ihr zu vermählen, und sie nie zu verlassen, sie dagegen versprach ihm ihren Bei-

*) Pontos axinos, das unwirthbare Meer, später Pontos euxinos, das wirthbare Meer, heut zu Tage das schwarze Meer.

stand zur Eroberung des goldenen Vließes. Dieses Vließ war das goldene Fell eines Widders, auf welchem einst Phrixos mit seiner Schwester Helle aus Griechenland nach Kolchis durch die Luft geritten waren, um sich vor einer bösen Stiefmutter zu sichern. Helle war herabgefallen und in dem Meere (Helles-pontos) ertrunken, Phrixos aber kam wohlbehalten nach Kolchis, opferte den Widder und hing das goldene Fell in dem Tempel des Ares auf. Ein Orakel nun hatte dem Aeetes verkündigt, sein Tod stehe bevor, wenn Fremdlinge auf der Küste landeten, um das goldene Vließ zu rauben, und zu seiner Sicherheit führte er nun den Gebrauch ein, daß alle Fremden die an seinen Küsten landeten, geopfert wurden. Diese Gefahr drohete denn auch den Argonauten; allein mit Medea's Hilfe entgingen sie ihr, wie allen andern. Sie überfielen, von ihr geleitet, bei Nacht den Tempel des Ares, tödteten die Wachen und raubten das Vließ. Aeetes, der sogleich Nachricht von dem Frevel erhielt, eilte ihnen nach, es kam zum Kampfe, worin einer von den Argonauten und Aeetes auf dem Platze blieben.

Auf der Rückreise hatten die Helden wieder einen Sturm auf dem Pontos axinos auszuhalten, nach welchem sich ein neues Wunder ereignete, indem der Meergott Glaukos drei Tage und drei Nächte lang neben dem Schiffe herschwamm und allerlei Angenehmes verkündete, aber auch die Erfüllung aller übernommenen Gelübde anbefahl. Dieß thaten die Helden zuerst im Lande des Königs Byzas, von welchem die Stadt Byzanz den Namen führt, dann segelten sie durch den Propontis und den Hellespont und landeten, in Troas, wo sie den Priamos zum Könige einsetzten. Dann ging es über Samothrake, wo sie noch einmal den Göttern ihre Gelübde bezahlten, in die Heimath. Hier hatte sich die Nachricht verbreitet, Jason und seine Gefährten seyen sämtlich umgekommen, Pelias tödtete daher die ganze noch übrige Familie seines Bruders und sicherte sich damit, wie er wähn-

te, das Reich. Aber die Argonauten, als sie diese Nachrichten hörten, versprachen dem Jason ihren Beistand zur Rache, deren Ausführung sie jedoch der sich dazu erbietenden Medea überließen. Medea füllte ein Bild der Artemis mit Zaubermitteln, vermummte sich in ein altes Weib und zog in die Stadt als eine Begeisterte, die den Jolkiern eine Göttinn aus dem Lande der Hyperboräer, zu ihrem Heil und zum Heil ihres Königes brächte. Alles fiel ihr zu und selbst Pelias schenkte ihr volles Vertrauen, als sie ihm eröffnete, daß sie gekommen sey, ihn wieder jung zu machen. Zur Beglaubigung ihrer Sendung gab sie sich ihre Jugend und Schönheit wieder und nun ließ sich der Thor von seinen eigenen Töchtern tödten und in einem Kessel sieden, um jung und frisch daraus hervorzugehen. Medea aber gab den Argonauten jetzt das verabredete Zeichen und sie drangen in die Stadt, ohne jedoch sonst noch eine Rache auszuüben, Jason nahm nicht einmal die ihm zukommende Königswürde, er trat seinem Vetter Akastos das Reich ab und segelte mit seinen Gefährten nach dem Peloponnes, wo sie dem Poseidon ein Opfer brachten und die Argo weiheten. Herakles machte die Verbindung der Argonauten für Griechenland noch dadurch wichtig, daß er sie durch Stiftung der olympischen Spiele verewigte.

Dieß soll die Geschichte der Argonautenfahrt seyn, aber diese Geschichte enthält schon eine Menge Fabelhaftes, noch mehr desselben ist später mit derselben verbunden worden. Nicht bloß auf der Hinreise und in Kolchis selber hatten die Helden unzählige und unerhörte Gefahren zu bestehen, wie z. B. Jason, um das Vließ zu bekommen, zwei feuerspeiende Stiere anjochen, ein Feld damit pflügen, Drachenzähne hineinsäen und die daraus entstandenen bewaffneten Krieger bekämpfen muß; die Rückkehr insbesondere ist es, die ihnen schwer und gefahrvoll gemacht wird. Ein Dichter läßt sie aus dem schwarzen Meere in den Ister (Donau) einlaufen, auf diesem ins

adriatische Meer gelangen, und nach tausend Gefahren und Abentheuern, nachdem sie unter andern auch ihr Schiff zwölf Tage und zwölf Nächte von einem Meer ins andere trugen, nach Hause kommen. Der andere führt sie gar aus dem schwarzen Meere in das Eismeer, um ganz Europa und Afrika herum und durch die Saülen des Herakles wieder in das Mittelmeer zurück.

Viele, mit unter läppische Versuche sind gemacht worden, den Argonautenzug historisch zu erklären. Das Wahrscheinlichste ist, daß er die Darstellung einer Handelsexpedition der Griechen nach Kolchis war, die dort Wolle und Felle holten, oder auch Gold, welches, wie noch heut zu Tage, mit Fellen aus dem Grunde des goldhaltigen Phasis gewonnen wurde. Indessen fehlt es nicht an Erklärern, welche diesen Zug für eine Art von Entdeckungreise ausgeben und es nicht unwahrscheinlich zu machen wissen, daß die Fahrt durch das schwarze Meer um ganz Europa und Afrika herum zu den damahligen Zeiten ausführbar gewesen sey, indem das Meer noch große Länderstrecken dieser Erdtheile bedeckt habe. Wir können dieß Alles um so mehr dahin gestellt seyn lassen, da die ganze Sache mehr für das bürgerliche als religiöse Leben der Griechen von Wichtigkeit war und gedachten desselber hier nur der Vollständigkeit wegen, und weil, wie wir schon erwähnt haben, der Argonautenzug das heroische Zeitalter der Griechen in zwei Abtheilungen scheidet, insofern also auf Religion und Cultus wesentlichen Einfluß hatte.

Der trojanische Krieg und seine Helden.

So berühmt die Stadt Troja ist, so wichtig der zehnjährige Krieg, den die Griechen gegen ihren letzten Beherrscher, Priamos führten, so hat man doch in den neuern Zeiten ihre Existenz in Zweifel gezogen. Mit Unrecht, die historischen Spuren ihres Daseyns sind unverkennbar, wenn auch die Bemühungen derer, die in

den neuesten Zeiten ihre Lage ausgekundschaftet haben wollen, noch nicht gelungen genannt werden können. Den Namen Troja erhielt die Stadt, die früher Ilios, Ilion geheißen hatte, von Tros, einem Sohne des Erichthonios, der den Zeus bat, ihm ein Zeichen seines Beifalls zur Erbauung der Burg zu geben. Zeus ließ darauf das Palladion vom Himmel fallen, und dieses ward als die Bürgschaft für die Sicherheit des trojanischen Staats in einem Tempel aufbewahrt, und die Stadt konnte nicht genommen werden, bis das Palladion von den Griechen heimlich entwendet war. Als der Sitz eines kleinen Fürsten wäre sie wohl von den Griechen gar nicht beachtet worden, aber der Sohn des Königs Priamos, Paris genannt, entführte dem Menelaos seine Gemahlinn Helena und dieß führte die Belagerung der Stadt und zuletzt, mit ihrer Einnahme, die gänzliche Zerstörung der übrigens sehr festen (hatten doch Apollon und Poseidon selber die Mauern derselben gebaut!) Stadt herbei. Paris, von seinem Vater auf dem Berg Ida ausgesetzt, wuchs unter den Hirten auf, und erhielt als Jüngling, von seinem männlichen Muthe gegen die Räuber, den Namen Alexandros.

Nun hielt Peleus seine Hochzeit und lud alle Götter ein, bis auf Eris, die Göttinn des Streits. Diese, um sich zu rächen, warf einen goldenen Apfel auf die Tafel, mit der Aufschrift: "Der schönsten." Diese wollte nun jede Göttinn seyn, zuletzt aber traten sie alle zurück bis auf Here, Aphrodite und Pallas, von welchen keine der andern weichen wollte *). Endlich nahmen sie den Vorschlag an, einem Schiedsrichter die Entscheidung zu überlassen, welcher der Apfel gehöre und ihre Wahl fiel auf

*) Diodor von Sicilien hält die Streitenden für Prinzessinnen der damahligen Zeit, die mit ihrem eitlen Zwiste die Hochzeitfeier gestört und entweiht hätten.

den Paris. Sie suchten ihn daher auf und jede versprach ihm, um seinen Ausspruch für sich zu gewinnen, was sie geben konnte, Here Macht und Hoheit, Pallas Weisheit und Kunstgeschicklichkeit, Aphrodite das schönste Weib der Erde. Das letzte hatte den größten Reiz für den jungen Helden, er sprach Aphroditen den Apfel zu. Nun wurde er von seinem Vater wieder anerkannt, er rüstete ein Schiff aus und segelte nach Lakedämon, wo Menelaos, mit Helena vermählt, König war. Es glückte ihm, trotz der Feindschaft, die zwischen seinem und dem pelopidischen Hause herrschte, freundliche Aufnahme zu finden und, in Abwesenheit des Königs, dessen Gemahlinn zu verführen und darauf nach Hause zu entführen. Dieß war die Veranlassung zum trojanischen Kriege. Als die Gesandten, welche Menelaos nach Troja sandte, um seine Gattinn wieder zu begehren, unverrichteter Dinge zurückkamen, bewog er seinen Bruder, Agamemnon, König von Mykene, ganz Griechenland zur Rache des erlittenen Schimpfes aufzuregen und 100,000 Griechen zogen auf 1200 Fahrzeugen nach Asien. Priamos setzte ihnen 50,000 Streiter entgegen. Man stritt nun eine Reihe von Jahren (in runder Zahl zehen), bis endlich durch eine List die Stadt eingenommen und darauf zerstört ward. Die Griechen stellten sich, als zögen sie ab, überdrüssig des fruchtlosen Kampfes; sie ließen aber ein großes, hölzernes Pferd, der Pallas geweihet, im Lager zurück. Die Trojaner fielen aus und führten das Pferd im Triumph in die Stadt. Aber das Pferd war hohl und enthielt eine Anzahl Streiter. Diese stiegen in der Nacht, als Alles still und ruhig schlief, heraus und öffneten dem Heere, das sich unterdessen wieder genähert hatte, die Thore. Hartnäckig kämpften die Helden Troja's, allein vergebens, sie fielen meistens alle und Troja ward zerstört.

Wir stellen nun noch die vornehmsten sowohl trojanischen, als griechischen Helden und Personen, nach Homer, hier auf.

Priamos.

Laomedons, den Herakles wegen seiner Wortbrüchigkeit erschlagen, Sohn und Erbe, hatte mit seiner Gemahlinn, Hekabe, und mehren Nebengemahlinnen eine große Anzahl von Söhnen und Töchtern. Sein und seines Reiches trauriges Schicksal hat seinen Namen auf die Nachwelt gebracht. In der Schreckensnacht, wo Troja von den Griechen erstiegen wurde, waffnete er seine kraftlosen Glieder und fiel am Altare des Zeus Herkejos von der Hand des jungen Pyrrhos, des Sohns des Achilleus.

Von seinen Söhnen kennen wir bereits den Paris; vorzüglicher aber noch ist der älteste

Hektor.

Dieser war der tapferste und edelste unter den trojanischen Helden, der durch Verstand, Würde des Betragens und Liebenswürdigkeit in den Verhältnissen als Gatte und Vater sich auf das herrlichste auszeichnet. Er war vermählt mit Andromache und hatte einen Sohn, Astyanax. Empfänglich für die sanftesten Empfindungen hat er doch Größe und Stärke des Geistes genug, Alles für sein Vaterland hinzugeben und einen ehrenvollen Tod einem Leben voll Schmach vorzuziehen. So lange Achilleus sich von der Schlacht entfernt hält, ist Hektor überall im Vortheil; aber nachdem er den Freund des Achill, Patroklos, überwunden und getödtet, kehrt dieser zum Heere zurück und tödtet nun den Hektor im Zweikampfe. Unedel, ja barbarisch, schleifte er den Leichnam, dreimahl um die Stadt und wollte ihn den Hunden vorwerfen; doch die Götter, besonders Aphrodite und Apollon, die schon den Leichnam vor Entstellung schützen, bewegen den Sieger, ihn seinem flehenden Vater, Priamos, zu überlassen. Die Trojaner verehrten ihn als Heros und brachten ihm jährlich Todtenopfer; späterhin holten die

Thebaner, einem Orakelspruche gemäs, die Gebeine des Helden zu sich und weiheten ihm einen Heroon.

Kassandra.

Unter den Töchtern des Priamos war Kassandra, (Alexandra) die interessanteste. Ausserordentlich schön gefiel sie dem Apollon, der ihr die Gabe der Weissagung anbot, wenn sie sich ihm braütlich gesellen wolle; sie nahm die Gabe des Gottes an, aber sie hielt nicht Wort. Da legte dieser den Fluch auf ihre Weissagung, daß sie nur Unheil und ohne allen Glauben verkündigen solle. Dieß geschah buchstäblich und Priamos ließ die für wahnsinnig geltende einsperren. Niemand glaubte ihr ein Wort, selbst als sie die in dem hölzernen Pferde eingesperrten Griechen verrieth, nahm man keine Rücksicht auf ihre Rede. So ging sie in dem allgemeinen Untergange mit zu Grunde, nicht ohne Schmach zu leiden, wie spätere Dichter erzählen. Als Sclavinn des Agamemnon, mußte sie ihm in die Heimath folgen, und ward dort mit ihm von Klytemnestra ermordet. Zwischen Mykenä und Amyklä war ihr Grabmahl, zu Leuktra in Lakonien hatte sie einen Tempel.

Unter den griechischen Helden ist der vornehmste

Agamemnon.

Agamemnon war mit seinem Bruder Menelaos bei seinem Großvater Atreus erzogen, daher hießen sie die Atreiden. Die Geschichte des Hauses Agamemnon gehört zu den berühmtesten und am meisten tragischen des Alterthums. Tantalos war sein Ahnherr; Pelops, der Sohn desselben, zeugte den Atreus und den Thyestes, die furchtbar-gräßlich gegen einander wüteten, bis sie selber uletzt, der erste getödtet, der andere verjagt wurden. Agamemnon bestieg darauf den Thron von Mykenä, Menelaos ward König zu Sparta. Als der mächtigste und an-

angesehenste ward Agamemnon von den sämmtlichen Griechenfürsten zum Anführer im Kriege gegen Troja gewählt und füllte diesen hohen Posten mit aller Würde und Ehre aus, wenn er schon zuweilen von der Leidenschaft hingerissen, die Schranken der Pflicht und des Anstandes überschritt. In der Bucht von Aulis die Flotte versammelnd, tödtete er eine Hindinn der Artemis und mußte dagegen, wie wir schon gelesen haben, seine Tochter Iphigenia opfern. Sein Streit mit Achilleus, dem er eine erbeutete Sclavinn, Briseis, wegnimmt, veranlaßt, daß dieser sich zurückzieht und das griechische Heer unglücklich ist. Endlich, nachdem Patroklos gefallen, gelingt es Agamemnon, den Achilleus zu versöhnen und Troja wird dann eingenommen. Traurig war sein Geschick, als er nun nach zehn Jahren wieder die Heimath betrat; denn seine Gattinn Klytemnestra hatte sich mit Aegisthos, seines Großoheims Sohn, verbunden und beide mordeten ihn im Bade. Griechenland verehrte den Agamemnon unter seinen Heroen.

Menelaos.

Homer schildert diesen Helden von den allervortheilhaftesten Seiten, und ertheilt ihm das Lob der Weisheit, der klugen Rede und der ausgezeichneten Tapferkeit, vereint mit einer sehr edeln und ehrliebenden Denkart. Daher sieht man ihn nicht nur für seine beleidigte Ehre kämpfen, sondern zuletzt auch sein verblendetes Weib, das im Grunde die Liebe zu dem ersten Gatten so wenig aus dem Herzen verloren hatte, wie er sie zu ihr, wieder aufnehmen und nun in reichem häuslichen Glücke mit ihr leben. Menelaos ward auf seiner Fahrt nach Hause verschlagen und irrte fast acht Jahre an den Küsten von Kypros, Phönikien, Aethiopien, Aegypten und Lybien herum. Auf der Insel Pharos endlich erfuhr er durch den Meergreis Proteus, was er zu thun habe, um nach Hause zu gelangen, und nun erreichte er die Heimath, wo fortan sein

Haus ein Gemählde erfreulichen Lebens in Reichthum und glücklichen hausväterlichen Verhältnissen darbot. In Therapne hatte er einen Tempel.

Die Gemahlinn des Menelaos also, Helena, war der Leda Tochter, welche sie mit ihren beiden Brüdern, Kastor und Pollux von dem Schwane Zeus empfing und aus einem Ei gebar. Sie war zehn, nach andern erst sieben Jahre alt, als sie von Theseus geraubt wurde, der mit ihr die Iphigenia zeugte, welche heimlich der Klytemnestra übergeben und von dieser als ihre Tochter erzogen wurde. Ihre Brüder befreiten sie wieder und ihr Vater vermählte sie dem Menelaos, welchem sie schon eine Tochter, Hermione, geboren hatte, als Paris sie entführte. Helena war nicht glücklich in ihrem neuen Verhältniß, die Leidenschaft für Paris schwand schnell dahin, sie gedachte des liebenden Menelaos wieder mit Sehnsucht, sie gedachte der Ehre, die sie als seine Gattinn genossen, des innern Friedens, den sie in der Erfüllung ihrer Pflichten empfunden hatte; damit verglich sie die Gegenwart, ihre Verbindung mit einem Manne, den sie nicht achten konnte, den Haß und die Verachtung, welche ihr die Trojaner zum Theil offen und unumwunden zeigten, zum Theil nur schlecht verhehlten; diese Empfindungen noch geschärft durch Selbstverachtung und Mißmuth verkümmerten ihr das Leben: aber die Aufrichtigkeit ihrer Reue machten sie nach Troja's Fall würdig, von ihrem Gatten wieder aufgenommen zu werden. Sie lebten dann in Eintracht und Ruhe ein glückliches Leben bis in das höchste Alter. Uebrigens haben die dramatischen Dichter die Helena dargestellt, wie sie eben ihren Charakter für ihre Stücke nöthig hatte; der Eine erniedrigt sie tief, der Andere erhebt sie eben hoch dagegen. Der Dichter Stesichoras hatte die bereits Verstorbene geschmäht und sie rächte sich an ihm durch Blindheit. Da er nun das erfuhr, erwarb er sich ihre Gunst und sein Gesicht wieder dadurch,

daß er behauptete, Helena habe Troja nie gesehen, Paris habe ein Gespenst dahin gebracht, welches ihm Here untergeschoben. Herodot erzählt, Helena sey in Aegypten von den Priestern, denen sie Paris auf seiner Flucht mit ihr vorgezeigt, zurückbehalten worden; Homer habe das wohl gewußt, es jedoch, als nicht passend für sein Gedicht, nicht angenommen. In der That findet man Spuren, selbst in der Odyssee, daß Helena eben sowohl, als Menelaos, in Aegypten sich aufgehalten habe.

In Griechenland, besonders in Sparta, erwies man der Helena lange Zeit göttliche Ehre und eine Insel an der attischen Küste, gegenüber dem Vorgebirge Sunium, ward von ihr benannt.

Ihre Brüder Kastor und Pollux heißen die Dioskuren (Zeus Söhne). Kastor war sterblich geboren, Pollux unsterblich. Als jener nun im Kampfe gefallen war, bat dieser, daß sie beide abwechselnd einen Tag im Olympos, den andern im Grabe zubrächten, was Zeus gewährte und sie sogar unter die Sterne versetzte. Zu Homers Zeiten waren sie die Wagenlenker, später kommen sie als Reiter vor. Auch heißt Kastor Rossebändiger, Pollux Faustkämpfer. Als mächtige Heroen verehrte sie insbesondere ihr Vaterland Sparta und feiert ihnen die Dioskurien. Insbesondere aber sind sie als Meergottheiten merkwürdig, denn sie verkündigen als leuchtende Flammen das Ende des Sturms und die Rettung der Schiffe. Abgebildet werden sie als zwei Jünglinge in spartanischer Kriegstracht und Sternen über den Köpfen, zu Fuß, zu Roß und im Wagen.

Achilleus.

Achilleus ist der Hauptheld der Iliade, wo jedoch nur eine Periode seines Lebens vorkommt, welches daher

aus andern Quellen ergänzt werden muß. Seine Mutter war Thetis, die ihn von dem Helden Peleus empfangen hatte. Diese legte den Neugebornen ins Feuer, um ihn zu läutern. Dazu kam Peleus und schrie laut auf, worüber Thetis das Unternehmen aufgab und sich überhaupt ganz zurückzog. Nun übergab Peleus seinen Sohn dem Chiron, der ihn mit Mark von Löwen und Ebern und Bären auffütterte, und sodann unterrichtete. Da seine Eltern wußten, daß er im trojanischen Kriege umkommen würde, so wollten sie ihn bergen und steckten ihn, in Frauenkleidern, unter die Töchter des Königs Lykomedes, wo er mit einer derselben seinen Sohn Pyrrhos zeugte und, von dem Seher Kalchas verrathen, von Odysseus entdeckt und abgeholt wurde. Unter allen Helden, die nach Troja zogen, war er der schönste und tapferste, dabei von einem ganz aufrichtigen Herzen, das für Wahrheit und Recht glühete. Er hatte neun Jahre alles Ernstes für Griechenlands Ehre mitgekämpft, als ihn Agamemnon beleidigt, indem er ihm seine geliebte Briseis nimt. Achilleus unterwirft sich zwar der ungerechten Machthandlung, aber er zieht sich zurück, weil er als ein Gekränkter, als ein öffentlich und unrecht Gekränkter nicht mehr mitstreiten kann. Nun aber trifft Unglück die Hellenen, welches nicht eher weicht, als bis Achilleus wieder versöhnt mit ins Treffen geht; denn jetzt fällt Hektor vor ihm, der Schutz Trojas, und jetzt ist auch sein Ende nahe, denn er fällt in der Schlacht (nach Homer; nach andern fällt er durch Verrätherei in einem Tempel zu Troja, wohin er kommt, um Priamos Tochter, Polyxene, willen). Nach seinem Tode werden ihm göttliche Ehre erwiesen, Feste und Spiele gefeiert, Kenotaphien und Tempel errichtet. An seinem Grabmahle, welches die Mytilenäer erbaut hatten, stand der makedonische Alexander, weinend, daß Achilleus das Glück gehabt, einen Homeros zu finden, der seine Thaten verewigte.

Odysseus.

Besonders merkwürdig unter den griechischen Helden des trojanischen Kriegs ist noch der Mann des zweiten Homeridischen Gedichtes, Odysseus. Sein Vater war Laertes, König von Ithaka, seine Mutter hieß Antikleia und schon frühzeitig gab er Beweise von Muth und Geschicklichkeit in Verhandlungen, durch welche und die dazu gehörige Gabe der Rede er sich späterhin auszeichnete. Er ist der Kluge, der Listige, der Erfindungreiche, der Vielgewandte, der überall zeigt, wie der Geist siege über die rohe Kraft. Deßwegen wird er auch überall als ein vorzüglicher Liebling der Athene vorgestellt, obgleich seine List oft in Ränke, seine Erfindung in Betrug übergehen, als welches dem Zeitalter angemessen war.

Auch Odysseus, unlängst Gatte und Vater, wollte nicht mit nach Troja ziehen und es bedurfte der Ueberredung von seinen Freunden, um ihn dazu zu bewegen; aber einmahl entschlossen dazu, war er auch unermüdet thätig für den vorgesetzten Zweck, und leistete insbesondere, obgleich er es auch nicht an Beweisen von Muth und Tapferkeit fehlen ließ, durch seine Gewandtheit und stete Geistesgegenwart die vortrefflichsten Dienste. Zur Eroberung der Stadt Troja trug er vorzüglich dadurch bei, daß er mit in das heilige Pferd eingeschlossen, eine wahrscheinliche Entdeckung durch seine Klugheit verhütete, und vorher schon das Palladion hatte entwenden helfen. Seine Rückfahrt ist nun der eigentliche Gegenstand der Odyssee. Er kam zuerst nach Ismaros, der Stadt der Kikonen, von denen er zuerst viel Beute machte, nachher aber geschlagen ward. Dann gelangte er an das lakedämonische Vorgebirge Maleia, von welchem ihn ein Nordsturm in die Meerwüste der Syrtenbucht und zu den Lotophagen verschlug. Von den Lotophagen nordwärts steuernd, kam er an die Ziegeninsel vor dem Kyklopenlande und gerieth hier in große Gefahr, indem er nemlich mit zwölf

Gefährten von dem grausen Polyphem gefangen wurde und gefressen werden sollte, aber durch List ihm entging. Von dem Kyklopenlande trieb ihn Wind und Fluth an die schwimmende Insel des Aeolos, von da an die lästrygonische Küste, und darauf an die Insel der Kirke. Hier verweilt er ein Jahr, besucht dann die Unterwelt, wo ihm der Seher Teiresis weissagt, "er werde spät und im Elend nach Hause kommen und Unheil daselbst finden." Zurückgekehrt von da entsendet ihn Kirke und er steuert an den Sirenen vorbei, vermeidet rechts die Brandungen und Flammen der malmenden Irrfelsen und wendet sich links in die Meerenge zwischen die Skylla, die ihm sechs Männer raubt, und die Charybdis hindurch, worauf er an der thrinakischen Weide des Sonnengottes zu landen sich gezwungen sieht. Hier vergreifen sich seine Gefährten an der heiligen Heerde und nun folgt Strafe. Sie leiden Schiffbruch und allein Odysseus wird gerettet, um auf der Insel der Kalypso acht Jahre aushalten zu müssen. Endlich wieder abgerufen von da, steuert er auf einem Floße der Heimath zu, scheitert an der Insel der Phäaken und wird von dem Könige derselben, Alkinoos, auf einem Schiffe nach Hause gesendet. Da findet er nun neue Mühen. Eine Menge schwelgerischer Freier verschwenden seine Güter und umlagern seine Gemahlinn, Penelope, welche sich vor ihrer Zudringlichkeit nicht anders zu retten weiß, als daß sie verspricht, wenn sie eine gewisse Stickerei fertig gemacht habe, einen Gatten zu wählen. Eben haben nun die Freier die Entdeckung gemacht, daß sie in der Nacht immer wieder auftrennet, was sie am Tage gearbeitet hat und dringen auf die Erfüllung ihres Worts, als Odysseus mit Hilfe seines Sohnes Telemachos, der seinen Vater vergeblich aufgesucht hat, und zweier treuen Diener die Freier sämtlich tödtet und sich ruhigen Besitz seines Hauses und seines angestammten Reichs wieder erkämpft. So weit erzählt die Odyssee. Das Uebrige seines Lebens und seiner Schicksale wird höchst verschieden erzählt. Der Eine

läßt ihn ruhig altern und in seinem Hause sterben, der Andere in einem fremden Lande, Einer gar erzählt, er sey von seinem Sohne Telegonos, den er mit der Kirke erzeugt, getödtet worden.

Odysseus und seine Gemahlinn stehen darin in besonderer Beziehnng zur Religion, daß sie als die Eltern des Pan genannt werden. Man erzählt, Penelope habe den Pan von den sämtlichen Freiern empfangen, die sich um sie beworben hatten. Andere aber, um dieses Muster der Frauen zu retten, nehmen eine andere Penelope zur Mutter des Pan. Wenn nun Odysseus der Vater des Pan genannt wird, so ist wahrscheinlich, daß er nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland den Cultus desselben dorthin verpflanzt habe.

Wir schließen mit diesen Personen die Reihe der Darstellungen aus dem trojanischen Kriege, da die noch übrigen weniger in religiöser als in bürgerlicher Hinsicht merkwürdig sind, und überhaupt die Darstellung der griechisch-mythologischen Personenreihe, welche länger ist als irgend eine andere, die wir gegeben haben und noch geben werden. Der Grund davon ist kein anderer, als daß in der griechischen Religion alle übrigen Religionen des Alterthums zusammen und von da aus wieder überall hin ausfließen, und daß die Griechen die von außen her erhaltenen und die in der Heimath entstandenen Götter in mannichfaltiger Hinsicht so ausgebildet haben, daß man bei der Beschauung derselben unwillkührlich festgehalten, aber auch durch dieselbe in den Stand gesetzt wird, die übrigen Systeme der Natur-Religion desto schärfer zu durchschauen.

Wir wenden uns nun zu dem Cultus der Griechen, insofern wir solchen nicht schon, zum Theil wenigstens, in dem Vorhergehenden kennen gelernt haben.

Der griechische Cultus überhaupt.

Sehr hoch stieg die religiöse Bildung der Griechen. Es ist nichts seltenes, Stellen in ihren Philosophen zu finden, welche dem, was uns das Christenthum über Gott und sein Wesen und über seine Verehrung sagt, nur wenig nachgeben. "Nichts auf Erden geschieht ohne den Willen, oder die Zulassung eines höchsten Regierers;" "der Maßstab aller Dinge ist nur in Gott selbst zu suchen;" "du fragst nach den Urkunden, welche das Daseyn Gottes bezeugen? Ich nenne Dir das Weltall, den blendenden Glanz und den majestätvollen Gang der Gestirne, den kunstreichen Bau der belebten Körper, den Zusammenhang dieser unzählbaren Menge von Wesen; endlich dieses bewundernswürdige Ganze und dessen bewundernswürdige einzelne Theile, wo Alles die Spur der Gottheit zeigt, wo Alles Größe, Weisheit, Verhältniß und Einklang ist; ich nenne dir die Uebereinstimmung der Völker, nicht um dich durch die Macht des Ansehens zu überwältigen, sondern, weil ihre Ueberzeugung ein unwidersprechliches Zeugniß von dem ewigen Eindruck der entzückenden Naturschönheiten auf das menschliche Gemüth ablegt." "Der einige Gott ist es, welcher die Materie geordnet und die Welt hervorgebracht hat;" "mehre Gottheiten werden von den Völkern angebetet, aber die Natur weiset nur auf eine Einzige hin." Wie viel Aehnlichkeit haben diese Stellen, selbst in den Worten, mit Aussprüchen der christlichen Religion aus dem Munde ihres Stifters und seiner ersten Schüler! Wie schön ist folgende Darstellung von dem Wesen der Religion *): Gott, der die Welt aus Wirkung seiner Güte erschaffen hat, ist das Wesen, welches weder Anfang noch Ende hat, das ewige, nothwendige, unwandelbare Wesen, der höchste Geist. Seine Beschaffenheit ist uns unbegreiflich und unaussprechlich. Aber seine Vorsehung erstreckt

*) Aus Platon, Aristoteles und andern zusammengestellt.

sich über die gesammte Natur, bis auf die allerkleinsten Gegenstände. Wir können ihm nicht unsere Handlungen, nicht einmahl unsere Gedanken verheimlichen. Das höchstgute Wesen kann nur Gutes hervorbringen. Wir sind sein Werk, wir gehören ihm an, denn er sorgt für uns. Die ihm angemessenste Verehrung ist der von den Gesetzen des Landes bestimmte Gottesdienst, indem die menschliche Weisheit hierüber nichts Sicheres wissen kann. Aber es ist nicht genug, ihn mit Opfern und feierlichem Gepränge zu ehren, sondern es wird dazu ausdrücklich Reinigkeit des Herzens erfordert. Das predigen nicht nur unsere Weltweisen, das erkennen auch unsere Priester an, die es auf die Pforte der Tempel eingraben lassen: "Der Eingang hier stehet nur reinen Seelen offen." Das Gebet zu ihm darf nicht die Güter der Erde zum Gegenstande haben, denn wir wissen nicht, ob sie uns nicht schädlich seyn würden; wir sollen ihn also bitten, daß er uns gegen unsere Leidenschaften beschütze, daß er uns die wahre Schönheit, die Schönheit der Seele verleihe, die Einsichten und Tugenden, deren wir bedürfen, die Stärke, keine Ungerechtigkeit zu begehen, und vorzüglich den Muth, Unrecht von Andern, wenn es seyn muß, zu ertragen. Um ihm wohlgefällig zu werden, muß man stets vor seinen Augen wandeln, nichts unternehmen, ohne ihn um Beistand anzurufen, ihm auf gewisse Weise ähnlich werden, Alles auf ihn beziehen, genau die Pflichten seines Standes erfüllen und den Menschen nützlich zu seyn, für die erste aller Pflichten halten; denn je mehr man Gutes wirkt, desto mehr verdient man unter seine Kinder und Freunde gezählt zu werden. Bei der Beobachtung dieser Gesetze kann man glücklich seyn; aber unsere Glückseligkeit wird erst im künftigen Leben vollkommen seyn. Gott hat sich zwar über die Beschaffenheit der Strafen und Belohnungen, welche unser nach dem Tode warten, nicht erklärt; aber zufolge den Begriffen, welche wir von Ordnung und Gerechtigkeit haben, zufolge der Einstimmung

aller Völker und aller Zeiten, kann man annehmen, daß jeder den verdienten Lohn empfangen wird, und daß der Gerechte aus dem nächtlichen Tage dieses Lebens in das reine und glänzende Licht eines andern Lebens entrückt, dort die unwandelbare Seligkeit genießen wird, wovon diese Welt nur ein schwaches Schattenlicht giebt. Die Pflichten gegen uns selbst sind: Unsere Seele, nach der Gottheit am höchsten zu achten; sie nie mit Lastern und Gewissensunruhe zu verunreinigen; sie nie gegen Gold zu verkaufen, oder der Anlockung sinnlicher Freuden aufzuopfern; niemahls ein irdisches, so gebrechliches Ding, als der Körper ist, einem Wesen vorzuziehen welches eine himmlische Abkunft und eine ewige Dauer hat. Unsere Pflichten gegen die Menschen umschließt der Spruch: Thue keinem Andern, was du nicht willst, daß man Dir thue! — Die Religion, die dem Menschen das Alles vorschreibt und von ihm verlangt, gewährt ihm dafür zwei unschätzbare Vortheile: Ungestörten Frieden während seines Lebens und beseligende Hoffnung in der Stunde seines Todes." —

Aber obgleich viele zu dieser Erkenntniß der Religion gelangt waren, obgleich in einzelnen Städten Gott als der "Gute Gott" oder als der "Allerhöchste", der "Allergrößte" verehrt wurde; so hatte doch das keinen Einfluß auf das Allgemeine und die herrschende Religion bestand bloß im Äußern; es gab keine vorgeschriebenen Lehrmeinungen, es ward kein öffentlicher Unterricht gegeben, es bestanden nicht einmahl strenge Verpflichtungen, dem eingeführten Gottesdienste an bestimmten Tagen beizuwohnen. In Ansehung des Glaubens war es genug, wenn man die Ueberzeugung blicken ließ, daß die Götter daseyen, und daß sie die Tugend theils in diesem, theils in jenem Leben belohnten; in Ansehung der Ausübung, wenn man von Zeit zu Zeit gewisse Handlungen beging, z. B. bei feierlichen Festen im Tempel erschien, und seine Verehrung bei den öffentlichen Altären darbrachte. Das Volk

aber setzte die Religion einzig in das Gebet, in die Opfer und in die Reinigungen.

Die Griechen wendeten sich bei jeder Unternehmung in Gebet an die Götter, sie riefen dieselben Morgens und Abends, beim Aufgang und Niedergang der Sonne und des Mondes an. Kamen sie in einen Tempel, so erschienen sie daselbst mit niedergeschlagenen Blicken und demüthigen Geberden; sie küßten den Fußboden; sie beteten stehend, knieend, darniederliegend, mit Zweigen in den Händen, welche sie bald gen Himmel erhoben, bald gegen die Bildsäule des Gottes ausstreckten, zu dem sie eben ihre Andacht hatten. Wurde die Huldigung an die unterirdischen Götter gerichtet, so suchte man ihre Aufmerksamkeit durch Klopfen auf die Erde zu erregen. Man betete leise, oder, nach Verschiedenheit der Umstände, auch laut. Pythagoras verordnete, daß man laut beten sollte, damit Niemand etwas beten mögte, dessen er sich vor den Menschen zu schämen habe. Ein sinnreicher Gedanke, die Ehrfurcht vor den Göttern durch die Scheu vor den Menschen zu befördern! Bei öffentlichen Feierlichkeiten brachten die Hellenen gemeinschaftlich Wünsche und Gelübde dar, für das Wohl des Staats, der Bundesgenossen, für die Erhaltung der Früchte der Erde, um Regen und Sonnenschein, um Abwendung der Pest, der Hungersnoth u. dgl. m. Damit waren feierliche Aufzüge verbunden, die einen tiefen Eindruck machten, denn, was die Sinne rühren, das Herz zur Andacht stimmen kann, war Alles dabei vereinigt: Gesang und Musik ertönten, und bereiteten die Gemüther auf die feierlichen Gebete vor, welche die Priester einzeln, oder der Haufe zusammensprach. Allerdings gab es viele, welche den Himmel mit unbescheidenen Ansprüchen ermüdeten und von demselben die Befriedigung ihres Ehrgeizes, oder ihrer sinnlichen Lust verlangten; dagegen gab es doch auch welche, die nicht anders beteten, als: Beherrscher des Himmels, gieb

uns, was nützlich ist, wir mögen dich darum bitten, oder nicht; was uns aber schädlich ist, das verweigere uns, wenn wir dich gleich darum bitten."

Die Opfer der Griechen, wie überall, theils Bitt-, theils Dank-, theils Sühn-Opfer, waren entweder blutige oder unblutige und Speise- oder Trankopfer. In den frühesten Zeiten nur soll es Menschenopfer gegeben haben, wie die Spuren in Kreta, Tauris u. s. w. verrathen. Nach einer allgemeinherrschenden Meinung hatten die ersten Sterblichen blos reine, d. h. unblutige Opfer gebracht und man klagte die spätern Geschlechter an, daß sie von der Einfalt und Frömmigkeit ihrer Vorfahren abgefallen und lüstern nach dem Fleisch der Thiere, die Götter durch Opfer derselben zu Theilnehmern an ihren Verbrechen gemacht hätten. Etwas ist an dieser Sage. Alle Einrichtung der Opfer bei den Griechen gehet von Demeter und Triptolemos aus und die erste Geschichte der Opfer ist die Geschichte des Brotbackens und der andern damit verbundenen Einrichtungen. Zuerst röstete man die Getraidekörner und aß sie so und opferte davon den Göttern. Dann zerquetschte man sie zu Mehl, welches mit Wasser, Salz und andern Zuthaten zu Brei gemacht und so genossen wurde. Darauf folgte endlich die Erfindung des Backens, indem man den Teig auf einen heiß gemachten Stein legte, oder in Baumblätter gewickelt mit heißer Asche überdeckte; dieß gab Kuchen, deren allgemeiner Namen "Maza" war. In beiden Formen wurde geopfert.

Später erst wurden auch Thieropfer, und nicht ohne Schwierigkeiten, eingeführt. Merkwürdig ist hiebei, daß Schlachten und Fleischspeisen-Genießen unzertrennlich an das Opfer gebunden waren, weßhalb die Griechen, wie die Römer, für Opfer und Schlachtvieh

nur einen Namen hatten. Wie man nun überhaupt den Göttern die Erstlinge, der Aernte, der Jagd, der Heerden, der Weinlese, des Obstes, der Kriegsbeute darbrachte, so weihete man ihnen bei dem Thieropfer, wo die Götter als die vornehmsten Gäste des Schmaußes angesehen wurden, das Oberste vom Opferthiere, nemlich seine Stirnhaare, das erste Leben und die erste Kraft, nemlich die edlern Eingeweide, die Schenkelknochen und das Nierenfett, auch Abschnitzel von den Gliedern, die man selber verzehrte. Natürlich war's dabei, daß der Schäfer ein Schaf, der Ziegenhirte eine Ziege, der Fischer einen Fisch, der Jäger einen Hasen darbrachte. Jedoch richteten sich die Opfer mehr noch nach den Göttern selber, denn jeder hatte, wie wir gesehen haben, seine Lieblingsgeschöpfe. Gern erzog man weiße Thiere zum Opfer, der glücklichen Vorbedeutung wegen. Fehllos und fleckenlos mußte jedes Opferthier seyn. Gewöhnlich wurde es aber auch bekränzt, geschmückt und durfte nicht mit Gewalt zum Altare geführt werden.

Die Flüssigkeiten, deren man sich beim Opfer bediente, waren verschieden, Wein, Oel, Honig, Milch, auch bloßes Wasser, theils einzeln, theils in Mischungen.

Der Gegenstand des Opfers richtete sich nach dem Vermögen des Opfernden. Die geringste Gabe von Armen war den Göttern angenehm, aber es galt für eine Beleidigung derselben, wenn ein Reicher ein geringes Opfer brachte. Ein vollständiges Opfer bestand aus drei Thieren, bisweilen aus sieben, aus zwölf, ja es gab welche, die aus hundert Thieren bestanden (Hekatomben). Größere Opfer hießen die von erwachsenen, kleinere die von säugenden Thieren. Ein großes, vollständiges, feierliches Opfer bestand aus drei Stücken, dem Trankopfer, dem Raücherwerk und dem Thiere, und wenn zu jedem Opfer gewisse Vorbereitungen gehörten, so waren die

meisten und feierlichsten zu einem solchen erforderlich. Der Opfernde unterwarf sich mehren Reinigungen, gewöhnlich in weißem Gewande und mit den Blättern des Baums bekränzt, der dem Gotte geheiligt war, dem er sein Opfer brachte. Die Priester erschienen dabei in vollem Schmucke, bei einem Opfer für die Olympier in Scharlach oder Purpur, für Demeter in weiße, für die Götter der Unterwelt in schwarze Farbe gekeidet, mit freihangendem Haare, um die Stirn die heilige Binde und, aus Ehrfurcht vor den Göttern, barfus. Stand das Opfer am Altare, so gebot ein Priester Entfernung der Ungeweiheten, dann forderte er zum Gebete auf, welches der Opfernde mit verhülltem Kopf verrichtete; hierauf bestreute ein Priester den Kopf des Thiers mit heiliger Gerste, oder mit Salz, oder legte einen Kuchen darauf, besprengte es mit Wein und dann tödtete es ein anderer mit Beil, oder Hammer, oder Messer. Man bog ihm dabei den Kopf empor, wenn es den obern, und drückte ihn nieder, wenn es den untern Göttern geweiht wurde. Alle feierlichen Opfer schlossen sich mit dem Opferschmauße.

In Athen feierten sie jährlich nach den Eleusinien das Fest des Stieropfers, welches seinen Grund darin haben sollte, daß ein Stier heimkehrend von der Arbeit, vom Altare des Zeus die Gaben weggefressen haben und von einem gewissen Thaulon dafür getödtet worden seyn soll. Zuerst schlif man Axt und Messer in Wasser, führte den Opferstier um den Altar herum und nun schlug einer den Stier, daß er fiel, und lief davon; ein anderer stach ihn vollends todt und nun vollbrachte man das Opfer und hielt den Schmauß. Aber gleich nachher stopften sie die Haut aus und spannten das wiederhergestellte Thier an den Pflug. Darauf folgte das Gericht: Alle Teilnehmenden wurden des Mordes angeklagt. Sie schoben die Schuld einer auf den andern, bis sie zuletzt an dem Messer kleben blieb, welches verurtheilt und ins Meer geworfen ward.

Neuer Scharfsinn findet darin folgende Andeutungen: Der Stier ist das Bild der Materie und ihres Looses. Man denke nur an den Stier Abudad und an seinen Tödter, Mithras. Der Stier fraß vom Altare des Zeus, d. h. er genießt die Gaben des Gottes, und darum muß er sterben, wie der Mensch. Seit dieser das Fleisch des Stiers genießt, mögte er sich gern entschuldigen, er schiebt die Schuld auf das Messer und dieses ward mit Hilfe des Wassers gewetzt; aus dem Wasser aber, aus der Feuchte quillt alle Materie, aller sinnliche Reiz, darum wird auch das Messer in das Meer geworfen, dort mag es liegen im Grunde aller Schuld und aller Lust. Das Umherführen des Stiers um den Altar hatte Bezug auf die Sonnen- und Mondsbahn; so wie diese, nachdem sie ihren Lauf vollendet haben, in die Unterwelt versinken, so fällt der Stier in die Todesnacht, aber er bleibt nicht darin, er wird wieder aufgestellt und an den Pflug gespannt, sein Geschlecht lebt fort, Sonne und Mond gehen wieder auf und ihren ewigen Gang. So muß auch der Ackermann, der Mensch, seinen Kreislauf vollenden, sterben, um in die höhere Sphäre, in den Ort der Götter einzugehen." Man kann sich nicht enthalten, dieser sinnreichen Deutung seinen Beifall zu geben.

Die Reinigungen bei den Griechen bezogen sich auf einzelne Personen und auf Stämme und Völker, Volksversammlungen und Heere, Haüser, Marktplätze, Städte, Länder. Die Mittel dazu waren verschieden, verschiedener noch die dabei üblichen Ceremonieen. Hauptreinigung-Mittel aber waren Feuer und Wasser, weil dieses alles Unreine wegnimt, jenes dasselbe vertilgt. Statt Wasser nahm man auch Opferblut (daher die Wasser-Feuer- und Blut-Taufe). Man verunreinigte sich hauptsächlich durch Berührung von Todten und Wöchnerinnen, durch Mord, und später noch durch andere moralische Verbrechen. Die allgemeinste Reinigung war die bei Homer schon vorkom-

mende Sitte des Händewaschens vor jedem Gebete, Opfer und Schmauß. Von Delphi ging das Bespritzen mit Weihwasser aus und der reinigende Lorbeerzweig (woraus anderwärts ein Weihwedel ward). Odysseus reinigt nach dem Morde der Freier sein Haus mit brennendem Schwefel. Sonst reinigte man Oerter auch durch Herumtragen junger Hunde, Spanferkel, Fackeln, Meerzwiebeln u. a. Eine vorzügliche Heiligkeit erhielten die Reinigungen durch die Mysterien, von denen vielleicht manche Sitte ausgegangen war. Weil aber manche Gaukelei damit getrieben wurde, so finden wir sie schon von den alten Philosophen nicht selten verspottet.

Priester.

Priester waren haüfig in Griechenland, besonders in Athen. Ihre Wissenschaft bestand hauptsächlich in der umständlichen Kenntniß der religiösen Gebraüche. Der älteste an einem Tempel war der eigentliche Leibdiener des Gottes, bisweilen auch der Großpriester, Oberpriester genannt. Unter ihm standen alle übrigen: der Tempelkehrer, welcher die Reinhaltung des Tempels und die Besprengung der Eintretenden mit Weihwasser zu besorgen hatte; die Opferer, die die Thiere schlachteten, das Opfer auf den Altar legten und das Feuer anzündeten (zuweilen hatte der Opfernde die Ehre, das Feuer anzünden zu dürfen); die Weissager, welche die Eingeweide der Thiere untersuchten; die Herolde, welche die Ceremonieen leiteten, die Gebete sprachen und die Versammlung segnend entliessen. Hie und da hieß der Oberpriester "Vater," so wie die Oberpriesterinn "Mutter." Die Priester hatten Beistände an gewissen Laien, die die minder heiligen Geschäfte des Tempeldienstes, die Aufsicht über das Gebaüde, den Schatz u. dgl. besorgten. Bei Feierlichkeiten erschienen die Priester im angemessenen Schmucke. Haüfig waren die Namen derer, die sie gestif-

tet

tet hatten, in Gold und Silber in ihre Kleider gestickt. Ihre Pracht wurde unterstützt durch die Schönheit und Majestät ihrer Person und gehoben durch die Abzeichen der Gottheit, welcher sie dienten. Mehre Priesterstellen waren das alte Eigenthum einzelner Familien, andere wurden von dem Volke vergeben, wobei es eben so häufig auf die Gunst desselben, oder einzelner, welche Einfluß hatten, als auf die Kenntnisse und Geschicklichkeiten der Bewerber ankam. Eigen war es, daß an den Tempeln des Bakchos nur Priesterinnen standen, die noch dazu in lebenslänglicher Keuschheit und Abgeschiedenheit von der Männerwelt verharren mußten.

Zum Unterhalte der Priester, wie der Tempel, waren verschiedene Einkünfte angewiesen, als: Ein Theil von allen bürgerlichen Geldstrafen und eingezogenen Gütern, ein Theil von der den Feinden abgenommenen Beute, dabei gewisse, bestimmte Abgaben von den Feldfrüchten, welche durch die Speisesammler (Parasiten) eingesammelt wurden. Endlich gab es auch wenige Tempel, die nicht eigene Häuser und Ländereien besessen hätten. Viele hatten das Recht, Freistätten für Verbrecher zu seyn, woher sie beträchtliche Vortheile bezogen. Ausserdem hatten die Priester auch noch die Einkünfte von den Opfergaben der Privatpersonen. Es versteht sich von selber, daß einige mehr, die andern weniger Einkünfte hatten. Die Priester Griechenlands genoßen mancherlei Ehrenbezeugungen und Auszeichnungen, auch bei öffentlichen Volksfesten und im Theater. Sie hatten ein ruhiges Leben, denn sie konnten ihre Thätigkeit bloß auf ihr geistliches Geschäft beschränken; aber viele von ihnen, geistig und sittlich gebildeter, als ihre Mitbürger, haben von freien Stücken, aus Ehrgeiz oder Vaterlandsliebe, die beschwerlichsten Staatsgeschäfte übernommen und ihren Mitbürgern im Felde sowohl, als in Gesandschaften, wichtige Dienste geleistet. Uebrigens standen sie in keiner besondern Verbindung unter einander, noch

weniger bildeten sie eine besondere Kaste, wie in Aegypten; sie standen unter der gewöhnlichen Obrigkeit und der zweite Archon in Athen, der König genannt, war mit der besondern Aufsicht über sie beauftragt. Eine besondere Art von Priestern waren die Weissager oder Zeichendeuter, die sehr geehrt und in Athen im Prytaneon unterhalten wurden. Diese lasen im Vögel-Flug, oder in den Eingeweiden derselben das Schicksal der Fragenden, sie begleiteten die Kriegsheere und ohne sie ward nichts von Bedeutung weder im Krieg noch im Frieden unternommen. Die berühmtesten wohnten in Elis, daselbst waren einige Familien, die sich in der Kunst der Weissagung und des Verbannens der Leiden der Menschen auszeichneten. Es gab mitunter auch wandernde Propheten, welche von einer Provinz in die andere zogen und grosen Einfluß auf das Volk hatten. Auch Frauen trieben dieses Geschäft, namentlich unter dem unwissenden Pöbel, der furchtbar abergläubisch war, und in den gewöhnlichsten Auftritten der Natur, in den alltäglichen Erscheinungen des Lebens unglückliche Vorbedeutungen und Zeichen sah. Besser unterrichtete Personen waren von diesem groben Aberglauben frei, aber sie hingen an andern Schwachheiten der Art, namentlich waren es die Träume, die bei allen und jeden ausserordentlich viel galten.

Tempel und Altäre.

Tempel und Altäre waren in Griechenland sehr zahlreich, denn überall, auch in den geringsten Flecken, ja oft in Einöden fand man dergleichen, sie waren grösstentheils auch prächtig gebaut und reich dotirt. Besonders berühmt waren die Tempel zu Delphi und zu Ephesos. Jener, der ums Jahr 513 v. Chr. zum zweiten Mahl nach einem Brande, aufgebaut worden, war von einem sehr schönen Stein, die Hauptseite von parischem Marmor. Dem prächtigen Aeussern entsprach das Innere, das mit Gemählden, Statüen, Inschriften und Kunstgegenstän-

den der mannigfaltigsten Art angefüllt war. Die große Menge von Priestern und Tempeldienern, auf das prachtvolleste geschmückt, war oft nicht hinreichend, alle Ankommenden zu befriedigen. Der Tempel der Diana zu Ephesos ist, als eines von den sieben Wundern der alten Welt, zu allgemein bekannt, als daß wir dabei verweilen sollten. — Ausser den öffentlichen Tempeln war es etwas sehr Gewöhnliches in Griechenland, Privattempel, oder Kapellen in den Häusern, oder Nachbildungen der berühmtesten Tempel in kostbarem Metall zu haben, um dabei seine Andacht zu verrichten.

Die Achtung der Griechen gegen ihre Tempel und Altäre war sehr groß und Vergehungen gegen dieselben wurden sehr scharf geahndet. Der Tempelraub wurde unfehlbar mit dem Tode und der Entziehung des Begräbnisses bestraft, und es ward schon als ein Tempelraub angesehen, wenn man in dem heiligen Haine, der den Tempel umgab, einen Strauch ausriß, oder einen der Gottheit geweiheten Vogel tödtete. Man erzählt sehr auffallende Beispiele von Strenge, ja Härte, mit welcher Vergehungen von dieser Art selbst an unschuldigen Kindern bestraft worden sind.

Orakel.

Das älteste griechische Orakel war zu Dodona in Epirus, welches ohne Zweifel von Aegypten her Veränderungen erfuhr. Mit dem Rauschen einer heiligen Buche verband sich ein magisches Glocken- und Beckenspiel, in dessen Beschreibung die Alten nicht übereinstimmend sind, und ein heißer Wunderquell, wie der Sonnenquell im ägyptischen Ammonium. Die ganze alte Einrichtung weist auf den Naturgeist in den Bewegungen im Gewitter hin.

Für gleich alt mit diesem hält man das Orakel in Böotien, welches ursprünglich der Gäa, sodann der The-

mis gewidmet war und zuletzt an Apollon kam. Obgleich nun dieses Apollon-Orakel später war als das zu Dodona (Zeus verlieh dem Apollon die Sehergabe), so hinderte das doch gar nicht, daß nicht das spätere das frühere Orakel gänzlich verdrängte. Dazu trug unter vielen andern Umständen auch der bei, daß die benachbarten Musen und das Amphiktyonen-Gericht mit demselben in Verbindung traten. Das letztere gab ihm eine hohe politische Wichtigkeit, während das erstere ihm ein gewisses poëtisches Interesse verlieh. Dieses hörte indessen bald auf, die schlechten Verse des Musengottes in Delphi wurden zum gemeinen Spott und die Pythia sprach von nun an in Prosa. Dazu kam, daß Delphi fast im Mittelpunkte von Griechenland — die Griechen behaupteten, im Mittelpunkte der Erde — lag; und so war es ganz natürlich, daß kein anderes Orakel solchen Besuch von allen Seiten her, so großen Einfluß überall hin hatte, und solche ungeheure Reichthümer sammelte, wie dieses. Lange trieb es seine Geschäfte im Verborgenen; aber endlich sagte Demosthenes laut, "die Pythia philippisire," d. h. das Orakel in Delphi stehe im Solde des Königs Philipp von Makedonien.

Die Pythia war diejenige Priesterinn, welche die eigentlichen Weissagungen aussprach. Anfänglich hatte man nur eine, später, als der Besuch stärker ward, stellte man drei an. Sie mußten über 50 Jahre alt und aus den Bewohnern von Delphi genommen seyn. Gewöhnlich waren es arme Mädchen, ohne Erziehung und Erfahrung, von beschränktem Verstande, aber von unverderbten Sitten. In dem Allerheiligsten des Tempels war ein Loch in der Erde, aus welchem ein betäubender Dampf unaufhörlich aufstieg. Ueber dieses Loch war ein Dreifuß gestellt und auf diesen mußte sich die Pythia setzen, wenn sie weissagen sollte. Die stärksten Farben genügten kaum, die Verzuckungen zu schildern, welche sie gewöhnlich ergriffen. Ih-

re Brust schwoll an, ihr Gesicht ward roth und wieder blaß, eine Art Frost schüttelte ihre Glieder. Bald aber funkelten ihre Augen, der Mund schäumte, die Haare bäumten sich, sie begann zu stöhnen, zu winseln, zu heulen und mitten unter diesem fürchterlichen Wehklagen stieß sie einzelne Worte aus, welche die Weissagung ausmachten, welche von den sie stets umgebenden Priesterpropheten, die sie oft mit äusserster Gewalt auf ihrem Sitze festhalten mußten, aufgefangen und sodann von den Tempeldichtern, gewöhnlich auch Priester, in Verse gebracht wurden.

Obgleich die Verständigern den Betrug des Orakels klar einsahen, so war doch sein Ansehen, von den Regierungen gehalten, überall sehr groß und oft hat ein Wort, von den bestochenen Priestern vorgesagt und von einem blödsinnigen Mädchen halbbewußtlos nachgesprochen, blutige Kriege erregt und Länder und Völker in Jammer und Elend gestürzt.

Ausser diesen hatten Zeus und Apollon noch viele Orakel in Griechenland, nächst diesen aber standen auch das des Trophonios in Böotien und des Amphiaraos auf der Grenze zwischen Attika und Böotien in großem Ansehen. Amphiaraos war Krieger und Wahrsager gewesen, daher glaubte man, daß er noch nach seinem Tode Orakel geben könne. Dieß geschah in einem Tempel bei Athen, wo die Fragenden, nachdem sie 24 Stunden gefastet hatten, einen Widder opferten und auf seiner Haut schliefen. Nun erschien ihnen der Gott im Traum und belehrte sie über ihre Wünsche. Das Orakel des Trophonios befand sich bei Lebadia in einer Höhle, in welche der Fragende hinabsteigen mußte, weiter unten ergriffen und mit reissender, betaübender Geschwindigkeit hinabgezogen wurde. Unten sah man nun und hörte — Mancher gar nichts, Mancher unbegreifliche, Schauder und Entsetzen erregende Dinge, und es war nicht selten der Fall,

daß Menschen, die den Trophonios befragt hatten, in eine unheilbare Schwermuth versanken, oder bald darauf vor Entsetzen und Gram starben. Gewaltthätigkeiten mit Gaukelspiel verbunden waren die Mittel, deren sich die Priester dieses Gottes (Trophonios wird oft Zeus genannt) zur Erreichung ihrer Absichten bedienten, den großen Haufen zu beherrschen und nach ihren Wünschen zu leiten.

Dieß war die Absicht aller Orakel. Daher das Geheimnißvolle, worein sie sich hüllten und die Anstalten, die Sinne und Gedanken derer zu betaüben, welche sie fragten, und die Vorbereitungen, welche kein Ende nehmen wollten; daher endlich die dunkeln, zweideutigen Antworten, die ihnen in jedem Falle einen Ausweg offen ließen, auch wenn sie die Erwartung durchaus getaüscht hatten.

Feste.

Die griechischen Feste waren alle religiöse und, wenn sie auch enthusiastisch und mit unter schwärmend waren, so gingen sie doch nicht in die wilde Wuth der phrygischen und thrakischen Orgien über, sondern hielten sich größtentheils in den Schranken einer anständigen Fröhlichkeit. Dieß kam vielleicht mit daher, daß sie erst später entstanden sind; Homer kennt weiter keine als die Ernte- und Weinlese-Feste. Alle übrigen sind spätern Ursprungs, und da die Griechen schon damahls zu einem so hohen Grad von Feinheit und Anmuth ausgebildet waren, so konnten sie nicht in die Rohheit der frühern Zeiten versinken, wenn sie schon nicht völlig frei davon blieben. Es erregt Erstaunen, wenn man hört, daß es in Griechenland an tausend Feste gegeben habe; doch muß man dabei wissen, daß die wenigsten derselben allgemein waren, daß die meisten nur einer Provinz, einer Stadt, einem Flecken eigneten; daß andere nur nach Verlauf mehrer Jahre, wieder andere nur von einzelnen Bürgerclassen, einige blos von Männern, andere nur von Frauen

gefeiert wurden, Indessen ist bei allem dem die Anzahl der jährlichen Feste, woran ganz Griechenland, oder der größte Theil desselben Theil nahm, bei weitem größer gewesen, als sich mit dem wahren Wohle eines Volkes vertragen will.

Die meisten Feste wurden zu Athen gefeiert. Sie hatten dort Hausfeste und öffentliche; die erstern für die Ereignisse in den Familien, die andern für die dem ganzen Volke wichtigen Auftritte in der Natur oder Begebenheiten in der Geschichte der Nation. Das wichtigste dieser letztern waren die Panathenäen, gestiftet von Erichthonios (man sagt 1506 v. Chr.), und erneuert und auf das gesammte athenische Volk bezogen von Theseus. Alle Jahre wurden die kleinen, alle fünf Jahre hingegen die großen Panathenäen begangen. Bei beiden gab es dreierlei öffentliche Spiele, Wettrennen mit Fackeln, gymnastische Uebungen zu Land und Lustgefechte zu Schiffe, endlich geistige Wettkämpfe, bei welchen Rhapsoden homerische Stücke declamirten, dramatische Dichter Stücke aufführten und die Sieger mit einem Kranze von Oelzweigen und einem Gefäße voll Oel beschenkt wurden. Darauf folgten die Opfer, zu welchen jeder Demos *) der Stadt einen Ochsen lieferte, und der Opferschmaus. Die Hauptfeierlichkeit aber war ein Aufzug, unter welchem der heilige Peplos **) der Athene auf die Akropolis in den Tempel der Göttinn gebracht und ihr umgehängt wurde. Das Ueberbringen aber geschah auf folgende Weise. Im Keramikos ***) war ein Schiff erbaut, an welchem

---

*) Demos, das Volk, hatte auch die Bedeutung einer Abtheilung der Stadt, deren Zwölf gewesen sind.

**) Peplos, ein Gewand, oder Schleier, oder ein Teppich — man weiß nicht gewiß, von Feuerfarbe.

***) Keramikos, ein öffentlicher Platz in Athen, zum Theil in der Stadt, zum Theil ausserhalb derselben gelegen.

der Peplos als ein Segel aufgehängt war, und dieses Schiff ward zu Lande durch gewisse Maschinen fortbewegt und um den Tempel der eleusischen Demeter, an dem pelasgischen und pythischen vorbei; nach der Burg gebracht. Der Zug, der das Schiff begleitete, bestand aus Greisen und Matronen, mit Oelzweigen in den Händen, aus Männern mit Schild und Speer, und ihren Frauen, aus Jünglingen mit Hirse bekränzt, die der Athene Lieder sangen und Jungfrauen, welche die heiligen Geräthschaften trugen. Den Beschluß machten Knaben, welche den Waffentanz, Pyrrhiche genannt, aufführten. Das Fest war so heilig, daß man Gefangene aus dem Kerker losließ, und denen, die sich um die Republik verdient gemacht hatten, goldene Kronen zur Belohnung reichte.

Von etwas anderer Art waren die Dionysien, Bakchosfeste, denen auch verschiedene Tage gewidmet waren. Schaaren von Bakchanten und Bakchantinnen mit Epheu, Fenchel und Pappellaub bekränzt, tanzten, tobten, heulten auf den Strassen, riefen den Bakchos an, oft unter barbarischen Namen, zerrissen mit ihren Nägeln und Zähnen die rohen Eingeweide der Opferthiere, hielten Schlangen in ihren Händen, wickelten sie in ihre Haare, oder gürteten sie um den Leib und schreckten und unterhielten damit die staunende Menge. Man erblickte hier alle die Personen, welche wir in dem Gefolge des Bakchos kennen gelernt haben, in characteristischen Masken. Sie sind berauscht oder stellen sich so, sie mischen ohne Aufhören ihr Geschrei in das Geräusch der Instrumente, einige geberden sich wie Wahnsinnige, andere tanzen regelmäßige Kriegstänze, wobei sie Trinkgefäße statt der Schilder, Thyrsosstäbe statt der Speere führten. Aber zwischen diesen tollen Haufen ziehen in schöner Ordnung die verschiedenen Chöre auf, welche meistens aus Jungfrauen bestehen, die im höchsten Schmucke einhergehen, und auf ihren Köpfen Körbe mit heiligen Gegenständen tragen. Da diese Züge

meist in der Nacht gingen, so wurden die Haüser erleuchtet und die auf den Dächern stehenden Zuschauer hielten Lampen in den Händen. An gewissen Plätzen hielt man an, um Trankopfer zu spenden und Thiere zu schlachten.

Der Tag war verschiedenen Spielen gewidmet: man ging ins Theater, um den Wettstreit der Chöre in Musik und Tanz beizuwohnen, oder die neuen Stücke zu sehen, welche die dramatischen Dichter aufführten. Während der Dauer der Festtage war die geringste Gewaltthätigkeit gegen einen Bürger ein Hauptverbrechen und jede Belangung eines Schuldners untersagt. In den folgenden Tagen wurden die während der Zeit vorgefallenen Unordnungen und Vergehungen hart bestraft.

Wir übergehen die andern Feste, weil sie mit den geschilderten mehr oder weniger Aehnlichkeit haben, um uns zu den

Mysterien

zu wenden, als religiösen Festen, welche nur dem kleinern Theile nach öffentlich, größtentheils aber im Verborgenen, nur von Eingeweiheten begangen wurden. Ihr Ursprung ist sehr alt und wahrscheinlich ausländisch, ägyptisch, da die Isis-Mysterien, so weit man sie kennt, sehr viel Aehnliches mit den griechischen darbieten. Die ersten Mysterien in Griechenland scheinen die orphischen gewesen zu seyn, die Grundlage der spätern, wiewohl auch sehr alten Mysterien zu Eleusis, den Eleusinien.

Diese Feste, der Demeter und ihrer Tochter Persephone zu Ehren gefeiert, stehen, wie Pausanias sagt, so hoch über alle andern religiösen Institute, wie die Götter über den Heroen erhaben sind. Griechenlands und Roms größte Philosophen geben nicht undeutlich zu verstehen, daß die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und der Einheit Gottes gerade diesen Mysterien entstamme.

Wenn nun, sagt ein neuer Forscher, diesen Ernten und Jahresfesten ein solcher Werth beigelegt werden kann, so muß auch die Gottheit, an welche sie sich knüpfen, über alle andern sich erheben.

Die Mythen aller griechischen weiblichen Gottheiten ergeben, daß ihnen sämtlich eine Hauptidee zum Grunde liege: Weiblicher Aether, weibliche Feuerkraft, Urnacht, Urwasser, Mond, die von dem männlichen Prinzipe befruchtete und Alles gebärende Naturkraft; daß diese Eine Uridee sich im griechischen Polytheismus, wie in den Religionen des Orients, in vielfache Gestalten und Namen zertheile und doch in jeder, ihrem Urwesen nach, dieselbe blieb. In den Eleusinien nun wurde die Gottheit in dieser ihrer Uridee, als das wahre und höchste Eine betrachtet und verehrt; aber wahrscheinlich haben sich doch nur ein Theil der Eingeweiheten zu dieser höhern Ansicht der Gottheit erhoben, der große Haufe mag sich wohl an die Ceremonieen gehalten, und in der sorgfältigen Beobachtung derselben das Wesen der Eleusinien gesetzt haben.

Ursprünglich waren die Eleussnien weiter nichts, als ein Erntedankfest, das seine Einsetzung dem Triptolem, oder irgend einem Heros verdanken mag und erst in späterer Zeit von den Priestern zum Mysterion umgeformt wurde. Aber es läßt sich weder von dem Einen, noch dem Andern, eine Zeit angeben.

Von allen Seiten her strömten die Griechen nach Eleusis, um sich in die Mysterien einweihen und damit das Unterpfand der künftigen Seligkeit geben zu lassen; denn man rühmte ja von denselben, daß sie den Geist der Eintracht und der Menschlichkeit verbreitet, die Seele von ihrer Unwissenheit und ihren Flecken gereinigt, den Menschen den besondern Beistand der Götter, die Mittel

zur vollkommensten Tugend, die süßen Gefühle eines unsträflichen Lebens, die Hoffnung eines sanften Todes, und einer grenzenlosen Glückseligkeit verschafft haben. "Die Eingeweiheten hieß es, werden einen ausgezeichneten Platz in den elyseischen Gefilden einnehmen, werden sich eines reinen Lichts erfreuen und in Gemeinschaft der Götter leben; während die Andern, nach ihrem Tode, Orte der Finsterniß und des Entsetzens bewohnen müssen." So deutlich indessen diese Angaben sind, so sehr deckt das Dunkel des Geheimnisses die Einrichtung und den eigentlichen Zweck der Mysterien; denn der sie verrieth, wurde sogleich dem Tode und allgemeiner Verwünschung übergeben, das Gesetz begnügte sich nicht mit dem Verluste seines Lebens und der Einziehung seiner Güter, eine öffentlich aufgestellte Schandsaüle mußte noch das Andenken von seinem Verbrechen und dessen Bestrafung verewigen. Indessen haben unermüdete Forschungen uns doch in den Stand gesetzt, das Wesentliche der Einrichtung dieser Mysterien zu übersehen, und was den eigentlichen Zweck derselben betrifft, so können wir nicht irren, wenn wir annehmen, daß er kein anderer gewesen sey, als die Erhaltung und Beförderung der Hierarchie, welche von den Priestern der Hellenen eben so eifrig angestrebt wurde, wie von denen aller andern Nationen, und es lag begreiflicher Weise gar nicht an ihnen, sondern nur an dem Gange der Volksbildung, daß sie nicht in Griechenland so ausschließend herrschten, wie in dem kleinen Israël und dem großen Indien.

Die Aufsicht über die Eleusinien war dem König (dem zweiten Archon) in Athen übetragen, der allein das Recht hatte, die Strafbaren von den Mysterien auszuschließen und auf den Eleusinischen Altären zu opfern und Gelübde für das Volk zu den Göttern zu senden. Er hatte vier Gehilfen, Epimeletes, zwei aus dem Volke, und

zwei von den Priesterfamilien der Eumolpiden *) und Keryken *). Die Priester des ersten Ranges waren der Hierophant, der Daduchos, der Hierokeryx und der Epibomios. Der Hierophant, auch Mystagog genannt, hatte bei allen Feierlichkeiten zu Ehren der Demeter den Vorsitz, und enthüllte den Aufzunehmenden die Mysterien; er bekleidete sein Amt Lebenslang und mußte der strengsten Keuschheit huldigen. Der Daduchos trug die heilige Fackel bei den Feierlichkeiten und reinigte die Einzuweihenden. Der Hierokeryx machte den Herold bei den Versammlungen, hielt die Profanen vom Heiligthume ab und wachte über Stille und Ordnung. Der Epibomios endlich besorgte das Opferwesen und leistete den andern Beistand. Alle waren mit Myrthen bekränzt, trugen Purpurgewande, und konnten nur bei ihrem Ordensnamen genannt werden. Ausser diesen vier Hauptpriestern gab es noch andere von Bedeutung und eine Menge geringerer, unter denen die Geschäfte im Tempel und bei den Feierlichkeiten getheilt waren; aber es gab auch Priesterinnen, welche den Dienst bei den einzuweihenden Frauen und Mädchen hatten.

Alle Griechen konnten zur Aufnahme gelangen, die Athener waren sogar verpflichtet, sich vor ihrem Tode einweihen zu lassen; ein altes Gesetz aber schloß alle andern Völker, insbesondere Perser und Meder, dann alle Magier und Zauberer, Sklaven und unehelich Geborne aus. Verbrecher mußten vorher durch eigene religiöse Ceremonieen gereiniget werden, ehe sie aufgenommen werden konnten; denn unbefleckte Hände, Reinheit von Verbrechen,

---

*) Eumolpos aus Thrakien wird als der Stifter der Eleusinien genannt; es scheint also, daß die Familie der Eumolpiden für die Seinige gegolten habe. Keryx ist der Name eines Sohns des Hermes und der Pandrosos, und seine Familie in Athen besaß das Herolden-Amt bei den Mysterien.

und Verschwiegenheit waren die Erfordernisse, welche der heilige Herold jedesmahl verkündigte. Deßhalb waren auch Kinder nicht ausgeschlossen, vielmehr ward ein Knabe vor andern auserwählt, um die Gottheit zu versöhnen und sie im Namen aller Eingeweiheten zu besänftigen, weil man glaubte, daß er, wegen der Unschuld seines Alters allein die Vorschriften buchstäblich erfüllen könne. Man theilte die Eleusinien in die größern und in die kleinern, welche letzteren gleichsam als die Vorbereitung auf jene angesehen wurden. Die Eingeweiheten der kleinern Mysterien hießen "Mysten," die der großen "Epopten." Die großen wurden im September, die kleinern im April gefeiert. Unweit Athen lag eine Kapelle, am Flusse Ilissos. Diese war zur Feier der kleinen Eleusinien bestimmt. Der Fluß diente zu den vorbereitenden Reinigungen. Den Reinigungen aber gingen Fasten vorher. Bei der darauf folgenden Einweihung forderte der Mystagog dem Aufzunehmenden einen furchtbaren Eid ab, um sich seiner Verschwiegenheit zu versichern. Dann that er verschiedene Fragen an ihn, welche mit folgenden Worten erwiedert wurden: "Ich habe gefastet, ich habe den Kykeon *) getrunken, ich habe den Becher aus der Kiste genommen und, nach dem Gebrauche, in den Korb und aus dem Korbe wieder in die Kiste gelegt." Das Alles hatte Beziehung auf die Ceremonieen, welche der Aufzunehmende hatte mitmachen müssen. Nun wurde der neue Myste auf einen Thron gesetzt, um welchen die Uebrigen herumtanzten. Nach Verfluß eines nicht mehr zu bestimmenden Zeitraumes aber, während welchem er bei den größern Eleusinien nur an der Tempelthüre stehen durfte,

*) Kykeon, ein seltsamer und schwerlich schmackhafter Mischmasch aus Gerstenmehl mit Wasser, Wein oder Milch, auch Honig oder Käse, Salz, Kraütern und Blumensaft, oder gar aus Mehl, Rindsblut und Meerwasser, wie die Alten selber erzählen.

wurde er zum Epopten und zur Theilnahme an den grö-ßern Mysterien zugelassen. Diese, bei welchen der Hierophant den Schöpfer des Weltalls vorstellte und Sinnbilder an sich trug, die auf die Allmacht deuteten, dauerten mehre Tage. Während derselben lag das gemeine Volk an der Brücke über den Kephissos in einer Art von Hinterhalt und neckte und verspottete die über dieselben gehenden Prozessionen, so wie einst Demeter bei ihrer Ankunft in Eleusis war verspottet worden. Am ersten Tage des Festes nun versammelte man sich und nahm die Mysten auf. Am zweiten war eine Prozession an das Meer, wo man sich reinigte. Der dritte Tag war dem Fasten gewidmet. Abends trank man den Kykeon und aß aus der heiligen Kiste, Sesam, Pyramis (eine Art von Biscuit), runde Kuchen, Salzkörner, Mohn und wohlriechendes Backwerk. Die Fasten mußte in Betrübniß zugebracht werden, weil sie an die Zeit erinnerte, wo Demeter um ihre Tochter betrübt war. Den vierten Tag läßt man einem Opfer der Eingeweiheten und mimischen Tänzen auf einer beblümten Wiese geheiligt seyn. An fünften war ein feierlicher Fackelzug. Paarweise, jeder mit einer brennenden Fackel in der Hand, gingen die Eingeweiheten in den Tempel der Demeter zur Nachtzeit, wo die Fackeln aus Hand in Hand gingen und fleißig geschwenkt und geschüttelt wurden, weil man den von ihnen aufsteigenden Dampf für etwas Göttliches hielt. Der sechste Tag war der allerfeierlichste. Er war dem Jakchos geweihet, welcher mit einer Myrthenkrone auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand vom Keramikos bis nach Eleusis getragen wurde. Eine Schwinge (das Sinnbild der Absonderung, Reinigung), ein Lorbeerzweig, ein Rad, und der Phallos wurden hinter der Bildsaule des Gottes hergetragen und wohl an 30,000 Menschen begleiteten sie. Der Zug ging nach dem Schalle der Instrumente und dem Gesange heiliger Lieder und hielt zuweilen stille, weil Opfer gebracht und Tänze

aufgeführt wurden. Der Zug ging zu Athen durch die heilige Pforte und auf dem heiligen Wege in den Tempel zu Eleusis und von da — wahrscheinlich am siebenten Tage — wieder zurück in den Tempel des Jakchos. Am achten Tage soll die Epidauria gefeiert worden seyn, ein Fest, dem Asklepios zu Ehren, der einst auch ein Eingeweihter war. Den neunten Tag nannte man Plemochoë, nach einem Gefäße so genannt. Die Priester füllten zwei solcher Gefäße mit Wein und stießen sie, den einen gegen Morgen, den andern gegen Abend, mit geheimnißvollen Worten um und sahen dabei den Himmel und die Erde an. Wahrscheinlich galt diese Ceremonie den unterirdischen Göttern.

Die eigentliche Einweihung fiel in die Nacht nach dem Jakchostage. Mehre vorhergehende Nächte waren mit Vorbereitungen zugebracht worden; in diesen nahm man noch einmahl den Eid der Verschwiegenheit von den Aufzunehmenden, ließ sie sich entkleiden und in eine bloße Hirschhaut hüllen (Erinnerung an den rohen Zustand früherer Menschheit, oder auch an das verdorbene und vergängliche Leben des Ungeweiheten) und stellte sie vor das verschlossene Thor des Tempels. Mit einem Mahle erzittert der Tempel, der Blitz verbreitet ein glänzendes Licht, welches die Nähe der Gottheit ankündigt; ein dumpfer Schall läßt sich aus dem Abgrunde hören; der kekropische Tempel ertönt; Eleusis erhebt seine heiligen Fackeln; die Schlangen des Triptolemos zischen, in der Ferne erscheint Hekate. Was hier dichterisch dargestellt ist, beschreiben andere Schriftsteller mit eigentlichen Worten und schildern, wie die Epopten aus Finsterniß und Schauer und Schrecken zum Lichte, zur Freude und zu seligen Empfindungen hinübergeführt wurden, und in diesem Zustande verblieben, bis der Hierophant, der dem Angeschaueten Deutung gegeben, mit den geheimnißvollen Worten "Konx om-

par!" *) die ganze Feierlichkeit endigte. Die Versammlung wiederholte diese Worte und ging darauf auseinander.

Die samothrakischen Mysterien waren aus Phrygien über Kreta gekommen, wo man sie dem Zeus zu Ehren gefeiert hatte. In Griechenland konnte man sich über den Gott, dem sie galten, nicht vereinigen, bald feierte man sie dem Zeus, bald dem Dionysos, bald der Demeter. Die dionysischen Mysterien, die mit den vorhergehenden sehr viel gemein hatten, wurden zu Zeiten des Epaminondas, als der öffentlichen Sache und den guten Sitten nachtheilig, allgemein verboten.

Mit den religiösen Festen der Griechen standen auch in Verbindung

die öffentlichen Spiele,

deren man vier zählt, nemlich die olympischen, die pythischen, die nemeischen und die isthmischen.

Die olympischen waren die feierlichsten, größten und berühmtesten unter diesen heiligen Spielen. Sie waren dem Zeus geweihet und wurden zu Olympia begangen. Ueber ihren Ursprung sind die Sagen verschieden; denn nach Einigen sind sie von Zeus selber gestiftet worden, nach Andern von Herakles; auch ist es ein gewisser Pikos, den

*) Ein neuer Forscher weist nach, daß die Braminen fast mit derselben Formel ihre Gottesdienste schliessen, sie sprechen nemlich Candscha-om-pacsha! Candscha sey der Gegenstand des höchsten Sehnens; om das bekannte Wort für Gottheit und pacsha heiße Wechselung, Wanderung, Reihe, Ordnung, Pflicht: Er will also damit die Eleusinien auf Indien zurückführen. Ein anderer verbreitet sich darüber mit bitterm Spotte.

den man als den Stifter derselben nennt. Gewiß ist, daß bei der Stadt Pisa schon in den allerältesten Zeiten solche Spiele gehalten wurden. Sie wurden mehrmahls unterbrochen und wieder erneuert. Aber erst seit der letzten Wiederherstellung durch Iphitos, König von Elis, der zu Lykurgos Zeiten lebte, wurden sie regelmäßig und ununterbrochen gefeiert. Sie wird in das Jahr 776 v. Chr. gesetzt und von ihr an die Olympiaden gerechnet. Anfangs sollen die Pisaner die Aufsicht und Besorgung der Spiele gehabt haben; aber nachdem ihre Stadt von den Eliern war zerstört worden, ging dieses Geschäft auf die Sieger über.

Unendlich war die Menge, welche zur Feier dieser Spiele nach Olympia strömte. Lange Zeit durfte, ausser den Priesterinnen der Demeter, kein Weib dabei sich sehen lassen. Das Gesetz verurtheilte eine Uebertreterinn, von einem Felsen herabgestürzt zu werden. Die Spiele waren jedes Jahr in unserm Julius-Monat und dauerten fünf Tage; aber die Kämpfer mußten sich zehn Monate vorher in Elis darauf vorbereitet haben. Am Abend vor dem Anfang derselben war großes und feierliches Opfer. Mit dem Anbruche des Tages begannen nun allemahl die Spiele, welche in Wettrennen zu Pferd und zu Fuß, in Springen, Diskuswerfen, Ringen und Faustkampf bestanden; den Beschluß am fünften Tage machten musikalische und dichterische Wettstreite. Die Ehre des Siegers in diesen Spielen war ausserordentlich, sie ging von ihm auf sein Vaterland über, das stolz darauf war, ihn hervorgebracht zu haben.

Die pythischen Spiele, zu Ehren des Apollon, des Pythosbezwingers, wurden auf den krissäischen Feldern bei Delphi (oder früher Pythe), anfangs alle neun, dann aber alle fünf Jahre gehalten. Dichter und Musiker stritten um den Preis, der in einem Lorbeer- oder Eichen-

Kranz bestand. Kampfrichter waren die Amphyktionen Später erst kamen auch gymnastische Wettstreite dazu. In der spätern Zeit wurden diese Spiele auch in andern Städten Griechenlands gefeiert. Zu Delphi dauerten sie bis in das dritte Jahrhundert nach Christus.

Die isthmischen Spiele wurden auf dem Isthmos bei der Stadt Korinth gehalten. Ihre Entstehung verdanken sie nach einigen Nachrichten dem Könige Sisyphos, welcher sie anordnete, als man den Leichnam des Palämon oder Melikertes, dessen Mutter Ino sich mit ihm ins Meer gestürzt, aufgefunden hatte. Nach andern sind sie von Theseus dem Poseidon zu Ehren gestiftet worden. Wahrscheinlich hat der letztere die bereits lang vorhandenen und vielleicht verfallenen, wieder hergestellt. Die Athener führten dabei den Vorsitz, aber ganz Griechenland nahm daran Theil, bis auf die Eleer, welche niemahls erschienen. Die Ursache davon war ein Fluch, welchen Molione, deren Söhne vom Herakles in ihrem Gebiete erschlagen, über sie aussprach, weil sie den Frevel nicht ahnden wollten. So groß war die Scheu der Griechen vor den rächenden Göttern. Ueber die Zeit und die Dauer der Spiele ist man nicht einig, wahrscheinlich beging man sie im Herbste. Einrichtung und Feierlichkeiten waren dieselben, wie bei den olympischen. Nachdem die Römer Korinth zerstört hatten, übertrugen sie die Oberaufsicht über diese Spiele den Sikyonern, bis Korinth wieder aufgebaut seyn würde. Man bekränzte die Sieger mit Fichtenzweigen, eine Zeitlang auch mit trockenem Eppich.

Die nemeischen Spiele hatten ihren Namen von dem kleinen Orte Nemea in Argolis. Ihren Ursprung sollen sie von Leichenspielen haben, welche dem von einem Drachen getödteten Opheltes, einem Sohne des Lykurgos, gehalten worden waren. Andere lassen sie vom Herakles, dem Zeus zu Ehren, stiften. Sie wurden alle drei

Jahre gehalten und gaben hie und da die Grundlage zu einer Zeitrechnung. Die Uebungen waren, wie bei den olympischen, körperliche und geistige. Die Kampfrichter waren schwarz gekleidet und wegen ihrer strengen Gerechtigkeit berühmt. Die Sieger kränzte man mit Oelzweigen, später mit grünem Epheu.

Häusliche religiöse Feste und Gebräuche.

Wie bei allen andern Völkern, so wurden auch bei den Griechen die vorzüglichsten Perioden und Auftritte des häuslichen Lebens durch die Religion geheiliget. Daß man bei der Geburt eines Sohnes einen Kranz von Oelzweigen, einer Tochter aber ein wollenes Band am Hause aufhing; daß der Vater sein Kind, das man ihm unmittelbar nach der Geburt zu Füßen legte, aufnehmen, oder durch Abwendung seines Blickes zur Aussetzung bestimmen konnte, waren alte Gebräuche, die weniger der Religion angehörten: die erste religiöse Ceremonie, die mit einem Kinde vorgenommen wurde, war die Reinigungsweihe desselben. Diese erfolgte am fünften Tage. Eine Frau nahm das Kind auf den Arm, ihr folgten die sämtlichen Hausgenossen und alle gingen dreimahl um das häusliche Feuer herum. Am siebenten oder zehnten Tage erhielt das Kind in Gegenwart der Hausgenossen und der beiderseitigen Verwandten der Eltern einen Namen von seinem Vater, wobei ein Opfer und ein Gastmahl gehalten wurden. Einige Tage darauf folgte (in Athen) eine heiligere Ceremonie, nemlich die Einweihung des Kindes in die eleusinischen Geheimnisse. Gleich nach der Geburt oder spätestens im vierten Jahre mußte ein Knabe in Athen in einen Demos aufgenommen werden, wobei der Vater in einem dazu bestimmten Tempel ein Schaf zum Opfer brachte und feierlich schwur, daß der Knabe von ihm und einer Bürgerinn in gesetzmäßiger Ehe geboren sey. Mit achtzehn Jahren wurden die Jünglinge der Athener unter

die Krieger aufgenommen und mußten dabei in Agraulens Kapelle einen feierlichen Eid ablegen, "daß sie die Waffen des Staats nicht entehren, ihren Posten nicht verlassen, ihr Leben für das Vaterland aufopfern und dieses letztere blühender hinterlassen wollten, als sie solches gefunden." Mit zwanzig Jahren nahm man sie unter die Bürger auf, wobei sie, in ihrem Waffenschmucke, den vor zwei Jahren geleisteten Eid wiederholten.

Auch für die Mädchen gab es religiöse Uebungen, besonders wurden sie frühzeitig gewöhnt, bei den Prozessionen und Opferzügen die heiligen Geräthe und andere Dinge, mit Anstand und Würde zu tragen, zu tanzen nnd dergl.

Heilig war bei den Griechen das Band der Ehe, darum wurde es von der Hand der Religion geweiht. Braütigam und Braut, ersterer haüfig in Kleidern, die seine Verlobte selbst gefertigt hatte, gingen oder fuhren in den Tempel der Artemis in Begleitung ihrer Familien, und einer großen Menge Volks, das ihnen Glückwünsche zurief. An der Thüre des Tempels ward das Paar von einem Priester empfangen, der ihnen einen Epheuzweig, als ein Sinnbild ihres Bundes, darreichte. Darauf führte er sie zum Altare, wo eine junge Kuh in Bereitschaft stand, geopfert zu werden. Dabei suchte man aber nicht bloß die unverehelichten Göttinnen zu versöhnen, man flehete auch zu Zeus und Here, zu Uranos und Gäa, zu den Parzen, zu den Chariten und vorzüglich zu Aphroditen, welcher Amor sein Daseyn und die Menschen alles ihr Glück verdanken. Die Priester untersuchten die Eingeweide des Opferthiers und erklärten, ob der Himmel das vorseyende Bündniß genehmige. Nach dem Opfer begab sich Alles zu dem Artemisium, wo das Brautpaar eine Locke niederlegte, die von dem Braütigam um eine Hand voll Kraüter, die von der Braut um eine Spindel gewik-

kelt. Dann nahm der Brautvater die Hand von seiner Tochter, legte sie in die Rechte ihres Bräutigams und sprach: Ich gebe Dir meine Tochter auf daß Du dem Staate gesetzmäßige Bürger gebest! Nun schwuren sich die jungen Leute eine unverbrüchliche Treue und bestätigten den Schwur durch ein neues feierliches Opfer. Gewöhnlich ward es über diesen Feierlichkeiten Nacht und der Heimzug geschah beim Scheine vieler Fackeln, von Chören von Spielenden und Tanzenden begleitet. Auch das Haus war erleuchtet und mit Blumenkränzen behangen. Beim Eintritt in dasselbe setzte man dem neuen Paare einen Augenblick einen Korb mit Früchten auf den Kopf und jetzt erschallte der Zuruf an Hymen. Darauf kamen Dichter und Sänger, welche Hochzeitlieder anstimmten, zuletzt Tänzerinnen, welche durch ihre Darstellungen die Entzückung, die Sehnsucht und den Taumel der süssesten Leidenschaft erregten. Jetzt führte man die Neuvermählten in ihr Gemach, wo sie von einer süßen Frucht gemeinschaftlich aßen, einem Vorbilde ihrer künftigen Eintracht. Die Gäste überließen sich zugleich einer gewissen wilden Lustigkeit. Sie belagerten die Thüre des Brautgemachs, welche jedoch von Freunden des Bräutigams vertheidiget wurde. Nach einem neuen Hymenäos endlich zog sich Alles zurück, um am folgenden Morgen sogleich wieder zu erscheinen und einen neuen Brautgesang anzustimmen. Der übrige Tag ward damit zugebracht, daß die Neuvermählten die Hochzeitgeschenke von ihren Freunden und Verwandten in Empfang nahmen. Des Abends begab sich die junge Frau in das Haus ihres Vaters, um ihre Rührung über ihre Entfernung aus demselben auszudrücken, und erst am folgenden Tage ward sie ihrem Gatten wieder zugeführt.

Auch der Ausgang aus dem Leben ermangelte nicht des Beistandes der Religion. Wo ein lebensgefährlich Kranker lag, da hing man einige Zweige von Lorbeeren

und Bärenklau an dem Hause auf und wenn es zu Ende zu gehen schien, nahmen die Verwandten Abschied von ihm und beteten zu Hermes, dem Führer der Seelen und schnitten ihm eine Locke ab für Persephoneia. Den nun wirklich Gestorbenen aber beklagte man mit lautem Geschrei. War er erkaltet, so wusch man den Leichnam, salbte ihn mit Wohlgerüchen und zog ihm ein gutes, bei Reichen ein kostbares, Gewand an und setzte ihm einen Blumenkranz auf; in die Hände bekam er einen Kuchen von Mehl und Honig, um den Kerberos zu beschwichtigen, in den Mund legte man ihm einen oder zwei Obolen für den Charon, dann stellte man ihn einen Tag in der Vorhalle aus. An der Thüre stand dabei ein Gefäß mit geweihetem Wasser für diejenigen, die sich durch das Anrühren des Todten verunreinigten. Der Leichenzug mußte vor Aufgang der Sonne beginnen. Ausser den Verwandten, waren eine Anzahl Klageweiber da, welche den Verstorbenen laut beweinten, während er in einen Cypressensarg gelegt und auf einen Wagen gehoben wurde, auf welchem man ihn auf den Begräbnißplatz brachte. Der Zug ging in schwarzer Kleidung, mit niedergeschlagenen Augen, voran ein Musikchor, welches Trauerlieder sang. In den frühesten Zeiten beerdigte man die Todten, später kam das Verbrennen derselben auf, neben welchem sich jedoch auch das Erstere erhielt. Während der Handlung geschahen Trankopfer von Wein, man verbrannte ein Kleid des Verstorbenen und rief ihn laut bei Namen. War er verbrannt, so sammelte man seine Ueberreste in eine Urne und begrub diese in die Erde. Nun ging der Zug wieder zurück und man setzte sich zum Leichenmahle. Am neunten und dreißigsten Tage darnach versammelten sich die Verwandten gewöhnlich wieder, in weißen Kleidern, und feierten das Andenken des Verstorbenen; ja bei Personen, die in vorzüglichem Ansehen gestanden, wiederholte sich dieses Gedächtnißfest alle Jahre an ihrem Geburttage. Die Griechen feierten übrigens ein allgemeines Todtenfest, im

Monat Anthesterion (Februar und März), wobei man eine Locke auf das Grab der Verstorbenen legte, und Libationen von Wein, Wasser, Milch und Honig um dasselbe anstellte. Die Griechen waren streng in der Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Verstorbenen; man ehrte nicht nur die irdischen Ueberreste, man hielt auch ihr Andenken heilig und strafte einen Sohn, der gegen seine Eltern die Pflichten der Natur und der Religion vernachlässigte, indem man ihm den Zugang zu allen bürgerlichen Würden versagte; man strafte sehr hart, unter gewissen Umständen sogar mit dem Tode, wer eine Grabstätte verunreinigte oder verletzte. Sie bewiesen damit, daß sie den Menschen für ein Wesen hielten, das nach dem Tode noch fortdauert und in einer gewissen geistigen Verbindung mit der sichtbaren Welt bleibet.

Dieser öffentliche Gottesdienst der Griechen war durch ein Grundgesetz vorgeschrieben und dadurch mit der Staatsverfassung auf das innigste verbunden; man konnte jenen nicht angreifen, ohne diese zu erschüttern. Daher waren die Obrigkeiten sehr streng in der Aufrechthaltung desselben. Man durfte über den Ursprung der Götter denken und reden, wie man wollte, man durfte über die ihnen zugeschriebenen Handlungen spotten und lachen, das litt keine Einschränkung; aber wer wider das Daseyn der Götter sprach oder schrieb, oder ihre Bilder verletzte, oder die von der Regierung genehmigten Mysterien verrieth, der ward vor Gericht gefordert und im Falle der Ueberweisung am Leben gestraft. Die Anklage eines solchen Religionverächters konnte jeder Bürger machen. Sie geschah bei dem zweiten Archon, der die besondere Aufsicht über das Heilige hatte, dieser brachte sie sodann an die Heliasten, oder an das versammelte Volk selber. Betraff die Anklage die Mysterien, so erkannte der Senat darüber, wenn nicht der Beklagte sich an die Eumolpiden wendete.

Diese befolgten hier ungeschriebene Gesetze, deren Ausleger sie allein waren und welche den Verbrecher nicht bloß der Rache der Menschen, sondern auch der Götter übergaben. Der Schuldigbefundene ward aller Rechte eines Bürgers für verlustig erklärt, die Priester sprachen feierlich Verwünschungen über ihn aus, sie wendeten sich dabei gegen Abend, schüttelten ihr Purpurgewand und weiheten nicht bloß den Verbrecher, sondern auch seine Familie den unterirdischen Gottheiten. Darauf bemächtigten sich, nach der allgemeinen Meinung, die Eumeniden desselben und deren Blutdurst ließ nicht nach, bis er und sein Geschlecht von der Erde vertilgt waren. So streng die Eumolpiden waren, eben so sorgfältig haben sie darüber gewacht, daß Angeklagte, die der blinden Wuth des fanatischen Volks zum Opfer fallen sollten, geschützt wurden, und die Verurtheilung derselben nur gesetzmäßig geschah. Die Geschichte nennt sehr gebildete und ebenso tugendhafte Männer, wie einen Aeschylos, einen Diagoras, einen Protagoras, einen Anaxagoras, welche alle des Atheismus angeklagt und verurtheilt wurden; aber sie stellt auch Beispiele auf, daß die Religion den Vorwand leihen mußte, um politische Eifersucht oder Privathaß zu befriedigen, wovon die Geschichte des Alkibiades und des trefflichsten aller Weisen, des Sokrates, die auffallendsten und betrübendsten sind. Ueberall hat das Heiligste, die Religion, zum Deckmantel des Abscheulichsten, der menschlichen Bosheit, dienen müssen.

Religion und Cultus der Römer.

Um Religion und Cult der Römer richtig zu überschauen, müsser wir zuvor einen Blick auf die Völker werfen, welche schon vor Roms Entstehung in Italien wohnten und Religion und Cultur hatten, denn Vieles in dem römischen Wesen erklärt sich aus jenen.

Italien, behauptet ein neuer Forscher, sey von Pelasgern bevölkert worden und zwar von schwarzen. Die erythräische Sibylla habe den Einen Gott verkündigt, daraus gehe hervor, daß die Pelasger ihren Glauben an Einen Gott, den Amun, die Weltseele, nach Italien verpflanzt haben. Man kann gegen die Möglichkeit dieser Behauptung nicht wohl etwas einwenden; auch die Wahrscheinlichkeit ist nicht von Gründen verlassen; bei dem allen aber ermangelt sie der Sicherheit, die uns allein bewegen könnte, etwas auf sie zu bauen. Wir gehen daher sogleich auf die Völker über, deren Religion wir ausgebildet finden, und zwar zuerst zu den

Etruriern.

Diese waren vor den Zeiten der Römer das Hauptvolk in Italien. Sie sollen aus Einwanderern von Kleinasien und von Norden und Süden her entstanden seyn. In der That ist ihr Religionsystem größtentheils asiatisch, doch sind viele Spuren von gallischen und samothrakischen, so wie von ägyptischen Ideen. Es ist die Mutter der meisten italienischen Religionen, namentlich der römischen, und hatte, durch den Einfluß des Klima und der Beschaffenheit des Landes, die damahls anders als jetzt gewesen sind, einen ernsten, fast melancholischen Charakter. Eigenthümlich war ihm die Lehre von Zeitaltern, die den Menschen und den Dingen überhaupt bestimmt seyen, mit der von einem großen Weltjahre, welches aus 12000 gewöhnlichen Jahren bestehe. In 6000 Jahren war die Welt erschaffen, im ersten Jahrtausend Himmel und Erde, im zweiten das Firmament, im dritten das Meer und die Gewässer, im vierten die zwei großen Lichter der Natur, im fünften die Seelen der Menschen, im sechsten die Menschen. Nachher werde das Menschengeschlecht 6000 Jahre bestehen und darauf das Ende der Welt erfolgen.

Die Götter der Etrurier waren theils allgemeine, theils Schutzgottheiten. Zu den erstern gehören die einheimischen,

als die Vortia (Fortuna) und die ausländischen: Jupiter, Juno, Menerva, welche hier eine Art von Trias bildeten. Dem Jupiter war ein Götterrath beigegeben von sechs männlichen und sechs weiblichen Personen, welche keinen andern Namen hatten, als den allgemeinen "Aesar." Jupiter, etruskisch "Tina," war die Weltseele und der Grund aller Dinge, Verhängniß und Vorsehung. Ausserdem gab es denn eine Menge besonderer Götter, Genien der Götter, der Menschen, der Häuser, der Städte. Die Genien der Götter und Menschen hießen "Penaten," die des Wohnorts "Laren," es gab daher "öffentliche Laren," die es für ganze Gemeinden und "private," die es für einzelne Familien waren. Der abgeschiedene Geist eines Menschen hieß "Lemur; hatte man seine Pflichten gegen den Verstorbenen erfüllt, so wurde er zum "Lar," zum schützenden und helfenden Hausgott, Hausgenius, wo nicht, so erschien er als "Larva," als schrecklich und schädlich den Bösen, wenn auch unschädlich für die Guten. Abgeschiedene Geister, von denen noch nicht entschieden war, ob sie "Laren" oder "Larven" seyen, hießen "Manen," die ihren Aufenthalt zwischen dem Monde und der Sonne hatten und jährlich an bestimmten Tagen zur Erde kamen. An diesen Tagen geschah nichts Wichtiges. Diesen Glauben versinnlichte ein Stein, der auf einem Schlunde lag, aus welchem die Geister hervorkamen. Die Erdgötter in der alten Welt waren sämtlich gute Götter, daher bei den Etruskern auch der Glaube an eine Bona Dea herrschte, welche mit Mysterien verehrt wurde. Die Lehre von diesen Wesen hatte viel Sittliches, sie unterhielt die Achtung gegen die Verstorbenen, die Liebe zum Vaterland und Vaterhaus, und mit heiliger Scheu beging man das Manenfest, die jährliche Besuchung der Gräber der Vorfahren.

Neben Tina-Jupiter stand als oberster Gottheit "Janus," der auch als ein König der italischen Vorzeit

angegeben wird; aber er war auch der Himmel und das Jahr, dessen Anfang sein Name bezeichnete, und also ein Naturgott, in welcher Eigenschaft er einen Schlüssel führte; er hieß die Sonne und galt für einen Mittler zwischen den Menschen und den höhern Göttern; auch in dieser Beziehung hatte er sein Doppelantlitz; er ist der Beschützer der beiden Himmelsthore und erster Held der himmlischen Heere, darum wird das Doppelthor seines Tempels im Frieden geschlossen; er hieß Vater und ward als Göttervater und Gott der Götter geehrt, von dem Alles ausgeht und zu dem Alles dereinst wieder zurückkehrt. Janus hat eine Schwester-Gemahlinn, wie Osiris und Zeus u. s. w. und sein Doppelgesicht, ursprünglich ein männliches und ein weibliches, sollen schon bei den Etruskern Sonne und Mond angedeutet haben. Unter die etruriſchen Obergötter gehört auch Mantus, Vedius, Februus, von dem man wenig mehr weiß, als daß er der Inbegriff der Schreckniſſe des Todes und der Finsterniß der Unterwelt war, den jeder schauen mußte, der aus dem Leben schied.

Unter den etruskiſchen Untergöttern ragt besonders Tages hervor, der in Knabengestalt, aber mit göttlicher Weisheit ausgerüstet, aus einer Ackerfurche hervorging. Er war also der Erde Sohn und trat, als solcher, als Prophet und Lehrer auf; die Wohlthaten des Ackerbaues, der bürgerlichen Einrichtung, aber auch die höhere Wissenschaft von göttlichen Dingen sind sein Geschenk. Die tagetiſchen Bücher waren bei den Etruskern, was die hermetiſchen in Aegypten waren.

Mit dem etruriſchen Göttersysteme hing die priesterliche Weissagung zusammen, die sehr ausgebildet war. Man weissagte aber aus dem Fluge und Fraße der Vögel, aus den Eingeweiden der Thiere, besonders aber aus den Blitzen. Dabei hatten sie häufige Sühnungen und Reinigungen, ein formenreiches Ritualgesetz und eine Unzahl von Ceremonien.

Das Meiste von diesem Religionsysteme ist auf die Römer übergegangen.

Die Sabiner

waren ein altes, rohes Volk, dessen biedere Redlichkeit, Frugalität und Sitteneinfalt von den römischen Dichtern gerühmt wird, dessen Religion seinem übrigen Zustande angemessen war. Es hatte einen Gott "Sabus," Sabinus, der die Sonne und einen andern, "Sancus, Semo," der den Mond bedeutet haben soll; es hatte den Summanus, den Gott der nächtlichen Blitze und die Vacuna, eine ländliche Gottheit; es hatte den Cares, von einer Stadt so genannt, auch Curis und Quiris, einen Fetisch unter dem Bilde einer Lanze verehrt und den Kriegsgott Mamers, dem blutige Menschenopfer gebracht wurden. Untergottheiten bei den Sabinern waren Terminus, Cloacina, Larunda, Lara, Matuta, Pales und Silvanus. Diese alle finden wir bei den Römern wieder.

In Latium,

das nachmahls den Römern so nahe verwandt wurde, verehrte man den Saturnus, den Neptunus, die Lubitina, die Anna Perenna, die Matuta, den Pales, Silvanus und Mutunus, welche wir gleichfans bei den Römern näher kennen zu lerneu Gelegenheit haben werden.

Das Religionwesen der Römer ist nicht immer dasselbe, aber immer ist es mit dem Staate innig verbunden gewesen. Als Rom entstand, war ihre Religion sehr einfach, sie kannten wenige Götter und hatten weder Bilder noch Tempel derselben. Romulus, sagt man, habe den Dienst des ägyptisch-griechischen Herakles, nach albanischem Ritus, eingeführt, aber schon hatte dieser Gott den

Namen "Jupiter," denn ein Tempel, von Romulus erbaut, war dem Jupiter Stator geweiht, als der in einer Entscheidungsschlacht das bereits fliehende Heer der Römer wieder zum Stehen gebracht und zum Sieg geführt hatte.

Ihrem zweiten Könige, Numa Pompilius, schreiben die Römer die erste religiöse Bildung des Volks und die Anordnung eines eigentlichen Gottesdienstes zu. Numa stellte die Gottheit als ein unsichtbares und geistiges Wesen dar, hob die gebräuchlich gewesenen Menschenopfer und überhaupt alle blutigen Opfer auf und suchte seinem rohen, kriegerischen und blutdürstigen Volke auch dadurch mildere Gesinnungen zu geben. Ausserdem schreibt man ihm die Errichtung der Collegien, der Pontifizes, der Flamines, der Vestalinnen, die Verehrung des Terminus zu und die Sage läßt ihn alle diese Belehrungen und Vorschriften von der Gottheit selber durch die Nymphe Egeria erhalten, mit welcher er deßhalb in dem Hain von Aricia häufige Zusammenkünfte hatte. Doch eine so einfache, ungeschmückte Religion sagte den Gesinnungen und Absichten seiner Nachfolger wenig zu und die Patricier, die sich nach dem Umsturze des Königreichs der höchsten Gewalt bemächtigten, waren schlau genug, einzusehen, daß sie ihre Macht nicht sicherer befestigen konnten, als durch das Ansehen der Götter, deßhalb machten sie alle Angelegenheiten und Unternehmungen des Staates von den Göttern abhängig und besetzten die obersten Priesterstellen mit Personen aus ihrer Mitte.

So ward die römische Religion mit der Regierung und dem Staate auf das genaueste verflochten, und ausser den Vortheilen, welche die Beherrscher des Staats davon hatten, hatte diese Verflechtung einen sehr wesentlichen Einfluß auf Sittlichkeit und Tugend des Volks; denn der Grundsatz: "Daß die Götter das Böse verab-

scheuen und bestrafen, die Tugend aber belohnen," durchdrang die ganze Masse des Volkes und bewirkte eine Pietät, die sich in den meisten Lebensverhältnissen als achtungwürdig darstellte. Die Römer waren so lange ein redliches und rechtschaffenes, treues und gewissenhaftes, gerechtes und billiges Volk, als sie die Religion ihrer Väter in Ehren hielten; sie fingen an, alle diese Tugenden zu verlieren, als ihre Großen durch ihr Beispiel öffentliche Verachtung der Religion lehrten; ihr Verderben war entschieden, als dieser Geist der Frivolität und der Geringschätzung heiliger und göttlicher Dinge sich über das ganze Volk verbreitet hatte. Die Bekanntschaft mit auswärtigen Völkern und ihren Sitten und deren Verpflanzung auf römischen Boden, nachdem Karthago und Korinth zerstört, Makedonien und Asien erobert waren, trug viel dazu bei. Der Verfall der Religion bewirkte den Verfall des Ansehens und der Heiligkeit der Gesetze, und die Verletzung dieser führte zu blutigen Bürgerkriegen, in welchen der ganze Staat zuletzt sich auflöste. In den Zeiten der ersten Kaiser kehrte zwar das Ansehen der Religion wieder zurück; allein es war mehr Aberglaube und eitles Ceremonienwesen, welche die Sitten immer mehr verdarben und das ganze römische Volk zuletzt in einen ruchlosen, verworfenen Haufen von Knechten verwandelten.

Wir betrachten das Religionwesen der Römer, wie es in seiner schönsten Periode gewesen ist:

Ihrer Götter waren sehr viele. Sie theilten sie aber ein, in Beziehung auf ihren Senat, in Götter der ersten und der zweiten Ordnung. Der Götter der ersten Ordnung zählte man zwanzig, wovon zwölf die großen Götter, (consentes, rathschlagende) die übrigen acht die "auserwählten (selecti") genannt wurden.

Von den großen Göttern war nun der oberste der orientalisch-griechische Zeus, oder, wie ihn die Römer nannten,

Jupiter.

Der Name soll aus Jovis pater zusammengesetzt seyn, also Vater Jovis heißen und dieses Jovis mit Jo, Jon, Janus, Jao, Ja, Dios, Deus und andern das Göttliche bezeichnenden Namen verwandt seyn. Er ist, wie bei den Griechen, der Vater der Götter und Menschen, aber er ist hier gewissermassen in noch größerem Ansehen, als dort, denn der ganze römische Staatsgottesdienst conzentrirte sich auf den Jupiter Optimus, Maximus (der allerbeßte und allerhöchste) und die Gebildetern waren nahe daran, sich ihn als den einigen Gott, den allmächtigen Schöpfer und gütigen Herrn der Welt zu denken; dem großen Haufen war er freilich nur der donnernde Schutzgott der Stadt und des Reichs auf dem Capitolium. Hier begann und endete jede Staatshandlung mit Opfern; hier entsproß jedem Krieg ein Lorber; hier befand sich, in Kellergewölben, das Staatsorakel, die sibyllinischen Bücher; dahin blickte jeder Redner auf der öffentlichen Rednerbühne; dahin richtete jeder Altgläubige seine Gebete. Die Triumphatoren legten ihren Lorberzweig, den sie während des ganzen Gepränges in der Hand gehalten hatten, dem Gott auf dem Capitol in den Schooß. Aber er führt in Rom verschiedene eigenthümliche Beinamen, theils von Plätzen, wo ihm Tempel und Altäre errichtet waren, theils von besondern Ereignissen, die ihm zugeschrieben werden. So heißt er Jupiter Stator, wie wir schon gelesen haben; er heißt "capitolinischer," weil er auf dem Capitolium *) seinen

*) Bei der Grundlegung des Tempels fand man das Haupt eines gewissen Tolus, eines längst Begrabenen dort unversehrt, woraus man eine lange Dauer des Staats weissagte. Daher der Name: Capitolium.

Haupttempel und seinen vorzüglichsten Dienst hatte; er heißt "feretrius," der die Feinde schlagende; er heißt "tonans," der donnernde, "pluvius," der Regensendende; er heißt Lapis, Stein und bei Jupiter, dem Stein, schwören, galt für den heiligsten Schwur. Der Schwörende nahm einen Stein in die Hand, warf ihn hin und sagte: "So verwerfe mich Jupiter, wenn ich falsch schwöre." Die Sagen von ihm sind dieselben, wie bei den Griechen, auch ward er, wie dort, dem Schicksale (Fatum), den Parzen und dem Glücke unterworfen gedacht. Wenn Cicero von drei Jupitern redet, auf deren letzten alle Geschichten der Jupiter vereinigt wurden; so spricht Varro gar von dreihundert derselben.

Einige römische Schriftsteller reden von dem "Deus Majus" und erklären das "Majus" mit "Magnus" und den Deus Majus für den obersten Gott, also den Jupiter. Andere sagen: Majus war bei den Tusculanern früher vorhanden, als die Kenntniß von Jupiter nach Italien kam. Und dieser Majus ist das Männliche von der Maja, welche, nach Macrobius, keine andere ist als die Ops, die Bona Dea (Gute Göttinn), das geheimnißvolle Wesen, von welchem die Idee, so wie bei der Kybele und ähnlichen Gottheiten, nicht genau bestimmt, und ohne Zweifel aus dem Oriente herübergekommen war; denn selbst ihr Name deutet auf Indien hin und ihr Wesen, nach welchem sie die Erde, die Erdgöttinn, war, ist gleichfalls ein Beweis dafür. Man ist daher berechtigt, Majus und Maja für die große Urgottheit, männliches und weibliches Urprinzip, anzusehen. Die Römerinnen feierten der Göttinn Maja ein geheimes Fest, bei welchem jedem männlichen Wesen der Zutritt versagt war. In der That war dieses Fest ein eigentliches Keuschheitfest, wie es scheint, den Bacchanalien entgegengesetzt. Es wurde in der Nacht, in Gegenwart

zweier

zweier Vestalinnen in dem Hause einer obrigkeitlichen Person gefeiert, aus welchem sich alle männlichen Wesen entfernen mußten; selbst die Thiere männlichen Geschlechts mußten entfernt und die Bilder von männlichen Personen wenigstens bedeckt werden. Daß übrigens durch die gute Göttinn die Keuschheit der Frauen nicht hinlänglich gesichert war, beweist die Geschichte des Clodius, der dem Feste derselben, um der Gemahlinn des damahligen Prätors, Jul. Cäsar, willen, in Frauenkleidern beiwohnte, aber das Unglück hatte, entdeckt zu werden.

Ein neuer Forscher behauptet, der geheime Dienst der Bona Dea sey nichts anders gewesen, als römisch-modifizirte Thesmophorien der Demeter.

Noch eines Namens des Jupiter muß hier gedacht werden. Er heißt nemlich auch Picus, welches zugleich der Name eines alten Königs oder Sehers, Sohns des Saturn, Gemahls der Canens und Vaters des Faunus war. Er wurde von der Circe, verschmähter Liebe halber, in einen Specht verwandelt und seine Gemahlinn schwand vor Gram in die Lüfte. Die Gelehrten deuten diesen Namen auf besondere Weise. Sie nehmen von der Natur des Spechts, eines scharfstechenden, und doch durch seine Wirksamkeit wohlthätigen Vogels, Veranlassung, den Gott als einen furchtbaren und zugleich als einen gütigen, mildherrschenden darzustellen. Zugleich finden sie darin Hindeutungen auf Weissagung und Blitze, wieder als für die Menschen widrige und wohlthätige Erscheinungen im Reiche der Dinge, das von Jupiter beherrscht wird. Auch hier also die Idee des Gegensatzes von Jupiter (dem väterlichen Gott), welche die Römer sonst mit Vejovis (den Nichthelfenden, Nichtwohlthätigen, also soviel als Feindlichen und Feindseligen) ausdrücken.

Die Gemahlinn und Schweſter des Jupiter hieß bei den Römern

Juno,

deren Mythus hier gleichfalls derſelbe iſt, wie bei den Griechen. Ihr Cultus kam nach Rom, nachdem die Römer die Stadt Veji, nach einer zehnjährigen Belagerung, erobert hatten. Da ſie die Schutzgöttinn der Stadt geweſen war, ſo durfte man ſie nicht mit Gewalt und ohne ihren Willen wegführen, ein Prieſter fragte daher ihre Bildſaüle, ob ſie mit den Siegern nach Rom ziehen wolle und ſie bejahete die Anfrage durch ein freundliches Kopfnicken. Bald bekam ſie eine Menge von Tempeln in den verſchiedenen Stadt-Gebieten, hieß gewöhnlich die Königinn Juno (Juno Regina) und wurde, mit Jupiter und Minerva zugleich (wie bei den Etruskern) auf dem Capitolium verehrt. Insbeſondere aber war ſie die Göttinn der Frauen, denn ſie war die Eheſtifterinn (Pronuba) und die Geburthelferinn (Lucina). In ihrem Tempel auf dem esquiliniſchen Berge verſammelten ſich am 1. März alle Mütter und fleheten zu ihr um Fruchtbarkeit, leichte Entbindung und eine tapfere Nachkommenſchaft. Eine der ſchönſten Gewohnheiten aber war, daß Gatte und Gattinn, wenn ſie uneinig geworden waren, in den Tempel der Juno gingen, daſelbſt ſich vor der Göttinn erklärten und ausſöhnten. Dieſe hieß daher die Viriplaca, die Mannsverſöhnerinn. Weil nun Juno ſo eigentlich die Frauengöttinn war, ſo war es auch Gewohnheit, daß die Frauen bei der Juno ſchwuren, wie die Männer bei ihrem Genius, und daß jede Frau gleichſam ihre eigene Juno hatte, ſo daß dieſe als Schutzgöttinn ins Unendliche vervielfacht wurde. Man unterſchied daher auch gewöhnlich zwiſchen der himmliſchen Juno und der Schutzgöttinn und jene war es, welcher jeder erſte Tag der Monate und der ganze Junius geweihet war.

Minerva,

die griechische Pallas oder Athene, ist in Rom, wie in Hellas, dieselbe gewesen; doch wurde sie hier, besonders anfänglich, mehr als Kriegsgöttinn, denn in anderer Beziehung verehrt, aber ihr Bild stand mit dem des Jupiter und der Juno in dem capitolinischen Tempel und alle jenen erwiesenen Ehren galten auch zugleich ihr. Zuweilen wurde sie mit der Göttinn Roma verwechselt. Sie hatte viele, schön geschmückte Tempel, in der Stadt Rom sowohl, als in andern Städten des römischen Reichs und viele von diesen rühmten sich, wie der capitolinische, im Besitze des Palladiums zu seyn, welches die Stadt Troja so lange beschützt hatte. Zwar hatten, nach Homer, Diomedes und Ulysses dasselbe aus Troja weggestohlen und darauf erst konnte die Stadt genommen werden; allein Aeneas wußte es sich wieder zu verschaffen und brachte es mit nach Italien, worauf es zuletzt an die Römer kam.

Vom 19. März an feierte man zu Rom jährlich ein Fest, Quinquatrus genannt, welches fünf Tage dauerte. Am ersten Tage feierte man die Geburt der Göttinn, am zweiten opferte man ihr einen weißen Stier, oder ein weißes Lamm. Gelehrte und Künstler erfleheten sich an diesem Tage der Göttinn Schutz und in spätern Zeiten wetteiferten Dichter und Redner um den Preis des Oliven- und Eichenkranzes. Knaben und Mädchen brachten der Göttinn Geschenke, um leichter zu lernen. Das jährliche Schulgeld, Minerval, ward an die Lehrer entrichtet. Die Schulen hatten Ferien. Man gab auch Fechterspiele. Am letzten Tage wurden die Geräthe und Instrumente, die man bei ihrem Gottesdienste gebraucht hatte, von neuem durch ein Opfer geweiht, um alles Unheilige, was etwa vorgefallen seyn könnte, abzuwaschen und auszusöhnen. Am 13. Juni feierten die Flötenspieler ein Fest, die kleinen Quinquatrien genannt, weil Minerva die Erfinderinn der Flöte war.

Vesta.

Den Cultus der Hestia und ihr ewiges Feuer soll Aeneas nach Italien gebracht haben. Numa erbaute ihr einen Tempel in Rom und Jungfrauen bewahrten darin das ewige Feuer und, wie man glaubt, das Palladium, woran Roms Schicksal hing, nebst andern Talismanen.

Servius erweiterte den von Numa gestifteten Orden der vestalischen Jungfrauen und setzte ihre Zahl auf sechs fest. Diese priesterliche Würde ward so heilig gehalten, daß es scheint, ein Theil der Verehrung der Gottheit sey auf ihre Dienerinnen übergegangen. Zur Wahl einer solchen mußte der Pontifex Maximus zwanzig Jungfrauen aussuchen, die nicht unter fünf, nicht über zehn Jahre alt, von keiner niedern Abkunft und ohne körperlichen Fehler seyn mußten. Unter diesen entschied in den Curiat-Comitien*) das Loos und die Erwählte (Amata) verpflichtete sich, ihre Keuschheit, das heilige Feuer (und das Palladium) streng zu bewahren, während eines dreißigjährigen Dienstes. In den ersten zehn Jahren erlernte sie denselben, in den folgenden zehn verrichtete sie ihn, in den letzten unterwies sie andere darin. Nach Verfluß dieser Zeit konnte sie den Tempel verlassen und sich vermählen, während derselben aber war sie streng an ihre Pflicht gebunden. Verlosch durch ihre Nachläßigkeit das heilige Feuer, so ward sie vom Pontifex gegeißelt, die erzürnte Gottheit durch feierliche Opfer und Gebet versöhnt, das Feuer aber an den Strahlen der Sonne wieder angezündet. Brach sie aber gar das Gelübde der Keuschheit, so mußte sie auf dem verfluchten Felde (campus sceleratus) unter fürchterlichen Ceremonieen ins Grab steigen. Ganz

*) Curiat-Comitien waren die Volksversammlungen zu Rom, wo das Volk nach Curien abstimmte. In 30 Curien war die Stadt Rom getheilt.

verhüllt, im völligen Leichenpompe, wurde sie in Begleitung ihrer Freunde zur Grabstätte hinausgetragen. Dort mußte sie in einer Capelle, in welcher ein Bett, ein Licht, Brot, Wasser, Milch und Oel standen, nachdem der Pontifex mit aufgehobenen Händen ein Gebet verrichtet hatte, auf einer Leiter in eine tiefe Grube steigen. Diese Leiter zog man sodann in die Höhe und überschüttete Grube und Capelle mit Erde. Ganz Rom trauerte an einem solchen Tage und betrachtete das Vergehen und die Strafe als ein Unglück, das dem ganzen Staate widerfuhr.

Für diese Entsagung war die Vestalinn durch Macht und Ansehen entschädigt. Sie war, so wie der Pontifex ihre Hand faßte, der väterlichen Gewalt entzogen, hörte auf, unmündig zu seyn und bekam das Recht, ihr Testament zu machen. Im Theater hatte sie einen ausgezeichneten Sitz in der Reihe der ersten Magistratspersonen und wenn ein zum Tode Verurtheilter ihr zu begegnen das Glück hatte, so ward ihm das Leben geschenkt. Sie trugen ein langes, weißes Gewand, eine Stirnbinde, das Haar gescheitelt, und beim Opfern einen dichten Schleier.

Am 9. Juni feierte man zu Rom die Vestalien, an welchen man der Göttinn für die Wohlthat, an ihrem Feuer den Teig zu Brot backen zu können, Opfer darbrachte, und die Müller-Esel nicht nur rasten ließ, sondern auch schmückte, indem man ihnen kleine Brötchen, auf eine Schnur gezogen, um den Hals hing. Der Esel war nemlich der Vesta ein geheiligtes Thier, weil er sie einst durch sein Geschrei vom Schlafe erweckt hatte, als Priapus sich ihr unverschämt nahen wollte. Die römischen Matronen gingen an diesem Feste barfuß in den Tempel der Vesta, zum Andenken an die Zeit, wo man nicht trockenen Fußes über die sumpfigen Ufer der Tiber dahin gehen konnte. Ein neueres Fest wurde am 30. April der palatinischen

Vesta gefeiert, der Augustus in dem prächtigen von ihm erbaueten Apollotempel einen Platz anwies. Uebrigens war der Vesta auch die Vorhalle, oder der Vorhof des Hauses (Vestibulum) geheiligt.

Ceres,

die Demeter der Griechen, genoß gleichfalls hoher Ehren in Rom. In ihrem Tempel waren die Gesetze der zwölf Tafeln eingegraben und die Güter derer, die einen Volkstribun verletzt hatten, fielen ihr zu.

Ihr feierte man die Cerealien, mehre ländliche und ein städtisches Fest, jährlich. Die ländlichen waren eine Feldweihe für die noch junge Saat im Frühlinge und ein anderes, wenn sie gereift war, zum glücklichen Beginn der Ernte. Dann wieder nach der Ernte ein willkührlich angeordnetes Saatfest. Das Fest vor der Ernte, die Ambarvalien, oder Suovetaurilien genannt, ward vor dem längsten Tage gehalten. Man rief den Janus, den Jupiter, die Juno an und dann opferte man der Ceres eine trächtige Sau, deren Eingeweide, mit Wein begossen, verbrannt wurden. Zum Andenken der Eichelkost trug man Kränze von Eichenlaub und sang während des Opfermahls Erntelieder mit rohem Geberdentanz.

Verschieden von dieser ländlichen Feier war das städtische Ceresfest im April. Dieses wurde mit Kampfspielen im Circus Maximus eröffnet, worauf die eigentlichen Cerealien, deren Feier mehre Tage währte, erst ihren Anfang nahmen. Durch einen religiösen Aufzug wurden die Kampfspiele vorbereitet. Voran wurde eine geflügelte Victoria mit einem Palmzweig in der einen und einem Kranz in der andern Hand, getragen. Dann folgten die hohen Schutzgottheiten Roms: Jupiters Bildsäule mit dem Blitze bewaffnet, Juno mit dem majestätischen Pfau, Mi-

nerva und dann nach der Reihe die Bilder der übrigen Götter. Geschmückte Knaben leiteten die zum Wettrennen bestimmten Pferde; dann folgte der Zug der obrigkeitlichen Personen, der Senat und die Söhne der römischen Ritter; hierauf die Fechter und Ringer und die Chöre von Sängern, wovon das erste aus Männern, das zweite aus Jünglingen, das dritte aus Kindern bestand, nebst den Pfeifern und Zitherspielern an welche sich ein Volkshaufen in allerlei Verkleidung muthwillig scherzend anschloß. Dann kamen die Priester, welchen ihre Diener das Opfergeräth nachtrugen und endlich die Opferschlächter mit den bekränzten Opferthieren. Zu Ehren der Göttinn wurden Loblieder abgesungen, daß sie die Menschen gelehrt habe, dem Boden eine bessere Nahrung abzugewinnen. Auf den feierlichen Umgang folgte dann das Wettrennen mit Wagen und Pferden in dem Circus.

Am 12. hub nun erst die eigentliche Feier der Cerealien an. Diese wurden von den Priesterinnen der Göttinn, die sich durch Enthaltsamkeit dazu vorbereiten mußten, in der Nacht gefeiert. Wer dabei erschien, mußte weiß gekleidet seyn, und durfte sich nicht in Trauer befinden.

Wie heilig der Dienst der Ceres bei den Römern war, sieht man daraus, daß nach der schrecklichen Niederlage, welche sie bei Cannä durch Hannibal erlitten, der Senat beschloß, daß die Trauer um die Gefallenen nicht länger als zwanzig Tage dauern sollte, damit das Fest der Ceres könne gefeiert werden. Die Mütter und Töchter, Gattinnen und Schwestern der Erschlagenen mußten ihre Thränen trocknen und in weißem, festlichen Gewande Weihrauch auf die Altäre streuen.

Die Bedeutung des römischen Festes ist übrigens keine andere, als die des griechischen, der Eleusinien.

Neptunus.

Als Rom gegründet war, fehlte es dem zusammengelaufenen Gesindel an Frauen, welche Romulus durch den bekannten Sabiner-Raub ihm zu verschaffen wußte. Er schrieb ein Fest aus zu Ehren des Gottes Consus, den er sich damahls selber geschaffen haben soll und es war ausgesprengt, man habe im Circus einen in die Erde vergrabenen Altar gefunden, welcher dem Consus (dem Gott geheimer Rathschläge) geweihet sey; dem zu Ehren gelte die Feier. Zum Andenken an die wichtige Begebenheit, die das Daseyn des römischen Volks begründete, wurden darauf jährlich die Consualien gefeiert, am 18. August. Dem Consus war besonders das Pferd geheiligt. Später lernten die Römer den griechischen Poseidon kennen, der ein Pferde- und Meer-Gott zugleich, wahrscheinlich die Veranlassung war, daß der alte Consus mit dem auch vorhandenen Neptunus, dem Gott des Meers bei den Lateinern, zusammenschmolz und am Ende gar nicht mehr genannt wurde. Neptunus war nun völlig, was Poseidon bei den Griechen war, besonders als die Römer anfingen, eine Seemacht zu werden, und wenn dann in der Folge bei den Consualien Pferde und Esel bekränzt wurden, so deutete diese Sitte darauf hin, daß den Lastthieren durch die Schifffahrt Erleichterung geworden sey.

Ausser dem Neptunus kannte man in Rom wohl auch die andern ausländischen Meergötter, als den Oceanus und seine Gattinn, die Thetis, den Nereus und die Doris u. s. f. mit allen ihren Abkömmlingen, Nereiden und Tritonen u. dgl. doch hatten sie weder Tempel noch Altäre.

Venus.

Die griechische Aphrodite ward in Italien zur Venus. Es ist nicht unbestritten, wann ihr Cultus dahin

gekommen sey; denn Einer sagt, unter den Königen sey von der Venus zu Rom noch keine Rede gewesen, ein Anderer erzählt, schon Romulus habe einer Venus Murcia oder Myrthea einen Tempel gebaut. Später hatte sie gegen zwanzig Tempel in der Stadt Rom. Auch wurden ihr zu Ehren verschiedene Feste gefeiert: Der Venus Verticordia (der Herzenswenderinn) feierte man ein solches am 1. April. Die Veranlassung dazu gaben drei vestalische Jungfrauen, die bald nach einander das Gelübde der Keuschheit gebrochen hatten. Man flehete also hier zu der Göttinn, daß sie die weiblichen Herzen zur Unschuld wenden, oder dabei erhalten wolle. Die Pervigilien, eine nächtliche Feier, hatte eine entgegengesetzte Tendenz und wurde von der leichtfertigen Jugend und den Hetären Roms begangen. Eben diese Töchter der Freude feierten ihr die Frühlings-Vinalien, am 23. April, schmückten ihre Bildsaüle mit Myrthen und Rosen opferten ihr und fleheten sie um die Kunst zu gefallen. Andere Vinalien, die ländlichen, am 19. August, wurde von den Gärtnern gefeiert, denn die Gärten standen unter ihrem Schutze und erwarteten von der befruchtenden Göttinn Gedeihen und Segen, von der Schönheitgöttinn anmuthige und gefällige Anordnung. Der Dienst der Venus, so eifrig er auch in Rom getrieben wurde und daher nicht ganz ohne Verletzung der Tugend und der guten Sitten bleiben konnte, führte doch niemahls zu solchen sinnlichen Ausschweifungen, wie in andern, besonders in orientalischen Ländern.

Der Sohn der Venus hieß bei den Römern Amor und Cupido, wie bei den Griechen Eros und Pothos; ihr Gefolge machten die Gratien (Chariten) und eine unbestimmte Anzahl Nymphen.

Ein späterer lateinischer Schriftsteller erzählt die liebliche Dichtung von Amor und Psyche. Diese war die

Tochter eines Königs und von so wunderbarer Schönheit, daß man sie für Venus selber hielt. Darüber ward die Göttinn eifersüchtig und gebot ihrem Sohne, die verwegene Sterbliche in den verächtlichsten Menschen verliebt zu machen. Amor kam, sah und verliebte sich selber in Psyche. Indessen wendete sich ihr Vater, der seine Tochter für verschmähet hielt, an das Orakel des Apollon, welches ihm befahl, sie in Trauerkleidern auf die Spitze eines Bergs zu führen und dort zu verlassen, da sie zur Braut eines geflügelten Drachen bestimmt sey. Unter schmerzlichem Jammer wird diese Weisung vollzogen und Psyche sieht sich voll Schrecken allein auf der Spitze der Felsen, als plötzlich Zephyr heranschwebt und sie sanft entführt und in das Lustschloß des Gottes der Liebe bringt, wo dieser jede Nacht, ungesehen und unerkannt sie besucht, aber mit Anbruch des Tags wieder verläßt. Psyche hätte so eines vollkommenen Glückes genossen, hätte sie ihre Neugierde zähmen und sich nicht von ihren Schwestern zu unzeitigen Untersuchungen verleiten lassen. Diese nemlich, gegen Willen und Verbot Amors zu ihr berufen, beredeten sie, daß sie wahrscheinlich an ein Ungeheuer verheirathet sey und riethen ihr, sich durch den Augenschein zu überzeugen. Psyche holte also einst, als ihr Gemahl entschlafen war, eine Lampe und beleuchtete ihn. Im freudigsten Schrecken über seine Schönheit und Anmuth erzitternd ließ sie einen Tropfen heißen Oels auf seine nackte Schulter fallen. Amor erwachte, warf Psychen ihr Mistrauen vor und entfloh. Mit ihrem Glücke war nun auch ihre Ruhe dahin, sie irrte trostlos überall umher und suchte ihren Gemahl, bis sie zuletzt in den Pallast der Venus kam, wo eine Reihe von Leiden und Prüfungen für sie begann, denen sie beinahe erlegen wäre. Venus nemlich machte sie zu ihrer Sclavinn und legte ihr die härtesten und empfindlichsten Arbeiten auf, doch Amor, der sie noch immer liebte, nahm sich ihrer, wiewohl unsichtbar, an und unterstützte sie in allen Unternehmungen. Die letzte Probe war die, daß

Psyche zur Proserpina in die Unterwelt hinabsteigen mußte, um eine Büchse voll Schönheitsalbe von ihr zu holen. Sie hatte das gefährliche Abentheuer überstanden, als sie sich, abermahls von Neugierde getrieben, verleiten ließ, die Büchse zu öffnen. Ein tödtlicher Dampf, der aus derselben hervordrang, warf die Arme leblos zu Boden. Nun erschien Amor und die Berührung mit seinem Pfeile brachte sie ins Leben zurück. Die feindseligen Empfindungen der Venus gegen sie waren jetzt erstickt und auf ihre Fürsprache erhob Jupiter sie zur Unsterblichkeit, um sie auf ewig mit dem Geliebten zu verbinden. Ihre Verbindung wurde mit großen Festlichkeiten begangen, während welchen sich ihre Schwestern vor Neid und Verdruß von einem Felsen herabstürzten und elendiglich umkamen.

Diese Geschichte Amor's und Psyche's ist nichts weiter, als eine Allegorie von nicht schwerer Deutung.

Vulcanus.

Der griechischer Hephästos, von den Römern Vulcanus genannt, hieß auch Mulciber *), war der Gott des Feuers und der Schmiedearbeit und seine Verehrung ist alt; denn schon Romulus hat ihm einen Tempel gebaut und ein Fest, die Vulcanalien geordnet. Es fiel dieses auf den 22. August und die Römer mogten gern von diesem Tage an bei Licht zu arbeiten anfangen, weil man es für gut hielt. Auch hatte Vulcan an dem Feste der Tubilustrien (dem Trompetenfeste) Antheil, an welchem diese Instrumente geweihet wurden.

---

*) Den Namen Mulciber, den man gemeiniglich von dem Lateinischen "Mulcere, Erweichen" ableitet, findet ein neuer Forscher in dem orientalischen Melek Eber, König Eber, und läßt ihn in der Bibel auftreten.

Mars,

auch Mavors genannt, der griechische Ares, war, wie dort, der Gott des Kriegs und der Schlachten, und stand zu Rom, schon als Vater des Romulus, in großem Ansehen. Im Frieden nannte man ihn Quirinus, wie diesen, der nach seinem Tode erschien und gebot, daß man ihn unter diesem Namen verehren solle. Dieser Name ist unstreitig hergeleitet von Cur, dem alten Kriegsgotte der Sabiner, den man in den frühesten Zeiten unter dem Bilde eines Speers dargestellt und verehrt hatte. Der Stolz der Römer, die die Gründung ihres Staats von ihm ableiteten und diesen unter seinem besondern Schutze zu stehen rühmten, weiheten ihm eine besondere Verehrung. In einem seiner Tempel bewahrte man das heilige Ancile, ein kleines rundes Schild, welches zu Zeiten des Numa vom Himmel gefallen war und als ein Symbol der ewigen Dauer und zugleich als ein Talisman von den Priestern, den Saliern, bewacht wurde. Damit man es nicht so leicht entwenden könnte, hatte man noch eilf andere, ihm ganz gleiche, fertigen lassen und in dem Tempel aufgehängt. Ihm weihete man das Marsfeld, den Monat März, und feierte ihm in diesem ein jährliches Fest, die Martialien. Ein anderes Fest wurde ihm am 12. Oktober gefeiert und dabei ein Pferd geopfert. Augustus bauete dem "Rächer Mars" einen prächtigen Tempel. Uebrigens hatte Mars auch in Rom, wie in Griechenland, das Schicksal, weniger oft gebildet zu werden. Bei den Römern finden sich die meisten Darstellungen desselben auf Münzen, da aber auch in der mannichfaltigsten Verschiedenheit. Vor Allem muß man hier den Unterschied bemerken, den sie zwischen Mars Gradivus *) und dem oben schon genannten Quirinus machen; jener, heißt es,

---

*) Mars Gradivus, Mars im Vorschreiten, gewöhnlich mit einer Viktoria auf der Hand gebildet.

war der Name des Gottes im Kriege. Die salischen Priester waren allein in den Tempeln des Mars Gradivus. Nach Cato hatte man auch einen Mars Silvanus, (Wald-Mars), dem man im Walde opferte. Als solchen findet man ihn mit Jupiter und Janus zusammengestellt. Die Römer schrieben dem Mars auch Orakelsprüche zu und ein Specht verkündete dabei den Willen des Gottes.

Bellona, die griechische Enyo, war die Schwester des Mars und die Göttinn des Kriegs, blos des Kriegs, als wodurch sie sich von Minerva unterschied. Die Römer geben ihr eine blutige Geisel und eine Fackel in die Hand und schildern sie mit fliegenden blutbespritzten Haaren; und bei den Opfern, die man ihr brachte, ritzten sich die Priester die Schulter und vergossen ihr zu Ehren ihr Blut. Vor ihren Tempeln stand eine kleine Saüle, in welche, nach einer geschehenen Kriegsankündigung, ein Spieß gesteckt zu werden pflegte. Einer ihrer Tempel war dadurch entstanden, daß ein Consul Appius in einem hartnäckigen Treffen gegen die Etrusker vor den Augen seiner Soldaten die Hände aufhob und betete: "Verleihst du mir den Sieg, Bellona, so gelobe ich dir einen Tempel!" Neuer Muth kam in die Soldaten und das Treffen ward gewonnen.

In einem ihrer Tempel pflegte der Senat sich öfters zu versammeln, um gleichsam vor den Augen der verehrten Göttinn sich zu berathschlagen.

Mercurius.

Der griechische Hermes war unter diesem Namen bei den Römern der Bote Jupiters und der andern Götter, der Gott der Beredsamkeit, der Kaufleute und des Gewinnes überhaupt, des ehrlichen sowohl, als des unehrlichen; ferner der Gelehrten und Dichter, der Künstler und aller

Gewerbtreibenden; endlich der Führer der Schatten in die Unterwelt, und der Beschützer der Wege und Strassen, an welchen er häufig als Pfahl mit einem Kopfe und seinen Attributen aufgestellt war. Er hatte viele Tempel zu Rom und jährlich am 15. Mai, welcher Monat seiner Mutter Maja zu Ehren so genannt seyn soll, feierte man ihm ein Fest. An diesem brachten ihm insbesondere die Kaufleute Opfer, damit er ihnen im Handel Gewinn verleihen und ihre Unternehmungen beglücken mögte.

Vor den Kapenischen Thore war ein dem Mercur geweiheter Brunnen. Bei diesem versammelten sich die Kaufleute und ein jeder brachte von seinen Waaren mit. Mit einer Urne schöpften sie Wasser aus dem Brunnen und sprengten mit einem Lorberzweige sich und ihre Waaren, um ihre Vergehungen im vorigen Jahre auszusöhnen. Schalkhaft legt ihnen ein Dichter dieses Gebet dabei in den Mund *): Wasche ab die Meineide in meinem vergangenen Leben, und die falschen Worte am vergangenen Tage! Wenn ich irgend einen Gott oder eine Göttinn zum falschen Zeugnisse gerufen habe, so müssen nun die Winde den falschen Schwur verwehen! Gieb mir aber Gewinn und laß des Gewinnes mich erfreuen"! Mercurius, sagt der Dichter, lächelt dieser Bitte von seinem hohen Sitze, des Raubes der Rinder eingedenk, die er als Kind schon dem Apollon entwendet.

Apollo.

Wann der Dienst dieses Gottes zu den Römern übergegangen sey, ist unbekannt; unter Numa's Göttern soll er noch nicht vorkommen. Später aber noch als er wur-

*) Etwas sehr Aehnliches findet man noch heut zu Tage bei einem handelnden Volke.

de auch Helios zu den Römern gebracht und von diesen als Sol verehrt, und noch später wurden beide, mehr noch als in Griechenland, mit einander verwechselt. Die Verehrung des Apollo in Rom bestand größtentheils nur aus der Befragung seines Orakels zu Delphi, bis zur Kaiserzeit; denn Augustus, der sich gern einen Sohn des Apollo nennen ließ, bauete ihm Tempel und Altäre, weihete ihm Spiele, legte ihm zu Ehren eine Bibliothek an und gründete ihm ein Orakel in Cumä. Besonders wichtig und merkwürdig ist bei den Römern die Idee "der von dem fluchabwendenden Apollo zu erwartenden Entsündigung der verdorbenen Welt," wie die Perser eine solche von ihrem Mithras hatten.

Als den Sohn des Apollo sahen auch die Römer den Aesculapius (Asklepios) an, den Gott der Aerzte, dessen Dienst im Jahr der Stadt 462 dahin kam. Eine gräßliche Pest verheerte ganz Italien. Entweder Apollons pythisches Orakel, oder die befragten sibyllinischen Bücher hießen, den Aesculap von Epidaurus holen. Gesandte gingen dahin ab und brachten in dem Schiffe, welches den Gott tragen sollte, eine Schlange mit zurück, welche unter des Gottes Statüe hervorgesprungen war und sich freiwillig auf das Schiff begeben hatte. An der Stätte auf der Tiberinsel, welche sie selbst bezeichnet hatte, errichtete man dem Aesculap einen Tempel und die Pest hörte auf. Nachher wurden überall seine Tempel ausserhalb der Städte errichtet.

Zu Apollo und Minerva gemeinschaftlich gehörten bei den Römern die neun Musen, welche für Töchter Jupiters und der Mnemosyne galten. Von ihnen singt ein lateinischer Dichter:

Clio lehrt die Geschichte der Völker; tragische Spiele
Sind Melpomenen heilig; komische liebet Thalia;
Schlachtgesänge ertönt der Calliope stolze Trompete;

Tänzer beschützt Terpsichore; Flötenspieler Euterpe;
Erato singet der Liebenden Glück; Urania wandelt
Unter den Sternen; Polymnia herrscht im Reiche der Redner.

Unter den Spielen, die dem Apollo bei den Römern gefeiert wurden, sind besonders ausgezeichnet die Actischen, die Augustus gestiftet (wahrscheinlich nur wieder hergestellt) hat, die apollinischen und die hundertjährigen, welche letztere neben dem Apollo allen andern Göttern gewidmet waren.

Diana.

Die griechische Artemis hatte bei den Römen den Namen "Diana (Dea Jana") und kommt als dreifaches Wesen vor, nemlich als Diana (Jagdgöttinn) auf der Erde, als Luna (Mond) am Himmel und als Hekate in der Unterwelt. Daher heißt sie tergemina (dreigestaltig) und trivia, weil ihre Bildsaülen gern an Orte gesetzt wurden, wo drei Wege zusammenstießen. Als Luna war sie auch Lucina, die Geburthelferinn und Abwenderinn der Unfruchtbarkeit. Der König Servius hatte ihr den ersten Tempel zu Rom errichtet und jährlich am 6. April wurde ihr Geburtfest mit großen Festlichkeiten begangen. Die Sicilier verehrten sie als Lua Mater, weil sie das Land einmahl von einer verheerenden Seuche befreit hatte.

Die acht folgenden Götter sind: Saturnus, Janus, Rhea, Pluto, Bacchus, Sol, Luna und Genius.

Saturnus.

Saturn war ein uralter italischer Gott, des Anbaues der Erde Gott, der mit einer Hippe in der Hand abge-

abgebildet wurde. Dieses Symbol soll Veranlassung gegeben haben, ihn späterhin, als die griechischen Mythen in Rom heimisch wurden, zu dem griechischen Kronos umzudeuten, der, als Gott der Zeit, dasselbe Werkzeug in der Hand hatte. Er ward zur historischen Person, zum König von Kreta, und floh vor seinem Sohne Zeus, der ihn des Reichs entsetzt hatte, nach Italien, wo er sich in einem schönen, von Bergen rund umgebenen Lande, verborgen hielt (Latium). Der damals da herrschende König Janus theilte mit ihm die Oberherrschaft. Dieser wohnte auf dem Berge Janiculus und Saturn bauete sich auf dem capitolinischen an, welcher von ihm der saturnische genannt wurde. Da er nun ein Gott der Fruchtbarkeit war, so wurde seine Regierung als das goldene Zeitalter der Menschheit von den Dichtern im Wetteifer gepriesen. Die Jahre, sagen sie, rollten friedlich dahin und sanken in Vergessenheit, ohne irgend eine Spur von blutigen Kriegen, zerstörten Städten und unterjochten Völkern zurückzulassen. Jeder Augenblick bot eine Fülle heitern, ungetrübten Lebensgenusses und reiner, unverbitterter Freuden dar. Der Gleichheit und Freiheit der Menschen waren noch keine Fesseln angelegt, es gab noch keine Unterdrückung und keine Empörung; Treue, Vertrauen und Liebe herrschten unter den verbrüderten Menschen.

Das Andenken an diese glücklichen Zeiten wurde von den Römern in den Saturnalien gefeiert, welche anfangs drei, zuletzt sieben Tage dauerten und bestimmt waren, das Andenken der Freiheit und Gleichheit der Menschen in der ersten Jugend der Welt lebendig zu erhalten, und wenigstens auf einige Zeit den verhaßten Unterschied zwischen Hohen und Niedern, Reichen und Armen zu beseitigen. Es war Sitte, daß der Bildsäule des Saturnus das ganze Jahr die Füße gebunden waren; sobald das wollene Band, das die Füße umschlang, abgenommen war, begann das Fest, das damit anhub, daß im Tempel des

Saturn eine Menge Wachslichter angezündet wurden, zum Zeichen, daß keine Menschenopfer mehr gebracht werden sollten. Die Sklaven waren jetzt frei, trugen, zum Zeichen der Freiheit, den Hut, und gingen im purpurbesetzten Rock, oder in der weissen Toga. Herren und Knechte tauschten ihre Rollen und, während die Knechte zu Tische saßen und schmausten, wurden sie von ihren Herren und deren Gästen bedient, die sich, wenn sie es nicht recht machten, allerlei lächerliche Strafen mußten diktiren lassen. Ueberall herrschte Scherz und Freiheit, der Senat versammelte sich nicht, die Gerichte feierten, alle Prozesse ruheten, in den Schulen waren Ferien, keine Lebensstrafe ward vollzogen, kein Krieg angekündigt, man sandte sich Geschenke, um alte Freundschaften zu erneuern und die allgemeine Geselligkeit zu befördern. Wo mau sich auf den Strassen begegnete, rief man aus: Jo Saturnalia! Bona Saturnalia! Von den kleinen Götterbildern (Sigilla), womit man sich an den beiden letzten Tagen zu beschenken pflegte, hießen diese die Sigillarien, und der Platz in Rom, wo man die Sigille verkaufte, hatte auch seinen Namen davon.

Einer der ältesten Tempel des Saturn stand auf dem römischen Forum, worin von Alters her der öffentliche Schatz, Urkunden von alten Contrakten, und die Namen aller römischen Bürger, auf Pergament geschrieben, aufbewahrt wurden und wo die fremden Gesandten den Vorstehern des öffentlichen Schatzes ihre Namen anzeigen mußten.

Nach der goldenen Zeit unter dem Saturn folgte die silberne, dann die eiserne und zuletzt die eherne, in welchen die Menschen immer mehr herabsanken, und endlich auf den Punkt der Verdorbenheit kamen, auf welchem sie jetzt stehen.

Janus.

Der alte König, der den Saturn so freundlich aufnahm, trit in der römischen Religion als eine der wichtigsten Gottheiten auf, wiewohl sein Wesen nicht hinlänglich erforscht ist. Sein Mythus ist Italien eigenthümlich, und Griechenland hat diesem Gott keinen an die Seite zu stellen. Man bildete ihn als einen alten Mann mit zwei (auch, wiewohl selten, mit vier) Gesichtern, deren eines vor- das andere rückwärts sah, oft mit einem Schlüssel in der einen und einem Stabe in der andern Hand. Er hatte in Rom einen Tempel mit zwei Thüren, die offen standen, wenn der Römer Krieg, geschlossen waren, wenn er Friede hatte. Von ihm führt der Monat Januar, der erste im Jahr, seinen Namen und auch die Thüren der Haüser hießen von ihm Janua. So war er vielleicht durch diese Bedeutung der Pförtner des Jahrs, er hatte das Amt der Schlüssel. Man brachte ihm am ersten Tage des Jahrs unblutige Opfer, einen Kuchen mit Milch und Honig bereitet, und geröstet Korn mit Salz bestreut, die einfachsten und ältesten Opfer, welche den Göttern von den Menschen dargebracht wurden. Nur in einer Hinsicht machte die Feier seines Festes eine Ausnahme von allen übrigen Festen; es war kein Fest der Ruhe, sondern der Thätigkeit: die Arbeit, oder das Anfangen der Arbeit war an diesem Tage gleichsam geweihet, und gehörte selbst mit zur Feier des Tag; der Fleiß war geheiligt und wurde vorbedeutend für das ganze Jahr. Es durfte sogar Gericht gehalten werden, nur daß man dabei heftige Streitigkeit vermeiden und mit leichteren Sachen sich beschäftigen mußte. Ausgezeichnet war dieses Fest noch auf eine andere Art, durch Zurückversetzung in ein patriarchalisches Zeitalter. Man theilte sich nemlich Geschenke aus, die mehr den guten Willen, als den Reichthum des Gebers bezeichnen sollten, Datteln, Feigen, Honig, alte Münzen aus den Zeiten der Könige. Diese Gewohnheit erhielt sich selbst noch zu den Zeiten der Kaiser.

Nicht blos aber an seinem, auch an anderer Götter Festen gedachte man des Janus, er wurde unter den ländlichen Schutzgöttern bei den Ambarvalien angerufen und überhaupt er, nebst der Vesta, zuerst, daß er die Bitten zum Throne der Götter wolle gelangen lassen, denn er war ja die Thür zu denselben. Vater wurde er genannt, weil er ältester Schutzgott oder Heros war; welches von beiden er eigentlich gewesen, das ist noch unentschieden. Man schrieb ihm aber den Ursprung aller Dinge zu, der Leitung und Abwechselung des Jahrs und der Jahreszeiten, der menschlichen Schicksale und der Begebenheiten im Kriege. Man machte ihn zum Symbol der Cultur des Menschengeschlechts, schrieb ihm die Erfindung der Religion, den Häuserbau, die Anlage der Städte zu u. dgl. m.

Als König von Latium hatte er eine Gemahlinn, Venilia, die ihm die Canens gebar, welche nachher des Picus Gemahlinn wurde. Dieser Picus wird Zeus genannt und damit hängen diese italischen Sagen mit den hellenischen zusammen, wie denn selber der Name Janus, was die neuern Forscher behaupten, der griechische Jon und der biblische Javan seyn und also gar wohl auch diese Ursagen Italiens zu orientalischen machen soll. Auch andere Umstände vereinigen sich mit diesem, um zu beweisen, daß Janus ursprünglich aus dem Morgenlande sey; er trägt z. E. in der einen Hand die Zahl 300, in der andern 65, ihm sind dabei zwölf Altäre geweiht — Anspielungen auf das Jahr, das Sonnenjahr. Ferner: Luna (der Mond) heißt auch Jana, (Diva Jana, Diana); Divus Janus, Dianus, oder Janus ist also niemand, als die Sonne, Sol. Er hat auch deßhalb auf den ältesten Münzen ein männliches und ein weibliches Gesicht. Spätere Abbildungen geben ihm zwei männliche Gesichter. Ein alter mystischer Sinn bezeichnet damit zugleich das Mannweib, Lunus und Luna.

Rhea.

Rhea, auch Cybele, die Gemahlinn des Saturn, wurde zuerst 204 Jahre vor Christus in Rom bekannt, indem, auf Anrathen der Sibyllenbücher und des delphischen Orakels, eine Bildsaüle von ihr aus Pessinus geholt und ihr ein Tempel gebaut wurde. Von der altitalischen Göttinn Ops erhielt sie zuweilen sogar den Namen, in jeder andern Hinsicht aber viel; auch ein Fest wurde ihr in diesem Namen gefeiert, es hieß die Opalien. Doch das Hauptfest dieser Göttinn waren die Megalesien (von megas, groß), denn Rhea war mit der Cybele, der großen Götter-Mutter, eins. Dabei wurde ihr Bild feierlich herumgeführt und feierliche Waffenspiele sechs Tage lang gehalten.

Der Dienst der Rhea nahm in Rom immer mehr zu, jemehr Sittenverderbniß und Aberglaube daselbst überhand nahmen.

Pluto.

Der griechische Hades oder Aïs hatte bei den Römern den Namen Pluto und mehre andere, als Summanus, Februus, Vedius und stygischer Jupiter, und als Vejovis einen Tempel in der achten, als Dispater einen in der eilften Region. Seine Gemahlinn heißt hier Proserpina, auch Libera (die Freie, oder Befreierinn, als Schwester des Bacchus) und Libitina (Leichengöttinn). Beiden zu Ehren wurden Spiele gefeiert und Opfer gebracht. Februus hatte ein Fest, Februa, Februatio (Reinigung) genannt, welches vom 18.—28. Februar begangen wurde. Es setzte die Haüser in Sicherheit vor bösen Geistern. Die ersten Magistratspersonen saßen am ersten Tage vor dem Tempel Jupiters auf dem Capitole. Die Priester vertheilten Schwefel, Harz, Pechfackeln, womit das Volk nach Hause lief und sein Haus durchraücherte. Was zurückgebracht

wurde, warf man auf einen Haufen und die übergebliebene Asche, rückwärts und ohne sich umzusehen, in den Fluß. Am zehnten Tage schloß man das Fest mit den Feralien, einem Feste, das den Manen der abgeschiedenen Verwandten galt, und in Opfer und Opfermahlzeit bestand. Auf dem Platze des erloschenen Scheiterhaufens streute man, unter frommen Gebeten, Früchte, Kränze und Blumen aus. So wurde das Andenken an die Verstorbenen mit jedem Jahr erneuert und konnte bei den Ueberlebenden nicht erlöschen. Libitina hatte einen Tempel und einen heiligen Hain, in dessen Nähe der Begräbnißplatz lag. In dem Tempel war alles zum Begräbniß Gehörige verwahrt und drum herum wohnten die dabei thätigen Personen.

Bacchus

war auch dem Namen nach derselbe Gott bei den Römern, wie bei den Griechen. Man nannte ihn auch gern "Vater Liber." Jährlich am 17. März feierte man ihm die Liberalien. An diesem Feste wurden viele Honigkuchen öffentlich verkauft und die Käufer dabei ermahnt, dem Bacchus zu Ehren dabei einen Trunk zu thun. Bei den Mahlzeiten an diesem Tage durfte man ungescheut Alles heraussagen, was man dachte. Die Landleute und insbesondere die Weingärtner pflegten unter Tanz und Gesang von roher, mitunter mehr als freier Art, an den Feldgrenzen Bilderchen von Bacchus und Phallen aufzuhängen, damit sie, vom Winde bewegt, Segen durch die Weinpflanzungen verbreiteten. Nach der Weinlese im Oktober oder November folgte ein Dankfest, an welchem die Kelterer, mit Most geschminkt, andere mit Mennig geröthet, oder in Larven von Korkholz, jubelten, auf geölten Stierfellen kopfüber purzelten und sich in Wettspielen übten. Der Tag dieses Festes war willkührlich. Die Opferfladen wurden aus feinem Mehl, Milch, Eiern und Oel gebacken und noch warm mit Honig bestrichen.

Ein neuer Forscher sagt: "Ursprünglich sey Liber ein altitalischer Gott der Zeugung gewesen und mit dem griechischen Bakchos zusammen geschmolzen. Sein Name Liber komme von "libare" gießen, ausgießen, anfeuchten, daher auch "liber," der Sohn, das Kind (gleichsam das Ausgegossene) und die deutschen "lieben, leben, laben" entstanden seyen.

Sol.

Wie bei den Griechen Helios, so ward bei den Römern Sol in spätern Zeiten mit Apollo verwechselt und als einer und derselbe angesehen, da sie doch ursprünglich wesentlich verschieden waren. Die Verehrung des Sol wurde jedoch erst später bedeutend und begann vornemlich mit dem Kaiser Aurelianus, dessen Mutter eine Sonnenpriesterinn gewesen war; sie wuchs durch die im Morgenlande geführten Römerkriege, denn der Orient wurde unter des Sol besonderer Herrschaft gedacht, auch Sol und Oriens mit denselben Attributen, dem Strahlenkranze und der erhobenen Rechte, abgebildet. Aurelian stiftete daher beim glücklichen Beginn seines Kriegs gegen die Königinn des Morgenlandes, Zenobia, dem Elegabalus Emusenus, d. i. dem Sol, einen prächtigen Tempel. Uebrigens hatte Sol auch zu Rom einen Tempel auf dem Palatium, und Heliogabalus erbaute ihm einen solchen auf der Stätte, wo ehedem der des Orkus gestanden hatte. Geräthe und Feier wetteiferten an Pracht mit dem Tempel selber.

Luna.

Wie Apollo als Sol, so ward Diana als Luna von den Römern in der Unter-Abtheilung der höhern Götter aufgeführt. Von besondern Sagen aber, so wie von einem besondern Culte derselben kann hier nichts weiter gesagt weeden, da sie mit Dianen ganz zusammenfällt. Auf Kaisermünzen sieht man den Kopf eines Jünglings,

mit der phrygischen Mütze bedeckt und den Halbmond oder Sterne neben sich, mit einer Inschrift, die man für Men, den Mond, also einen männlichen Mond, einen Lunus, erklärt. Einen männlichen Mond nahm man deßwegen an, weil es hieß, wer den Mond als Frau anrufe, stehe unter weiblicher Herrschaft, wer hingegen den Mond männlich glaube, herrsche über sein Weib und werde von ihr nie überlistet.

Genius.

Was bei den Griechen der Dämon, das war bei den Römern der Genius, doch stand dieser noch in höherem Ansehen: Er war die Kraft, die den Menschen, den Heros, im entscheidenden Moment begeistert, oder während seines ganzen thätigen Lebens begleitet hatte.

Man nahm aber einen schwarzen und einen weißen Genius an; dem erstern schrieb man alles Böse, dem letztern alles Gute zu. Und eben dieser alte Dualismus trit bei den Italienern, namentlich den Etruskern, sehr stark hervor und ging von ihnen auf die Römer über. Die Genienwelt hatte auf den Römer, wie auf jenen, den wichtigsten Einfluß, in jedem Lebensalter, ja in jedem Punkte ihres Daseyns fühlten sie sich von diesem Wesen umschwebt. Je stärker und mächtiger, je günstiger ein Genius den Menschen war, über dessen Leben er waltete, desto vollkommener und glücklicher war dieser. Bei jeder ausgezeichneten Natur betrachtete man mit Verehrung ihren hohen Genius, und so wie der bürgerliche Stand den Einen über den andern emporhob, so war auch der Genius des höhern Standes über den des andern erhoben. Herr und Frau standen z. B. in einem so erhabenen Verhältnisse zu ihren Sklaven, daß die Knechte bei den Genien ihrer Herren, die Mägde bei denen (den Junonen) ihrer Frauen schwuren. Zur Kaiserzeit aber schwur das ganze Reich bei dem Genius des Kaisers.

Ueberhaupt erhielt die Dichtung von den Genien bei den Römern einen vorzüglichen Reiz. Ihr guter Genius war ein wohlwollender Geist, dessen Schicksal mit dem seines Schützlings stets auf das genaueste zusammenhing. Man ehrte ihn, wenn man sein Herz der Freude öffnete und betrübte und mishandelte ihn durch das Gegentheil. Mit wenigen und kleinen Opfern ließ sich übrigens der Genius begnügen. Eine Blume in seine Haarlocken, ein Platanenzweig um seine Schläfe, eine Schale mit Weihrauch, ein Becher Wein, das waren ihm die liebsten Geschenke, und auch diese brauchte er nur an Geburt- und andern feierlichen Tagen zu erhalten. Nicht nur aber die Menschen, sondern auch jedes andere Geschöpf hatte seinen Genius, der also überhaupt nichts Anderes war, als ein Theil des durch die ganze Natur sich ergießenden göttlichen Geistes. Was dem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Wachsthum, Leben, Gefühl, Seele gab, war ein Theil dieses gemeinschaftlichen Naturgeistes, daher ein römischer Dichter den Genius den Gott der menschlichen Natur nennet.

Ein neuer Forscher leitet die Idee der Genien — die man als holde, geflügelte Knaben abbildete, die Schläfe mit Blumen bekrängt, mit Schlange und Schale und Füllhorn in den Händen — von den kleinen Knaben her, die bei den Bakchosfeierlichkeiten und andern Mysterien eine vorzügliche Rolle spielten und die in allen sich darauf beziehenden Abbildungen als geflügelte Genien vorgestellt wurden. Andere halten die Knaben für sichtbare Repräsentanten der unsichtbaren Genien, die demnach früher vorhanden gewesen seyen, als jene.

Mit den Genien waren nahe verwandt die Laren und Penaten, die Manen, die Lemuren und Larven.

Die Laren waren die Familiengötter bei den Römern, daher hießen sie gewöhnlich "Familiares," wie-

wohl man auch öffentliche (publici) hatte. Durch die Verehrung dieser Wesen wurde das ganze gewöhnliche und tägliche Leben der Römer gewissermassen geheiligt und religiös gemacht. Die Laren standen als kleine Bilder auf dem Heerde in einem kleinen Schränkchen, zuweilen auch in einer besondern kleinen Kammer (Lararie). Bei wichtigern Angelegenheiten opferte man den schützenden Laren ein Ferkel, ein Lamm oder ein Kalb. Das Ferkel, vom fünften Tage an, war das gemeinere Opfer, ein gewähltes Opfer war das Lamm, das erst am achten Tage, das reichste ein Kalb, das am dreißigsten Tage rein war. Der Genius eines Mannes ward, wenn dieser Hausherr wurde, unter die Laren aufgenommen. Auch vergötterte Wohlthäter der Menschen zählte der Römer zu den schützenden Laren *). Als solche hatten sie Theil an der Feldweihe (Ambarvalien) und an dem Erntedankfeste (Liberalien). Wuchs eine Familie zu einem herrschenden Geschlecht an, oder stieg durch Kriegsglück empor, so walteten die ehemaligen Hausgötter als höhere Laren und Penaten, über Städte und Länder. So entstanden die öffentlichen Laren. Als allgemeiner Lar der Landleute kennen wir den Silvanus, Mars war ein Lar der Soldaten. Zu diesen kam der jedesmahlige Imperator, öfters durch besondere und förmliche Senatsbeschlüsse. Diesen öffentlichen Laren wurden zwei Feste jährlich gefeiert, das eine im Mai, zum Andenken einer Altarweihe; das andere nach den Saturnalien im Dezember oder Januar. Dieses letztere wurde blos von den Knechten begangen, in öffentlichen Kapellen an Scheidewegen, daher das Fest Compitalien hieß. Um der Verwandschaft willen gedenken wir hier auch des Festes der Acca

*) Der Kaiser Alexander Severus hatte zwei Lararien, eines mit höhern Laren, wozu er Abraham und Christus rechnete, und eines mit niedern, worunter Platon, Cicero und Virgil waren.

Larentia, welches jährlich den 28. Dez. gefeiert wurde. Es galt dem Andenken einer Buhlerinn, die ein unermeßliches Vermögen erworben und solches der Stadt Rom vermacht hatte. Die Dankbarkeit der Römer verwischte nach und nach die Erinnerung an das Leben der Person und ihr Fest galt zugleich dem Jupiter, insofern er Leben gibt und nimt.

Die Penaten waren gleichfalls entweder Haus- oder öffentliche Götter der Römer. Als Hausgötter standen sie in dem nemlichen Verhältnisse, wie die Laren, mit welchen sie oft als gleichbedeutend genommen werden. Aber auch jede Stadt hatte ihre Penaten, die für das Wohl derselben besorgt waren. Unter diesen waren die berühmtesten die zu Rom, Schutzgötter des römischen Reichs, die, samt der Vesta und ihrem ewigen Feuer, Aeneas aus Troja mitgebracht hatte. Nach der Schilderung der alten Schriftsteller waren diese Penaten kleine, rohe Bilder von Holz oder Stein, mit Spießen, vor welchen die ausziehenden Feldherrn, und die öffentlichen Beamten, wenn sie ihre Stellen niederlegten, zu opfern pflegten. Ihre Namen wußte man nicht. Einer von den alten römischen Schriftstellern behauptet ausdrücklich, die römischen Penaten seyen nichts anders gewesen, als die samothrakischen Götter und als solche erscheinen sie in der Dämonenlehre Etruriens.

Unter Manen verstand man die Geister der Verstorbenen überhaupt, nemlich der guten. Sie wurden als hausend in der Unterwelt gedacht, oder als umgehend auf der Oberwelt, in welchem Falle sie mit den Lemuren zusammenfielen, oder als Schutzgeister. Diesen weihte man das Grabmahl des Abgeschiedenen, Grabhügel, schattige Bäume und andere Denkmahle, feierte sie durch Todtenopfer und streute am Trauerfeste Laub, Blumen und allerlei Schmuck auf die Gräber.

Die Larven waren den Laren entgegengesetzt, also Schreckbilder der Phantasie, nächtliche Erscheinungen furcht-

barer Gestalten, die den Sterblichen Grauen und Entsetzen erregen. Um sich vor ihnen zu sichern, brachte man ihnen bei der Todtenfeier im Februar Gelübde und Opfer.

Fast eins mit den Larven waren die Lemuren, denen man im Mai ein Sühnfest feierte. Man sagt, dieses hätte anfänglich Remurien geheißen und sey den Manen des Remus geweiht gewesen, von seinem Bruder Romulus zur Sühne gestiftet; es sey aber nach und nach in ein allgemeines Fest für die spukenden Manen übergegangen. An diesem ging der Hausvater in mitternächtlicher Stunde, ohne Schuhe, im ganzen Hause herum, warf schwarze Bohnen über seinen Kopf hinter sich und sprach: "Mit diesen Bohnen löse ich mich und die Meinigen." Man flehete die Manen, die Ruhe der Lebenden nicht zu stören, und schlug, nachdem man dreimahl die Hände gewaschen, an ein kupfernes Gefäß, um durch das Geräusch die Geister zu verscheuchen.

Manka, die Mutter der Laren, oder vielmehr der Larven, ward in frühern Zeiten mit blutigen Kinderopfern verehrt. Später, als die Römer sich humanisirten, brachte man ihr Zwiebeln und Mohnköpfe dar und hing an die Compitalien kleine Bilder, nach der Anzahl der Kinder, auch wohl der Sklaven, auf, um diese Personen vor den Gefahren der Krankheiten und des Sterbens zu schützen.

Die römischen Götter der zweiten Ordnung wurden eingetheilt in "Indigetes" und "Semones"

Die Indigetes, so viel als "Einheimische, Inländische," waren vergötterte Menschen, Vorfahren. Unter diesen stehet voran Herkules. Sein Mythus hat hier nur einiges Eigenthümliche erhalten. Davon ist das

besonderste, daß man ihm die Abschaffung der Menschenopfer zuschreibt. Bei den Sabinern soll er der Sancus (und Semo) gewesen seyn, woraus die Römer ihr Sanctus gemacht haben sollen. Diesem Sancus war zu Rom schon in den ältesten Zeiten ein Tempel geweihet, auf dem quirinalischen Hügel und vorzüglich heilig war der Schwur bei Sancus oder Semo Sancus, weil man sich unter ihm die alte Treue selber personificirt dachte. Da nun Herkules auch schon früher unter dem Namen Sancus verehrt ward, so schreibt sich wahrscheinlich daher, daß man auch bei ihm häufig und zugleich am heiligsten schwur. Wenn Herkules als Musenführer vorkommt, so wird auch diese Idee für eigenthümlich römisch erklärt, denn nach der griechischen Sage hat er nicht sonderliches Talent für Musik besessen. Fulvius Nobilior, heißt es, erbaute dem Herkules einen Tempel, in welchem er die zu Ambracia eroberten Musen aufstellte, um seinen Landsleuten die Lehre zu geben, daß die kriegerische Tapferkeit nicht unvereinbar sey mit den Musenkünsten. So ward Herkules zum Musageten.

In Rom hatte Herkules einen Tempel und neun Kapellen und in Italien mangelte es keinem bedeutendern Orte an einem Herkulestempel. Jährlich wurde die Einweihung des Herkulestempels in Rom gefeiert, der am Circus Maximus stand; denn da man in Herkules ein Symbol der höchsten Körperkraft mit allen ihren Aüsserungen sah, so wetteiferte man in den Spielen gleichsam unter seinem Schutze.

Zu Rom opferte man dem Herkules junge Stiere, trächtige Schweine, Meth und Brot und brachte ihm den Zehenten von allem Einkommen dar. Bei den ihm gebrachten Opfern durfte kein anderer Gott genannt werden und kein Hund inner dem Tempelbezirk sich sehen lassen.

Die Dioskuren, Castor und Pollux, hatten einen Tempel in dem Hafen von Ostia. Sie hatten den Römern unter andern in der Schlacht gegen die Latiner beigestanden. Damahls tränkten sie ihre Rosse an der Quelle der Juturna und verschwanden an eben der Stelle, wo neben dieser Quelle ihr Tempel stand.

Aeneas, der Stammvater der Römer, kam, nach der Zerstörung seiner Vaterstadt Troja, nach Italien und fand eine gute Aufnahme und verband sich mit den Aboriginern, verheirathete sich mit Lavinia, der Tochter des Königs Latinus und führte bedeutende Kriege gegen den König der Rutuler, Turnus und zuletzt gegen die Etrusker, wo er das Leben verlor. Seine Mutter, Venus, reinigte ihn im Flusse Numicius, an welchem er gefallen war, und versetzte ihn unter die Götter. Darauf verehrten ihn die Römer unter dem Namen "Jupiter Indigetes."

Romulus, der mit seinem Bruder Remus die Stadt Rom baute und nachdem er diesen hinweggeschafft, das Volk allein beherrschte, ward mitten in seinem königlichen Geschäfte, da er unter freiem Himmel in der Versammlung des Senats und Volks Befehl ertheilte, durch einen plötzlich entstandenen Sturm der Erde entrückt. Da das Volk die Patricier wegen seiner Ermordung im Verdacht hatte, erschien er dem Julius Proculus auf dem Wege von Alba, bei hellem Mondschein, in jugendlich schöner Gestalt und mehr als menschlicher Größe, und gebot durch ihn den Römern, statt der Trauer um seinen Verlust, die Feier seiner Vergötterung als Quirinus und kriegerische Uebungen.

Die Semones (Semihomines, Halbmenschen) waren diejenigen Wesen bei den Römern, welche zu wenig Ansehen und Verdienst hatten, um unter die Olympier

gerechnet, und zuviel, um für bloße Sterbliche gehalten zu werden. Dahin rechneten sie den Silvanus, welchen man als den ursprünglichen Beschützer der Wälder und Felder mit ihren Grenzen ansah, und in der Folge mit Pan und Faun verwechselte. Er wurde als ein nackter, bärtiger Mann dargestellt, auf dem Haupte einen wilden Kranz, in der Rechten eine Hippe, in der Linken einen Ast tragend. Faunus, sogar dem Namen nach aus dem Pan entstanden, war ursprünglich ein König, der nach seinem Tode vergöttert wurde. Er hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft an Faunen, welche theils wohlthätig waren, theils, besonders durch plötzliche und unerwartete Erscheinung, erschreckend und Unheil bringend. Daher suchte man die Faunen durch Opfer und Gebet zu bewegen, daß sie insbesondere den Kindern keinen Schaden zufügen und sie durch fürchterliche Erscheinungen im Schlaf nicht aufwecken mögten. Am 13. Februar feierte man in Rom die Faunalia, bei welchen eine junge Ziege, etwas Wein und Weihrauch geopfert wurden. Am 15. desselben Monats fielen die Lupercalien, dem (Wölfescheucher) Pan zu Ehren, der kein anderer als Faunus war. An diesem Feste war ein Wettlauf von Jünglingen: Die Fabier, die Quinctilier und die Julier waren die drei Familien, die von Alters her daran Theil nehmen durften. Jeder Stamm opferte eine weisse Ziege, entkleidete sich und band das Ziegenfell als Schürze vor. Dabei war die besondere Ceremonie, daß der Priester sein blutiges Messer zwei Jünglingen an die Stirne strich, ein Paar andere wischten darauf, mit Wolle in Milch getaucht, das Blut wieder ab. Man weiß nicht, ob das eine Erinnerung an die Menschenopfer, oder an den ersten Brudermord in der römischen Geschichte seyn sollte. Den laufenden Jünglingen stellten sich unfruchtbare Frauen in den Weg und wurden von ihnen mit einem aus dem Ziegenfelle geschnittenen Riemen geschlagen, welches die Fruchtbarkeit befördern sollte. Aus allem dem gehet

hervor, daß Faunus nicht blos ein schadenfroher Popanz war, wie man häufig annahm, sondern auch ein wohlthätiger Beförderer der Fruchtbarkeit, also des Wohls der Welt. Das beweist übrigens auch der Umstand, daß er ein Orakel hatte, also ein weissagender Gott war. Dieses sein Orakel war in einem Walde, hinter dem Pallaste des Picus. Seine Sprüche gab es in einer rauhen Versart, welche man die Saturnische nannte, weil auch Saturnus in derselben Gesetze und Denksprüche gegeben hatte. Gleichwohl darf nicht übersehen werden, daß Faunus und seine zahlreiche Familie, männlichen sowohl als weiblichen Geschlechts (denn es gab auch Faunä), besonders bei den Dichtern ein äusserst leichtfertiges, muthwilliges und noch frevelhafteres Volk sind, als die Satyren, mit welchen sie im Äussern die größte Aehnlichkeit haben. Kommen sie in Gesellschaft der Musen vor, so geschah das nur durch Vermittelung des Bakchos, in dessen Gefolge eben die Satyren sich befanden.

Vertumnus, der Herbstgott, ist wahrscheinlich von den Etruskern zu den Römern gekommen. Er ist leicht zu erkennen; denn er trägt Früchte, hält in seiner Rechten ein Gartenmesser, oft auch einen krummen Stab, wie ein Faun, und ist mit Kornähren und Fruchtzweigen gekrönt. Seine Gemahlinn ist Pomona, die, wie Ovid erzählt, ihn nicht erhören wollte. Er nahm also zu allerlei Verwandlungen seine Zuflucht, und kam als Pflüger, Schnitter und Winzer, doch immer ohne Glück. Endlich erschien er ihr in Gestalt eines alten Weibes und bat sie, doch ja gegen den Vertumnus, den treuesten und eifrigsten ihrer Liebhaber nicht länger spröde zu seyn. Als er sich nun überzeugt halten durfte, daß seine Worte Eindruck gemacht, verwandelte er sich in seine eigene Gestalt, einen schönen Jüngling, und hatte nun das rechte Mittel, Liebe für Liebe zu gewinnen. Die Fabel bedarf keiner Erklärung.

Flora,

Flora, die Blumengöttinn, ist die griechische Chloris, deren Name sogar in jenem zu finden seyn soll. Sie war eine Nymphe, die Zephyros liebte und ihr das Blumenreich zum Geschenk machte. Der König Tatius soll ihren Dienst von den Sabinern herüber verpflanzt haben. Ihr Fest wurde im Blumenmonate (April) gefeiert. Alle Häuser waren mit Blumenkränzen geziert und alle Tische damit bestreut. Man bekränzte sich mit Blumen, hielt allerlei öffentliche Spiele und sang fröhliche Lieder auf den Gassen. Das Opfer, das man der Göttinn brachte, war der frohe Genuß des Lebens selber, den die schönste Jahrszeit durch ihre wohlthätigen Einflüsse begünstigte. Aber man stellte die Spiele der Göttinn zu Ehren auch nach einem Miswachs an, denn man dachte sie sich als ein mächtiges Wesen, das Getraide, Baumfrüchte, Wachs, Honig, Oel und Wein geben oder versagen konnte, je nachdem es die Menschen um sie verdient hatten. Die Besorgung der angeordneten Spiele waren den Aedilen aufgetragen, denen diese Ehre oft theuer genug zu stehen kam; denn sie mußten das ganze Volk an den Floralien mit Erbsen und Bohnen versehen, und also gewissermassen die wohlthätige Gottheit selber vorstellen, der zu Ehren die Spiele gefeiert wurden.

Terminus hieß der Gott der Grenzen, den man anfänglich nur als eine Herme bildete, worauf man in der Folge einen Kopf setzte. Die Grenzsteine waren heilig und wurden, ehe man sie aufrichtete, mit Oel begossen; noch heiliger wurden sie, als man anfing, sich unter ihnen eine Gottheit zu denken. Numa hatte dieser ein Fest gestiftet, welches die Ländereibesitzer feierten. Ein Altar von grünem Rasen wurde dem Gott an seinem Platze errichtet. Wenn nun die Flamme loderte, so warf man Weihrauch und die Erstlinge von Früchten hinein, und besprengte den Altar mit dem Blute des Opferthiers. Dann wurden bei einem frohe Mahle Lieder zum Lobe des Ter-

minus gesungen und der Schutz des Gottes erfleht. Aber der Staat feierte auch öffentlich die Terminalien und zwar, obgleich das römische Gebiet sich immer erweiterte, immer auf der ältesten Grenze der Stadt. Als man bei Errichtung des capitolinischen Jupitertempels die dort stehenden Altäre wegraümen wollte, versagte der Terminus seine Einwilligung und behauptete seinen Platz, so daß man sich genöthigt sah, in dem Dache des Tempels eine Oeffnung zu lassen, weil Terminus nur unter freiem Himmel verehrt werden konnte.

Mutinus (Motunus, Tutinus) war der griechische Priapos, also ein Gott der Fruchtbarkeit und als solcher auch den Neuvermählten wichtig, die deßhalb gewisse Ceremonieen gegen ihn zu beobachten hatten.

Pales war eine von den dunkeln, altitalischen Feldgottheiten, die gute Bergweide gab und die Heerden vor Seuchen und Raubthieren schützte. Ihr Geschlecht ist ungewiß. Gewöhnlich ward sie als ein weibliches Wesen angesehen. Am 21. April feierten ihr die Hirten die Palilien, mit einem Opfer von Milch und Hirsekuchen, wobei sie ihr Vieh durch Raücherung und sich selber durch Weihwasser und Sprünge über brennendes Heu und Stroh entsündigten.

Ausser diesen hatten die Römer noch eine große Zahl von solchen semonischen, aber auch von allegorischen und mythischen Götterwesen, welche theils im Lande selber entstanden, theils vom Auslande, mit mehr oder weniger Veränderung und Verwandlung, hereingekommen waren; dieß letztere geschah besonders zur Kaiserzeit und man kann ohne alle Uebertreibung sagen, daß es eine Zeit gab, in welcher man zu Rom alle Götter aller bekannten Völker der Erde, nebst Spuren deren Verehrung, antreffen konnte.

Das ganze Leben der Römer war von Religion durchdrungen, daher finden wir unter ihnen Götter für alle einzelnen Erscheinungen des sinnlichen, für alle Auftritte des häuslichen und bürgerlichen, für alle Beziehungen des geistigen und sittlichen Lebens. Wir finden einen Gott Lactans, der den Saaten den Saft giebt; einen Nodotus, durch welchen das Getraide in den Halm schoß, einen Rubigo, der den Brand darin abwehrt und eine Runcina, die für das Jäten sorgte, wie einen Occator, der dem Pflügen und Eggen vorstand. Nicht selten gingen diese Götter von einem Verhältnisse des Menschenlebens zu dem andern über: so die beiden Ehegötter, Picumnus und Pilumnus, von welchen dieser mit einer Keule (Pilum) das Getraide zermalmt, jener als Sterquilinus die Aecker düngt. Sie werden mit Castor und Pollux identifizirt. Waren die Feldarbeiten vorüber, so ward Vacuna angebetet und diese dadurch zur Göttinn der Muße in allen Ständen erhoben. Wahrscheinlich haben örtliche Verhältnisse Veranlassung gegeben zur Entstehung einer Gottheit Mephites oder Mephitis, der unreinen Luft, des üblen Geruchs, die mehre Tempel zu Rom hatte, und der Cloacina, Cluacina (die Reinigende), wahrscheinlich ein Beiname der Venus, der späterhin aus Misverstand eine niedrige und schändliche Bedeutung erhielt.

Ganz zufällige Umstände und Ereignisse haben Veranlassung gegeben zur Entstehung einer Göttinn Laverna, der Diebsgöttinn, weil in dem Haine derselben die erste Kriegsbeute der Römer getheilt wurde; des Rediculus, des Gottes der Umkehr, der auf dem Platze einen Tempel erhielt, wo Hannibal auf seinem Marsche nach Rom stille stand und wieder zurückzog; des Ajus Locutius, des unbekannten Wesens, das einmal eine Stimme hören ließ und die Römer warnte, daß ihre Stadt nicht von den Galliern genommen würde. Beim Sabinerraube

hatten einige Römer die schönste aller anwesenden Jungfrauen ergriffen. Wohin mit dieser? fragten andere. Zu Thalassio! war die Antwort. Und Thalassio! Thalassio! schrie alles Volk und Thalassius ward der römische Hochzeitgott, wie Hymen auf eine ähnliche Weise der griechische geworden war.

Hatten Lucina und die drei Niri, die Geburtgöttinnen, ihre Schuldigkeit gethan, so sorgte Deverra, durch Kehren der Schwelle mit dem Besen, für die Sicherheit des Wochenzimmers und Levana waltete, daß der Vater sein neugebornes Kind von der Erde aufhob, wodurch sie zur Göttinn der Erziehung wurde. Levana übergab das Römerkind dem Schutze der Juventa, keiner der ungeachtetsten unter den Gottheiten, denn sie hatte einen Tempel auf dem Capitole und eine eigene, von der Jugend begangene Feier. Und so wanderte denn der Römer sein ganzes Leben hindurch aus einer Götterhand in die andere, und wenn Averruncus, der Abwender des Uebels, ihm nicht half, und wenn Meditrina, die den Kranken (mit Wein) heilte, vergeblich angerufen war, er war darum nicht verlassen, denn nur die höchsten Götter führten ihn zum Tode und durch den Tod in Elysium.

Die Römer rechneten die sämtlichen Nymphen, die Fluß- und Quell-Götter, die Richter in der Unterwelt, und den Charon, zu den Semonen und erhoben die Tugenden und großen Eigenschaften des Geistes und die Vorzüge des Körpers, so wie die entgegengesetzten Mängel und Fehler und selbst Laster zu den Göttern, denen nicht selten Altäre und Tempel geweihet waren. So hatte Febris (das Fieber) mehre Tempel in Rom und man betete zu der Göttinn um Verschonung mit Krankheiten, so wird die Invidia (der Neid) als eine böse Göttinn, als ein altes, häßliches Weib, dargestellt, mit schielenden Augen und Schlangenhaaren, das sich selber beißt: So wur-

de aber auch die Spes (Hoffnung) frühzeitig schon in Rom mit Tempeln und Altären verehrt. Sie hat öfters den Bonus Eventus (den glücklichen Ausgang), einen Genius, auf der Hand, und dann ist sie die erfüllte Hoffnung. Die Abbildung der Hoffnung ist bekannt, sie erscheint aber auch als ein leicht einherschreitendes Mädchen, welches mit der Rechten die Blüthe eines Granatapfels vor sich her trägt und mit der Linken das Gewand etwas lüpfet.

Daß die Libertas bei den Römern vergöttert war, wird jedem natürlich erscheinen, der da weiß, wie hoch dieses Volk die Freiheit achtete, wie lang dafür kämpfte. Die römische Libertas erscheint in Abbildungen immer ohne Kopfbedeckung. Honor (Ehre, Ruhm) war gleichfalls bei den Römern sehr natürlich vergöttert. Man sollte einen Gott vermuthen, allein es war eine Göttinn, die insgemein in Gesellschaft mit Virtus (Tugend), und zwar diese in männlicher Gestalt, dargestellt erscheint. Honor und Virtus hatten zwei Tempel dicht neben einander. In den der erstern konnte man nur durch den des letztern eingehen.

Als eine ausgezeichnete Gottheit dieser Art muß Fortuna (die griechische Tyche, das Glück) genannt werden. Nirgends hatte diese Göttinn mehr Tempel und Altäre als in Rom, wo sie, wie Plutarch sagte, um zu bleiben, ihre Flügel ablegte und ihr Rad verließ. Man feierte ein Fest der Fortuna publica (der Glücksgöttinn des Staats), der Fortuna virilis (der männlichen) und der muliebris (der weiblichen) Glücksgöttinn, und es war kein Stand, es war keine Familie, ja, es war kaum eine Privatperson, die nicht ihre besondere Fortuna gehabt hätten.

Rom selber, in den Augen seiner Bürger mit jener heiligen Ehrfurcht betrachtet, die einer von den Göttern

ſelber erbauten und ſo ſehr vorgezogenen Stadt gebührt, ward zur Göttinn, die in ihren Ringmauern ſelber und in vielen andern Städten Tempel und Altäre hatte. Die Geſtalt, in welcher dieſe Göttinn vorgeſtellt wurde, hat ſehr viel Aehnliches mit Minerva, welche, wie wir wiſſen, nächſt Jupiter und Juno, die höchſte Gottheit in Rom war.

Als einer beſonderen Erſcheinung müſſen wir noch der "Divi Novenſiles" erwähnen, die wie in Athen der Unbekannte Gott auftreten. Man weiß nemlich nicht, ob es ſoviel hieß, als neun Götter oder neue Götter. Nach Piſo waren es neun Götter der Sabiner, die nach Rom kamen und denen Tatius Tempel errichtete. Varro nennt die Laren, die Veſta, die Salus, die Fors, die Fortuna und die Fides als die Novenſilen.

Die Diener der römiſchen Religion.

Die Diener der Religion machten bei den Römern, wie bei den Griechen, keinen beſondern Stand aus, ſie wurden aus den Bürgern des Staats gewählt, daher nicht der Staat unter der Kirche, ſondern die Kirche unter dem Staate ſtand. Dieſe Diener der römiſchen Religion nun, die aus den vornehmern Familien größtentheils genommen waren, waren Prieſter, die theils zum Dienſte aller, theils zum Dienſte einzelner beſtimmt waren. Von der erſten Art waren die Pontifices, welche Numa angeordnet und aus den Patriciern genommen hatte. Zuerſt waren ihrer nur vier, ſpäter wurde ihre Zahl auf fünfzehn beſtimmt und die größere Hälfte Majores, die kleinere Minores genannt. Das Ganze hieß Collegium. Dieſes Collegium übte in allen die Religion betreffenden Dingen die Gerichtsbarkeit aus und hatte eine ſehr ausgedehnte Gewalt, die nur durch die Beſchlüſſe der Volksverſammlung beſchränkt war. Oft ſuchte ſich das Collegium dieſer Beſchränkung zu entziehen und brachte es auch einige Mahle bis zur Unabhängigkeit, wiewohl es ſolche nicht für immer behaupten konnte.

Das Haupt dieser Priesterschaft war der Pontifex Maximus, dessen Gewalt so groß war, wie seine Würde, denn er war der oberste Richter in allen geistlichen Dingen; ihm waren alle andern Priester unterworfen, und insbesondere war ihm die Aufsicht über die heiligen Ceremonieen der Vesta übertragen. Er war es, der bei allen öffentlichen Feierlichkeiten — denn keine war ohne Religion — den Vorsitz führte und die Weihgebräuche leitete; er war es, der in Ehesachen die höchste Entscheidung hatte. Unter seiner Leitung führte das Collegium die Sorge für den Kalender, führte eine lange Zeit hindurch die Commentarien oder Jahrbücher, in welchen dem Volke ein Verzeichniß aller in einem Jahre erschienenen öffentlichen Verordnungen aufgestellt wurde, bis diese Gewohnheit, zur Zeit des ersten Trinmvirats, erlosch.

Die Kleidung der Pontifices war eine mit Purpur verbrämte Toga und eine wollene Mütze, in Form eines Kegels. Der Pontifex Maximus hatte immer ein öffentliches Gebaüde zur Wohnung, welches Regia genannt wurde, und seine Person war so heilig, daß er niemahls einen Todten berühren durfte. Die römischen Kaiser übernahmen zuletzt Würde und Amt des Pontifex Maximus selber.

Auch die Augures, Auspices, waren allgemeine Priester. Ihr Amt bestand hauptsächlich darin, daß sie künftige Begebenheiten vorher verkündigten. Auch sie genossen großes Ansehen, und großen Einfluß, weil keine Sache von Wichtigkeit, welche den Staat betraf, weder zu Hause, noch auswärts, weder in Kriegs- noch in Friedenszeiten, vorgenommen werden konnte, ohne sie zu fragen. Die Römer hatten das Weissagen von den Tusciern gelernt und pflegten, besonders in den ältern Zeiten, ihre Jünglinge sehr sorgfältig in dieser Kunst zu un-

terrichten. Romulus und Remus sollen es schon einem Auspicium unterworfen haben, nach wessen Namen ihre neue Stadt genannt werden sollte. Lange Zeit war es Sitte, daß Niemand ein neues Amt antrat, ohne vorher die Auspicien gehalten zu haben.

Die Auguren hatten fünferlei Arten von Anzeichen, woraus sie Vorbedeutungen der Zukunft schöpften, nemlich Erscheinungen am Himmel, namentlich Blitz und Donner; den Gesang und den Flug der Vögel, das Fressen der heiligen Hühner, welche besonders dazu unterhalten wurden; die Eingeweide geopferter Thiere und ausserordentliche Vorfälle, z. E. wenn ein Balken im Hause krachte, wenn einer seinen Schuh verkehrt anzog, wenn ihm ein Glied zuckte u. dgl. Nur aus den drei ersten wurden die öffentlichen Augurien genommen. Die Vögel, deren Gesang Anzeige gaben, waren der Rabe, die Krähe, die Eule, der Hahn; die, deren Flug beobachtet wurde, der Geier, der Adler, der Habicht und die Krähe. Das Fressen der Hühner ward besonders im Kriege, vor einer zu liefernden Schlacht, beobachtet. Bei einem öffentlichen Augurium nahm der Priester gewöhnlich einen erhabenen Standpunkt ein. Zuerst verrichtete er ein Opfer und ein Gebet, darauf setzte er sich nieder und bezeichnete mit einem Stabe, das Gesicht gegen Osten gewendet, die Grenzen, inner welchen er seine Beobachtungen vornehmen wollte. In der Regel waren die Erscheinungen zur Rechten glückbedeutend, die entgegengesetzten zeigten Unglück an. Doch war hier einige Unsicherheit.

Anfänglich gab es, wahrscheinlich unter Numa, nur drei Auguren, denen Servius Tullius noch einen vierten beifügte. Bei dieser Zahl blieb es, bis die Plebejer (im J. der Stadt 453.) es durchsetzten, daß den bisherigen, aus den Patriciern genommenen, noch fünf aus den Plebejern beigegeben werden mußten. Unter Sulla stieg ihre

Zahl auf vierzehn und ihr Vorsteher hieß Magister Collegii. Bis zum Jahre d. St. 650. geschah die Aufnahme in dieses Collegium durch die Auguren selber, durch ein neues Gesetz aber kam die Wahl an die Comitien. Die Cäsaren behielten sich die Besetzung vor. Das Ansehen der Auguren war groß, ihr Einfluß wichtig, und sie konnten um keines Verbrechens willen ihres Amtes entsetzt werden. Ihre Kleidung bestand in einer Tunica und einem besondern Wahrsager-Kleide (Läna auguralis), welches ausser ihnen Niemand tragen durfte. Dazu hatten sie noch ein gestreiftes Purpurkleid, einen Kranz von Oelzweigen und in der Hand den Lituus (den Krummstab).

Ein anderes Collegium von allgemeinen Priestern in Rom, waren die Haruspices, die Erforscher der Eingeweide, denn diese Gattung von Weissagern enthüllte die Zukunft aus den Eingeweiden der Opferthiere. Ihnen lag dabei ob, das Opferwesen und was dazu gehört, die Güte des Mehls, des Weihrauchs, des Wassers, des Holzes u. s. w. genau zu beachten. Während des Opfers selber mußten sie auf Alles aufmerksam seyn, woraus nur irgend eine Vorbedeutung gezogen werden konnte, ob das Opferthier nach erhaltenem Schlage leicht und bald verschied, welches ein glückliches, so wie das Gegentheil ein unglückliches Zeichen war. Hierauf zog man die Haut ab, öffnete Brust und Unterleib und der Haruspex untersuchte nun, indem das Thier auf dem Altare lag, mit einem anatomischen Messer in der Hand, die einzelnen Theile. Ein Haupttheil war die Leber, auf deren gesunde Beschaffenheit es vorzüglich ankam und worin jeder Fehler ein sehr schlimmes Zeichen war. Nach der Leber wurde das Herz untersucht; wenn dieses fehlerhaft war, oder, wie zuweilen, gar zu fehlen schien, das war eins der schrecklichsten Zeichen. Dann wurde die Gallenblase beob-

achtet, welche, wenn sie recht voll von Galle war, auf Krieg und glückliche Schlachten deutete. War nun auch die Lunge in gutem Stande, die Milz in ihrer rechten Lage, das Netz unzerrissen, die Niere gut und lebhaft von Farbe, auch die Zunge ohne Fehler, so waren das lauter gute und glückliche Zeichen. Von schlimmer Vorbedeutung war es, wenn die Eingeweide von ungesunder Farbe und Beschaffenheit wären, oder einen üblen Geruch von sich gaben. Wie nun daraus die Zukunft zu ersehen war, diese Kunst und Wissenschaft mußten die Haruspicen, nebst vielen andern ähnlichen Kenntnissen, als Träume zu deuten, vom Blitz getroffene Gegenstände zu sühnen u. dgl. inne haben, und die Römer schickten selber ihre Söhne, welche sie zu diesem Geschäft bestimmten, nach Etrurien, um gründlich unterrichtet zu werden. Als den Urheber dieser Wissenschaft und Kunst nennt man den Tages, den Sohn des Jupiter. Zuerst hatte man in Rom in jedem Stamme einen Haruspex, aber ihre Zahl stieg bis auf 70. Ihr Vorsteher hieß Magister publicus. Constantin, d. G. untersagte ihnen die Ausübung ihrer Kunst, Valentinian und Valens aber gestatteten sie wieder, wofern sie nicht zum Schaden ausgeübt würde.

Das Weissagen und Wahrsagen war bei den Römern etwas sehr Gewöhnliches und Beliebtes. Ausser den eben geschilderten feierlichen Weissagungen nahmen sie auch Anzeigen von Thieren, die über den Weg liefen, oder an ungewöhnlichen Orten gesehen wurden, aus dem Verschütten des Salzfasses über Tisch, aus dem Nießen und andern zufälligen Ereignissen des menschlichen Lebens. Auch suchte man künftige Begebenheiten durch das Ziehen der Loose zu enthüllen, und prophezeite aus den Gestirnen, aus den Träumen und glaubte, wahnsinnige und blödsinnige Menschen hätten den Geist der Wahrsagung.

Auch die Quindecimviri (Fünfzehnmänner) waren ein besonderes Priestercollegium in Rom. Ursprünglich waren ihrer nur zwei (Duumviri) von dem Könige Tarquinius Priscus angeordnet, im Jahre Roms 388. wurden ihrer zehn und unter Sulla fünfzehn. Sie hatten die Aufsicht auf die sibyllinischen Bücher, welche sie allein zu befragen das Recht hatten. Ihr Amt dauerte lebenslänglich, befreite sie vom Kriegsdienste und allen bürgerlichen Lasten, und gab ihnen großes Ansehen.

Von den sibyllinischen Büchern der Römer erzählt man Folgendes: Es kam eine fremde Frau (Amalthäa nennen sie einige, eine Sibylle *)) zu dem Könige Tar-

---

*) Sibyllä, Gottesratherinnen, so hießen die berühmtesten Weissagerinnen der Alten, von denen man glaubte, daß sie, durch die Einwirkung einer Gottheit in eine Art von heiliger Raserei oder Begeisterung versetzt, die Zukunft vorher verkündigten. Das Alterthum zählt ihrer zehn, nemlich die chaldäische oder persische, auch babylonische und ägyptische genannt; die libysche, welche für die älteste gehalten wurde; die delphische; die italische; die erythräische, die den trojanischen Krieg angekündigt; die samische; die kumäische, welche gewöhnlich Amalthäa, oft aber auch anders heißt; die hellespontische; die phrygische und die tiburtinische. Diese hysterisch verzuckten Frauen stammten aus dem Orient. "Mit wütendem Munde, ungeregelt und wild strömten sie anfänglich ihre Weissagungen aus" so sagt Herakleitos von ihnen. Plutarchos läßt die erste Sibylle von den Musen erziehen, welches auf eine pöetische Ausbildung hindeutet, welche die Sibyllen in Böotien, diesem fruchtbaren Prophetenlande, gefunden haben. Genug, die morgenländischen Sibyllen schmolzen mit den Helikonischen Musen zusammen und die Pythien zu Delphi waren eigentlich nur ihre Nachfolgerinnen. Was nun diese begeisterten Frauen aussprachen, das sammelten nachher die sogenannten Propheten und trugen es umher, zuerst mündlich, dann schrift-

quinius Priscus und bot ihm neun Rollen sibyllinischer Weissagungen, für den römischen Staat höchst wichtig, zum Kaufe an. Da der Preis, den sie dafür forderte, dem König zu hoch dünkte, so wies er sie ab, sie warf darauf drei von ihren Rollen in den brennenden Camin und bot ihm die übrigen sechs für denselben Preis an. Tarquin wies sie, nicht ohne Hohn, abermahls ab. Als sie aber wieder drei Bücher verbrannte und ihm die letzten drei mit entschiedener Ruhe und einer gewissen Hoheit anbot, wurde er betroffen und kaufte die Bücher um die geforderte Summe. Er ließ sie nun, als ein geheimes Orakel für wichtige Staatsvorfälle, sorgfältig verwahren und zwar auf dem Capitol im Tempel des Jupiter, wo sie in einem steinernen Kasten in einem Gewölbe unter der Erde lagen. Zu Sulla's Zeiten verbrannte mit dem Capitol der Tempel des Jupiter und darauf ließ der Senat durch Gesandte aus allen italischen und griechischen Städten, was sich von Sibylleu-Versen vorfand, sammeln und, nach sorgfältiger Sonderung des Falschen, noch ungefähr 1000 unter der Aufsicht der Fünfzehnmänner aufbewahren.

Cicero erklärte die Sibyllen-Bücher für eine Arbeit staatskluger Männer, welche solche absichtlich in Dunkel gehüllt und so abgefaßt hätten, daß man ihnen eine willkührliche Deutung geben konnte.

Die Zwecke, die man nun mit diesen Büchern erreichen wollte, würden unerreicht geblieben seyn, wenn man neben den für echt aufgenommenen Sibyllen-Büchern

---

lich. Von dieser Art waren die Sammlungen, welche man unter dem Namen des Musäos, des Bakis und anderer hat, und die der Gewinnsucht und dem Betruge um so mehr Nahrung gaben, je begieriger jede Stadt war, eine solche Sammlung zu besitzen. Unter allen aber ist keine so berühmt geworden, wie die römische.

noch andere geduldet hätte; daher ließ der Senat öfters die überall vorhandenen sibyllinischen Weissagungen sammeln und verbrennen, Auch der Kaiser August verbrannte auf einmahl gegen 2000 solcher Schriften und ließ die echten, in zwei goldenen Kästchen, im Tempel des Apollo verwahren. Aber schon sein Nachfolger Tiberius sah sich wieder genöthigt, eine Untersuchung wegen allgemein verbreiteter sibyllischer Weissagungen anzustellen. Bei allem dem erhielt sich das Ansehen der Sibyllen im römischen Reiche länger als das der Orakel in Griechenland. Nachdem das Christenthum sich verbreitet hatte, fand man sogar Weissagungen auf den Messias bei der kumäischen Sibylle.

Eine Sage läßt die Blätter dieser Weissagungen vom Winde zusammengeweht werden, welches wohl nichts anders andeutet, als daß der Inhalt derselben bunt durch einander geworfen, ohne alle Ordnung und Regelmäßigkeit war.

Die Römer hatten die Gewohnheit, ihren Göttern Mahlzeiten anzustellen. Am 13. Nov. jedes Jahrs, besonders aber noch an den säcularischen Festen, bewirthete man die Götter, wie man die Menschen zu bewirthen pflegte. Man legte den Göttern Kissen, stellte den Göttinnen Stühle und trug ihnen Speisen und Getränke auf. Anfänglich war alles einfach und frugal, mit dem steigenden Luxus aber wurde auch hier Pracht und Ueppigkeit angewendet, und man veranstaltete die Lectisternien, so hießen diese Mahle, mit ungeheuerm Aufwande.

Ausser den öffentlichen Lectisternien gab es auch häusliche, indem in der Stadt auf allen Straßen die Hausthüren offen standen und gleich beim Eingang ein Tisch für die Vorbeigehenden gedeckt war, wozu man Bekannte und Unbekannte einlud. Man machte sich bei dieser Feier zur

Pflicht, mit seinen Feinden gütig und sanft zu reden, alles Streits sich zu enthalten und den Gefesselten die Bande abzunehmen. Dadurch wollte man die Götter zu gleichen Gesinnungen gegen sich selbst gewinnen.

Die Anordnung der öffentlichen Lectisternien war anfänglich den Pontifices übertragen; als aber die Vorbereitungen und Arbeiten dabei so weitläufig wurden, daß jene nicht mehr fertig werden konnten, so entstand eine neue Priestergesellschaft, die Septemviri Epulonum, welcher die Besorgung der Lectisternien übertragen wurde. Dieses Collegium stand und blieb immer in einer gewissen Abhängigkeit von den Pontifices.

Auch die Fratres ambarvales waren eine besondere Art der allgemeinen Priester unter den Römern, deren Ursprung sich aus den ältesten Zeiten herschrieb, denn eine alte Volkssage erzählt, daß Acca Laurentia, des Romulus Pflegemutter, zwölf Söhne gehabt und, da einer davon gestorben, den Romulus dafür angenommen habe. Diese hielten jährlich an einem dazu angesetzten Tage, mit Aehren bekränzt, einen feierlichen Umgang um die Felder, und hießen deßhalb die arvalischen Brüder, welcher Namen nachher den Priestern gegeben wurde, die an ihre Stelle traten. Ihrer waren zwölf, sie trugen eine Krone von Kornähren und eine weiße Binde, und ihre Würde blieb ihnen lebenslänglich. Ihr Oberpriester hieß Magister, der nächste nach ihm Promagister.

Das Hauptgeschäfte dieser Leute war nun, das ländliche Fest zu feiern, das den Namen der Ambarvalien führte. Dieß war der Fall am 11. Mai, oder auch, wie Einige sagen, an einem willkührlich bestimmten Tage zu Ende Aprils. Man führte in einer heiligen Prozession drei Thiere, einen Stier, einen Widder und einen Eber

um das alte Stadtfeld und opferte dann diese Thiere den Göttern. Drohete der Stadt Rom ein besonderes Unglück, so hielt man einen solchen Zug um die Stadt (Amburbiale).

Ausser diesen öffentlichen Arvalien gab es auch private, die von Besitzern der Landgüter angeordnet wurden, Die Opfer waren dabei geringere Thiere, der Aufwand überhaupt nicht so groß.

Die hier vorkommende feierliche Umgehung eines zu weihenden oder schutzbefohlnen Gegenstandes kommt im Alterthume sehr häufig vor. Ja, auch Götter und Tempel wurden feierlich umgangen. Es scheint der Gedanke zum Grunde zu liegen, daß ein solcher Gegenstand durch den Umgang von seiner Umgebung abgeschnitten und herausgehoben und zugleich jede Entweihung, die etwa darauf haften mogte, hinweggetilgt würde.

Andere allgemeine Priester waren noch die Curionen, welche die heiligen Gebräuche bei den Versammlungen der Curien zu besorgen hatten; die Fetiales, welche bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen gebraucht wurden und über Alles, was auf Unterhandlungen im Krieg Bezug hatte, zu entscheiden bestimmt waren; die Sodales, welche Tatius zur Erhaltung der Sabinischen Religiongebräuche bei Vereinigung des Volks mit den Römern angeordnet hatte. Endlich gehört noch hieher der Rex sacrorum, oder sacrificulus, welcher nach Vertreibung des Tarquinius zur Vollziehung der heiligen Gebräuche angestellt wurde, welche die Könige selbst verrichtet hatten. Das Amt desselben war nicht von großer Bedeutung. Er stand, wie alle die übrigen Priester, unter dem Pontifex Maximus. Wer diese Würde erhalten woll-

te, mußte übrigens jedes andere Amt niederlegen. Seine Frau hieß Regina und seine Wohnung Regia.

Auſſer dieſen allgemeinen hatten die meiſten Gottheiten ihren beſondern Prieſter, unter dem Namen Flamen, von der Kopfbinde, die er trug alſo genannt.

Der Flamen Dialis, oder der des Jupiter, der Flamen Martialis und der Quirinalis (des Romulus) waren ſehr angeſehene Männer und konnten nur aus dem Patricierſtande genommen werden. Sie waren von Numa angeordnet, in der Folge wurden ſie von dem Volke erwählt. Die feierliche Einweihung oder Einſetzung in ihr Amt geſchah durch den Pontifex Maximus und die Auguren. Die Flamines trugen einen purpurnen Rock (Läna), welchen ſie über die Toga zogen, und eine kegelförmige Mütze (Aper). In der Folge wurden noch andere Flamines gewählt, welche Minores hießen und Plebejer ſeyn konnten. Auch die Kaiſer hatten nach ihrer Vergötterung ihre Flamines und Prieſtergeſellſchaften, welche Sodales hießen.

Der Flamen Dialis bekleidete ein Amt von großer Wichtigkeit, war aber vielen Einſchränkungen unterworfen, er durfte auf keinem Pferde reiten, nicht über Nacht aus der Stadt bleiben, keinen Eid ablegen u. dgl. m. Seine Frau (Flaminica) war wohl auch gewiſſen Einſchränkungen unterworfen, aber ſie war zugleich eine Perſon von hoher Wichtigkeit; gewiſſe Gebräuche konnten ohne ſie nicht vollzogen werden, daher konnte ſich der Flamen unter keinen Umſtänden von ihr ſcheiden und mußte, wenn ſie ſtarb, ſein Amt niederlegen.

Neben ſeinem Flamen hatte Mars noch zwölf Prieſter, die Salier genannt, weil ſie bei allen Feſtlichkeiten,

die

die sie begingen, tanzend durch die Stadt zogen. Sie trugen eine gestickte Tunica und die kegelförmige Mütze der Flamines, ein Schwert an der Seite, in der rechten Hand einen Spies, oder auch zuweilen eine Ruthe, und in der linken einen von den Schilden des Mars. Sie gingen gewöhnlich über das Forum und andere öffentliche Plätze der Stadt auf das Capitolium und sangen auf dem Wege heilige Gesänge, welche Numa gemacht haben soll. Sie waren wenigstens so alt, daß sie zu Augustus Zeiten Niemand mehr verstand. Die feierlichste Procession der Salier war am 1. März, zum Andenken an die Zeit, wo der heilige Schild unter der Regierung des Numa vom Himmel gefallen seyn soll. Man verglich die Salier dabei mit den Kureten, welche, wie wir schon wissen, auch dergleichen Waffenzüge und Waffentänze gemacht haben. Den Beschluß dieser Feierlichkeit machte ein köstliches Gastmahl. Niemand als Eingeborne und Freigelassene, deren Eltern noch am Leben waren, konnten in die Zahl der Salier aufgenommen werden. Ihr Vorsteher hieß Präsul und scheint bei der Procession voran gegangen zu seyn; dann hatten sie einen Vorsänger (Vates), und einen Ceremonienmeister (Magister), der die neuerwählten Mitglieder aufnahm. Neben diesen zwölf Saliern, die von Numa sich herschrieben und ihre Capelle auf dem palatinischen Berge (Palatini) hatten, waren noch zwölf andere da, von Tullus Hostilius angeordnet, diese hießen Collini, weil sie auf dem quirinalischen Hügel bei dem Thore Collina ihre Capelle hatten.

Die ältesten römischen Priester sollen die Luperci, die Priester des Pan, gewesen seyn. Sie hatten ihren Namen von Lupus (Wolf), weil Pan die Wölfe von den Heerden abhielt. Das Fest, welches ihm diese Männer feierten, die Lupercalien, war im Februar, wie wir schon oben erzählt haben. Von den drei Gesellschaften der Luperci sollen die Julier erst dem Julius Cäsar zu

Ehren errichtet worden seyn. Ihr Vorsteher war damahls M. Antonius, der in dieser Eigenschaft dem Cäsar öffentlich eine goldene Krone überreichte und ihn als König begrüßte, was dieser ablehnte, weil er die Misbilligung dieser Handlung auf allen Gesichtern des versammelten Volkes las.

Die Potitii und Pinarii waren Priester des Herkules, von Evander angeordnet und, nach der Sage, von dem Heros selber in ihrem Geschäfte unterwiesen. Die Pinarii waren die Gehilfen ihrer Brüder, da sie vormahls doch ihnen gleich gewesen waren. Sie vernachläßigten nemlich einmahl das Opfer und wurden deßhalb von Herkules bestraft. Aber das Schicksal rächte sie an ihren Unterdrückern, denn als die Potitier, auf Anrathen ihres Oberhauptes Appius (nachher Cöcus) genannt, sich sogar Sklaven beilegten, um sich bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen unterstützen zu lassen, starben sie alle in einem Jahre aus und ihr Anführer Appius wurde blind.

Die letzten römischen Priester, deren wir zu erwähnen haben, waren die Galli, die der Cybele, der Göttermutter, geweihet waren. Sie sollten ihren Namen von einem Flusse Gallus in Phrygien haben, dessen Wasser wahnsinnig machte. Sie pflegten das Bild der Göttinn herumzutragen, wobei sie wie wahnsinnige Menschen sich geberdeten, allerlei Wendungen und Stellungen machten, nach dem Schall einer Flöte ihre Brust zerschlugen und mit Pauken und Klapperblechen ein abscheuliches Getös machten. Bisweilen zerfleischten sie sich ihre Arme und sprachen fürchterliche Prophezeiungen aus. Nach Einigen waren sie sämtlich, nach Andern nur ihr Vorsteher (Archigallus) entmannt. Sie hatten ein Fest, Hilaria, welches im Frühling gefeiert wurde. Dabei wuschen sie mit vielen Feierlichkeiten das Bildniß ihrer Göttinn, ihren Wagen, ihre Löwen und alle ihre heiligen Geräth-

schaften in der Tiber. Sie allein hatten das Recht, alle Jahre einmahl auf den Dörfern herum zu gehen und Almosen zu sammeln.

Dieß sind die Nachrichten, die uns die Römer von ihren Priestern geben. Aber von den Einkünften derselben sagen sie uns weniger, als man wissen mögte. Nach Livius legte zwar Numa einen Fond zur Bestreitung der Unkosten des Gottesdienstes nieder, aber er bestimmte für Niemand einen Gehalt, als für die vestalischen Jungfrauen. Dionys erzählt, Romulus habe verordnet, daß zwei Männer von vornehmem Stande und ausgezeichneter Tugend, die im Besitze eines hinreichenden Vermögens wären, aus jeder Curie gewählt werden sollten, um in derselben, oder in jedem andern Sprengel die priesterlichen Verrichtungen zu versehen; aber er erwähnt nichts von einem jährlichen Gehalte. In spätern Zeiten verlangten die Priester, von öffentlichen Abgaben befreit zu werden; aber zuletzt zwangen sie die Quästoren, sogar die Rückstände zu bezahlen, obgleich die Tribunen sich für sie verwendet hatten. Augustus vermehrte das Ansehen und die Einkünfte der Priester, aber man findet wieder nichts von einem bestimmten Gehalte derselben. Inzwischen scheint es doch gewiß zu seyn, daß für den Unterhalt derjenigen, welche sich ganz der gottesdienstlichen Verrichtungen widmeten, hinreichend gesorgt war, auf was für eine Art es auch seyn mogte. Ehre war vielleicht die Hauptbelohnung der vornehmen Priester, deren Rang und Vermögen sie keiner Geldbesoldung bedürfen ließ. Die Priester der Römer werden von spätern Schriftstellern öfters in drei Classen getheilt, Oberpriester (Antistites), ordentliche Priester (Sacerdotes), und gemeine Priester oder Diener (Ministri); meistentheils aber wurden sie nur in zwei Classen, in Pontifices oder Sacerdotes und in Ministri eingetheilt.

Alle Priester, welche Kinder hatten, gebrauchten dieselben zu ihrer Unterstützung bei ihren Verrichtungen der heiligen Gebräuche. Die keine Kinder hatten, bedienten sich dazu der Knaben und Mädchen anderer Freigebornen, bis zu deren Mannbarkeit oder Verheirathung. Einige hatten die Geschäfte in den Tempeln zu besorgen, andere dienten bei den Opfern, besorgten die Musik und führten nach der Art ihrer Geschäfte, auch verschiedene Namen.

Gottesdienstliche Gebaüde und Orte.

Die zur Verehrung der Götter erbaueten Haüser führten bei den Römern den Namen der Tempel, von welchen man unterschied das Sacellum, das kleinere Gebaüde, welches wir mit dem Namen Kapelle bezeichnen. Der Tempel hieß auch zuweilen Fanum, welches ursprünglich den Ort bezeichnet haben soll, auf welchem ein Tempel gebaut wurde. Einige schreiben die Erbauung des ersten Tempels bei den Römern dem Faunus zu, woher dann das Wort Faunum oder Fanum komme. Eine Hauskapelle nannte man gewöhnlich Sacrarium. In den ältern Zeiten scheint auch von Templum, dem einer Gottheit geweiheten Hause, das Delubrum unterschieden worden zu seyn, welches mehren Göttern bestimmt war. Ein Tempel, der allen Göttern geweihet war, hieß Pantheum. Die römischen Tempel waren zu allen Zeiten dem Stande der Cultur des Volks entsprechend; was im Anfange einfach und schlicht war, das wurde zuletzt prachtvoll und oft überreich ausgeschmückt und Saülen und Gänge, und Treppen und Gallericen und Alles, was die Bau- und Bildhauerkunst hervorbrachten, wurde an die Tempel verwendet. Die Gestalt derselben war mannichfaltig, häufig rund, doch größtentheils viereckig und dabei länger als breit. Der Raum war in die Area, den Vorplatz, und das Sacrarium, den eigentlichen Tempel,

getheilt, wohin nur die Priester kommen durften. Oefters war noch eine dritte, geheime und noch heiligere Abtheilung darin. Man legte sie gern an erhabenen und ausgezeichneten Orten an, und so, daß die Thüre auf der Abendseite hineinging, der Eintretende folglich gegen Morgen sah. Ueber dem Eingang des Tempels war die Inschrift, die den Gott bezeichnete, dem er geweihet war, nnd aussen, wie innen, waren Bildsaülen und Gemählde angebracht.

Die Tempel wurden so heilig gehalten, daß man es einem zur Sünde rechnete, der sich erlaubte, sich darin die Nase zu putzen. Viele Andächtige gingen nicht auf den Füßen, sondern auf den Knieen die Tempeltreppen hinauf und hinab. Die Tempel wurden, wie in Griechenland, als Freistätten angesehen, aus denen man einen dahin geflohenen Verbrecher nicht herausnehmen durfte; doch hatten nicht alle dieses Vorrecht. Der Kaiser Tiberius hob dieses Vorrecht, weil es zu vielen Mißbraüchen Anlaß gab, gänzlich auf. Bei allgemeinen Landplagen sah man wohl die Frauen auf dem Boden in den Tempeln liegen und solchen mit ihren Haupthaaren kehren. Aber es kommen auch Fälle vor, wo das erbitterte Volk, weil alle sein Dienst nicht die gewünschte Wirkung hervorbrachte, mit Steinen nach den Tempeln warf und die Altäre der Götter niederriß.

Bildlich nannte auch der Augur den Bezirk am Himmel, den er mit seinem Stabe bezeichnete, um inner demselben seine Beobachtungen anzustellen, Tempel. Oefters wurde dieser Tempel auf der Erde mit eingeschlagenen Pfählen und dazwischen ausgespannten Tüchern eingefaßt, damit Niemand hineingehen konnte. Die Römer verrichteten übrigens ihre Andacht auch gerne in Wäldern, und weiheten diese den Göttern. Ein solcher Wald hieß dann Lucus (ein heiliger Hain).

Von den heiligen Gebräuchen.

Die äüssere Verehrung der Götter bei den Römern geschah durch Gebete, durch Opfer und Gelübde, sowohl an gewöhnlichen, als an besondern, dazu bestimmten Tagen.

Der römische Calender war voll von Ferien (Feiertagen) deren Zweck die Enthaltung von den gewöhnlichen Geschäften war. Sie waren sämtlich von der Religion geboten, die auch über die richtige Beobachtung derselben wachte. Es gab aber öffentliche und private Ferien. Die letztern feierten die Familien oder einzelne Personen; die erstern der Staat, und dieser waren viererlei, nemlich jährliche Feste an bestimmten Tagen; eben solche an nicht festgesetzten Tagen; gebotene, durch besondere Umstände und Ereignisse veranlaßt; endlich der jedesmahlige neunte Tag (Nundinä), der Markttag. An diesen Ferien durfte nun nicht gearbeitet werden. Wer sie ohne Absicht entheiligte, mußte sich durch das Opfer eines Schweins entsündigen lassen. Die vorsätzliche Entheiligung aber konnte, wie die Priester behaupteten, gar nicht ausgesöhnt werden. Doch wurde das letztere verändert, als durch ein besonderes Staatsgesetz bestimmt wurde, daß die Nundinä nicht mehr Ferien, sondern "dies fasti" *), solche Tage, an welchen Gericht gehalten wurde, seyn sollten. An diesen Tagen durfte man denn alle die Arbeiten verrichten, deren Aufschub nachtheilig gewesen wäre, und selbst solche, die nützlich, wenn nur dabei rechtmäßig, waren.

Wir haben schon der meisten festgesetzten und willkührlich angeordneten Feste gedacht und holen hier nur nach, wozu wir noch keine Gelegenheit hatten. Dahin gehören

---

*) Das Gegentheil von diesen waren die "Dies nefasti," an welchen nicht Gericht gehalten werden durfte, daher verabscheuungwerth, unglückbringend.

die Agonalien, von Numa angeordnet, am 9. Jäner, am 21. Mai und am 11. Dezember gefeiert. Name und Veranlassung dazu ward verschieden angegeben. Am Tage dieses Festes wurde von dem Opferkönig ein Widder geopfert. Nach Ovid war es ein Fest der Sühne, dem Janus geweihet, nach Festus feierte man es einem Gott Agonius zu Ehren, den jedoch Niemand näher kennt. Einige halten das "Agonius" für einen Beinamen des Janus.

Die Caristia, am 20. Februar, waren ein schönes Fest in den Familien und sollten Liebe und Eintracht in denselben befördern, weßhalb sie sich zur Feier derselben in der Wohnung des Familien-Oberhauptes versammelten. Durch die Feier der kurz vorher begonnenen Feralien war dieses Fest auf das zweckmäßigste vorbereitet, weil das Andenken an die Verstorbenen und an die Kürze des Lebens die Gemüther zum Frieden und zur Eintracht stimmte. Man gedachte der Verstorbenen, um sich des Lebens auf eine würdige Weise zu freuen. Darum machte man sichs zur Pflicht, jeden Familienzwist freundschaftlich beizulegen; und weil nun selbst durch den Eindruck dieses Festes die Versöhnung erleichtert wurde, so sagte man, daß an diesem Tage die Göttinn "Concordia" sich den Bitten der Menschen vorzüglich geneigt erzeige. Nachdem man den Familiengöttern Weihrauch geopfert und dieses Fest der Eintracht durch eine fröhliche Abendmahlzeit gefeiert hatte, goß man den Göttern Wein aus und wiederholte dabei die Worte: Es gehe uns wohl! Wohl gehe es dem Vaterlande!

Die Carmentalien, am 11. Jäner gefeiert, waren ein eigentliches Nationalfest der Römer, denn es wurde der Carmenta zu Ehren gefeiert, welche eine arcadische Nymphe und Mutter Evander's war, der aus Griechenland nach Italien kam (400 J. vor Erb. Roms) und mit seinen Unterthanen auf dem palatinischen Berge eine Art

von Hirtenleben führte. Diese Zeiten und die damit verbundene Erinnerung an ihren Ursprung waren es, welche die Römer zur Feier dieses Festes bewogen. Mit demselben hing ein zweites zusammen, welches am 15. Jäner begangen wurde. An diesem Tage empfahl man der Carmenta in ihren besondern Schutz die Fortpflanzung des römischen Volkes, woraus hervorgehet, daß die Carmenta und die beiden Carmentes (woraus die Camenä, die Musen der Römer entstanden seyn sollen), die Postverta und Porrima, die Geburtgöttinnen, eine und dieselbe gewesen sind. Früher bildete man die Carmenta als weibliche Büste ab, die aus einem Cylinder hervorging, später als sitzende Frau mit knappanliegendem Gewande. Ein Thor der Stadt Rom führte den Namen von ihr.

Daß Ackerbau und Viehzucht bei den alten Römern in hohem Ansehen standen, das bezeugen unter andern auch die Fordicidien und Fornacalien, zwei Feste, wovon das erste am 15. April begangen wurde. Man opferte, nach Numa's Anordnung, der Ceres eine trächtige Kuh. Zu seiner Zeit nemlich fiel eine große Unfruchtbarkeit der Aecker und der Heerden ein und Egeria eröffnete ihm, daß er, um die Erde zu versöhnen, ihr zwei Leben opfern müsse. Zum Andenken daran und um der Göttinn freiwillig darzubringen, was sie durch Miswachs und Unfruchtbarkeit nehmen könnte, beging man nun das Fest. Bei der Feier mußte die älteste Vestalinn, als die Stellvertreterinn der Göttinn angesehen, das aus dem Leibe der Kuh geschnittene Kalb, zur Versöhnung des Schadenden und Zerstörenden, zu Asche verbrennen, welche man zu weiterm Gebrauche aufbewahrte. Jede von den 30 Curien, in welche das Römische Volk getheilt war, mußte dieses Fest besonders begehen.

Die Fornacalien, willkührlich angeordnet, waren der Göttinn Fornax geweihet, welche man beim Dörren

des Getraides anrief, daß sie Gedeihen gab und Schaden verhütete. Dieß war in Zeiten, wo man die Kunst des Brodbackens noch nicht kannte, eine sehr wichtige Sache, da die Ernährung und Erhaltung des Lebens darauf beruhete.

Noch gedenken wir hier des Festes der Anna Perenna einer Nymphe, die bei den Latinern vorzüglich verehrt wurde. Die Sagen von ihrem Feste sind eben so verschieden, als die über ihren Namen und ihre Person. Einige meinen, man habe unter Anna Perenna etwas Ewigdauerndes, Wohlthätiges verehrt, das man nicht anders zu nennen gewußt, und die Fortdauer des Guten sey durch den Namen der Göttinn, die man durch frohen Genuß des Lebens ehrte, bezeichnet worden. Andere knüpfen an die Feier dieses Festes eine Begebenheit, deren Andenken dem römischen Volke wichtig war. Dieses, vom Senate sich bedrückt glaubend, zog einst aus der Stadt und lagerte sich auf dem heiligen Berge, bis man ihm die verlangten Tribunen bewilligte. Da nun während der Zeit die Lebensmittel aufgezehrt waren, so brachte eine alte Frau, Anna Perenna, aus einem kleinen Flecken jeden Morgen mit freigebigen Händen Kuchen dar, die sie dazu gebacken hatte. Dankbar feierte darauf das Volk ihr Andenken in dem Feste. Noch andere sagen, Anna Perenna sey die Schwester der Königinn Dido, der Stifterinn der Stadt Karthago. Sie sey, nach dem tragischen Ende derselben, geflohen und, nach Italien verschlagen, hier zufällig mit Aeneas zusammen gekommen. Vergeblich habe sich dieser bemüht, ihr den Widerwillen gegen seine Person zu benehmen, den ihr sein Betragen gegen ihre unglückliche Schwester eingeflößt hatte. Endlich durch eine Erscheinung ihrer Schwester aufgereizt, habe sie sich in's Wasser gestürzt und sey so zu Grunde gegangen. Aber sie sey in eine Nymphe verwandelt und von Aeneas selber verehrt worden. Die vormahls so traurige Person sey nun eine so lustige geworden, daß sie selbst dem Mars

einen Streich gespielt und die Stelle der Minerva vertreten habe in einer Zusammenkunft, die die Göttinn dem in sie verliebten Gott scheinbar versprochen hatte. Ihr Fest, am Idus des März (an welchem Cäsar fiel), war eines der lustigsten der Römer. Die neue Göttinn versprach so viel Lebensjahre, als man Becher ihr zu Ehren leerte. Man kann denken, daß sich das Volk gern zu einem so schönen Feste einfand. Man lagerte sich auf den Rasen, trank das Alter Nestors aus der hundertmahl geleerten Schale, tanzte unter Baümen oder Lauben, sang und klatschte mit den Händen. Der Auszug und Einzug geschah in feierlicher Procession.

Uebrigens hat man noch mehr Sagen von der Anna Perenna, welche Einige für Luna, Andere für Themis und noch Andere für Andere erklären.

Keine gottesdienstliche Handlung bei den Römern wurde ohne Gebet verrichtet, und die Worte, deren man sich dabei bediente, wurden für sehr wichtig gehalten, und nach Beschaffenheit des Opfers verändert. Wenn man über den Namen eines Gottes, zu welchem man betete, zweifelhaft war, so sprach man: "Wer du auch seyst" Die Betenden standen gewöhnlich mit bedecktem Haupte und mit dem Gesichte gegen Morgen gewendet. Ein Priester sagte oft die Gebetsformel vor. Sie berührten dabei häufig die Altäre, oder die Kniee der Götterbilder und dreheten sich in einem Kreise herum, oder legten die rechte Hand auf den Mund und warfen sich auf die Erde nieder.

Wollte Jemand ein Opfer bringen, so mußte er rein und unschuldig erscheinen; darum mußte er sich zuerst baden, weisse Kleider anziehen und das Haupt mit den Blättern des Baums umwinden, welcher dem Gott, dem er

opferte, geweihet war. Aber in gewissen Fällen mußte man auch in dem Aufzuge der Bittenden erscheinen, mit zerstreueten Haaren, ungegürtet und barfus.

Die Opferthiere durften keine Fehler und keine Flecken haben, und niemahls an den Pflug gespannt gewesen seyn; sie wurden von den Priestern aus einem Haufen ausgelesen und wenn man sie zum Altar führte, mit Binden, Bändern, Kronen geschmückt und die Hörner vergoldet. Die Popen führten sie zum Altare an einem schlaffen Stricke, damit es nicht schiene, als werde das Opfer gezwungen. Am Altare standen sie frei und es wurde für ein sehr schlimmes Zeichen gehalten, wenn eins davon lief. Die Ceremonieen beim Opfer selber waren mit denen bei den Griechen fast ganz dieselben. War das Thier getödtet, so untersuchten die Haruspices die Eingeweide und wenn die Zeichen günstig waren, so sagten sie, man habe den Göttern ein angenehmes Opfer gebracht, oder die Götter versöhnt; waren sie nicht günstig, so opferte man ein anderes und oft so viel Thiere, bis endlich die Absicht erreicht und die Gottheit versöhnt war. Waren die Eingeweide nun untersucht, so wurden die für die Götter bestimmten Theile mit Wein, Mehl und Weihrauch besprengt, und auf dem Altare verbrannt, oder falls das Opfer den Meergöttern galt, ins Meer geworfen. War das Opfer geendigt, so machten die Priester, nachdem sie ihre Hände gewaschen und gewisse Gebete gesprochen hatten, nochmahls eine Libation und entließen das Volk mit der Formel: Ilicet! (Geh', es ist erlaubt!) Auf das Opfer folgte eine Mahlzeit, welche von den Epulonen veranstaltet wurde, wenn es ein öffentliches gewesen war, oder von dem Hausvater, wenn es eine Familie dargebracht hatte. Bei gewissen feierlichen Opfern, besonders bei Leichen großer und reicher Leute, wurde unter das Volk rohes Fleisch ausgetheilt, wie bei andern Getraide und Hülsenfrüchte.

Auch die Kleidung der römischen Opferpriester hatte viel von der der griechischen. Die den Olympiern opferten, hatten weiße Kleider, wie sie ihre Libationen mit aufwärts geöffneter Hand machten und mit erhobenen Händen beteten; dagegen waren die, die den Unterirdischen Opfer brachten, schwarz gekleidet, wie sie mit verkehrter Hand die Libation machten und die Schaale in das Feuer warfen, mit niedergesenkten Händen beteten und mit den Füssen auf den Boden stampften. Bei den alten Römern wurden nicht selten Menschen geopfert. Romulus weihete diejenigen, die sich der Verrätherei oder des Aufruhrs schuldig gemacht hatten, den unterirdischen Göttern und jeder konnte sie dann ungestraft tödten. Bis zum Jahre 657 d. St. wurden jährlich wenigstens zwei Menschen geopfert, da aber durch ein Dekret des Senats alle Menschenopfer abgeschafft. Und doch lesen wir, daß zu den Zeiten Cäsars und Augustus noch Menschen geopfert und entweder verbrannt, oder in's Meer geworfen wurden.

Eine Erhöhung zu einem Opfer für die himmlischen Götter war ein Altar, Ara hieß man eine solche auch für die Unterirdischen. Man pflegte sie mit Laub und Gras zu bedecken, mit Blumen zu schmücken und mit wollen Binden zu umwinden. Auch die Altäre waren, wie die Tempel, nicht selten Freistätten für die Missethäter und es war ein großes Verbrechen, sich an diesen zu vergreifen, so lange sie sich daran hielten. Doch zündete man mit Bewilligung der Priester ein Feuer um den Altar an, das den Geflüchteten zwang, sich zu entfernen, so hatten das nicht die Menschen, sondern ein Gott (Vulkan) gethan und so war es keine Sünde.

Die Römer thaten häufig Gelübde, sie gelobten Tempel, Schauspiele, Opfer, Geschenke, einen Theil von der Kriegsbeute, vom Handelsgewinn, von den Erzeugnissen

der Heerden und des Ackers. Nicht selten schrieb man diese Gelübde auf Papyrus oder Wachstafeln und heftete sie auf die Kniee der Götterbilder. Die aus dem Schiffbruche Geretteten hingen häufig ihre Kleider in dem Tempel des Neptun auf, mit einer Tafel, worauf die Erzählung von ihren ausgestandenen Gefahren und der Errettung daraus geschrieben war. Aber auch hier rächte man sich an den Göttern, wenn sie nicht die Wünsche der Gelobenden erfüllten; denn als Augustus einmahl einen Theil seiner Flotte durch einen Sturm verlor, ließ er bei den nächsten Circensischen Spielen das Bildniß des Neptun mit denen der übrigen Götter nicht mit herumtragen.

Für empfangene Wohlthaten und nach glücklichen Ereignissen stellte man nicht selten Dankfeste an; aber man behielt immer eine gewisse demüthige Ergebenheit gegen die Götter bei, glaubte, nach einem ausgezeichneten Glücke müsse die Nemesis wieder ein Misgeschick zusenden und entäusserte sich daher von freien Stücken manchmahl eines werthen Gutes, oder eines schätzbaren Vorzugs, um die rächende Göttinn zu befriedigen.

Wie bei den Griechen, so machten auch bei den Römern die öffentlichen Spiele einen Theil des Gottesdienstes aus. Sie waren in verschiedenen Zeiten in der Republik von verschiedener Art. Anfänglich wurden sie immer nur einem Gott geweihet und waren ständige, oder gelobte, oder von ausserordentlichen Vorfällen veranlaßte.

Alle 110 Jahre wurden dem Apollo und der Diana Spiele für die Wohlfahrt des Reichs, die Secularspiele, drei Tage und drei Nächte hindurch gefeiert; doch wurde dieser Termin nicht streng gehalten. Die berühmtesten Spiele aber waren die, welche in dem Circus Ma-

rimus gehalten und daher den Namen der circensischen führten, aber auch unter dem der römischen bekannt sind. Ehe diese Spiele begannen, wurden die Bildnisse der Götter in Prozession auf Wägen gefahren und auf Tragbahren, oder auch auf den Schultern herumgetragen, in Begleitung eines zahlreichen Gefolges zu Pferd und zu Fuß. Nach dem Umzuge folgten heilige Gebräuche und Opfer, und dann erst begannen die Spiele.

Die Römer hatten eine dreifache Weise, sich zu verheirathen, doch nur bei der einen, der feierlichsten, die Confarreation *) genannt, kam die Religion in Anwendung. Denn der Pontifex Maximus selber gab dabei in Gegenwart von wenigstens zehn Zeugen die jungen Eheleute zusammen und ließ sie dabei von einem Kuchen essen, der aus Salz, Wasser und Mehl bestand und nebst einem Schafe den Göttern geopfert wurde. Kraft dieser heiligen Ceremonie kam die Frau in den Besitz oder die Gewalt ihres Gatten und trat in Gemeinschaft mit allen seinen Gütern und heiligen Gebräuchen, sowohl der Penaten, als der Laren. Diese Verbindung ward für sehr heilig gehalten und die Auflösung derselben ungemein erschwert, daher bis auf das Jahr der St. 520 kein Beispiel einer Trennung von einer solchen Ehe vorkommt. Die Ceremonieen, die bei einer Scheidung von dem Pontifex Maximus selber vorgenommen wurden, hatten den Namen Diffarreation. Die Kinder aus solchen Ehen hatten bei heiligen Gebräuchen allein das Recht, Dienste zu leisten, und gewisse Priester konnten allein aus solchen Eheleuten genommen werden. Diese so heilige Form des Ehebündnisses kam in spätern Zeiten fast ganz auſſer Gebrauch,

---

*) Confarreation — Verbindung durch Opfer aus Getraide, Far.

woran die damit verbundenen Beschwerden und Kosten, der herrschende Leichtsinn, die grössere Unabhängigkeit der Frau bei den andern beiden Formen und die für Männer und Frauen so angenehme Freiheit der Ehescheidung Schuld waren.

Bei der Hochzeit selber beobachtete man sorgfältig die Tage und vermied die Calenden, die Nonen und die Idus und die zunächst darauf folgenden Tage, auch den ganzen Monat Mai, ferner die Tage, die im Calender die schwarzen hießen und gewisse Festtage. Die Ceremonie wurde mit Gebet und Opfer, der Juno zu Ehren, begonnen. Aus dem Opferthiere wurde die Galle weggeworfen, zum Zeichen, daß keine Bitterkeit in der Ehe seyn sollte. Zwei Knaben führten die Braut, ein dritter leuchtete ihr mit einer Fackel vor. Der Camillus aber trug in einem bedeckten Gefäße Hausgeräthe und Spielsachen für Kinder. Die Braut durfte beim Eintritte in das Haus ihres künftigen Gatten die Schwelle nicht berühren, weil diese der Vesta geweihet war. Religiöse Gesänge, die auf dem Wege sie begleitet hatten, wurden auch im Hause noch fortgesetzt und Glückwünsche und der Ruf "Thalassio" erscholl von allen Seiten. Um das Ehebette standen die Bildnisse mehrer Gottheiten. So sehr auch die Sittlichkeit unter dem römischen Volke sank, die Ehe behielt immer eine gewisse Heiligkeit und besonders galt eine Frau, die sich nach dem Tode ihres Gatten wieder verheirathete, nicht viel, wenigstens durfte sie an den jährlichen heiligen Gebräuchen der weiblichen Fortuna keinen Antheil mehr nehmen.

Die Römer glaubten, daß die Seelen derer, deren Leichname nicht verbrannt oder beerdigt wurden, in die Wohnungen der Seligen nicht aufgenommen würden, oder wenigstens hundert Jahre um den Styx herumirren müßten, bis sie über denselben gehen dürften, daher war es

eine ihrer Hauptsorgen, einem Verstorbenen, auch wenn man seinen Körper nicht hatte, ein Grabmahl zu errichten. Keine Todesart fürchteten sie deßhab mehr, als den Untergang durch Schiffbruch. Ein Verstorbener wurde gewaschen und mit Spezereien gesalbt von Sklaven, die zu den Libitinariern gehörten, den Aufsehern des Tempels der Libitina, an welchen eine Abgabe gegeben werden mußte, weil ein Verzeichniß der Verstorbenen geführt wurde. Dann wurde eine Trauerklage angestellt von eigenen dazu gemietheten Frauen und nicht vergessen, dem Todten eine kleine Münze unter die Zunge zu legen, als Fährgeld für den Charon. In den ältern Zeiten begruben die Römer ihre Todten, später verbrannten sie solche und dieser Gebrauch dauerte bis an das Ende des vierten Jahrhunderts nach Chr. fort. Die Leichenbegängnisse waren entweder öffentliche (vom Staat angeordnet, oder durch Collekten reicher Personen, oder die Freigebigkeit Einzelner veranstaltet), oder private, von den Familien selber angestellt. Den Leichenzug eröffneten die Flötenbläser, dann kamen die Klageweiber, Komödianten und Possenreisser, die Freigelassenen des Verstorbenen. Vor dem Leichnam wurden die Bildnisse des Verstorbenen und seiner Vorfahren auf langen Stangen getragen. Hinter dem Sarge kamen die Verwandten und nach diesen das übrige Volk, das sich anschloß. Oefters wurde eine Leichenrede, auch mehre gehalten. Dann folgte das Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Während des Brandes betete man, daß der Himmel das Verbrennen beschleunigen möge. War das Feuer erloschen, so sammelte man die Asche und die Gebeine des Todten in eine Urne und verschloß diese in einen Sarkophag, worauf der Priester die Anwesenden vermittelst eines Oliven- oder Lorbeerzweigs dreimahl mit Wasser besprengte und mit der Formel "Ilicet" entließ.

Zu Hause reinigten sich die Verwandten noch einmahl mit Wasser und gingen über ein Feuer, um sich noch einmahl

mahl zu reinigen. Auch das Haus wurde gereinigt. Am neunten Tage nach dem Begräbnisse wurde ein Opfer verrichtet, mit welchem die Trauerfeierlichkeiten sich endigten. Aber noch oft wurde das Andenken der Verstorbenen erneuet, die Gräber mit Blumen bestreut, mit Kronen und Binden behangen, auch Lampen angezündet.

Diese Feierlichkeiten hatte Numa angeordnet, der auch die Trauerzeit bestimmte. Die Männer trauerten für ihre Frauen nur wenige Tage, die Frauen dagegen um ihre Männer ein Jahr lang. Berühmten Männern wurden nach dem Tode die größten Ehrenbezeugungen erwiesen, daraus soll sich in der Folge die Consecration der Kaiser entwickelt haben, die durch ein Decret des Senats unter die Götter gesetzt wurden. Diesen Vergötterten wurden Tempel und Altäre erbaut, man betete zu ihnen, die Männer schwuren bei ihrem Namen und opferten ihnen. Bei einer solchen Consecration verbrannte man ohne Ceremonieen den Körper des Verstorbenen und sammelte seine Asche. Dann aber hatte man ein Bild von demselben aus Wachs geformt, welches unter mancherlei Ceremonieen sieben Tage lang im Pallaste geehrt, dann auf den Schultern junger Leute aus dem Patricier- und Ritterstande in einer feierlichen Processíon auf einer Leichensänfte nach dem Forum getragen wurde, wo ein Chor von Knaben und Mädchen von der vornehmsten Geburt den Todtengesang sangen. Von da brachten sie es auf das Marsfeld, wo es mit einer großen Menge von kostbarem Rauchwerk und Spezereien auf einem prächtigen Scheiterhaufen verbrannt wurde. Von dem Gipfel desselben wurde ein Adler losgelassen, von welchem man glaubte, daß er die Seele des Kaisers in den Himmel bringe.

Das römische Volk ist zu Grunde gegangen und seine Religion mit ihm, aber diese, die es zur Eroberung der

ganzen bekannten Welt begeistert hatte, hat nach ihrem äussern Erlöschen noch durch ihren Geist auf die Römer und auf die ganze Welt gewirkt, wie sie in so vielen Benennungen und Gebräuchen auf die Nachwelt übergegangen ist; denn vom Pontifex Maximus an bis auf den Lituus — wer könnte das alte Römerthum verkennen! Das alte kurze Römerschwert, sagt ein geistreicher Mann, ist zerbrochen, aber sein Grif stehet als religiöses Symbol über des neuen Roms Tempeln und hat durch sein Ansehen eine noch größere und bedeutendere Herrschaft, die Herrschaft über die geistige und die leibliche Welt zugleich, erlangt, welche übrigens ihren Tag sehen wird, wie ihn die frühere gesehen hat.

Der Buddhaismus und Lamaismus.

Aeltere und neuere Nachrichten stimmen darin mit einander überein, daß die Religionen des östlichen, nord- und süd-östlichen Asiens sämtlich aus den Religionen der Indier hervorgegangen sind, daß Buddha, die neunte Verwandlung Wischnus, vertrieben aus der Halbinsel, in China Fo (Fohi) in Japan Sjaka (Xaka, Chequia) und anderwärts noch anders heiße, in Tibet und der Tatarei aber seinen sichtbaren Repräsentanten in dem Dalai-Lama habe; denn, bei allen Verschiedenheiten, die sich in den entwickelten Systemen finden, herrscht doch überall die ursprünglich indische Hauptidee vor, "der Gott, der verehrt wird, ist nicht der ewige und einzige, sondern eine Emanation desselben," wie Wischnu die dritte Emanation des ewigen Urwesens, Bram, gewesen ist. Die Betrachtung der Religionen der einzelnen Völker wird uns davon überzeugen.

Die Chineſen.

Die Reiſebeſchreiber erzählen uns von China, was ſie dort, nicht ohne große Mühe und Gefahr, geſammelt haben.

Fo iſt im Jahr 65 nach Chriſtus nach China gekommen. Der Kaiſer Ming-Ti ließ, auf Veranlaſſung eines Traumes, ſein Bild und ſeine Lehre aus Indien herüberholen, wo er tauſend Jahre vorher von einer jungfräulichen Mutter geboren worden war. Dieſe ſtarb an der Geburt, denn ſie hatte ihn nicht auf dem natürlichen Wege, ſondern aus der rechten Seite geboren. Einige Zeit vorher hatte ihr getraümt, ſie habe einen weißen Elephanten unter dem Herzen; daher kommt die Ehrerbietung aller indiſchen Könige gegen dieſes Thier und der hohe Werth desſelben, der ſchon oft Kriege veranlaßte.

Fo war kaum geboren, ſo konnte er ſchon allein ſtehen und gehen, er that ſieben Schritte und zeigte mit der einen Hand gen Himmel, mit der andern auf die Erde. Darauf begann er zu reden und von ſeiner göttlichen Sendung zu zeugen. "Ich bin, ſprach er, der Einzige, der im Himmel und auf Erden verehrt zu werden verdient." Als er ſiebzehn Jahre alt geworden war, verheirathete er ſich und zeugte einen Sohn; allein bald verließ er dieſen und die ganze Welt und zog ſich, von vier ſeiner Anhänger begleitet, in die Einſamkeit zurück. Als er aber 30 Jahre alt geworden war, wurde er plötzlich von der Gottheit erfüllt oder verwandelt und zum Fo gemacht, wodurch er alles Menſchliche ablegte und völlig zum Gott wurde. Die Wunder, die er nun verrichtete, überzeugten Alles von ſeiner Gottheit und unzählige Schüler fingen an, nach allen Seiten hin ſeine Lehre auszubreiten. Fo ſtarb, als er 79 Jahre alt geworden war und gab kurz vor ſeinem Tode noch eine neue Offenbarung, denn er ſprach: "Ich habe bisher nur in Bildern und Blumen zu euch geſprochen; aber

betrügt euch nicht und suchet den Ursprung der Dinge ja nicht ausser dem Nichts. Alles ist aus demselben entsprossen und Alles muß dahin wieder zurückkehren. Darin endigen sich alle unsere Hoffnungen."

Seine Schüler hielten sich an das, was er ihnen in seinem Leben gelehrt hatte und breiteten überall eine Menge Wunder von ihrem Meister aus, so, daß er achthunderttausendmahl geboren worden, daß seine Seele nach und durch die Leiber verschiedener Thiere gewandert, also als Drache, als Affe, als weißer Elephant u. s. w. erschienen sey. Daher sieht man überall eine Menge von Thierbildern, welche den Fo darstellen.

Fo hat viele Schriften hinterlassen, in denen er häufig eines Lehrers, O-mi-to (Ameida auf indisch) erwähnt, der vor ihm gelebt und sich zu einer großen Heiligkeit emporgehoben habe. Die Ho-schang (so heißen die Verehrer des Fo) beten daher häufig zu den beiden vereinigten göttlichen Wesen, den "O-mi-to-Fo" und glauben dadurch unfehlbar Vergebung ihrer Sünden zu erlangen.

Einige seiner Schüler wurden durch seine letzte Offenbarung ergriffen und stifteten eine Sekte von Atheisten; noch andere suchten beide Theile zu vereinigen, indem sie von einer innern oder geheimen Offenbarung und einer äussern oder öffentlichen sprachen und den Grundsatz aufstellten, daß man sich durch diese zu jener erheben und sodann dieser entbehren könne, wie man, wenn das Gebäude selber stehe, des Gerüstes dazu nicht mehr bedürfe.

Die äusserliche oder öffentliche Lehre der Ho-schang faßt die Grundsätze ihrer Sittenlehre in sich, die sie auf alle Weise auszubreiten und einzuprägen suchen. Sie lehren, daß, da ein großer Unterschied zwischen dem Guten und Bösen sey, diejenigen, welche Gutes gethan hätten,

nach dem Tode belohnt, die, welche Böses gethan, gestraft würden; daß dazu besondere Plätze bestimmt seyen; daß der Gott Fo geboren sey, die Menschen zu retten und wieder auf den Weg der Seligkeit zu führen; daß er ihre Sünden abgebüßt und ihnen eine selige Wiedergeburt in der andern Welt erworben hätte: dafür aber verpflichten sie zu folgenden fünf Geboten: Kein lebendiges Geschöpf zu tödten; kein fremdes Eigenthum an sich zu bringen; alle Unreinlichkeit und Unkeuschheit zu vermeiden; nicht zu lügen und keinen Wein zu trinken. Dabei empfehlen sie sehr die Werke der Barmherzigkeit und der Wohlthätigkeit, besonders gegen die Priester, weil das Gebet und die Bußübungen derselben den Frommen zur Seligkeit verhelfen. Bei der Beerdigung geliebter Personen soll man Gold- und Silberpapier und seidene Zeuge verbrennen, weil sich diese für die Verstorbenen in Gold und Silber und kostbare Kleider verwandeln, mit welchen sie dort ihren Zustand glücklich zu machen im Stande sind. Wer das unterläßet, hat herbe Strafen zu erwarten und seine Seele muß eine lange Wanderschaft durch die geringsten und unreinsten Thiere machen.

Die Priester des Fo sind über ganz China verbreitet, tragen lange dunkle Kleider, und einen Rosenkranz, wie die Franziscanermönche, sind in zwei Classen vertheilt: die eine, sehr unwissend, muß Almosen sammeln, die andere hat die Verpflichtung, Kenntniß von Büchern und einen guten Vortrag zu erwerben, um ihre Religion zu verbreiten. Sie haben Vorsteher, To-Ho-schang (Oberbonzen), die nach ihrem Alter und gesetztem Betragen gewählt werden. Sie leben in Klöstern.

Die Tempel der Chinesen (Pagoden) haben dieselbe Form, wie ihre Privathaüser und zeichnen sich etwa nur durch ihre Größe und durch die Thürme, welche häufig dabei stehen, aus. Sie bestehen oft aus mehreren durch

Höfe und Gänge verbundenen Gebaüden, die den Bonzen und den übrigen Tempeldienern zur Wohnung dienen. Die Tempel haben, wie öfters die Wohnungen, kein anderes Licht, als das, welches durch die Thüre hineinfällt, und sind mit einer Menge von Bildern angefüllt, die oft in die Tausende laüft. Dieß sind meistentheils nicht nur verzerrte, widrige Figuren, sondern haben dabei nicht die mindeste Richtigkeit oder Eleganz. Nirgends sieht man einen schönen Körper, alles ist unnatürlich, plump, häßlich.

Zu den Tempeln, die meist auf Anhöhen stehen, geschehen haüfig Wallfahrten. Am Fuße des Berges angelangt, kann man nur so den Tempel besteigen, daß man sich bei jedem Schritte aufwärts niederwirft. Wer die Wallfahrt nicht machen kann, läßt sich einen Lu-in, einen Reisepaß in die andere Welt mitbringen. Die Priester theilen nemlich in den Tempeln große Bögen Papier aus, auf welchen in der Mitte das Bild des Gottes Fo stehet, rund herum aber eine große Menge unvollendeter kleiner Zirkel. Die Glaubigen haben eine Art von Rosenkranz, den sie abbeten und bei jeder Kugel den geheimnißvollen Namen Omito-Fo hören lassen, dann ziehen sie einen Zirkel vollends aus. Von Zeit zu Zeit kommen nun die Priester in die Wohnung der Glaübigen, stempeln und bescheinigen die Vollendung der Zirkel und am Ende wird der Lu-in dem Verstorbenen in einem von den Priestern versiegelten Kästchen mit ins Grab gegeben.

Die Priester, Ho-schang, im besondern Sinne, haben ein sanftes, demüthiges und gefälliges Wesen, wodurch sie sehr einnehmen. Ihre Bußübungen sind sehr streng, einige schleppen schwere eiserne Ketten nach sich, andere zerschlagen sich mit Steinen und verwunden sich auf andere Weise. Alles geschieht öffentlich.

Die geheime und innere Lehre des Fo kann nicht jedermann kennen lernen. Wer darnach strebt, muß einen erhabenen Geist besitzen, der fähig ist, die höchste Vollkommenheit zu erreichen. Man hat uns aber Folgendes davon bekannt gemacht:

Der Grund und Zweck aller Dinge ist der leere Raum und das Nichts. Aus dem Nichts hatten die Stammeltern des Menschengeschlechts ihren Ursprung, und in dieses Nichts sind sie nach ihrem Tode wieder zurückgekehrt. Der leere Raum ist dasjenige, was unser Wesen und Substanz ausmacht. Aus dem Nichts und aus der Vermischung der Elemente ist Alles hervorgebracht worden, und dahin muß auch Alles wieder zurückkehren. Alle Wesen, sowohl belebte als unbelebte, sind nur in der Gestalt und in den Eigenschaften von einander unterschieden. Die verschiedenen Eigenschaften machen den Unterschied zwischen Schnee, Eis und Hagel. Ein Mensch und ein Löwe sind aus einer Masse gemacht und wenn diese Geschöpfe wieder in einander geschmolzen werden und ihre Figur und Eigenschaften verlieren, so wird Alles wieder zu einer einzigen Substanz. Obgleich also alle Wesen, sowohl lebendige als leblose, nach ihren Eigenschaften und Gestalten unterschieden sind, so machen sie doch sämtlich nur ein Ganzes und sind von ihrem Grundwesen nicht unterschieden. Dieses Grundwesen ist von wunderbarer Natur. Es ist eine reine, von aller Veränderung freie Substanz, höchst zart und einfach, und um seiner Einfachheit willen, die Vollkommenheit aller andern Wesen. Es ist höchst vollkommen und dabei in einer beständigen Ruhe, ohne Tugend, Macht noch Verstand zu haben; ja was noch mehr ist, sein Wesen bestehet eben darin, daß es ohne Verstand, ohne Wirksamkeit und ohne Verlangen oder Begierde ist.

Wer glücklich leben will, muß unaufhörlich seine Gedanken anstrengen, und einen Sieg nach dem andern über

sich selbst zu erhalten suchen; am beßten aber ist es, diesem Grundwesen gleich zu werden. Zu dem Ende muß man sich gewöhnen, nichts zu thun, nichts zu wünschen, nichts zu empfinden und nichts zu denken. Man muß sich weder um Tugend noch um Laster, weder um Strafe noch um Belohnungen, weder um eine Vorsehung noch um eine Unsterblichkeit der Seele kümmern. Die ganze Heiligkeit besteht darin, daß man aufhört, Etwas zu seyn und sich mit dem Nichts vermischt, oder von ihm verschlungen wird. Je näher man der Natur des Steins kommt, je mehr gelangt man zur Vollkommenheit. Tugend und Glückseligkeit bestehen in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Unthätigkeit, in der Ausrottung aller Begierden, in der Aufhebung der Bewegungen des Leibes, in der Vernichtung aller Kräfte der Seele, und in einer gänzlichen Ruhe der Gedanken. Ein Mensch, der es einmahl zu diesem glückseligen Zustand gebracht hat, hat keinen Wechsel und keine Wanderung und überhaupt nichts mehr zu fürchten; denn er ist eigentlich zu reden, selbst Nichts, oder wenn er ja etwas ist, so ist er glücklich und, um es mit einem Wort zu sagen, dem Gott Fo vollkommen gleich.

Es bedarf nur eines geringen Nachdenkens, um einzusehen, daß dieses Gerede über das Nichts selber nichts ist.

Die chinesischen Fo-Bekenner haben den Glauben an die Seelenwanderung gerade so, wie die Indier, aus deren Religion die ihre entsprungen ist. Als sie zuerst nach China kam, erregte sie großes Aufsehen und fand vielen Beifall. Doch bald sank dieser auch wieder, bis der Kaiser Sche-le im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch einen aus Indien gekommenen Samanäer *), der

*) Ein Samanäer ist ein indischer Heiliger nach Fohi's Grundsätzen. In China heißen diese Leute Sam-meng.

seinen liebsten Sohn vom Tode erweckte, sich bekehren ließ. Von dem an verdrängte der Fohismus den alten herrschenden Theismus allmählich ganz, wenigstens unter dem Volke. Und noch mehr nahm er überhand, seit die Mantschu in China eingedrungen sind, denn auch diese waren früher schon lange Anhänger dieser Religion.

Wir dürfen nicht unterlassen, hier einige Nachrichten von Fo-hi, dem fabelhaften Stifter der chinesischen Monarchie aufzunehmen, welcher von Vielen mit dem Religionstifter Fo verwechselt wird. Es ist aber dieses ganz falsch und wenn diese historische Person ein Indier gewesen ist, so ist es wahrscheinlich, daß sie der ältere Buddha war, von welchem es in den mythischen Schriften der Indier heißt, daß er in den östlichen Theilen von Indien ins Elend getrieben worden sey.

Fo-hi war aus der Familie Fong, d. h. Wind, seine Mutter, Hoa-sü (die eine Blume erwartende) empfing ihn ohne Zuthun eines Mannes und gebar ihn erst nach zwölf Jahren. Man nannte ihn daher auch Sui, oder Jahr, d. h. Jupiter, der seinen Kreislauf in zwölf Jahren vollendet, wie das Jahr in zwölf Monaten. Und weil Jupiter auch der Planet des Holzes ist, so heißt Fo-hi auch Mu-hoang, Herrscher des Holzes. Er hatte den Körper eines Drachen und den Kopf eines Ochsen; seine Höhe betrug neun Fuß und war mit allen geistigen und leiblichen Vorzügen geschmückt. Fo-hi regierte 150 Jahre, vom Jahr 3461 vor Christus an. Er hob die Augen gen Himmel und betrachtete die Einrichtung der Gestirne, und so erfand er die Astronomie. Dann blickte er auf die Erde und erkannte, daß auf derselben Alles aus fünf Dingen herrühre, aus Metallen, Pflanzen, Gewässern, Feuer und Holz, und entdeckte so die fünf Elemente. Endlich untersuchte er sich selbst und

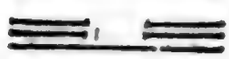
fand, daß er eine kleine Welt enthielt, in seinen Augen erkannte er die beiden Himmelskörper, welche Tag und Nacht erleuchten, und in seinem Fleische die Erde; seine Zähne und Knochen stellten ihm die Metalle, seine Haare Pflanzen und Gesträuche vor; er fand Flüsse und Gewässer in den Theilen seines Körpers, und die Kraft, sich zu bewegen, schien ihm das Feuer zu seyn.

Diesem Herrscher nun schreiben die Chinesen alle Entdeckungen und Erfindungen zu, welche zur Erhaltung und Beglückung des Menschengeschlechts nothwendig waren: er bezähmte die Hausthiere und bestimmte sie zur Arbeit und zu Opfern; er verfertigte den Kalender, um die Zeitrechnung festzusetzen; er stiftete die einfache Ehe; er verfertigte Waffen und friedliche Werkzeuge; er erfand Wälle für die Städte und Fischfang und Vogelstellerkunst und Musik und musikalische Instrumente. Um seinen Einrichtungen und Gesetzen Bestehen zu sichern, setzte er vier Mandarine in seinem Reiche, nach den vier Weltgegenden und einen fünften über sie alle; ausserdem aber noch eine Menge Mandarinen, die unter diesen ihre angewiesenen Geschäfte zu besorgen hatten. Fo-hi sah eines Tags aus dem Flusse Meng-ho einen Drachen und eine Schildkröte herausteigen, welche allerlei Figuren auf dem Rücken hatten. Sogleich setzte er daraus die acht Kua zusammen, welche sich als ein wunderbares und höchst merkwürdiges Monument der geheimnißvollen Symbolik der frühesten Zeiten des Menschengeschlechts bis auf unsere Tage erhalten haben. Sie bestehen aus der dreifachen Zusammensetzung der ganzen und gebrochenen Linie und stellen vor

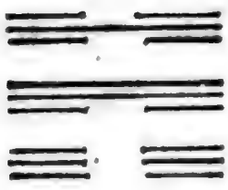
Kien, Aether,

Tui, Reines Wasser,

Li, Reines Feuer,

 Tsin, Donner,

Sinu, Wind,

 Kan, Wasser,

 Ken, Berge,

 Küen, Erde.

Dieß war der Grund aller Schrift in China und Fo-hi war also auch der Vater der Schrift und aller Wissenschaften.

Fo-hi starb in einem Alter von hundert und vier und neunzig Jahren und wurde zu Shan-yäng, oder wie andere sagen, zu Tschen begraben. Das Grab seiner Mutter zeigt man in der Ebene von Feu-kin. Seine Tochter oder Gattinn ersäufte sich in dem Flusse Lao und wird daher als der Genius dieses Flusses betrachtet. Dem Nachdenkenden wird die Aehnlichkeit dieses Mythos mit den persischen, indischen, ägyptischen und griechischen Mythen nicht entgehen. Ein Document mehr also des Zusammenhanges der Religion, wie der Geschichte, der Urwelt.

Ein anderer Religionstifter, wird in China genannt. Dieß ist Lao-Kiun, (Laut-the, alter Knabe) von welchem die Erzähler sagen, er habe sechshundert Jahre vor Christus gelebt. Von seinen Lehrsätzen ist weiter nicht viel mehr bekannt, als daß sie mit denen des Epikur viel Aehnliches gehabt haben sollen. Ein neuer Forscher nennt die Anhänger dieses Lao-Kiun, welche selber diesen Namen führen, die Herrenhuter von China.

Noch älter als Laokiun soll Confucius (Confu-tsee), der vornehmste unter den chinesischen Religionstiftern, und schon 650 Jahre vor Christus dagewesen seyn. Das Ansehen dieses Weisen ist in China sehr groß und sein Geschlecht, das noch vorhanden seyn soll, genießt der bedeutendsten bürgerlichen Vorzüge. Was man von ihm erzählt, ist ungefähr Folgendes: Confutsee

ist aus kaiserlichem Geblüte entsprossen. Bei seiner Geburt ließ sich eine himmlische Musik hören, ein hehres Gestirn näherte sich der Erde und zwei Drachen bewachten seine Wiege. In seiner frühesten Kindheit schon zeigte er einen gewissen Ernst und eine ungeheuchelte Gottesfurcht und begann schon als Knabe, mit ungemeinem Eifer den Wissenschaften sich zu weihen. Zwanzig Jahre alt verheirathete er sich und erzeugte einen Sohn, verließ aber sogleich darnach Weib und Kind, um desto ungehinderter sein Leben der Bearbeitung und Ausbreitung seiner Lehre weihen zu können. Doch ließ er sich, um seine Kräfte dem Staat nicht zu entziehen und einen desto größern Wirkungkreis für seine Absichten zu gewinnen, auch bewegen, Staatsdienste zu nehmen. Man gibt ihm 3000 Schüler, worunter mehr als 500 zu den höchsten Würden emporstiegen und 72 durch besondere Wissenschaften und Tugenden sich auszeichneten. Aus diesen letztern, die ihm sämtlich als Boten und Lehrer seiner Religion dienten, sonderte er zwölf aus und einer unter diesen Zwölfen war sein besonderer Liebling *). Wie seine Lehre, so soll er auch seine Lehrschüler in vier Classen eingetheilt haben: In der ersten wurden die Grundsätze einer echten Tugend vorgetragen; in der zweiten ein vernünftiges Reden und Schließen gelernt; in der dritten Politik getrieben und in der vierten der äußere Anstand mit dem innern moralischen Wesen verbunden gelehrt. Dabei war es Pflicht für alle, auf sich selbst sorgfältig Acht zu haben, ihren Geist durch Nachdenken und ihr Herz durch Liebe und Tugend zu veredlen und zu vervollkommnen.

Besonders war es die Provinz Lu, das Geburtland

---

*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß die christlichen Väter, die uns die ersten Nachrichten von Confucius gegeben haben, seine personelle Geschichte etwas nach einer andern gemodelt haben.

des Weisen, die sich seiner Liebe und Fürsorge zu erfreuen hatte. Der Segen, der sich dadurch über dieses Land verbreitete, bewirkte, daß der Kaiser den Urheber desselben an seinen Hof berief und zu seinem ersten Mandarin ernannte. Eine Zeitlang richtete sich Alles nach den weisen und beglückenden Lehren desselben, allein bald fiel Alles wieder in die gewohnten Sünden und Laster zurück und Confutsee entfernte sich von einem Hofe, der zwar den Willen gehabt hatte, das Bessere zu ergreifen, dem es aber an der Kraft dazu fehlte. Er beschränkte sich von nun an darauf, seine Schüler zu unterweisen und sie zur Aufrichtigkeit, zum ehrfurchtvollen Gehorsam gegen Gott und zur Liebe des Nebenmenschen, zur Ueberwindung und Beherrschung seiner selbst zu ermahnen, und ihnen in allen Stücken mit dem beßten Beispiele voran zu gehen.

Confutsee starb 73 Jahre alt und nicht nur seine Schüler, sondern auch der Kaiser und die Nation, beweinten ihn bitterlich. Man ehrte ihn sofort als einen Heiligen, als einen reinen Geist, wie die Chinesen zu sagen pflegen, und weihete ihm Tempel und andere Denkmahle. Ohne demnach, wie neuere und tiefere Forschungen offenbaren, die Absicht gehabt zu haben, eine neue Religion zu stiften, ward Confucius der Stifter einer Sekte, welche noch heut zu Tag in China vorhanden ist und die Angesehensten und Gebildetsten der Nation unter ihre Mitglieder zählt. Es läßt sich übrigens leicht einsehen, daß seine Lehren und Vorschriften nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit vorhanden sind. Man hat in China ein Lehrgebäude des Confutsee, welches im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts auf Befehl des Kaisers von 42 Mandarinen verfertigt worden seyn soll. So weit man dasselbe kennt, enthält es zwar die Lehren des Weltweisen, aber misverstanden und verdreht, so daß das Wesen Gottes, welchem bei diesem selber als über die Welt erhaben und verschieden von derselben, hier als die Kraft erscheint,

welche in der Natur alles hervorbringt, also höchstens eine Weltseele ist, wie in den Systemen anderer Naturphilosophen.

Die heil. Bücher der Chinesen von Confucius heißen King, mit Beinamen, als Li-king, Schu-king u. s. f. Hier heißt die Gottheit bald Tien (Himmel), bald Changti (Herrscher), bald Hoang-changti (höchster Beherrscher).

Das Hauptbuch ist der Schu-king (Tschang-tschu), und in demselben sind nicht nur die Begriffe vom höchsten Wesen vortrefflich und bewundernswürdig, sondern die Moral selbst ist von unverkennbarem Werthe, und die Klugheitregeln, in Rücksicht der Regierungen, sind es oft nicht minder. So sagt er einmahl: "Alles durchdringt Tien, Alles vernimt und versteht er. Wie hoch, wie erhaben ist er, wie gerecht, wie weise! Hat er gleich weder Augen noch Ohren, dennoch hört und vernimt er Alles auf das vollkommenste. Er ist die höchste Gerechtigkeit, der höchste Verstand, Alles untersucht er, Alles, was die Regierung angehet, Alles, was das Wohl oder das Unglück des Volks betrifft, nichts entgehet seinem Blicke."

Anderwärts: "Die Schönheit des Himmels verkündiget uns die Größe des obersten Beherrschers der Welten. Die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Erde zeigt uns seine wohlthätige Sorgfalt. Lehrt die Völker ihn loben und für seine Wohlthaten ihm danken!"

Die Chinesen haben eine zweifache Feier des Andenkens des Confucius. Die eine bestehet darin, daß man sich vor einer Papierrolle, welche, sein Gesetzbuch vorstellend, auf einer Tafel stehet, umgeben von Lichtern und Rauchfässern, niederwirft und neunmahl mit der Stirn die Erde berühret. Die Befehlshaber der Städte haben die Verpflichtung, alle 14 Tage im Namen der Gemeinden,

denen sie vorstehen, dem Confucius diese Ehre zu erweisen. Die andere ist eine jährliche und beträchtlich ceremonienreichere. Sie wird im Frühling und Herbst vorgenommen und ist eine eigentliche Todtenfeier, bei welcher Seidenzeuge, Reis, Früchte, Schweine und andere Thiere und Wein geopfert und bei Musik und Brennen der Kerzen und fortgehendem Raüchern zum Lobe des Confucius gesprochen und zu ihm gebetet wird, als zu einem Wesen, welches neben der Gottheit sitzend, Einfluß bei dieser hat und deßhalb nützlich seyn kann.

Zwar suchte man in China die Religion des Confucius über alle andern zu erheben, ja diese durch sie zu vertilgen, allein es war nicht möglich, das Volk von der sinnlichen Verehrung seiner Götter abzubringen; noch immer sind daher die drei Religionen, des Fo, des Laokiun und des Confutsee in China einheimisch. Ueberdieß aber findet man in dem weiten Reiche auch Lamaisten, Muhamedaner, Juden, Sabier und Fetischanbeter, und unter allen eine ungemeine Menge Aberglaubens. Sie glauben insbesondere viele Geister, gute sowohl, als böse, und die Priester wissen Mittel, diese zu versöhnen und ihre Feindseligkeiten abzuwenden, jene aber zu bewegen, daß sie ihre Segnungen reichlich über die Glaubigen ausspenden. Viele von diesen Geistern sind vormahls Menschen gewesen und, nach ihrem Ableben, als erhabene Wohlthäter des Volks verehrt worden. Zu dieser gehört unter andern Hujuensin, der, ein zweiter Apollo, oder früherer S. Georg, einen furchtbaren Drachen erlegte und sich sodann in den Himmel aufschwang.

Unter den Götterbildern der Chinesen finden sich welche, deren Attribute eben so, wie die Aussagen der Priester, deutlich anzeigen, wie sehr die Religion der Chinesen mit den Religionen der alten Welt überhaupt zusammen-

hängt. Die Puzza, ein weibliches Götterwesen, hat man frühe schon mit der Isis der Aegypter, der Kybele bei den Griechen, der Ceres bei den Römern verglichen, so deutlich sprechen ihr Aufzug und ihre Legende davon, daß sie eine Göttinn der Erde, der Fruchtbarkeit und der Cultur sey. Der Drache spielt eine große Rolle in dem chinesischen Religionwesen und auch hier ist derselbe, wie überall, ein Sinnbild der ewigwirkenden Urkraft in der Natur, was freilich der große Haufe, der der Priester mit eingeschlossen, nicht versteht, und deßhalb die lächerlichsten Dinge von ihm erzählt. Der kaiserliche Drache allein darf fünf Füsse haben, alle andern müssen mit höchstens vier zufrieden seyn. Man schreibt den Chinesen eine große Hochachtung gegen die Pyramiden zu, als welche ihnen gewisse Götter seyn sollen. In der That beweisen sie ihnen eine Art von Verehrung und bringen Opfer vor denselben. Besonders aber verpflichten sie ihre Sclaven vor den Pyramiden zur Treue und zum Gehorsam. Einige sagen, die auf der Pyramide gewöhnlich stehende Kugel sey der eigentliche Gegenstand der Verehrung.

Bei aller Ehrerbietung indessen, welche die Chinesen vor ihren Göttern und Götzen haben, sollen sie doch auch leicht zu einem verächtlichen Betragen gegen sie bewogen werden können. Sie verlassen ihren Schutzgott, wenn er ihnen die erwartete Hilfe nicht leistet; sie schelten und mishandeln sein Bild und schleppen es durch den Koth; waschen es aber sauber ab und stellen es ehrerbietig wieder auf, wenn etwa ihre Wünsche erfüllt werden; ja man erzählt uns, daß sie ihre Götter vor dem weltlichen Gerichte verklagen und hier gegen die Gerechtigkeit suchen, von welchen doch zuerst die Richter Gerechtigkeit lernen und erhalten müssen.

Man trifft unter den Chinesen mehre große Feste an. Ein solches ist das Laternenfest, welches jährlich am 15. des ersten Monats gefeiert wird. Laternen, meist von ge-

gefärbtem Papier oder Seidenzeuch, von allen Formen und Größen, oft so groß, daß man darin, wie in einem Zimmer sich aufhalten kann, zu Land und zu Wasser werden aufgestellt und allerlei Ceremonien dabei beobachtet. Eine Sage gibt diesem Feste den Ursprung dadurch, daß ein Mandarin seine verlorene Tochter mit einer Laterne suchte, welches Veranlassung gab, an die Demeter zu denken, die ihre Tochter bei Fackelschein suchte und das chinesische Laternenfest mit den Eleusinien zu vergleichen. Ein anderes Fest dieser Art feiert man im Brachmonat. Sie schmücken dabei ihre Wohnungen mit Laubwerk und Blumen und fahren in geschmückten Fahrzeugen auf's Meer, um den Phelo, den Erfinder des Salzes, zu suchen. Noch sagt man uns von einem Ackerfeste, welches alle Jahre begangen wird. Eine Prozession, an deren Spitze ein vornehmer Mandarin steht, ziehet geschmückt mit Blumen und Kränzen, von Musikanten, Fackel- und Fahnenträgern begleitet, aus der Stadt gegen Osten. Eine Kuh, aus Thon gebacken, wird auf einem Gestelle gezogen. Hinter ihr ein Knabe, nur halb angekleidet, der immer auf sie losschlägt und neben diesem zwei Landleute, die ihre Instrumente tragen. Das Alles, erklärt man uns, deute die Geschäftigkeit und den Fleiß an, der auf den Feldbau zu wenden ist. Die Kuh enthält in ihrem Innern viel kleine Bilder von Kühen, die am Ende des Festes vertheilt werden. Einige Nachrichten lassen an diesem Feste den Kaiser selber mit einem Gespann Ochsen oder Kühen auf einem Acker eine Furche ziehen. Wieviel Antheil die Religion an diesen Festen habe, kann nicht angegeben werden. Mehr schon leuchtet das Religiöse aus ihrem Neujahrsfeste hervor. An diesem hören alle und jede Geschäfte auf und Posten und Gerichte stehen still, wie in Rom bei den Saturnalien. Dieses Fest heißt die Verschliessung der Siegel und ist ein Fest der Fröhlichkeit und des öffentlichen Jubels.

Fo, der Stifter der Ehen, hat auch Gesetze über dieselbe gegeben, die zum Theil sehr streng sind. Personen, die einerlei Namen führen, dürfen sich nicht heirathen, wenn sie auch übrigens gar nicht verwandt sind. Aber die entfernteste Verwandtschaft schließt die Ehe aus. Die Verheirathung geschieht, ohne daß die Religion vielen Antheil daran nähme. Braut und Bräutigam, die sich in der Regel nicht kennen, werden zusammengebracht und in dem Augenblicke, wo sie sich begrüßen, fallen sie zugleich auf die Kniee nieder, um zu beten. Bei der eigentlichen Verbindung begeben sie sich in eine Pagode, vor die Bilder ihrer Altvordern, wo sie ein Opfer bringen und von den Priestern einen Segen empfangen. Mehr Religion sieht man in dem Leben des jungen Chinesen. So wie eine Frau der Entbindung nahe kommt, begibt sie sich in die Pagode und läßt für sich und ihre Leibesfrucht vor den Götterbildern beten. Zwei Monate nach der Geburt dankt sie auf gleiche Weise für den verliehenen Beistand und bisherige Erhaltung. Ist das Kind ein Jahr alt, so wiederholt sich diese Ceremonie. Auch bei dem Austritte aus der Kinderzeit, beim Eintritte in die Jünglings- und Mannes-Alter sind Ceremonieen und Gebete vorgeschrieben. Gewöhnlich hat der Chinese drei Namen, den ersten erhält er als Kind, den zweiten als Jüngling, und bei diesem nennen ihn seine Eltern und alle andern ältern Personen, den dritten als Mann, und mit diesem müssen ihn seine Kinder und alle jüngern Personen begrüssen. Unter den vielen sonderbaren und mitunter albernen eine in der That sinnige Sitte.

Die Chinesen, deren Begriffe von Unsterblichkeit und Seelenwanderung nichts weniger als klar sind, haben Leichenceremonieen, die denselben vollkommen entsprechen. Ist einer gestorben, so steigt ein Anverwandter auf das Dach des Hauses, breitet das Kleid des Verstorbenen in die

Luft aus und ruft die Seele desselben zurück. Darauf wird das Kleid über den Leichnam gelegt und drei Tage liegen gelassen. Unterdessen wird ein Altar in einem Zimmer aufgerichtet, ein Bild des Verstorbenen darauf und sein Leichnam im Sarge hinter denselben aufgestellt. Seine Verwandten stehen darum her und beklagen ihn und bringen ihm allerlei Opfer; sogar von ihren Haaren opferten sie dabei, früherhin, ehe die Tatarische Herrschaft die Sitte aufbrachte, den ganzen Kopf zu scheeren. Am Beerdigungtage versammelt sich die ganze Freundschaft in Trauerkleidern, welche durchaus von weißer Farbe sind. Der Zug ist von Musik, von Bildern und Fahnenträgern begleitet. Die Priester und bestellten Leidträger folgen zuletzt. Die Leichen werden größtentheils begraben, zuweilen auch verbrannt. An den Gräbern der Ihrigen feiern die Chinesen ein jährliches Todten-Gedächtnißfest mit Opfern und Gebeten. Nicht selten pflanzt man Bäume an die Gräber, welche für ebenso heilig gehalten werden, wie diese selber.

Da unsere Nachrichten über den Zustand von China noch immer mangelhaft und verworren sind, so kann man auch von der Religion der Chinesen keine klare Darstellung geben und es wird wohl nicht zu vermeiden seyn, daß sich in die allgemeine Schilderung Züge einschleichen, welche von besondern Religionpartheien entnommen sind. So ist es gewiß ein unrichtiges Urtheil, wenn ein neuer Reisebeschreiber sagt, die Chinesen beten einen Stein an, es sollte vielmehr heißen: Man findet in China noch Fetischanbeter, deren Fetisch ein Stein ist, die religiöse Sitte, welcher wir in den allerältesten Nachrichten über die Religion der Menschen Erwähnung finden.

Die Japaner.

Die Religion der Japaner ist, nach gemeiner Sage,

aus der chinesischen hervorgegangen, richtiger aber hat sie mit dieser einerlei Ursprung, wiewohl Einige Spuren einer ursprünglich einheimischen Religion gefunden haben wollen. Diese begreift man unter dem Namen der Sinto (Xinto); die von Indien herübergekommene nennen sie Budsdo. Es ist zwar noch die Rede von einer dritten Religion, der Sjuto; aber diese scheint mehr eine philosophische Sekte, als eine Religiongesellschaft zu seyn.

Die Sinto (Xinto)-Religion.

Sinto (oder Sinsju) heißt wörtlich: Der Weg, oder die Verehrung einheimischer Götter. Sie heißt auch Kami-Mits, einheimischer Götterglaube. Diese Religion, die mehr auf zeitliches Wohl und Glück sich bezieht, als auf ewiges Heil, war früher auf das genaueste mit der politischen Verfassung des Landes verbunden; denn vermöge der Idee der Vermenschlichung der Götter ließen die Japaner ihre höchsten Regenten, Mikaddo, von den Göttern abstammen und, da diese zuerst das Land bevölkert haben, so war die Religion eigentlich Verehrung der Vorfahren. Es gibt, so sagen die Sinsju, einen unendlichen Gott in dem unendlichen Himmel. Neben ihm sind in dem sichtbaren Firmament des Himmels noch andere hohe Götter; aber jener und diese werden nicht angebetet, als zu erhaben über die Menschenwelt, und ihre Namen kommen blos in den Eidesformeln vor. Dagegen erhalten diejenigen Untergötter, welche die Elemente, und die einzelnen Geschöpfe regieren, sehr eifrige Verehrung, weil man dadurch Reinigung des Herzens und ewige Glückseligkeit erhält. Der erste dieser besonderen Götter heißt Tensjo Dai Sin, der Kern des Lichts und der Sonne. Er hat zuerst Japan beherrscht, ist also der Vater der Mikaddo's, der geistlichen Erbkaiser und des ganzen Volkes, besonders

aber der Kami's, der unsterblichen und ewig zu ehrenden Seelen, die zuletzt zu Göttern erhoben worden sind.

Die Kosmogonie der Japaner ist folgende: Im Anfang war eine Vermischung aller Dinge, nemlich der fünf Elemente, Holz, Feuer, Erde, Metall, Wasser. Ueber diesen schwebte eine Kraft, Ki, der allgemeine Weltgeist, in welchen beim Tode des Körpers alle reinen Seelen übergehen. Das Ich, die Persönlichkeit, hört dann auf, wie ein Wassertropfen aufhört zu seyn, wenn er sich mit dem Weltmeere vermischt. Der Ki bildet übrigens das alleredelste Wesen der Götter, die Seelen der Menschen und der Thiere. Durch den Ki sind entstanden sieben Geschlechter himmlischer und fünf Geschlechter der irdischen Götter. Unter diesen ist eben der schon genannte Tensjo Dai Sin, der Stammvater der Japaner. Nach einer unendlichen Reihe von Jahren, während welchen die sieben Geschlechter der himmlischen Götter regierten, was sich die Japaner nicht anders denn als ein Traümen vorstellten, traten die fünf irdischen ein, gleichsam ein zweites silbernes Weltalter, und nach einer Dauer von 836,042 Jahren entstand erst aus dem fünften dieses langdauerndes Geschlechts, Awa Se Dsuno Mikaddo, das dritte Geschlecht, nemlich das der jetzt lebenden Menschen (versteht sich in Japan). Der Erstgeburt dieses Geschlechts und ihren Erben ist nun die Herrschaft über die ganze Welt (Japan) und ein übermenschliches Wesen verliehen, und sie heißen Mikaddo. Der Mikaddo ist demnach ein eingefleischter Gott, welcher Andere zu Göttern erheben und ihnen Mia's (eine Art von Tempeln) errichten kann. Ist er selber sehr beliebt, so baut man ihm wohl noch bei Lebzeiten Mia's und so nimt die Reihe der japanischen Götter immer noch zu. Diese Mikaddo herrschen nun seit dem sechshundert und sechzigsten Jahr vor Christus und man zählt 114 dieser Regenten, denen immer eine ausserordentliche und mehr als menschliche Verehrung

erwiesen ist worden. Von dem ersten, Dsin Mu, heißt die Dynastie noch immer so, aber von ihrem Hofe, der zuerst diesen Namen führte, bekamen diese Regenten auch den Namen Dairi, unter welchem sie am bekanntesten sind, besonders seit (im zwölften Jahrhundert) ihre Macht eingeschränkt ist durch den Kubo. Ein Feldherr des Dairi An-toku entriß diesem die weltliche Macht und gründete unter dem Namen Kubo eine weltliche Dynastie, welche die geistliche oder himmlische gewaltig einschränkte, so daß seit dem 16ten Jahrhundert der Dairi in einem Kloster eingeschlossen, gar keinen Einfluß mehr auf die äussern Verhältnisse der Japaner, aber einen desto größern auf ihren Glauben und ihr religiöses Leben hat.

Der Dairi ist ein Kame, ein lebendiger Gott. Kein Laie darf ihn sehen; aber die übrigen japanischen Götter müssen ihn in einem besondern Monat, der daher keine Götter- oder Festtage enthält, besuchen und hängen in mehr als einer Hinsicht von ihm ab. Er darf nie mit seinen Füßen die Erde berühren und nicht unter freiem Himmel gehen, weil nicht einmahl die Sonne würdig ist, sein geheiligtes Haupt zu bescheinen. Haare und Bart muß er wachsen lassen, seine Nägel werden ihm nur im Schlaf beschnitten, d. h. geraubt, wissentlich darf er eine solche Entheiligung seiner Person nicht zugeben. Früher mußte er jeden Morgen zwei Stunden, die Krone auf dem Haupt, unbeweglich auf dem Throne sitzen, um Ruhe und Frieden in der Welt zu bewahren; jetzt liegt nur seine Krone darauf und thut dieselbige Wirkung. Seine Speisen müssen jedesmahl in neuen Gefäßen bereitet und aufgetragen, nach dem Gebrauche aber vernichtet werden; daher sind sie nur von Erde und Holz. Wer ein solches gebrauchen oder etwas von seinen übrig gelassenen Speisen genießen, oder ein Kleidungsstück von ihm benützen wollte, würde sich sehr krank und unglücklich machen. Der Dairi hat gewöhnlich zwölf Frauen, von denen eine die Kaiserinn

heißt und die Mutter der Thronerben ist. Die Nachfolge gehet in der Regel ohne Unruhe vor sich; denn da der ganze Hof des Dairi aus lauter Gliedern seiner Familie, Nachkommen des Tensjo Dai Sin bestehet, so erfordert es ihrer aller Vortheil, daß sie einig seyen. Doch hat es schon Streitigkeiten und selbst Kriege über die Besetzung des Dairi-Thrones gegeben. Unterhalten wird der Dairi und sein Hof von dem Kubo, der ihm ausser der Stadt Miaco, wo er residirt, und ihrem Gebiete, eine mäßige Snmme aus seinen Kammergefällen gibt.

Der geistliche Hof, Dairi im eigentlichen Sinne, trägt eine Kleidung, die von der der Laien verschieden ist. Sie besteht in weiten Beinkleidern, darüber ein weites Gewand mit einer langen Schleppe. Das Haupt ist mit einer Mütze von schwarzlakirter Pappe bedeckt, mit einem daranhängenden oder aufgebundenen Flor verziert und zuweilen mit zwei Augenschirmen versehen. Auch die Frauen tragen eine besondere, sehr weite Kleidung, die ihnen das Sitzen bequemer macht als das Gehen. Die Beschäftigung dieser Leute bestehet in Musik, in gymnastischen Uebungen, im Taschenspielen und ähnlichen Unterhaltungen. Das Recht, den Kalender zu fertigen, gehört nur ihnen. Zum Schutz und zur Sicherheit hält der Kubo dem Dairi eine eigene Leibwache, die fleißig abgelöst wird.

Die Glaubenslehren der Sinsju waren ursprünglich einfach und ihre ganze Religion ging nur darauf hinaus, tugendhafte und rechtschaffene Menschen zu bilden; aber sie ist nach und nach durch Irrwahn und Aberglauben verdunkelt und durch Ceremoniel entstellt worden. Das kam hauptsächlich daher, daß sie gar keine heiligen Bücher und Traditionen hatte, daß folglich die Einfälle ihrer heiligen Personen und die von aussen her eindringende Budsdo-Religion leicht Eingang bei ihren Bekennern fanden. Diese haben sich daher auch in zwei Sekten zertrennt, de-

ren eine, die Orthodoxen, an dem reinen Sintoglauben hält, die andere aber ein Gemisch aus alter und neuer Religion bekennt. Nach dieser Religion hat der Amida oder Tensjo-Dai-Sin, die Sonne bewohnt, oder beide Götter sind nur Einer. Zu dieser Sekte bekennen sich die meisten Sintoisten und selbst der Dairi huldigt ihren Grundsätzen und nimt geistliche Stellen unter den Budsdoern an. Auch der Kubo ist von dieser Sekte, deren Mitglieder alle, wenn sie sterben wollen, ihre Seelen den Budsdo-Priestern übergeben und ihren Leichnam nach der Weise dieser Religion verbrennen oder begraben lassen.

Die Sinsju glauben zwar keine Seelenwanderung, aber sie hüten sich doch vor dem Tödten und Genießen der vollkommenern Thiere. Sie glauben, daß die Seelen der Frommen nach dem Tode sogleich in den höchsten, den drei und dreißigsten Himmel, versetzt werden; die nicht fromm gewesen sind, sind noch eine Weile davon ausgeschlossen zur Strafe und Reinigung. Beide Vorstellungen sind nicht sonderlich ausgebildet. Sie glauben auch kein böses Wesen, nnd ihre Priester reden nur von Ma, d. i. bösen Geistern, die, der gewöhnlichen Meinung nach, in den Füchsen hausen, welche deßhalb sehr gefürchtet werden.

Der Cultus der Sinto beruhet auf vier Hauptpunkten, durch deren Erfüllung sie den Göttern dienen, den zeitlichen Segen derselben und die Unsterblichkeit der Seele erlangen. Der erste Hauptpunkt ist

Reinigkeit des Herzens,

welche in die innerliche und äußerliche zerfällt; jene erfordert die Erfüllung der Pflichten, welche Natur und weltliche Obrigkeit, die als irdische Gottheit anzusehen ist, vorschreiben; diese fordert eine strenge Enthaltung von Blut, vom Fleischessen und von

Leichenberührung. Wer sich damit verunreinigt, ist "Pusjo," er darf nicht vor die Götter treten, auf längere oder kürzere Zeit, welche die Verunreinigung wieder aufhebt. Aber Manches ist hiebei sehr streng. Wer sich verwundet, ist unrein, wer sich beim Bau eines Tempels (Mia) verwundet, ist so unrein, daß er nie wieder an einem heiligen Orte mit arbeiten darf; und wenn dieß Unglück beim Bau eines Tempels des Tensjo Dai Sin sich ereignet, so muß dieser bis auf den Grund zerstört und frisch aufgebaut werden. Viele sind so streng zu glauben, daß man durch Theilnahme an fremder Unreinigkeit unrein werden könne; diese Theilnahme aber besteht schon, wenn man die Augen, die Ohren, den Mund erblickt, welche Unreines sehen, hören und reden. Diese drei Wege der Verunreinigung (Sünde), werden durch drei Affen vorgestellt, die zu den Füßen eines Gottes sitzend, Maul, Augen und Ohren zuhalten.

Das zweite Stück des Sinsju-Cultes ist

die Feier der heiligen Tage,

die durch die Besuchung der Mia's geschieht, wenn nicht einer unrein ist, oder durch einen unangenehmen, oder unglücklichen Vorfall daran verhindert, denn mit einem kummervollen Herzen darf man den Göttern nicht nahen, weil man dadurch ihre Glückseligkeit stören und unterbrechen würde. Der fromme Sinto geht, wohl gebadet und gereiniget, im saubern Kleide, worüber noch ein besonderes Ceremonien-Kleid gezogen ist, zum Tempel. Im Vorhofe wäscht er seine Hände aus dem steinernen Wasserbehälter, dann geht er mit niedergeschlagenen Augen auf die Gallerie vor dem Tempel, knieet vor einem großen Spiegel nieder und beugt sein Haupt zur Erde, verrichtet ein Gebet, wirft ein Almosen in die Kiste und schlägt dreimahl an die dazu bestimmte Glocke, wahrscheinlich um den Gott aufmerksam zu machen. Darauf geht er wieder nach

Hause und verbringt den Tag mit Lustwandeln, Gastmahlen und allerlei Belustigungen. Die Feiertage heißen Reibi, Visiten- oder Besuchstage, und wie man die Götter besucht, so besucht man auch seine Gönner und Freunde, um ihnen seine Ehrfurcht oder seine Freundschaft zu beweisen. Auch werden an diesen Tagen alle öffentlichen und besondern Feierlichkeiten, Audienzen, wie Hochzeiten u. s. f. angestellt, weil das Alles den Göttern wohlgefällig ist. Alle diese Reibi sind auf gewisse Tage unbeweglich festgesetzt und entweder monatliche oder jährliche. Der monatlichen sind drei, von denen der erste, am ersten Tag des Monats, der wichtigste ist; der jährlichen sind fünf, und waren ursprünglich Unglückstage, die aber dadurch, daß man sie zu Reibis gemacht hat, den Göttern wohlgefällig und glücklich geworden sind. Ausser diesen Hauptfesten gibt es noch eine Menge besonderer Feste, welche an besondern Orten den höhern oder geringern Schutzgöttern, oder von einzelnen bürgerlichen Ständen gefeiert werden. Die Feier aber ist immer dieselbe.

Die Mia's sind gewöhnlich auf angenehmen Plätzen vor den Städten und Flecken angelegt, einfach aus Holz erbaut und durch Baumgänge und Kunststraßen mit den Ortschaften verbunden.

Die Diener der Götter in den Mia's sind keine eigentlichen Priester, sondern verheirathete Personen, welche Regi, Cannusi oder Sjannin heißen. Sie beziehen ihren und der Ihrigen Unterhalt aus dem Tempelschatze oder den Gaben der Glaubigen. Ueber die gewöhnliche weltliche Kleidung tragen sie im Dienst einen weißen oder gelben Chorrock, auf dem Haupte eine schwarze lackirte Mütze, unter dem Kinn zusammengebunden. Sind sie nicht im Dienst, so erscheinen sie in gewöhnlicher Landestracht mit zwei Säbeln an der Seite, wie die Ed-

len des Landes. Uebrigens sind sie stolz auf ihre Vorzüge und vermeiden sorgfältig allen Umgang mit gemeinen Leuten und den Priestern anderer Religionen, über welche sie weit erhaben sind. Sie stehen unmittelbar unter dem Mikaddo, aber ihre bürgerlichen Streitigkeiten werden von weltlichen Richtern geschlichtet, die der Kubo angestellt hat.

Wallfahrten, besonders nach Isje,

machen das dritte Stück des Sinsju-Cultes aus.

Isje ist die Provinz in Japan, wo die beiden vornehmsten Tempel des Tensju Dai Sin stehen, welche jeder rechtglaübige Sinto wenigstens einmahl in seinem Leben zu besuchen verpflichtet ist. Diese vorzüglich hochgeschätzten Mia's sind schlecht, niedrig und mit Heu bedeckt, aber ohne alle Verletzung eines der Arbeiter erbaut. Man erhält sie in ihrem ursprünglichen einfachen Zustande, weil darin eben ihre besondere Heiligkeit besteht. Jeder bestehet aus zwei Hauptheilen, dem großen Hauptplatz, wo die Tempeldiener sitzen und eine kleine Kapelle im Hintergrund, die Wohnung des göttlichen Geistes.

In den Haupttempeln findet man einen Spiegel, das Symbol der Allwissenheit und Klarheit des Gottes und etwas zerschnittenes Papier, welches auf die Reinheit und Heiligkeit des Ortes deutet, die Reinheit des Herzens und des Körpers erfordern. Um den Haupttempel stehen sehr viele kleine, geringern Göttern geweihete Kapellen, Massia's, deren jede einen Cannusi zum Wächter hat. In der Gegend wohnen viele Negi, Tempelherren, auch Taije, Göttliche Gesandte, genannt, welche geräumige Wohnungen unterhalten zur Aufnahme der Pilgrime und anderer Reisenden. Die meisten Haüser der Stadt Isje aber sind Wirthshaüser und ihre Einwohner sind Papiermacher, Buchdrucker, Buchbinder, Schreiner und

dergleichen Arbeitsleute, welche alle für den Cultus nothwendig sind.

Nicht nur jeder Sinto, sondern jeder Landes-Einwohner soll einmahl wenigstens die Wallfahrt hieher machen, weil hier der Schutzgott des Landes wohnt und seine Verehrung mit großen Vortheilen, mit Gesundheit, Reichthum und Kindern lohnt. Die Wallfahrt wird zu allen Jahreszeiten, doch besonders in den drei günstigsten Monaten, vom März — Mai, gemacht. In Palankins und zu Rosse, am meisten aber zu Fuß, im einfachsten Aufzuge, kommen die Pilger einher, hundert- und tausendweise. Sie müssen sich einer besondern Enthaltsamkeit befleißigen und die Ihrigen hängen ein Zeichen an ihr Haus, damit kein Unreiner hineingehe, weil dieß den Pilgern sehr vieles Widrige auf der Reise verursacht. Die Pilgrime besuchen die beiden Haupttempel mit denselben Ceremonieen, wie jeden andern; darnach besuchen sie auch die Massia's; darauf begeben sie sich auf einen Berg in der Nähe der See, wo eine h. Höhle ist, in welcher einmahl Tensju Dai Sin hinabstieg und dadurch der Welt alles Licht entzog. Zum Andenken daran ist eine Kapelle errichtet, in welcher ein Kame, auf einer Kuh reitend, verehrt wird. Arme Pilger werden von einem Cannusi frei gehalten, der jedoch ein Geschenk, auch ein erbetteltes, nicht verschmähet. Zuletzt erhält jeder einen Ablaß, Ofarrai, eine kleine Schachtel von Tannenholz, mit dünnen Bretchen und Papierschnitzeln angefüllt, welche Symbole der Demuth und Reinigkeit seyn sollen. Vorn auf der Schachtel steht der Name des Tempels, hinten der des Cannusi, der sie ausgibt. Man verwahrt diese Ofarrai auf der Rückreise sowohl, als zu Hause, sehr sorgfältig, obgleich ihre Kraft nach einem halben Jahre sehr nachgelassen hat. Kann man die Pilgerreise nicht mitmachen, so läßt man sich den Ofarrai bringen. Auch reisen besonders dazu Angestellte im Lande herum und verkaufen den

Ofarrai. Dieß geschieht besonders vor dem Neujahrsfeste, welches das Fest der feierlichsten Reinigung ist. Sie bringen gewöhnlich auch die Kalender mit, welche nur zu Isje gedruckt werden dürfen. Wer beide Stücke bezahlt, erhält in der Folge auch allemahl einen Empfangschein und bezahlt er reichlich oder beschenkt den Ueberbringer, so erhält er noch eine hölzerne, gefirniste Trinkschale.

Andere Wallfahrten geschehen von allen Religionbekennern Japans ohne Unterschied zu gewissen Tempeln und Göttern, wie zu dem Tempel Fatzmans, des Kriegsgottes, zu dem des Jakusi, eines großen Lehrers und Heiligen; oder auch von einzelnen Confessionisten zu besondern Tempeln und Heiligem.

Endlich thut man unter den Sinsju, um einen schnellen Uebergang in das Land des himmlichen Friedens, oder einen besondern Vorzug daselbst zu erlangen, allerlei

religiöse Gelübde,

durch welche man sich verschiedene Bußen und Kasteiungen des Leibes auf längere oder kürzere Zeiten auferlegt.

Wer diese Büßungen am weitesten treiben will, der begibt sich in den Orden der Jammabo's, Bergsoldaten, weil diese Leute verpflichtet sind, im Nothfalle die Waffen für das Vaterland zu ergreifen. Eigentlich aber sind sie Eremiten, die um des Geistlichen und Ewigen willen das zeitliche Wohlleben verlassen, und ihren Leib mit dem Ersteigen heiliger Berge und oftmahligem Abwaschen in kaltem Wasser kasteien. Ihre Entstehung fällt in das siebente Jahrhundert nach Christus und ihr Stifter hieß Gyenno Gossa. Seine Schüler theilten sich in zwei Sekten, die sich durch weiter nichts unterscheiden, als daß jede einen andern heiligen Berg hat, den sie jährlich

einmahl besteigen müssen. Dieß Unternehmen ist nicht blos gefährlich und beschwerlich von Natur, sondern es wagt der Pilger, der nicht gereinigt genug ist, sein Leben, oder seine Gesundheit zu verlieren. Die Berge sind hoch und ihre Gipfel stehen über der Schneelinie. Nach glücklich vollbrachter Wallfahrt erhält der Pilger einen höhern Rang und Titel, welche durch besondere aüßere Zeichen, die man ihm anhängt, angedeutet werden. Heut zu Tage sollen diese Büßer in ihrer strengen Lebensweise etwas nachgelassen und dagegen angefangen haben, zu weissagen, böse Geister auszutreiben und Krankheiten zu heilen, welche sonst Niemand heilen kann. Ihre Mittel sind, wie bei allen solchen Wunderthätern, Gaukeleien und Taüschungen.

Bei den Sinsju sind auch Hochzeiten und Begräbnisse mit religiösen Feierlichkeiten verbunden; doch sind diese nur einfach. Die Trauung geschieht gewöhnlich auf einem freien Platze vor der Stadt oder dem Dorfe, in Gegenwart sämtlicher Anverwandten der Brautleute. Braut und Braütigam treten, jedes mit einer Fackel in der Hand, vor einen dazu besonders aufgerichteten Altar. Indeß nun der Priester mit lauter Stimme ein Gebet spricht, zündet die Braut ihre Fackel an einer darauf stehenden h. Lampe an, an der Braut Fackel aber entzündet der Braütigam die seinige. Nach beendigtem Gebete empfangen sie die Glückwünsche der Anwesenden als Mann und Frau.

Die Todten werden in einer Prozession von Männern, Weibern und Kindern und oft einer beträchtlichen Anzahl singender Priester hinausgetragen, und entweder verbrannt, welches sonst haüfiger war, oder begraben. Jenes geschieht entweder auf einem Scheiterhaufen, oder in einem dazu erbauten, Ofen. Die Asche wird in ein kostbares Gefäs gesammelt, eine Zeitlang aufbewahrt und zuletzt in die Erde begraben. Wird der Leichnam beerdigt, so wird er in sitzender Stellung in die Erde gesenkt, und

das zugeworfene Grab mit wohlriechenden Dingen bestreut, auch mit Blumen bepflanzt.

Man trauert um die Todten, doch nicht länger als fünf Tage. In der Trauer um hohe Personen darf keine Musik gehört werden. Dabei besucht man die Verstorbenen, zuerst täglich, dann wöchentlich, zuletzt jährlich einmahl. Ausserdem haben sie ein Lampenfest, zu Ehren der abgeschiedenen Seelen, welches drei Tage dauert. Diese abgeschiedenen Seelen kommen am ersten Abend des Festes zu ihren Verwandten zurück und müssen am dritten wieder weggetrieben werden. Bei ihrer Ankunft werden an Bambustangen Laternen aufgehangen. Wenn man sie aber fortsendet, werden kleine Fahrzeuge von Stroh mit Laternen und brennenden Lichtern geschmückt, um Mitternacht in Prozession mit Gesang, Musik und Geschrei nach dem Seestrande gebracht und den Wellen übergeben, bis sie entweder Feuer fangen und aufbrennen, oder vom Wasser ausgelöscht werden. Das Erstere ist bedeutungvoller. Dabei ist der Strand weithinein mit vielen Tausenden von Laternen und Lampen erleuchtet und das Ganze soll einen unbeschreiblichen Eindruck machen.

Die Budsdo-Religion.

Budsdo bedeutet im Japanischen: Götzenweg, wird also von den Altglaubigen selber für eine falsche Religion erklärt. Der Name schon verräth die Abstammung von Buddha, oder Fo, die ganz unverkennbar ist, wenn man sie etwas näher betrachtet.

Die japanischen Jahrbücher sagen, daß im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung die ersten Lehren dieser Religion nach Japan gekommen seyen, mit einem weißen Pferde, welches ihre Religionschrift, das Kio, getragen habe. Dem weißen Pferde wurde zwar ein Tempel ge-

baut, allein die neue Lehre fand keinen sonderlichen Eingang, und erst im sechsten Jahrhundert, als der große Heilige Darma, nach China gekommen und daselbst der Lehre Buddhas Eingang verschafft hatte, erlangte diese auch in Japan ein weiteres Gebiet. Damahls wurde dem Amida (O-mi-to) zu Ehren der Tempel Senquosi im Lande Sinano erbaut, welcher noch heut zu Tage für den vornehmsten dieser Religionsekte gilt.

Die Japaner erzählen, Sjaka oder Buds, der Stifter der Budsdo, sey (im Jahr 1027 n. Chr.) in einer Landschaft des Reichs Tencikf, d. i. Himmelsland, geboren. Einige verstehen darunter Ceylan, andere Siam. Im neunzehnten Jahre seines Alters verließ er seinen Pallast, seine Gemahlinn und seinen einzigen Sohn, und wurde ein Büßer. Er brachte 49 Jahre in der Stellung zu, welche, in einer Art Sitzen bestehet, wobei die Füße über einander geschlagen, oder vielmehr in einander geschlungen, die Hände aber gefalten im Schooße liegen, und nur die Daumen aufrecht stehend mit den Spitzen sich berühren, und erlangte dadurch, daß er die Lage und innere Beschaffenheit des Himmels und der Hölle, den Zustand der vom Körper getrennten Seelen, die Wanderungen der Seelen in verschiedene Körper, den Weg zur Seligkeit, die Regierung der Götter und eine Menge anderer Dinge ganz klar und genau erforschte. Was er nun gefunden, theilte er seinen Schülern mit, welche eine eben so strenge Lebensart führten, wie er selber. Zwei von diesen, Annan und Kasja, trugen, nachdem er im achtzigsten Lebensjahre gestorben war, seine Lehren in ein Buch zusammen, welches seiner Schönheit wegen, mit der heiligen Tarate-Blume verglichen und Foke Kio, d. i. schöner Blumen Buch, genannt wurde. Dadurch haben sie sich die Ehre erworben, daß sie nun neben Sjaka verehrt und ihre Bilder in Tempeln und Altären zur Rechten und Linken ihres Lehrers stehen.

Die

Die wesentlichsten Lehren dieser Religion sind folgende:

Die Seelen der Menschen und Thiere sind unsterblich und ursprünglich gleiches Wesens, in dieser Welt aber nur dadurch verschieden, daß sie in verschiedenen Körpern mit verschiedenen Werkzeugen versehen sind;

die Seelen der Menschen erhalten nach dem Tode in Orten der Seligkeit oder des Elends einen ihrem Leben, oder ihren Handlungen angemessenen Lohn; der Ort der Seligkeit heißt Gokurakf, d. i. ewige Fröhlichkeit. Er ist, nach dem verschiedenen Verdienst der Götter und Seelen, in viele Regionen abgetheilt, die zwar an Herrlichkeit und Freude sehr verschieden, aber doch durchaus damit so erfüllt sind, daß jeder seinen Ort für den beßten hält, und nicht Lust hat, ihn mit einem andern zu verwechseln, sondern nur die ewige Dauer seiner Seligkeit wünscht;

der höchste und oberste Regierer dieser Himmel ist Amida und die Vermeidung alles dessen, was er als sündlich verboten hat, ist der einzige Weg, zur Seligkeit zu gelangen. Aus der bestimmten Zergliederung und Auseinandersetzung seiner Gebote, entstehen weitere, bis auf fünfhundert. Zu diesen machen sich jedoch nur Geistliche verbindlich, welche einen vorzüglichen Rang und eine besondere Seligkeit zu erlangen bemüht sind. Sie fordern aber eine solche Selbstüberwindung und Enthaltsamkeit, daß es nur den wenigsten gelingt, zur höchsten Vollkommenheit in Beobachtung dieser Regeln zu gelangen;

der Ort der Verdamniß heißt Dsigokf, welcher auch in verschiedene Regionen der Pein und der Plagen eingetheilt ist, damit jeder nach Verschiedenheit seines Alters und seiner Vergehungen gestraft werde. Die oberste Aufsicht über dieses Reich der Verbrecher hat Jemma. Sind die Seelen eine Zeit lang in diesen Gefängnissen der Sin-

sterniß gewesen, und haben genug gebüßt, so werden sie wieder in die Welt geschickt, um von neuem Körper, und zwar Körper solcher Thiere zu bewohnen, die mit ihren vorigen Sünden und Lastern am meisten Aehnlichkeit haben. Aus diesen gehen sie aufwärts, bis sie wieder Menschen werden, als welchen es ihnen frei stehet, nach der Seligkeit zu ringen, oder die unselige Wanderung der Verdammten noch einmahl anzutreten.

Amida, wie wir hier nachholend bemerken, ist der höchste Gott der Budsdo-Religion, der Vater aller Seligen und der allgemeine Beschützer aller Geister. Als eine Verkörperung der Gottheit lebte er vor vielen 1000 Jahren ein bis zwei tausend Jahre lang auf der Erde, und ausser einer Menge von Büßungen, die er sich freiwillig auflegte, bestand sein Leben darin, daß er unzählige Reden und Predigten an das Volk hielt und eine Menge Wunderwerke verrichtete, bis er endlich, dieses Lebens müde, durch einen freiwilligen Tod in ein anderes überging, und zu der Würde eines Gottes erhoben wurde. Man verehrt ihn als den wahren Mittler der Menschen und glaubt, durch Anrufung seines Namens Vergebung der Sünden zu erhalten und zur Seligkeit zu gelangen. Fünf Warnungen, Gokai, hat er gegeben, nemlich nichts zu tödten, was Leben hat, nicht zu stehlen, nicht zu huren, nicht zu lügen, keine starken Getränke zu sich zu nehmen.

Die zahlreichen Priester dieser Religion unterlassen nicht, sowohl in ihren Tempeln, als auch auf den Straßen und Märkten, das Volk an die ausserordentliche Glückseligkeit zu erinnern, deren die Verehrer dieses Gottes in dieser und jener Welt theilhaftig werden sollen. Sie schildern ihn als den allergütigsten und freigebigsten gegen seine Verehrer und selbst seine Verächter, die in der Hölle

ihre Vergehungen büßen müssen, können durch ihn Erleichterung und Verkürzung ihrer Pein finden. Dazu können aber die Andachtübungen und guten Werke ihrer Verwandten, noch mehr jedoch die Fürbitten der Priester beitragen; denn Amida hat so viel Einfluß auf Jemma, daß er diesen leicht bewegen kann, die Verdammten gelinder zu behandeln, als die Strenge der Gesetze erfordert, oder sie gar aus dem Orte der Qual in die Welt zu entlassen.

Das gewöhnlichste Gebet zu Amida heißt: "Nami Amitha buth!" ("Seliger Amida, hilf!") und die Hingebung gegen ihn ist so groß, daß viele Fromme ihm ihr Leben aufopfern, wie er selber einst gethan hat, indem sie sich unter feierlichen Ceremonieen ins Wasser stürzen, oder lebendig begraben lassen, gerade wie wir es bei den Indiern gefunden haben.

Jemma, der oberste Vorsteher der japanischen Hölle, ist wohl Niemand anders, als der indische Jama. Sein Haupttempel stehet vor Miaco in einem Lustwäldchen und hier werden große Opfer gebracht, um den furchtbaren Gott sich geneigt zu machen und in seinem Reiche etwas milder behandelt zu werden.

Amida hat einen Sohn, Cano, der als der Gott des Wassers und der Fische verehrt wird und die Sonne und den Mond erschaffen hat. In dem Tempel zu Osacka, der ihm geweiht ist, erblickt man sein Bild, wie er aus dem Rachen eines großen Seefisches herauskriecht. Er hat vier Arme und Hände, worin er einen Ring, eine Blume und einen Königsstab hält, Embleme, welche leicht erklärt werden. Vor ihm liegt ein Seehorn aus Stein gehauen, aus welchem der Oberkörper eines jungen Menschen hervorstehet, der den Gott anbetet, wie denn bei den Darstellungen der chinesischen und japanischen Gottheiten gewöhnlich betende Verehrer gesehen werden.

Die Tempel mit den dabei befindlichen Priesterwohnungen der ausländischen Religion heißen Tira. Sie zeichnen sich durch ihre beträchtliche Höhe, ihre künstlichen Dächer und andere Schönheiten unter den geistlichen Gebäuden in Japan vorzüglich aus. In Städten und Dörfern sind sie gewöhnlich am erhabensten Platze, ausserdem aber am Fuße eines Berges bei einem frischen Quellbache und kleinen Lustwald erbaut, weil man glaubt, dergleichen Plätze seyen den Göttern am angenehmsten. Die Tempel sind aus dem schönsten Cedern- und Tannenholze gezimmert und inwendig mit vielen geschnitzten Bildern ausgeziert. In der Mitte findet sich ein schön ausgeschmückter Altar mit einem oder mehren vergoldeten Götterbildern, und vor demselben stehen einige wohlriechende Kerzen. Ueberhaupt haben sie sowohl in Ansehung der äußern Bauart als der innern Zierrathen sehr viel Aehnlichkeiten mit den siamischen und chinesischen Pagoden. Das ganze Reich ist mit diesen Tira's erfüllt und mit einer unzähligen Menge dazu gehöriger Priester. Blos in der Stadt Miaco zählte man einmahl zu gleicher Zeit 3893 Budsgeistliche.

Wie viel Aehnlichkeiten in den kirchlichen Ceremonieen des östlichsten und westlichsten Asiens! Hier wie dort Wasser und Feuer zu den Reinigungen und dieselben vorsätzlichen und unvorsätzlichen, Taüschungen der Priester zur Erwerbung der Seligkeit.

Die Sjuto.

Was Einige als eine dritte Religionsekte in Japan nennen, ist mehr eine Gesellschaft von Weltweisen und Sittenlehrern, welche sich von den ältesten Zeiten her erhalten und fortgepflanzt haben. Ihr Name ist Sjuto (Dsjuto, Sju), dessen Bedeutung "Weg der Weisen" seyn soll. Diese Moralphilosophen suchen die Voll-

kommenheit und das höchste Gut in der Zufriedenheit des Gemüths, die aus einem tugendhaften und unsträflichen Leben hervorgehet. Sie führen einen tadellosen Wandel, glauben keine andern Folgen guter und böser Handlungen, als geistige und sagen, man sey verbunden, die Tugend zu lieben, weil uns die Natur als vernünftige Wesen habe geboren werden lassen, als welches uns allein von den Thieren unterscheide. Man hält dafür, daß die Lehre des chinesischen Confucius viel zur Begründung der Lehre dieser Sjudo-Sju (Weltweise) beigetragen habe.

Das Materielle derselben beruhet auf Hauptartikeln, der Sittenlehre (Dsin), der Lehre von der Selbstbeherrschung (Gi), der Höflichkeitlehre (Rei, Re), der politischen Klugheitlehre (Tsi) und der Lehre vom Gewissen (Sin). Sie glauben dabei eine Weltseele, welche jede den Körper verlassende Menschen- und Thierseele wieder aufnimt, wie das Meer die Gewässer, die aus ihm entspringen, und diese Weltseele ist ihr Gott, den sie im gewöhnlichen Leben oft auch Ten, d. i. Himmel, nennen. Dieser Gott ist ihnen ein unkörperliches, vollkommenes Wesen und der ursprüngliche Regent der Welt, aber nicht der Urheber derselben, als der vielmehr selber aus ihr entstanden ist; denn die Welt ist ewig und aus der Wirksamkeit des Himmels und der Empfänglichkeit der Erde gehet alles Andere hervor. Die Sjudo-Sju achten nicht die Tempel, weil in diesen nur Götter angebetet werden, und haben von religiösen Gebräuchen fast nichts, als eine Todtenfeier. Anfangs alle sieben Tage, sodann jeden Monat und zuletzt alle Jahre einmahl begehen sie diese. Sie selbst genießen eine feierliche Mahlzeit, von deren Speisen und Getränken, auf die Gräber der Vollendeten gestellt werden. Dabei zündet man viele Lichter an und ladet die Verstorbenen mit ehrerbietigen Verbeugungen zur Mahlzeit ein. Sie beerdigen ihre Todten und haben die Gewohnheit, die Leichname mit wohl-

riechenden Kräutern zu balsamiren und Lichter dabei anzuzünden.

Was wir hier von den Japanern zu erzählen hatten, gilt, mit wenigen außerwesentlichen Veränderungen, von ihren Nachbaren, den Koreanern, den Tunkinesen, den Cochinchinesen. Ueberall ist es Buddha und seine Lehre, welche Platz gegriffen hat, wiewohl es nicht an Zusätzen fehlt, welche anderwärts hergekommen seyn mögen. Artig ist es, daß man in Korea die Sage allgemein hat, "daß die Menschen sämtlich ursprünglich nur eine Sprache gehabt, das Vorhaben aber, einen Thurm zu bauen, vermittelst dessen sie in den Himmel hinaufsteigen könnten, die Verwirrung der Sprachen hervorgebracht habe." Es mögte wohl auf immer vergeblich seyn zu fragen, wie die biblische Sage vom babylonischen Thurmbau nach Korea komme? Vielleicht ist sie gar dort entstanden? Wer will einen haltbaren Zweifel gegen diese Hypothese aufstellen?

Die Birmanen.

Auf der Halbinsel jenseit des Ganges liegen die Königreiche Asham, Ava, Arrakan und Pegu, welche jetzt zusammen das Reich Ava, oder der Birmanen genannt werden, von deren Religion wir einige neuere Nachrichten haben. Sie ist ein Zweig der Lamaischen und das oberste Götterwesen derselben heißt Gaudma, Godoma *), welches soviel als Kuhhirte bedeuten und Niemand anders seyn soll, als der indische Buddha, oder eigentlich Wischnu.

---

*) God-ama könnte man versucht seyn: Liebe Gott, lieber Gott, Gottlieb zu übersetzen, und es ist zum wenigsten ein artiger Zufall, daß dieses Wort diese Erklärung veranlaßt.

Man findet in diesem Lande unzählige Abbildungen des Gottes Gaudma und in jeder denkt man sich den Geist desselben gegenwärtig; das Hauptbild aber, zehn Fuß hoch, ist erst durch die Eroberung von Arrakan dem birmanischen Reiche gewonnen worden. Es gibt zwar noch andere Götterwesen, aber man betet zu keinem andern, als zu diesem. Gaudma hat auf der Erde gelebt und beim Scheiden den einen Fuß auf den Adams-Pic in Ceylon, den andern in Birman aufgesetzt und die Spur von demselben hinterlassen. Diese Spur, die noch vorhanden ist, hat sechs Fuß Länge. Gaudma hat, als er von der Erde schied, seinen Verehrern versprochen, daß er denen, die ihn anrufen würden, seine Gnade sechstausend Jahre schenken wolle. Um diese seine Gnade zu verdienen, gehen die Birmanen jede Woche einmahl in seine Pagode, singen ihm Lobgesänge, brennen Wachslichter vor seinem Bilde, und opfern ihm Fleisch, Fische, Gemüs und gekochten Reis, welches sämtlich den Hunden zu Theil wird, die ungehindert zur Pagode ein- und auslaufen.

Die Birmanen glauben an die Seelenwanderung, nach deren Beendigung die frommen Seelen in den Garten Judea (Jndra?) den Sitz der Freuden, aufgenommen, die bösen aber in den Ort der Qual verstoßen werden.

Ihre Priester, die die Kleidung, gelb von Farbe, und den geschornen Kopf der Buddhapriester tragen, heißen Rahaanen und gelten für Abkömmlinge der alten indischen Samanen oder Yamanen, die von den Braminen verschieden waren. Diese Priester sind sehr wohlthätig, besonders gegen Fremde und gegen ihre armen Schüler, welche sie sorgfältig in der Religion- und Sittenlehre und in den Wissenschaften unterrichten. Sie mischen sich nie in weltliche Händel, so nahe ihnen das läge, da die Religion so eng mit der Staatsverfassung verbun-

den ist, sondern leben ihren Pflichten, meist in Klöstern, die theils von dem Ertrage ihrer eigenen Felder, theils von der Mildthätigkeit des benachbarten Landvolkes erhalten werden. Dafür aber ertheilen die Mönche der Jugend ohne Ausnahme unentgeldlichen Unterricht. Sie treiben dabei alle ihre Geschäfte frei und öffentlich, wohnen in großen Sälen beisammen und vermeiden alle Geheimnißkrämerei, sowohl im gewöhnlichen Leben, als in der Religion. Ihre Wohnungen werden ausserordentlich reinlich gehalten und jedes Kloster hat seine eigene Sammlung geschriebener Bücher, welche in lakirten Kästen aufbewahrt werden. Die Rahaanen sind in verschiedene Classen eingetheilt, die niederste davon führt den Namen der Talapoinen. Diese sind sehr zahlreich, gehen barfuß und barköpfig. Das Haar ist ganz abgeschoren. Ihre Kleidung ist ein langer weiter Mantel von gelber Farbe. Sie leben ehelos und jede geringe Uebertretung der Keuschheit wird mit Ausstoßung aus dem Orden bestraft. Der oberste unter allen Priestern heißt Sireda, Sreda. Das Kloster, worin der wohnt, ist zwar auch nur aus Holz erbaut, wie die übrigen, allein mit Gold inwendig gleichsam überzogen. Es gibt mehre Sireda's im Reiche, wahrscheinlich in jedem der verschiedenen Theile, woraus es bestehet, einen.

Sonst gab es auch Nonnen, allein die Staatsweisheit der Birmanen hat ihren Orden als der Bevölkerung nachtheilig, aufgehoben, und jetzt sieht man nur wenige alte Frauen, die ihre Köpfe scheren, weiße Kleider tragen, die Leichenzüge begleiten und Wasser in die Klöster bringen. Sie stehen in gewisser Achtung.

Die Tempel heißen Pea, auch Pagoden. Ihre Form ist mehr einem Sprachrohr, als einem Kegel ähn-

lich. Einer der berühmtesten ist der Schomadu *), oder goldene Tempel zu Pegu. Dieses Gebaüde stehet auf zwei über einander stehenden ungeheuern Terrassen, vollkommen viereckig angelegt, aber schon zum Theil verfallen. Auf den Terrassen stehen viele Wohnungen für Priester, Haüser ganz von Balken und Brettern erbaut. Das Tempelgebaüde selber bildet eine unten achteckige, nach oben gewundene Pyramide, das Ganze aber hat mehr die Form einer Trompete und ist mit allerlei architektonischen Zierrathen geschmückt. In den vier Ecken der obern Terrasse stehen vier kleinere Tempel, ganz dem großen ähnlich, Bildsaülen von Göttern und Menschen hie und da. Zu diesem Tempel wallfahrten jährlich viele Tausende von Menschen aus allen Theilen des birmanischen Reichs, und selbst aus den westlichen Grenzen von China, besonders an den zwei hohen Festen, welche gehalten werden. Die ankommenden Pilgrime gehen zuerst an die Nordseite des Tempels, wo drei große Glocken zwischen Pfeilern nahe an der Erde hängen. Dabei liegen mehre Hirschgeweihe. Mit einem derselben schlagen sie abwechselnd dreimahl auf die Glocken und auf die Erde, um dem Geiste Gaudma's die Ankunft eines Andächtigen und Bittenden anzukündigen. Die Opfergaben bestehen in gekochtem Reis, Zuckerwerk und Cocosnüssen, in Oel gebacken; man legt sie hin ohne sich weiter darum zu kümmern, und oft werden sie noch in Gegenwart der Pilger von Thieren verzehrt. So liegen auch eine Menge Bilder von Gaudma umher, um die sich Niemand annimmt, denn wenn ein Glaübiger ein solches Bild gekauft und von den Priestern hat weihen lassen, setzet er es irgend wohin an einen heiligen Ort und nun haben sie das Ihrige dafür gethan. Haüfig flattern cylinderförmige Flaggen an hohen Stan-

*) Scho ist Gold und Madu die Abkürzung von dem indischen Mahadewa.

gen, die in der Erde stehen. Oben krümmen sich diese und bilden den Kopf einer Gans, des Wappens des birmanischen Reiches und zugleich des Symbols der Reinigkeit und Heiligkeit in der Religion desselben. Der Tempel soll über 2300 Jahre stehen.

Ausser diesem stehet auch noch in Ava ein Tempel, Schogungapra genannt, der für sehr alt und heilig angesehen wird.

Als gewöhnliche Feiertage gelten bei den Birmanen die Tage der vier Mondsveränderungen. An diesen stehet der Handel still, alle Handwerksarbeiten sind verboten, kein gerichtliches Geschäft wird gethan und die strengen Verehrer der Religion fasten bis an den Abend, in bestimmten Stunden werden Gebete in den Tempeln verrichtet. Andere Feste scheinen mit der Religion weniger in Verbindung zu stehen. In Arrakan feiert man ein Fest, welches mit dem indischen Mariatalefest die größte Aehnlichkeit hat. Man fährt das Bild des Gottes, Quiay-Pora auf einem Wagen umher und die Andächtigen legen sich unter die Räder, oder verwunden sich mit den eisernen Spitzen, die dazu daran befindlich sind. Es ist jedoch schon hinreichend, wenn man einige Tropfen von dem Blute solcher Frommen auffängt.

Bei den Hochzeiten der Birmanen hat die Religion nichts zu thun, die Ehe ist ein blos bürgerlicher Vertrag; aber bei den Leichen sind die Geistlichen thätig. Bei allen nemlich ist eine Prozession und der Sarg wird von Männern auf der Schulter hinausgetragen. Die Verwandten begleiten ihn in Trauerkleidern. Besonders gemiethete Weiber gehen voran und singen ein Grablied. Die Leichen der Armen werden in die Erde begraben, oder noch kürzer in

einen Fluß geworfen; die der Reichen werden verbrannt, wobei die Rahaanen um den Scheiterhaufen betend herumgehen, bis Alles zu Asche geworden. Die übriggebliebenen Gebeine werden darauf gesammelt und in ein Grab gelegt. Mitglieder der königlichen Familie werden sechs Wochen lang in einem prachtvollen, dazu geweiheten Saal ausgestellt, bevor sie bestattet werden.

Die Siamesen.

Die erste Abänderung, welche die Religion des Buddha auch in Siam erlitt, ist die Verwandlung des Namens der Gottheit, sie hieß hier "Sommona-Khodom, Mensch ohne Leidenschaften." Es war nemlich nach der Tradition in Siam, der Gott ursprünglich ein Mensch, ein Heiliger, entsprossen aus einer Blume, die aus dem Nabel eines Kindes hervorkam, der meist in Waldungen und Einöden lebte und dort große Wohlthätigkeit ausübte, so daß er sogar hungrige Thiere mit seinem eigenen Fleische sättigte. Er lehrte aber vorzüglich die Seelenwanderung und die Lehre von dem Paradiese und der Hölle fast so, wie sie im Lamaismus vorkommt. Dabei prägte er seinen Anhängern, besonders den Talapoinen, große Enthaltsamkeit ein, verbot ihnen Lügen, Betrügen, Stehlen, Streitsucht und alle starke Getränke, als die nächste Veranlassung dazu. Letztere sind so scharf verboten, daß man sie nicht einmahl bei Medicamenten anwenden darf. Der Ehebruch wurde von ihm als ein Verbrechen aufs schärfste geahndet. Er befahl die Anbetung Gottes und tiefe Verehrung für Priester und Religionbücher; aber, was sehr sonderbar dagegen absticht, der Selbstmord war ihm etwas Heiliges.

Das Ansehen und der Ruhm Sommona-Khodoms stiegen zu einer solchen Höhe, daß sein eigener Bruder, Thevetat, eifersüchtig auf ihn wurde und ihn

zu ermorden suchte; allein im Augenblicke als er seinen frevelhaften Vorsatz ausführen wollte, öffnete sich die Erde und Thevetat ward in die Hölle hinabgestürzt. Dort, im Mittelpunkte der Erde, leidet er, mit einer Dornenkrone auf dem Haupte, ewige Qual.

Sommona-Khodom stieg, nachdem er durch seine Lehren und durch seine Menschenliebe unendlich viel Gutes gestiftet, nach Einigen, in den Himmel; nach Andern starb er: an dem Genusse eines Stückchen Ferkelfleisches und, nachdem sein Körper auf dem Scheiterhaufen verbrannt war, wurde seine Asche als ein Heiligthum aufbewahrt.

Uebrigens haben die Siamesen noch viele Götter und insbesondere eine große Menge überirdischer Wesen, Engel gleichsam oder gute Geister, welchen Gott die Fürsorge der Weltregierung anvertraut hat. Jedes Land, ja jeder Ort hat seinen besondern Schutzgott, Schutzgeist. Aber dagegen herrscht auch hier der Glaube an böse Götter, an Zauberer und Wahrsager. Diese sind gewöhnlich weiblichen Geschlechts und treiben ihr Wesen unter gräßlichen Verdrehungen und unsinnigen Geberden.

Den Priestern des Sommona-Khodom, den Talapoinen, oder eigentlich Tschaokou, sind strenge Pflichten auferlegt. Sie dürfen mit keinem Frauenzimmer auf irgend eine Weise verkehren, ja es ist schon eine Sünde, ein solches nur aufmerksam auf sich zu machen. Aber ihr Geschäft, die Jugend zu unterrichten und das Volk in der Kenntniß der Religion zu erhalten, gibt ihnen einen gewissen Werth, den andere ihres Gleichen nicht überall haben. Sie wohnen in Klöstern und theilen sich in mehre Classen. Die obersten, Sanscrats, könnte man mit den Bischöfen der katholischen Kirche vergleichen. Diese stehen bei den gewöhnlichen Geistlichen in solchem Ansehen,

daß sie beim Gehen und beim Kommen sich vor Sanscrat knieen und seinen Fuß auf ihren Kopf setzen. Die gewöhnlichen Geistlichen heißen auch Pecous und die Novizen, aus welchen sie hervorgehen, Onens. Sie sind nicht auf Lebenszeit an die Gelübde gebunden, aber so lange sie im Kloster leben, müssen sie die Regel der Keuschheit unverbrüchlich halten. Sie predigen, in der trokkenen Jahreszeit zweimahl im Monate, in der nassen alle Tage; ausserdem singen und beten sie auch in den Pagoden und haben dabei, wie überall, den Talapat (Sonnenschirm) über sich, von welchem sie den Namen haben sollen. Man erkennt sie leicht an ihrer gelben Kleidung, an dem bloßen Kopfe und den bloßen Füßen. Ihren Unterhalt bekommen sie aus den Klostergütern und durch milde Gaben, die sie in einem eisernen Becken sammeln. Dabei üben sie jedoch viel Gastfreiheit aus und haben immer einige Zellen für Fremde in Bereitschaft. Sie fasten viel, doch dürfen sie stets Betel kauen, welches die Kräfte erhalten soll. An den Hauptfasten, den Neu- und Vollmondstagen, müssen die höhern den niedern den Kopf scheren. Die Sanscrats scheren sich selber.

Auch das weibliche Geschlecht widmet sich dem geistlichen Stande, doch nicht vor dem fünfzigsten Jahre. Diese Talapoininnen wohnen dann neben ihren Brüdern, denen sie nicht mehr gefährlich sind, weßhalb auch das Gelübde der Keuschheit nie übertreten wird.

Die Klöster sind blos hölzerne Zellen, im Viereck um eine Pagode gebaut. Das Ganze umschließt eine Mauer.

Eine ganz besondere Ceremonie dieser Religion darf nicht übergangen werden. Sie besteht darin, daß an einem dazu bestimmten Tage des Jahrs eine wegen schlech-

ter Lebensart verachtete Frau auf einer Tragbahre unter Trompeten- und Hautboen-Schall durch alle Gassen der Stadt geführt wird. Jedermann überhäuft sie mit Schimpfworten und Flüchen und wirft sie mit Koth. Nach dieser Entehrung setzt man sie ausserhalb der Stadt auf einen Misthaufen oder auf ein Dorngebüsche und verbietet ihr bei Lebensstrafe, je wieder in die Stadt zu kommen. Da die Unglückliche dafür gilt, daß sie die Sünden und die Strafen derselben von der ganzen Stadt auf sich habe, so erscheint sie als der Sündenbock der Isräeliten, nur in einer bedauernswerthern Gestalt.

Bei der Verheirathung haben die Talaponien nichts zu thun; aber bei Krankheit und Tod und Leichenbestattung wird ihre Hilfe und Beistand in Anspruch genommen. Zu den Kranken kommen sie als Aerzte für den Leib, denn sie allein treiben nur die Arzneikunst, und für die Seele; sie sprechen ihnen Trost und Muth ein und richten sie auf durch die Hinweisung auf das ewige Leben.

Stirbt der Kranke, so wird er, wenn er nicht arm ist, einige Tage ausgestellt, wobei die Priester stets beschäftigt sind, die brennenden Wachskerzen zu unterhalten, Rauchwerk anzuzünden und Trauergesänge anzustimmen. Die Bestattung geschieht mit einer feierlichen Prozession, bei welcher Alles weiß gekleidet ist. Die Priester singen unaufhörlich einen Gesang, der das Thema hat: "Wir müssen alle sterben." Wird der Tode verbrannt, so steckt ein Diener der Priester den Scheiterhaufen an. Doch wird die Verbrennung nie vollendet, meist halb gebraten wird der Leichnam wieder in den Sarg gelegt und beerdigt. Bei Armen geschieht das sogleich. Nach der Beerdigung werden religiöse Tänze aufgeführt, und Speisen auf das Grab der Beerdigten gelegt.

Da sie die Seelenwanderung glauben, so lassen die Siamesen oft Lieblingsthiere feierlich beerdigen und nicht selten kostet die Bestattung eines Thieres soviel, wie die eines wichtigen Mannes.

Die Javaner.

Wahrscheinlich, sagt man, sind die Bewohner der ganzen Inselwelt zwischen Ostindien und China dem Bhudda-Dienst ergeben gewesen, wobei indessen die Brama-Religion hie und da und besonders auf Java einzelne Bekenner hatte; denn hier findet man noch eine Menge Spuren und Denkmahle, die darauf hindeuten, eine Menge Abbildungen in halberhabener Arbeit, die sich auf Brama's Dienst beziehen, ja Bilder von Brama selber. Besonders erzählt man uns von einem Orte, Brambanan (Brama's Wohnung deutet man den Namen), wo man noch die Ueberreste von Tempeln und Palläſten und Bildern von Krischna, von Bhavani, von Braminen sehen soll, Alles im grandiosen Styl, wie auf den Inseln Elephante und Ellore, Alles von Granit und mit dem sorgfältigsten Fleiße gearbeitet.

Der Islam, der größtentheils über die Insel verbreitet ist, scheint diese Religion verdrängt zu haben.

Aber im Innern der Insel herrscht noch ein Heidenthum, von welchem wir einige dürftige Nachrichten haben. Die Priesterwürde ist hier erblich und die Religion auf heilige Bücher begründet, die man aber nicht kennt. Man verehrt dabei das Crocodil und pflegt besonders bei Krankheiten Gefäße mit Früchten und anderm Futter als Opfer für dasselbe an das Wasser zu stellen, wobei man fest glaubt, daß wer diese Opfer stehlen, zugleich die Krankheit mit bekommen würde. Der Glaube an die Seelenwanderung, die Enthaltung vom Genusse des Rindfleisches,

die Sage von der Abstammung der Javaner von einem großen Affen und mehr dergl. macht es überaus wahrscheinlich, daß hier Brama und Bhudda, entweder zugleich, oder nach einander geherrscht haben.

Die Tibetaner.

In Tibet, einem in jeder Hinsicht merkwürdigen Lande, ist der Mittelpunkt eines geistlichen Reichs, eines Kirchenstaats, der einzig in seiner Art ist. Das Oberhaupt derselben heißt der Lama, auf deutsch: Seelenmutter.

Die ganze Verfassung der Tibetaner ist hierarchisch und das Hauptdogma, worauf alle bürgerliche und kirchliche Einrichtung ruhet, ist die "Vergötterung der Lamen und die Wanderung des göttlichen Geistes von dem Einen in den Andern." Aber diese Hierarchie ist so sanft und menschenfreundlich, wie sonst keine, und ganz dem Charakter der Nation angemessen.

Von Tradition, Herkommen, heiligen Schriften sind kaum Spuren vorhanden, die Religion ist stets lebendig in ihrem Gott in Menschengestalt, der seine Segnungen nicht von alten Offenbarungen und Begebenheiten ableitet, sondern sie unausgesetzt unmittelbar mittheilt. Im lebhaften Gefühle dieser Segnungen gehorchen die Tibetaner gern einem Wesen, das ihnen auf der einen Seite so nahe stehet, während es auf der andern so hoch erhaben ist, daß sie mit völliger Zuversicht alles Gute von ihm erwarten können. Die Nachrichten, die man von diesem Religionwesen hat, weichen zwar in manchen Stücken von einander ab; aber im Ganzen kommen sie darin überein:

Der Dalai-Lama, der sehr große Lama, ist das Oberhaupt der mächtigsten, zahlreichsten und weitverbreitetsten Sekte der Lamaiten, der sogenannten Gelbmützen,

mützen, im Gegensatze der Rothmützen, welche ihr Oberhaupt Bogdo-Lama nennen, aber ausserhalb Tibet, in vielen andern Gegenden Mittelasiens leben. In ihm lebt Fo *) und daher weiß und sieht er Alles, er liest in dem Innersten der Herzen und hat nicht Ursache zu fragen, noch Erkundigungen einzuziehen. Zuweilen thut er das, aber nur um den Ungläubigen und Uebelgesinnten den Grund zu Klagen und Vorwürfen abzuschneiden. Er ist unsterblich, denn, wenn er zu sterben scheint, verändert er blos seine Wohnung und wird in einem ganz neuen Körper wieder geboren. Nur einige von den Lamen — so heißen nemlich auch alle seine Priester (wie die Bramen, Braminen, von Brama sich nennen) — und insbesondere der Teshoo-Lama, der ihm an Ansehen und Heiligkeit der nächste ist, wissen die Zeichen, woran man das Kind erkennen kann, in welches die Seele des Dalai-Lama übergegangen ist.

Dieser Dalai-Lama ist der Gegenstand der Anbetung einer sehr großen Menge Völker, welche von den Ufern der Wolga an bis nach Corea hin, wenn auch nicht in ununterbrochener Reihe, wohnen, und die Meinung von ihm steigt mit der Entfernung, denn wenn die Tibe-

*) In diesem Satze liegt kurz der Beweis von der Abstammung des Lamaismus von der Buddha-Religion, bei welcher man aber annehmen muß, daß die ersten aus Indien herübergekommenen Religionlehrer die Grundlehre von Bram (Parabram) entweder selber gar nicht gekannt, oder, welches wahrscheinlicher ist, zu verschweigen für gut gefunden haben, um ein rohes, sinnliches Volk desto leichter zu befriedigen, indem sie ihm einen sichtbaren oder leiblichen Gott, anstatt eines unsinnlichen, also schwer zu fassenden, Wesens aufstellten. So scheint es begreiflich, wie bei der Verpflanzung des indischen Cultes nach Tibet hier die Idee des wahren Gottes, welche ja dort ohnehin auch nur den Weisen zugänglich war, verloren gehen konnte.

taner eine doppelte Natur, eine menschliche, wie eine göttliche, in ihm erkennen, so sehen ihn die Tataren blos als die ewige Gottheit an, die sich herabläßt in Menschengestalt zu erscheinen. Jedes Jahr kommen sie aus allen Gegenden, um vor ihm zu beten und reiche Opfer zu bringen. Selbst der Kaiser von China — seitdem dieses Reich von den Mantschu-Tataren beherrscht wird — erkennt ihn in seiner religiösen Bedeutung und unterhält mit großen Kosten, in einem Pallaste zu Pecking, einen Unterlama, welcher als ein Nuntius von Tibet abgesandt ist. Der Dalai-Lama theilt zuweilen Kügelchen von geweihetem Mehlteige aus, welche den Glaubigen zu vielen geistlichen Vortheilen gereichen. Von diesen Kügelchen hat man sonst mit Unrecht behauptet, daß sie aus dem Unrathe des Dalai-Lama gemacht und zu gewissen Zeiten unter die Speisen gemischt würden.

Der gewöhnliche Wohnsitz des Dalai-Lama waren seither zwei in der Tibetanischen Landschaft Bod, welche, wie überhaupt der größte Theil des Landes, unter chinesische Botmäßigkeit gekommen ist, in der Nähe der Hauptstadt Lhassa gelegenen Klöster. Das eine Sera-Goomba, liegt oberhalb, das andere Brepun-Goomba, unterhalb der Stadt. Sie sind sehr weitläufig und bestehen aus lauter tempelartig gebaueten Wohnungen der Lamen. Der Haupttempel ist die Wohnung des Dalai-Lama. Dieser wechselt mit den Klöstern, bringt aber immer in dem einen soviel Zeit zu, wie in dem andern. Zuweilen begibt er sich auch in ein drittes Kloster, Bu-Dala genannt, wo er nur kurz verweilt. Ueberall ist er für die Menge unsichtbar, viele Geistliche umgeben ihn, aber Frauenspersonen sind von seiner Umgebung ausgeschlossen.

Nach den Lehren der lamaischen Religion finden alle Arten der Seelenwanderung in Creaturen nur auf belebte

Körper oder Organisationen statt, welche eben erst geboren werden und zwar ein Leben, aber noch keine Seele haben. Die Seele nimt nemlich nicht im Mutterleibe, sondern gleich nach der Geburt von demjenigen Körper Besitz, welcher ihr von den Boten des Fürsten der Hölle, nach ihrer Entlassung aus derselben, angewiesen wird. Aber auch die aus den himmlischen Reichen auf die Erde heruntersteigenden Heiligen, Chubilgetä, nehmen bei der Geburt von ihrem Körper Besitz. Nur der Dalai-Lama und der Chutukta der Mongolen, machen eine Ausnahme von dieser Regel, indem sie als unsichtbare Götter, unter feierlichen Ceremonieen von dem Körper eines schon lebenden und beseelten Nachfolgers Besitz nehmen.

Der Dalai-Lama wird in den Pagoden, als Götzenbild vorgestellt, als ein sitzender Mann, im Priesterkostüme, die rechte Hand wie zum Segnen aufhebend.

In der Götterlehre der tibetanischen Lamaisten stoßen wir zuerst auf den Concioa, den Gott, der von Ewigkeit her gewesen ist, dreieinig in seinem Wesen, nemlich: der heilige Gott, das heilige Gesetz und die Sammlung der Heiligen, von welchen es keine Abbildungen gibt. Die Lehre von diesem Gott ist nicht in die Religion des Volkes übergegangen, als welches auch die Abbildung anderer Götter betrachtet, ohne den Sinn derselben zu verstehen. Von der zweiten Person dieser Dreieinigkeit, Cio-Concioa, erzählen die Lamen mit unbedeutenden Veränderungen, was von Fohi in China erzählt wird, woraus sich eine neue Bestätigung des Abstammens der Lamareligion von dem Buddhaismus ergibt.

Die dritte Person, Kedun-Concioa, soll dem christlichen heiligen Geiste entsprechen und man will die hier und anderwärts so auffallende Aehnlichkeit der tibe-

tanischen und der christlichen, namentlich der römischkatholisch-christlichen Religion, in Lehre und Werken, davon ableiten, daß Manes, der Stifter der Manichäer (im 3. Jahrhundert) seine aus Christi und Zoroasters Lehren zusammengesetzte Religion bis in diese Gegenden verbreitet habe, wo sie denn durch die Lamen mit dem Buddhaismus in Verbindung gebracht worden sey.

Ein anderes wichtiges Götterwesen ist Cenresi, gedacht als die Vertheilung der göttlichen Substanz, um dadurch die Natur der sichtbaren Dinge hervorzubringen, also Brama, und Logos und Om, die aus der Gottheit hervorgegangenen Weltschöpfer. Bei der Hervorbringung der Welt ging es also zu:

Vor der gegenwärtigen Welt gab es schon 1800000 Welten, die, ohne von Jemand hervorgebracht zu seyn, der Aufenthalt der Lahen *) (höhere Wesen, als die Menschen) waren. In einigen derselben ist kein Gesetz; in diese gehen die Seelen derer über, die gesündiget haben in solchen Welten, wo das Gesetz von Ewigkeit her geherrscht hat. Die Welten sind in Regionen getheilt, sowohl für Selige als für Verdammte, diese letztern in der Welt Narme genannt. Die Strafen dauern zwar nicht ewig, aber so lang, daß man ihr Ende nicht finden, noch sich vorstellen kann.

Als nun die sichtbare Welt entstehen sollte, sammelten sich Wolken und gaben Regen, daraus entstand das Meer, aus welchem Erdatome zum Vorschein kamen, und die vier Theile der Welt und die Inseln oder acht festen Länder bildeten. In der Mitte war ein Berg von bewun-

*) Laben, sagen die Gelehrten, sind die Elohim der Ebräer, selbst im Namen.

dernswürdiger Höhe, um diesen standen sieben andere Berge, halb so hoch; weiter entfernt, durch sieben ringförmig den Mittelpunkt einschließende Meere getrennt, sieben Zirkelreihen von Bergen, im Ganzen also acht Berge (und Bergreihen) und eben soviel Meere. Am Fuße des Mittelberges Righiel genannt, stehet der Wunderbaum Zampuh und aus vier heiligen Steinen entstehen vier heilige Flüsse, der Gangi, der Sinthu, der Pahkiu und der Sita. Das feste Land ist vom Salzmeer umgeben und dieses von einer eisernen Mauer. Der Elemente sind fünf, Holz, Feuer, Erde, Eisen, Wasser. Um die Welt zu bevölkern, begaben sich aus den obern Welten und den Regionen der Lahen lebendige Seelen herunter und vereinigten sich mit irdischen Leibern. Aber sie hatten kein Licht und bedurften keiner Speise und so lebten sie unzählige Jahrhunderte lang; doch am Ende kosteten sie von den Früchten der Erde und plötzlich wurden sie schwarz und finster. Nun stiegen Sonne, Mond, Planeten und Sterne aus dem Meere, vertrieben die Finsterniß und stellten das Licht wieder her. Die Sonne bestehet aus reinem Chrystallfeuer, der Mond aus reinem Chrystallwasser. Beide haben kein eigenes Licht, sie erhalten es durch die Lahen, die sie bewohnen. Diese, vorher schon durch Finsterniß befleckt, wurden nun ermattet und ein Raub des Todes, ihre Seelen gingen in andere Welten und Körper über, um Lohn und Strafe nach Verdienst zu erhalten. So ging das erste Weltalter zu Ende.

Ein zweites begann, indem neue Lahen, großentheils in Menschengestalt, auf der Erde auftraten. Unter diesen waren zwei, die den Unterschied des männlichen und weiblichen Geschlechts hatten und somit die Ureltern des menschlichen Geschlechts wurden. Es waren aber diese der Gott Cenresi und die Göttinn Kadroma und ihre Menschengestalt glich der großer Affen. Zugleich mit den Menschen sind die Thiere entstanden, indem die unvollkommenern

Lahen gezwungen wurden, Körper zu wählen, jedoch dabei die Freiheit hatten, sich diese selber nach ihrem Geschmacke zu bilden. Daher kömmt die unzählige Menge und die wunderbare Verschiedenheit der lebendigen Geschöpfe.

Die Erde war im Anfang ungemein fruchtbar und ernährte ihre Bewohner sehr reichlich, so daß die Menschen nur Tag für Tag nehmen durften, was sie brauchten. Als aber einmahl einer anfing, für den andern Tag auch zu nehmen, ergrif auf einmahl die Habsucht das ganze Geschlecht und Streit und Zank entstanden unter ihnen, indeß die Erde allmählich anfing, unfruchtbar zu werden. Da nun dadurch die Streitigkeiten noch mehr überhand nahmen, that einer den Vorschlag, einen Fürsten zu wählen, der die Streitigkeiten beilegen und einem jeden seine Grenzen anweisen könnte. Der Vorschlag gefiel, der Wortführer selber ward znm Regenten erwählt. So entstand die Erde und die bürgerliche Einrichtung nach den Sagen der Tibetaner, deren Aehnlichkeit, im Ganzen sowohl als im Einzelnen, mit den persischen und indischen, so wie mit den biblischen Kosmogonieen unverkennbar ist.

Cenresi wird abgebildet mit eilf pyramidenförmig übereinanderstehenden Köpfen, welche verschiedene Farben haben und die verschiedenen Stände der Menschen bedeuten. Den obersten bedeckt eine Krone aus Hirnschädeln zusammengesetzt, die sich in dunkle goldene Kugeln endigen; diese sollen das Geheimniß der tiefern Weisheit und magischen Kunst anzeigen. Seine Brust ist eine weibliche, wie sein Schmuck größtentheils auf das weibliche Geschlecht hindeutet, so daß er also als Mannweib, als zeugendes und gebärendes Princip der Natur angesehen werden muß.

Fast entgegengesetzt dem Cenresi ist Ciamba, Cjamba, der Gott der Liebe, welcher gegen das En-

de der Welt erscheinen wird, um das in Verfall gerathene Gesetz wieder herzustellen. Ihm zu Ehren wird bei der Stadt Lhassa jährlich ein Fest gefeiert, bei welchem die eherne, mit Gold überzogene Bildsäule desselben auf einem reichgeschmückten Wagen herumgeführt und von den Lamen mit Musik und Gesang begleitet wird.

Cihana Torceh, den Gott der Sonne, stellen die Tibetaner in einer besondern, furchtbaren Gestalt vor. Wie der indische Schiwa hat er ein drittes Auge auf der Stirn, ist von Schlangen umgeben und mit blitzenden Augen und drohendem Antlitze stehet er mitten unter Feuerflammen.

Milder erscheint der Gott der Weisheit, Chiamciang, der im Monde wohnt. Er wird abgebildet, im Priestergewande, wie Cenresi mit weiblichen Zierrathen geschmückt, auf dem Monde sitzend, welcher selber von einer sehr großen Pema-Blume (Lotos) unterstützt und rings umgeben ist.

Mehr oder weniger ähnlich sind die übrigen Götterwesen der tibetanischen Mythologie. Wir übergehen sie aber eben deßwegen, da sie uns doch keine weitern Aufschlüsse über das Wesen der lamaischen Religion geben.

Hervorstechend (wie schon erwähnt worden), ist in dieser Religion die Lehre von der Seelenwanderung, die mit der von dem unaufhörlichen Kreislauf der Welt, von Vernichtung und Wiedergeburt und den unzählbaren Wiederholungen derselben, in der innigsten Verbindung stehet. Die menschliche Seele, wenn sie zu ihrer Reinigung und Besserung die meisten Thierleiber durchgegangen ist, kommt endlich in den Hund (das Symbol der Talente, verbunden mit höchster Treue) und trit von ihm in den Menschen

über. Aus diesem gelangt sie durch eine große Reihe guter Werke zum Paradiese, welches mit silbernen Baümen und goldenen und diamantenen Früchten geziert ist, und dem Seligen ewige Ruhe und Heiterkeit gewährt; allein der Aufenthalt daselbst dauert nicht länger als sechs und dreißig Millionen Jahre, nachher hebt die erste Wanderung für die Seele wieder an. Für den Bösewicht gibt es eine Hölle und eine Vorhölle. Aus dieser findet Errettung statt, aus jener nicht mehr. Sie zerfällt wieder in zwei Theile, in dem einen wird mit Feuer gestraft, in dem andern mit der schrecklichsten Kälte. Menschenwürger wirft der Höllengott in ein kochendes Blutmeer, in welchem sie bis zum Ersticken untergetaucht und wieder etwas gehoben werden, aber sie haben sich noch nicht erholt, als das Untertauchen und Ersticken schon wieder angeht. Diese Zustände dauern auch nicht ewig, aber viele Millionen Jahre, während welcher Buddha zuweilen hinabsteigt in die Hölle, um etwas Linderung der Qualen zu bringen.

Eine sonderbare Gestalt haben die religiösen Feste in Tibet, besonders, das Indro- oder Neujahrsfest. Dieses ist eine große Maskerade, wiewohl mit vielfacher Deutung. Bei Gesang und Musik tanzen 24 Priester unter der Gestalt eben so vieler Thierarten, des Widders, des Ochsen, des Bären, des Hirsches u. s. w. einen feierlichen Reigentanz auf dem Platze vor dem Tempel. Der Widder hat dabei die Hauptrolle. Nach dem Thiertanze treten so viel Todtengerippe einen Kreistanz an und streuen dabei den Zuschauern Mehl ins Gesicht. Darauf, nachdem sich diese in dem Tempel zurückgezogen haben, beginnen jene wieder um das Bild eines Knaben zu tanzen. Plötzlich springt der Widder hervor, spaltet dem Knaben die Brust, frißt ihm das Herz heraus und trit wieder zurück. Nun kommt der Hirsch und zerstückt das Kind, jedes Thier erhält einen Theil und das Uebrige wird unter

das Volk geworfen. Die Gelehrten sind geneigt, das Ganze auf den himmlischen Thierkreis zu deuten, da man in Tibet zwölf Thiere für die Sonne und ebenso viel für den Mond rechnet.

Einer eigenen Sitte darf man hiebei nicht vergessen, die offenbar auch in der Religion begründet und in Tibet nicht nur, sondern auch in der Tatarei und China herrschend ist. Leute von Erziehung und Ansehen beschenken sich bei allen Zusammenkünften mit Schärpen. Gleiche Personen tauschen sie blos aus, geringere überreichen sie höheren selber, diese aber lassen sie jenen durch ihre Diener überreichen. Die Schärpen sind von verschiedener Farbe, die Hauptfarbe ist weiß, der Stoff immer feine Seide. Auf den beiden Seiten ist die heilige Formel: "Om-ma-ni-pat-me-chom" eingewebt, welche man als Inschrift auf Tempeln und Gebäuden, auf Meublen und wo sie nur anzubringen ist, antrifft, und in Chören und Gesängen überall vorkommt. Man erklärt uns diese Formel:

Om schützt gegen Todesgefahr und empfiehlt uns dem Schutze des allwissenden Gottes;

Ma schützt gegen die bösen Götter und bringt den Gnadensegen des gerechten Gottes;

Ni hilft in allen Beschwerden des Lebens von der Wiege bis zum Grabe und ist das Erlösungmittel der Creaturen;

Pat befördert die thierische Wiedergeburt, ist zur Keuschheit dienlich und ordnet die Wohlfahrt aller Creaturen;

Me hilft wider den Jammer und verzehrenden Hunger im Reiche der Birid (Bösen) und gibt Andacht;

Chom befreit von den Qualen der kalten und heißen Hölle, und gereicht zur Erlangung der Weisheit; es bedeutet alle Vollkommenheiten zusammen.

Die Anzahl der Geistlichen wird als ungeheuer groß angegeben. Ein Reisender berichtet, es befänden sich in und um die Stadt Lhassa 30,000 Klöster, und in einem einzigen Kloster zu Teshe-Lumbo 3,700 Geistliche. Es ist keine Familie, behauptet der nemliche Reisende, die nicht ihren eigenen Geistlichen, als Beichtvater, ernähre.

Die Gelübde der Geistlichen bestehen in Folgendem: Sie dürfen kein Thier tödten und müssen sich alles Umganges mit dem andern Geschlechte enthalten; jede Art berauschender Getränke ist ihnen verboten, fremdes Eigenthum müssen sie aufs heiligste halten und sich aller Unwahrheit auf das sorgfältigste enthalten. Uebrigens führen sie ein thatenloses, gänzlich unwirksames Leben, das sie in Beten, Singen, Fasten, Prozessionen und stillen Betrachtungen über die Geheimnisse der Religion zubringen. Bei Prozessionen und Umgängen um die Pagoden, welche häufig vorkommen, gehen sie paarweise, jeder hält in der einen Hand eine Ruthe, in der andern ein Rauchfaß, das von gutem Rauchwerk dampft. Dabei sind oft eine beträchtliche Anzahl Musiker mit lärmenden Instrumenten, vor welchen ein Lama als Direktor einhergeht und den Takt schlägt. Die Verehrung, welche diese Priester genießen, ist sehr groß. Begegnet ein Laie einem Lamen, so fällt er zur Erde nieder und hält Nase und Mund zu, damit sein Odem den Halbgott nicht verunreinige. Vor dem Großlama fallen selber die Fürsten nieder und haben nur die Auszeichnung zu genießen, daß er ihnen zum Segnen die Hand auflegt, während er die übrigen blos mit seiner Ruthe berührt.

Die Missionaire, welchen wir die meisten Nachrichten über dieses schwer zugängliche Land zu danken haben, sagen: In Tibet glaubten sie nicht nur eine Dreieinigkeit, ein Paradies und eine Hölle, samt dem Fege-

feuer, sondern die Lamen hielten auch Beicht und Absolution, Abendmahl mit Brot und Wein, gäben die letzte Oelung, segneten die Verehlichten ein, hielten Fürbitten und gäben Almosen für die Todten; man fände Wallfahrten und Umgänge, Weihwasser, Kreuze, Rosenkränze, Mönche und Nonnen in Klöstern, welche sogar Missionaire ausschickten; sie hätten Erzbischöfe und Bischöfe, und geringere Geistliche (Gylongs) nach mehren Abstufungen und das Anbeten der Heiligenbilder, welche sämtlich den Nimbus haben, vollende die Aehnlichkeit des lamaischen Religionwesens mit dem christ-katholischen; und allerdings wäre die Sache sehr auffallend, wenn diese Nachrichten authentisch wären. Aber es ist bekannt, daß die Missionaire in der Regel die unzuverlässigsten Berichtserstatter in Religionsachen sind, weil sie, in der Regel selber nur einseitig gebildet, gar zu leicht das Aehnliche auf das Gleiche erheben, und in dem Fremden das Ihrige finden. Uebrigens aber wissen wir auch, daß die eben erwähnten Ideen und Ceremonieen größtentheils im Morgenlande angetroffen werden und es wäre ja möglich, daß sie im Lamaismus sich noch mehr zusammengehäuft hätten, als in einer der übrigen Religionformen.

Für nicht viel zuverlässiger dürfen wir die Nachrichten halten, die wir noch von der Verbindung der lamaischen Religion mit dem bürgerlichen und häuslichen Leben anfügen.

Die Ehen werden durch folgende Ceremonieen vollzogen: Zuerst setzen die Lamen durch die Astrologie den Hochzeittag fest. An diesem gehen dann Braut und Bräutigam in feierlicher Prozession zum Tempel, um dort zu beten. Auch zu Hause werden die Copulationen vollzogen. Die Geistlichen beräuchern die Verlobten, lassen sie sich mit

Wasser und Milch waschen, geben ihnen den Segen mit Auflegung der Hände und wünschen ihnen Glück und eine fruchtbare Ehe.

Die neugebornen Kinder werden mit einem Gemische von Wasser und Milch förmlich getauft, dabei unter gewissen Gebetsformeln ihnen ein Name beigelegt, und das Ganze mit einem Schmauße beschlossen, an welchem die Geistlichen Theil nehmen. Bei der Bestattung, wobei Verbrennen und Begraben, ins Wasser Versenken und auf Bergen Aussetzen vorkommen, sind die Lamas vorzüglich beschäftigt. Sie halten, sobald Einer verstorben ist, eine Art von Seelenmesse, darauf zieht einer, indem der Leichnam noch warm ist, die Stirnhaut an, bis sie kracht oder knackt, dann ist die Seele herausgezogen und man verfährt mit dem Körper nach Befinden der Umstände des Verstorbenen. Das Verbrennen, oder eigentlich Calciniren in einem besonders dazu errichteten Ofen, ist die vornehmste Art der Bestattung, darauf folgt das Aussetzen. Gewöhnlich werden die Leichen der Priester aufs Gebirge getragen und dort den Vögeln des Himmels Preis gegeben. Wirft man den Todten ins Wasser, so steckt man ihn vorher in einen Sack. Die geringste Art der Bestattung ist das Begraben in die Erde.

Die Kalmücken.

Die Götter der Kalmücken, welche der lamaischen Religion folgen heißen Burchanen. Ihre Zahl ist unendlich groß, und die Begriffe und Erzählungen von ihnen äusserst verworren. Wahrscheinlich sind sie alle aus vergötterten Menschen hervorgegangen. Ob über diesen ein höheres Wesen, ein ewiger Gott, erkannt werde, ist noch nicht ausgemittelt, aber, bei dem Volke wenigstens, kaum anzunehmen. Die vornehmste Stelle scheinen sie dem Burchan-Abida einzuraümen, obgleich der als Stifter ihrer

Religion bekannte Oschakschamuni, (Czakamuni, Schigemuni) allgemeiner bekannt und verehrt wird.

Abgebildet werden sie alle als sitzende Figuren, mit indischem Zuschnitte dargestellt, nur allein Erlik-Chan, der Gott des Todtenreichs, der Hölle, stehet. Die guten Burchanen haben eine freundliche, die bösen meist eine furchtbare Gestalt. Man hat von ihnen gemalte Bilder, auf Seide oder Papier, oft mit bewundernswerther Feinheit gearbeitet, auch von Metall gegossene, oder von Siegelerde geformte. Diese haben ein Fußgestell, in welchem etwas Asche von dem Leibe eingeschlossen ist, in welchem sie einst auf der Erde umhergewandelt sind.

Die Kalmücken haben eine eigene Tradition von der Erschaffung der Welt, welche mit der indischen und buddhistischen nahe verwandt und nur nach Beschaffenheit der Nation modifizirt ist. Im Anfang war ein leerer Raum, in diesem entstand ein Regen, woraus ein Meer wurde, in welchem aus dem von allen Seiten herkommenden Stürmen eine Saüle sich bildete. Um die Saüle bildeten sich die Welten, die Sonne aus Glas und Feuer, der Mond aus Glas und Wasser. Die Saüle hat vier Seiten, eine silberne, eine himmelblaue, eine goldene und eine dunkelrothe. Diese bilden die vier Tageszeiten Morgen, Mittag, Nachmittag, Abend. Trit die Sonne hinter die Saüle, so ist Nacht. Die Welten sind von Burchanen bewohnt und von Tengri, Luftgeistern. Dieß sind die bösen Wesen.

Auf unserer Welt bilden vier Berge vier Hauptflüsse, Ganga, Schilda, Baktschu und Aipana. Zwischen den Gebirgen weidet ein wunderbarer Elephant, einige Meilen lang, schneeweiß, mit 33 rothen Köpfen. An jedem Kopfe sind sechs Rüssel, an jedem Rüssel sechs Brun-

nen, auf jedem Brunnen sechs Sterne und jeder Stern trägt eine schöne Jungfrau aus der Familie der Luftgeister. Auf dem mittelsten Kopfe des Elephanten sitzt Churmustu Tengri, der Schutzgeist der Erde.

Die ersten Menschen lebten 80,000 Jahre; sie waren alle heilig und erhoben sich in den Himmel. Hierauf folgte ein unglücklicheres Zeitalter. Ein Mensch kostete von einem gewissen Gewächse, Schime, da verschwand die Heiligkeit und die Kraft der Menschen, sich in den Himmel zu erheben. Später nahmen die Menschen zu andern Speisen ihre Zuflucht, weil jene ausging, und nun nahmen die Tugenden Abschied von der Erde und die Laster fanden sich ein. Man bauete den Acker, machte den Klügsten zum Befehlshaber und dieser wurde zuletzt der Chan. In diesem Zustande lebt das gegenwärtige Weltalter, in welchem, als das Alter der Menschen auf 100 Jahre gesunken war, der große Stifter der lamaischen Religion Dschakschamuni kam und seine Lehre den 61 Völkern der Erde predigte. Unglücklicher Weise nahm jede Nation seine Lehre mit andern Organen und in einem andern Verstande auf und daraus sind so viel Religionen und Sprachen entstanden, als es Völker gibt *).

Sichtbar sind hier die Aehnlichkeiten mit der biblischen Kosmogonie und den hesiodischen und indischen Weltaltern.

Wir blicken nun auf einige der vornehmsten Götterwesen der Kalmückischen Mythologie.

---

*) Kann man über die Entstehung der verschiedenen Religionformen richtiger urtheilen, als hier geschieht? Was hätte ihre Verschiedenheit anders bewirken sollen, als das verschiedene Auffassen?

Abida.

Wahrscheinlich ist dieses Wesen der indische Schiwa oder Isuren. So wie die Seele des Menschen den Leib verlässet, erscheint Abida und ziehet sie an sich. Ist sie rein von Sünden, so behält er sie um sich, ist sie befleckt, so verstößt er sie wieder. Auch gibt er ihnen die Erlaubniß, wieder in einen Körper zu gehen, um die Wanderung wieder zu beginnen. Abidas Wohnung ist im Himmel gen Aufgang der Sonne, wo er einer vollkommenen Ruhe genießt.

Erlik Chan.

Im grellen Contraste mit dem vorhergehenden stehet dieser Höllenfürst und Richter der abgeschiedenen Seelen. Ehemahls ein Fürst der Erde hat er sich durch große Verdienste, so wie durch grobe Sünden, einen Namen gemacht und ward, nachdem er Buße gethan, von Chigemuni zum Richter der Unterwelt bestellt. Er regiert nun die Erlige, die Teufel und die Bewohner der Hölle, und zwar mit Strenge, aber er kann doch nicht alles Böse verhindern, was diese Verdorbenen auf der Erde begehen wollen. Seine Wohnung liegt in Birid, ein Pallast von sechzehn eisernen Mauern umgeben, und sechs und dreißig, Fegefeuern ähnlichen, Eingängen.

Sein Bild stellet ihn dar von Flammen umgeben, auf einem wütenden über einen Menschen knieenden Büffel, stehend. In der rechten Hand hat er einen Scepter, mit einem Todtenkopf an der Spitze, in der linken einen Kappzaum. Vor ihm stehet seine Gemahlinn, ein wunderhäßliches Wesen, deren Schmeicheln ihn zu besänftigen scheint. Todtenköpfe und Flammen umgeben auch sein Haupt. Das Gesicht gleicht einem Löwen mit einer Büffels- oder Ziegenschnauze. Auch hat er etwas vom Priapos an sich. Gewöhnlich ist er dunkelblau und seine Gemahlinn hellblau gemahlt.

Dschakschamuni,

dessen Name, mit verschiedener Mundart wohl, sehr verschieden ausgesprochen wird, heißt auch Dsoo, d. h. alleiniger Burchan. Er kam aus der Geisterwelt herab auf die Erde, die Zeit seines Chubilgans (Emanation) fällt in das letzte Weltalter. Bei seiner Geburt, unbeschadet der Reinheit seiner Mutter, waren alle Luftgeister (Tengri) versammelt. Der Tengri der Erde verrichtete an dem neugebornen Chutuktu (Weisen) das heilige Bad. Als man ihn hierauf in feierlicher Wallfahrt in den Tempel des Gottes der Gegend brachte, beugte sich dieser vor ihm. Ursache genug, daß man von dem Kindlein phrophezeite, es werde etwas Ausserordentliches werden! Und in der That übertraff der Knabe nicht nur bald alle seine Lehrer, sondern setzte sie und alle Weisen seiner Zeit durch seine Weisheit im Reden und Handeln in Erstaunen. Als er erwachsen war, sollte er sich vermählen und seines Vaters Thron besteigen. Nur nach langem Widerstreben ließ er sich dazu bewegen, aber er hatte kaum Besitz von der irdischen Herrlichkeit genommen, als er sie auch schon wieder verließ und sich dem geistlichen Stande widmete, um den jammervollen Zustand der Menschheit zu endigen. Trotz aller Hindernisse führte er seinen Vorsatz aus, begab sich in die Einsamkeit, wo er sich sieben Wochen vorbereitete, dann nahm er den Thron der Burchane in dem heiligen Tempel zu Warnassi in Besitz und lehrte bis in sein achtzigstes Jahr, dann verfaßte er seine Lehre schriftlich und nahm Abschied von der Welt, um in himmlischer Verklärung seine Sorge für die Creatur fortzusetzen *).

Einen

---

*) Ist die auffallende Aehnlichkeit dieser Erzählung mit der des N. Testam. von dem Stifter des Christenthums vielleicht mehr als Zufall? Ist die Tradition nach dem Osten gekommen?

Einen großen Theil seines Lebens hatte er dazu verwenden müssen, den Dewahdet (Tewedat) zu bekämpfen, bis er endlich über ihn Herr wurde und ihn in die Hölle, Awethi, hinabsinken machte, wo er im Feuer büßen muß. Dewahdet, den wir schon in Tibet fanden, scheint ein Gegner Schigemunis gewesen zu seyn und da die Tradition die Scene nach Indien verlegt, so ist wahrscheinlich der Streit der Wischnu- und Schiwa-Sekten unter dieser Erzählung verstanden.

Ist nun Dschakschamuni das unsichtbare Haupt der Gelbmützen unter den Lamaiten, so ist Dewahdet das der Rothmützen, welche noch jetzt den Haß ihrer Meister fortsetzen; ihre sichtbaren Häupter aber sind für jene der Dalai-Lama und für diese der Bogdo-Lama. Der letztere, sagen die neuern Reisenden, war älter als jener; allein er hatte einmahl den Einfall, auch das weibliche Geschlecht in den geistlichen Stand aufnehmen zu wollen. Darüber entstand ein Zwiespalt in seinem Reiche und ein Theil der Geistlichen erwählten sich ein neues Oberhaupt, den Dalai-Lama, der alsbald mächtiger wurde, als der Bogdo. Beide leben jetzt in gutem Vernehmen zusammen und ertheilen einander den Segen, wenn auch der innere Groll noch in keiner Brust erstorben ist; welches wenigstens ein schöneres Beispiel genannt werden muß, als wenn anderwärts zwei oder drei Kirchenoberhäupter einander wechselsweise verfluchten und in den Bann thaten.

Die Kirchengebräuche unter den Kalmücken beschreibt man uns als dieselben, die wir in Tibet kennen gelernt haben; aber eine Eigenheit findet man hier beim Gebete, die man dort nicht hat. Dieß sind die Gebetsmaschinen (Kurudu), eine besondere Art von Rädern, in welchen die Gebete, auf Papierstreifen geschrieben, eingeschlossen sind. Diese Räder drehet nun der fromme Glaubige

zu der bestimmten Stunde soviel mahl herum, als vorgeschrieben ist, und er hat ohne weitere Mühe sein Gebet verrichtet. Man schreibt von solchen Gebetsrädern, die, wie die Wanduhren von Gewichten, oder wie die Windmühlen, vom Luftzuge allein in Bewegung gesetzt werden, auch von solchen, die eine Lichtflamme durch ihre Wärme herumtreibt *). Ohne Zweifel die bequemste Art, seine Wünsche dem höchsten Wesen vorzutragen und der Erhörung gewiß zu seyn, wenn sich der Wind nicht vor der Zeit legt, oder Oel genug zur Unterhaltung des nöthigen Feuers im Gebete vorhanden ist.

Eine andere, nicht weniger eigenthümliche Ceremonie der Kalmücken ist ihre Seelenmesse. Ist Einer gestorben, so wird alsbald der Priester geholt, welcher die Hütte verschließt, wo der Todte liegt und hinter derselben sich niedersetzt. Seine Gehilfen bereiten vor ihm einen kleinen Altar, und bringen Mehl, Butter und einen langstieligen Löffel. Einer aber zeichnet die Figur des Todten mit Tusch auf Papier. Dieses Bild wird von dem Priester in ein Stäbchen geklemmt und in die Erde gesteckt; um den Altar herum stehen sieben Betfahnen, und, ist der Todte an einem bösen Tag, oder unter einem bösen Zeichen gestorben, so werden verschiedene Thierfiguren aus Teig gemacht, mit Farben bemahlt und um die Hütte aufgestellt. Sind diese Vorbereitungen fertig, so fängt der Gellong an zu lesen, zu beten, zu singen. Der Inhalt seines Vortrags ist theils Gebet, theils Klage um den Verstorbenen, theils Lobrede auf ihn. Er besprengt das Bildniß desselben dabei häufig mit Weihwasser und wirft Hirse, Hafer und Waizen dagegen. Zuletzt wird es verbrannt und ein wenig Asche mit Butter und Mehl vermischt und diese Masse in das Feuer auf den Altar ge-

*) Nach andern Nachrichten sind diese Gebetsräder auch in China und in ganz Mittelasien zu finden.

schüttet. Während sie brennt, wird die Seele des Verstorbenen von zwei Erligen in dasselbe Feuer gebracht und darin gelaütert; ausserdem müßte sie ewig in der Hölle brennen, wenn nicht etwa ein Burchan sie bei seinem Besuch daselbst erlöst. Diese Ceremonie dauert bei einer fürstlichen Leiche 49 Tage und die Geistlichen erhalten eine beträchtliche Belohnung dafür, denn in der ganzen Horde wird der Zehente an Vieh dazu eingefordert und manchmahl bekommt ein Geistlicher zehn Stück Pferde, ohne das andere Vieh nach einer solchen Ceremonie. So lang diese dauert, tödtet kein Kalmücke irgend ein lebendiges Wesen, weil er damit der Seele des Vollendeten Schaden thun könnte.

Noch gedenken wir als einer Besonderheit eines Talismannes der Kalmücken, Altangatusun, die Figur einer Eidexe, welcher den, der ihn trägt, unfehlbar vor allen Waffen schützt; daher er sehr haüfig von den Kriegern getragen wird.

Priester.

Die Priester der Kalmücken heißen Gellong (Gellüng), ihre Gehilfen (Diakone) Gädsül und die Novizen ihres Standes Mandschi. Die Gellongs sind nach Alter, Gelehrsamkeit, Tugend verschieden an Rang und Ansehen. Die angesehensten heißen gewöhnlich Bakschi (Lehrer)-Gellong und halten die geistlichen Schulen und Versammlungen, haben auch, durch die Opfergaben der Laien, beträchtliche Vortheile.

Auf fünfzig Kalmückenfamilien kann man ungefähr einen Gellong rechnen. Gewöhnlich leben und wohnen sie unter den Laien, um sogleich bei allen Vorfällen bei der Hand zu seyn. Die Bakschi aber wohnen gewöhnlich abgesondert und halten in ihrem Bereiche die Versammlungen der Priester, die bald mehr bald weniger

zahlreich sind. Die Weihe eines Gellong ist hinreichend, ihm die höchste geistliche Würde zu verschaffen. Die Regeln, nach welchen er leben muß, sind streng, er muß sich der Stutenmilch, des Pferdefleisches und vieler andern Thiere, des Branntweins und des Tabacks völlig enthalten; er muß im ehelosen Stande bleiben und das Gelübde der Keuschheit streng beobachten. Dafür können sie alle geistlichen Geschäfte ohne Einschränkung verrichten, so gut wie ihre höhern Prälaten. Ihre Kleidung unterscheidet sie von den Laien, der Kopf ist ganz kahl, aber mit einer Mütze bedeckt, die sie niemahls, auch vor keinem Fürsten, abnehmen. Zum hohen Ornate gehöret eine Art von Meßgewand, welches der Gellong überall mit sich führt. Auch führt er einen Teppich bei sich, den er gebrauchen muß, wenn er sich setzen oder legen will. An irdischen Gütern gebricht es ihnen nicht, sie sind vielmehr fast alle reich durch die Gaben der Laien, da sie diesen in allen Begebenheiten des Lebens unentbehrlich sind und für ihren Beistand reichlich belohnt werden.

Die Kalmücken sind ein Zweig der früherhin über ganz Mittelasien verbreitet gewesenen und jetzt nur noch in Bruchstücken übrigen mongolischen Nation, bei welcher durchgängig der Lamaismus Religion war. Da diese Nation in ihren langwierigen und weitverbreiteten Kriegen mit Christen und Muhamedanern, wie mit Juden und andern Heiden, in Verbindung kam, so erklärt sich vielleicht Manches in dem Cultus oder den Religionvorstellungen ihrer Nachkommen auf eine ungezwungene Weise. Zeigt es doch die Weltgeschichte in vielen Fällen, daß die Sieger von den Besiegten gelernt und angenommen haben, was diese an wirklichen oder vermeinten Geistesvorzügen besaßen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google